Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

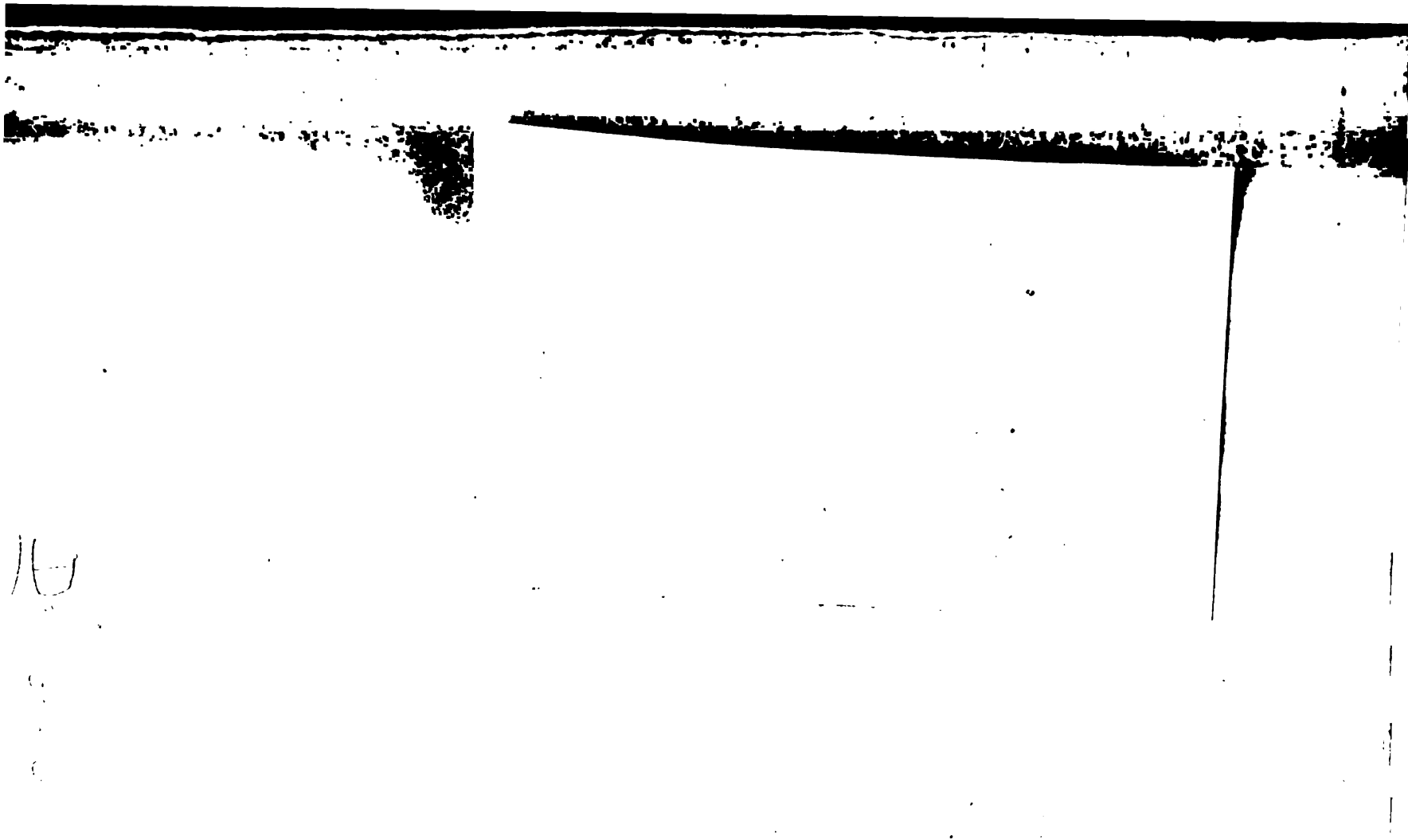
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08174101 3

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

YORK
LIC
ARY

Band VII.

Oktober 1905 — März 1906.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1906 L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Namenregister.

Seite

Asmussen, P., Mäßigkeit oder Totalenthaltsamkeit 680
Block, Fr., Zur Reichsfinanzreform 541
Boborykin, P., Die Schenkung. Erzählung. Deutsch von M. Beßmertny 307 457
Charmaz, Richard, Das Österreichische Konkordat mit Rom (Ein Jubiläumsartikel) 180
Credner, Dr. Carl, Wissen und Anschauung. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage 318
Der Empfang europäischer Gesandten beim Mikado (Deutsch von M. Beßmertny) 697
Diplomaticus, Die Thronrede und unsere auswärtige Politik . . 393
Dippe, Gustav, Musikberichte 125 250 380 507 640 762
Escherich, Mela, Unsere „heidnischen" Volkslieder 164
Eschwege, Ludwig, Die Erben der Sozialdemokratie 603
Feigenbaum, Dora, Die Reklame. Ihre Entwickelung und Bedeutung 427 589
Föllmer, W., Eine Hochzeitsreise vor der Hochzeit 620 742
Fries, Dr. Carl, Zur modernen Plastik 348
Fürth, Henriette, Kulturideale und Frauentum. Eine zeitgemäße Betrachtung 86 202
Gagliardi, E., Die städtische Brotfabrikation in Italien 729
Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Adam Müllers Leipziger Berichte 1816—27 534
Gildemeister, Andreas, Berlin—München—Bremen. Ein Beitrag zur Dezentralisationsfrage 219 271 520
Haufe, Dr. Ewald, Die Gefahr der Verwelschung Tirols 292
Hoensbroech, Graf Paul von, Presse und Ultramontanismus . . 1
Hoensbroech, Graf Paul von, „Streiflichter" . . 132 259 387 514 771
Hopfen, Dr. Otto Hellmut, Rußlands Erbschaft vom deutschen Orden Teil I 750
Hoerschelmann, Emilie von, Der Soracte 224 297
Johannsen, Dr. Johann, Wer hat Recht in der Schulfrage . . . 693
Kappstein, Dozent Th., Gibt es eine gelbe Gefahr? Eine Antwort aus Kultur- und Religionsgeschichte 436
Kappstein, Dozent Th., Berliner Theaterkunst 129 252 382 509 642 766
Katscher, Leopold, William Thomas Stead. Ein modernes Charakterbild 468

Digitized by Google

Seite

Klokow, Ida, Die Frauenfrage, eine Frage der Gesamtheit . . . 708
Kohut, Dr. Adolph, Johann Gottfried Herder und die Erbgräfin Maria von Schaumburg-Lippe 330
Krüger, Ernst, Kunstweberei im Altertum 563
Liman, Dr. Paul, Das Herrschertum 51
Lipps, Prof. Dr. Theodor, Kleidung als Ausdruck 39 137
Lohan, Dr. Max, Zur Frage der Reichswehrsteuer 672
Loewenfeld, J. R. von, Als der alte Rück mir beichtete. Nach einem alten Manuskripte 495
Mayer, Dr. Eduard von, Kulturgüter und Kulturwerte 736
Meyer, Dr. jur. Curt, Das Shylock-Problem und das moderne Rechtsleben 276
Meyer, Oswald, Die Heide. Gedicht 362
Mittenzwey, L., Zur Klostererziehung. Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie 342 480
Moeller-Bruck, A., Emil Strauß, ein deutscher Erzähler . . 553 684
Münch, Dr. Ph., Schule und Fachbildung 720
Münz, Dr. Bernhard, Aus dem Lager der Goethegegner 657
Nordschleswiger, von einem, Zur Sprachenfrage im nördlichen Schleswig 610
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunstausstellungen 120 246 374 502 635 758
Österreicher, von einem, Ungarisches 30
Pfleiderer, Prof. D. Otto, Ein Prophet des national-sozialen Programms 265
Pfleiderer, Prof. D. Otto, Über das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften. Vortrag beim Kongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis 1904 521
Pohlmann, A., Die Bodenreformbewegung 75
Schirmacher, Dr. Käthe, Die nationale Zweiteilung Böhmens . . 65
Schlüter, Wilhelm, Sören Kierkegaard 417
Schottmüller, Hildgart, Emile Zola und die asketische Moral der katholischen Kirche 701
Schreck, Franz, Mit dem „Meteor" nach Norwegen 268
Schulze-Berghof, Paul, Im Heidekraut. Erzählung . . 98 232 363
Sontag, Amtsrichter Dr., Kraftur (Eine Studie zur Polenfrage) . 649
Sperber, O., Das Verschwinden der deutschen Sprache in Nordamerika 492
Straß, Rudolph, Karl Peters „England und die Engländer" . . . 336
Sußmann-Ludwig, Anna, Zwei Frauentagungen 486
Tönnies, Prof. Dr. Ferd., Die nordamerikanische Nation . . 407 573
Weil, Bruno, Der Papst und die Juden. Allerlei Mittelalterliches 57
Zeitlin, Dr. Leon, Kunstpolitik 283
Zimmer, Prof. D. Friedr., Frauenfrage und Mädchenerziehung . . 545

Digitized by Google

Sachregister.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Verwaltung, Politik.

Mäßigkeit oder Totalenthaltsamkeit von P. Asmussen 680
Zur Reichsfinanzreform von Fr. Block 541
Das Österreichische Konkordat mit Rom (Ein Jubiläumsartikel) von Richard Charmatz 180
Die Thronrede und unsere auswärtige Politik von Diplomaticus 393
Die Erben der Sozialdemokratie von Ludwig Eschwege 603
Die Reklame. Ihre Entwickelung und Bedeutung von Dora Feigenbaum 427 589
Kulturideale und Frauentum. Eine zeitgemäße Betrachtung von Henriette Fürth 86 202
Die städtische Brotfabrikation in Italien von E. Gagliardi . . . 729
Berlin—München—Bremen. Ein Beitrag zur Dezentralisationsfrage von Andreas Gildemeister 219 271 520
Die Gefahr der Verwelschung Tirols von Dr. Ewald Haufe . . . 292
Presse und Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 1
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 132 259 387 514 771
Rußlands Erbschaft vom deutschen Orden, Teil I von Dr. Otto Hellmut Hopfen 750
Die Frauenfrage, eine Frage der Gesamtheit von Ida Klokow . . 708
Das Herrschertum von Dr. Paul Liman 51
Zur Frage der Reichswehrsteuer von Dr. Max Lohan 672
Das Shylock-Problem und das moderne Rechtsleben von Dr. jur. Curt Meyer 276
Zur Sprachenfrage im nördlichen Schleswig von einem Nordschleswiger 610
Ungarisches von einem Österreicher 30
Ein Prophet des national-sozialen Programms von Prof. D. Otto Pfleiderer 265
Die Bodenreformbewegung von A. Pohlmann 75
Die nationale Zweiteilung Böhmens von Dr. Käthe Schirmacher 65
Krakau (Eine Studie zur Polenfrage) von Amtsrichter Dr. Sontag 649
Das Verschwinden der deutschen Sprache in Nordamerika von O. Sperber 492
Karl Peters „England und die Engländer" von Rudolph Stratz . 336

Digitized by Google

Seite

Zwei Frauentagungen von Anna Sußmann-Ludwig 486
Die nordamerikanische Nation von Prof. Dr. Ferd. Tönnies 407 573
Frauenfrage und Mädchenerziehung von Prof. D. Friedr. Zimmer 545

Literatur.

Unsere „heidnischen" Volkslieder von Mela Escherich 164
Adam Müllers Leipziger Berichte 1816—27 von Prof. Dr. Ludwig Geiger 534
William Thomas Stead. Ein modernes Charakterbild von Leopold Katscher 468
Johann Gottfried Herder und die Erbgräfin Maria von Schaumburg-Lippe von Dr. Adolph Kohut 330
Emil Strauß, ein deutscher Erzähler von A. Moeller-Bruck . 553 684
Aus dem Lager der Goethegegner von Dr. Bernhard Münz . . 657
Sören Kierkegaard von Wilhelm Schlüter 417
Emile Zola und die asketische Moral der katholischen Kirche von Hiltgart Schottmüller 701

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Der Empfang europäischer Gesandten beim Mikado (Deutsch von M. Beßmertny) 697
Unsere „heidnischen" Volkslieder von Mela Escherich 164
Kulturideale und Frauentum. Eine zeitgemäße Betrachtung von Henriette Fürth 86 202
Berlin—München—Bremen. Ein Beitrag zur Dezentralisationsfrage von Andreas Gildemeister 219 271 520
Die Gefahr der Verwelschung Tirols von Dr. Ewald Haufe . . . 292
Rußlands Erbschaft vom deutschen Orden, Teil I von Dr. Otto Hellmut Hopfen 750
Der Soracte von Emilie von Hoerschelmann 224 297
Gibt es eine gelbe Gefahr? Eine Antwort aus Kultur- und Religionsgeschichte von Dozent Th. Kappstein 436
Kulturgüter und Kulturwerte von Dr. Eduard von Mayer . . . 736
Zur Klostererziehung. Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie von L. Mittenzwey 342 480
Ungarisches von einem Österreicher 30
Die Bodenreformbewegung von A. Pohlmann 75
Die nationale Zweiteilung Böhmens von Dr. Käthe Schirmacher 65
Mit dem „Meteor" nach Norwegen von Franz Schreck 268
Krakau (Eine Studie zur Polenfrage) von Amtsrichter Dr. Sontag 649
Karl Peters „England und die Engländer" von Rudolph Stratz . 336
Die nordamerikanische Nation von Prof. Dr. Ferd. Tönnies 407 573

Digitized by Google

Seite

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Das Österreichische Konkordat mit Rom (Ein Jubiläumsartikel) von Richard Charmatz 180
Presse und Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 1
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 132 259 387 514 771
Gibt es eine gelbe Gefahr? Eine Antwort aus Kultur- und Religionsgeschichte von Dozent Th. Kappstein 436
Zur Klostererziehung. Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie von L. Mittenzwey 342 480
Über das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften (Vortrag beim Kongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis 1904) von Prof. D. Otto Pfleiderer 521
Sören Kierkegaard von Wilhelm Schlüter 417
Emile Zola und die asketische Moral der katholischen Kirche von Hiltgart Schottmüller 701
Der Papst und die Juden. Allerlei Mittelalterliches von Bruno Weil 57

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Wissen und Anschauung. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage von Dr. Carl Credner 318
Wer hat Recht in der Schulfrage von Dr. Johann Johannsen . 693
Kleidung als Ausdruck von Prof. Dr. Theodor Lipps 39 137
Zur Klostererziehung. Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie von L. Mittenzwey 342 480
Schule und Fachbildung von Dr. Ph. Münch 720
Zur Sprachenfrage im nördlichen Schleswig von einem Nordschleswiger 610
Über das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften (Vortrag beim Kongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis 1904) von Prof. D. Otto Pfleiderer 521
Frauenfrage und Mädchenerziehung von Prof. D. Friedr. Zimmer 545

Kunst, Musik, Theater.

Musikberichte von Gustav Dippe 125 250 380 507 640 762
Zur modernen Plastik von Dr. Carl Fries 348
Berliner Theaterkunst von Dozent Th. Kappstein 129 252 382 509 642 766
Kunstweberei im Altertum von Ernst Krüger 563
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 120 246 374 502 635 758
Kunstpolitik von Dr. Leon Zeitlin 283

Digitized by Google

Seite

Dichtungen, Erzählungen.

Die Schenkung. Erzählung. Deutsch von M. Beßmertny von P. Boborpkin 307 457
Der Empfang europäischer Gesandten beim Mikado. (Deutsch von M. Beßmertny) 697
Eine Hochzeitsreise vor der Hochzeit von W. Föllmer . . . 620 742
Als der alte Rück mir beichtete. Nach einem alten Manuskripte von J. R. von Loewenfeld 495
Die Heide. Gedicht von Oswald Meyer 362
Mit dem „Meteor" nach Norwegen von Franz Schreck 268
Im Heidekraut. Erzählung von Paul Schulze-Berghof 98 232 363

Ständige Berichte.

Musikberichte von Gustav Dippe 125 250 380 507 640 762
„Streiflichter" von Graf Paul von Hoensbroech 132 259 387 514 771
Berliner Theaterkunst von Dozent Th. Kappstein 129 252 382 509 642 766
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 120 246 374 502 635 758

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Anfang Oktober 1905 erscheint:

Hohenzollern

von

Dr. Paul Liman.

1.—5. Tausend.

ca. 320 S. Preis geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Der Verfasser des vielbesprochenen und in kurzer Zeit weit verbreiteten Buches „Der Kaiser" wendet sich in seinem neuesten Werke sowohl gegen die romantische Auffassung Wilhelms II. vom Recht und Verdienste der Fürsten, wie gegen die materialistische Geschichtsdarstellung, die das Recht der Persönlichkeit und die Macht der Ideen als Bedingungen des historischen Fortschrittes ausscheiden will. Unbekümmert um höfische Empfindlichkeit zeichnet er das Bild im Guten und Bösen, ebenso unbekümmert um die Gunst des Pöbels aber auch Verdienst und Schuld der Masse.

Von den einzelnen Abschnitten seien hervorgehoben: Das Herrschertum — Die Hohenzollernlegende — Der Ghibellinentraum — „Auch aus der Masse steigen Männer empor" — Steigende und sinkende Tendenzen — Das Preußentum — Der erste Kaiser und sein Enkel ꝛc.

Digitized by Google

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau

Ein deutscher Jules Verne

Soeben erschienen:

Unter Mars-menschen

Erzählung von

Oskar Hoffmann

Preis nur 3 Mark

Der Verfasser, ein deutscher Schriftsteller, ist als ein echter Nachfolger und Erfüller des französischen Romantikers Jules Verne zu betrachten. Seine originellen und phantasievollen Erzählungen bieten so unendlich viel des Unterhaltenden, Interessanten und Belehrenden, daß alt und jung die Lektüre des obigen Werkes wärmstens empfohlen werden kann. Alle Freunde der Verneschen Romane werden sich auch an der die kostbarsten Blüten treibenden Phantasie Oskar Hoffmanns zu ergötzen vermögen.

Ferner:

ein neuer Roman von ERNST GEORGY

dem Verfasser von „Die Berliner Range",
unter dem Titel

Preis nur 2.50 Mk. — **Jenseits der Ehe** — Preis nur 2.50 Mk.

Ein deutscher Jules Verne

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese Bücher entgegen

Digitized by Google

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.
Illustr. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin W. 35.

Das beste Buch über die Entstehungsursachen des russisch-japanischen Krieges und über den Krieg selbst ist nach dem einstimmigen Urteil aller kompetenten Beurteiler:

Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Kriegskorrespondenten
von
Max Th. S. Behrmann.
Preis: Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

UNWIN'S LIBRARY

per volume Mark 1.50 or Francs 2.00

Best modern English and American novels etc. — Latest volumes:

34: **The Yarn of Old Harbour Town**
By W. Clark Russell

35: **The Flut of Pan**
By John Oliver Hobbes

36: **The Siren's Nt**
By Florence Roosevelt

To be obtained at all book shops and railway stalls on the Continent

T. FISHER UNWIN
London - Leipzig - Paris - Turin

Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung, Hannover.

Das Buch der Berufe

Ein Führer und Berater bei der Berufswahl.

Motto: „Erkenne dich selbst."

I. Band: **Der Marineoffizier.** Von Eugen Kohlhauer, Korvettenkapitän a. D.
II. Band: **Der Elektrotechniker.** Von Fritz Süchting, Ingenieur des städtischen Elektrizitätswerkes Bielefeld.
III. Band: **Der Ingenieur.** Von Wilh. Freyer, Ingenieur und Lehrer an der höheren Maschinenbauschule zu Hagen i. W.
IV. Band: **Der Chemiker.** Von Dr. Hermann Warnecke, Chemiker der Chemischen Fabrik de Haën, List vor Hannover.
V. Band: **Der Offizier.** Von Major Faller.
VI. Band: **Der Arzt.** Von Dr. med. Georg Korn.
VII. Band: **Der Oberlehrer.** Von Dr. Fr. Seiler, Professor am Gymnasium zu Wernigerode.
VIII. Band: **Der Journalist.** Von Dr. Richard Jacobi, Chefredakteur des Hannoverschen Couriers.
IX. Band: **Der Architekt.** Von Dr. Willy Jänecke, Regierungs-Baumeister.
X. Band: **Der Musiker.** Von Ludwig Wuthmann.

Jeder Band reich illustriert.

Elegant kartoniert M. 3.—. **Elegant gebunden M. 4.—.**

Herr Generalsekretär Dr. W. Beumer sagte über **Das Buch der Berufe** in „Stahl und Eisen": „Das vorstehende Unternehmen ist unserer Meinung nach ein sehr bedeutungsvolles und entspricht einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis. Es ist nicht zu verwechseln mit den nach Hunderten zählenden Büchern über die Berufswahl, die ein Kompendium der Vorschriften über die Berechtigungen unserer höheren Lehranstalten, die Vorbedingungen zur Aufnahme in die Universität, die technische Hochschule und dgl. enthalten, sondern hier liegt eine vertiefte, von Fachleuten geschriebene Darstellung der einzelnen Berufsarten und ihrer Aufgaben vor, die einen wirklichen Einblick in das Wesen des betreffenden Berufes gestattet. Sie bildet somit nicht allein für die Eltern einen Ratgeber bei der schweren Frage der Berufswahl für ihre Söhne, sondern für die letzteren nach geschehener Berufswahl auch ein vortreffliches Vademekum für die erste Zeit des Studiums. Wir begrüßen deshalb das Unternehmen mit besonderer Freude".

Digitized by Google

Inhalt:

	Seite
Presse und Ultramontanismus von Graf von Hoensbroech	1
Ungarisches von einem Österreicher	30
Kleidung als Ausdruck von Prof. Dr. Theodor Lipps (Teil I)	39
Das Herrschertum von Dr. Paul Liman	51
Der Papst und die Juden. Allerlei Mittelalterliches von Bruno Weil	57
Die nationale Zweiteilung Böhmens von Dr. Käthe Schirmacher	65
Die Bodenreformbewegung von A. Pohlmann	75
Kulturideale und Frauentum. Eine zeitgemäße Betrachtung von Henriette Fürth (Teil I)	86
Im Heidekraut von Paul Berghof (Teil I)	98
Kunstberichte:	
Berliner Kunstausstellungen von Dr. M. Osborn	120
Vom Operntext von Gustav Dippe	125
Berliner Theaterkunst von Th. Kappstein	129
Streiflichter: Der Friede von Portsmouth und seine Folgen. Unsere Beziehungen zu England und unser Botschafter in London. Der Straßburger Katholikentag. Die afrikanischen Unruhen. Falscher Standpunkt gegenüber den christlichen Missionen	132

Bezugspreis für das Vierteljahr von 3 Heften 6 Mark (auch durch die Postämter). Einzelpreis des Heftes 2.50 Mark. Bei direkter Zustellung nach Orten außerhalb des Geltungsbereichs der inneren deutschen Posttaxe vierteljährlich 7 Mk.

Ausgegeben am 15. September 1905.

Zusendungen für die Schriftleitung werden erbeten an die Adresse des Herausgebers: Groß-Lichterfelde bei Berlin, Drakestraße 79.

Da die Annahme von Beiträgen von dem Ergebnis der Prüfung abhängig ist, bedarf es einer vorherigen Anfrage nicht. Dringend wird gebeten, die Beiträge in leserlicher Schrift und auf einseitig beschriebenem Papier mit Rand einzuliefern.

Schwer leserliche Manuskripte werden ohne Prüfung zurückgesandt. Bei Einsendung von Manuskripten ist das Rückporto beizufügen.

Besprechungs-Exemplare sind einzusenden an die Verlagshandlung: Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX TILDEN FOUNDATIONS

Presse und Ultramontanismus.*)

Von Graf von Hoensbroech.

Von zwei Tatsachen ist bei Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes auszugehen:

1. Die Presse (ich verstehe darunter zunächst Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften, nicht so sehr Broschüren und Bücher) ist das wirkungsvollste Aufklärungsmittel der Gegenwart;

2. der Ultramontanismus ist der gewaltigste und gefährlichste Kulturgegner; gewaltiger und gefährlicher als die Sozialdemokratie.

Die erste Tatsache ist unbestritten, die zweite findet in immer weiteren Kreisen Anerkennung.

Aus diesen beiden Tatsachen folgt unabweisbar: also ist wichtigste Aufgabe der Presse, den Ultramontanismus zu bekämpfen.

Wenn ich sage „wichtigste" Aufgabe, so will ich dadurch die anderen „wichtigsten" Aufgaben der Presse weder leugnen noch verkleinern. Abgesehen von der Aufgabe, Nachrichtenbote aus aller Welt zu sein, liegt der Presse ob, die Verhältnisse der Politik und des Handels — beides im weitesten Sinne — darzulegen; es liegt ihr ob, in bezug auf Kunst, Wissenschaft und Literatur ein möglichst getreues Spiegelbild der Zeitströmungen zu geben und für diese Dinge ein möglichst objektiver Beurteiler und Ratgeber zu sein. Mit einem Wort, es liegt der Presse ob, Kulturförderer zu sein; denn Politik, Handel, Kunst, Wissenschaft, Literatur bilden als ebensoviele Teile das Ganze der menschlichen Kultur.

Aber weil dem so ist, bleibt für die Presse das wichtigste, auf der Wacht zu stehen gerade demjenigen Gegner gegenüber,

*) Dieser Aufsatz erscheint gleichzeitig als Broschüre im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin. Preis 50 Pfg.

Digitized by Google

der unter allen Feinden der Todfeind wahrer Kultur ist, und der seinen mächtigen, kulturwidrigen Einfluß in Politik und Handel, in Kunst, Wissenschaft und Literatur unheilvoll geltend macht. Dieser Feind ist der Ultramontanismus.

Ultramontanismus ist jenes weltlich-politische System, das unter dem Deckmantel von Religion und unter Verquickung mit Religion weltlich-politische Ziele mit weltlich-politischen Mitteln anstrebt; das dem Haupte der von ihm beherrschten und mißbrauchten katholischen Religion, dem römischen Papste, die Stellung eines weltlich-politischen Großkönigs zuspricht; es ist jenes System, das auf allen Gebieten der menschlichen Betätigung herrschen will und weder religiöse noch politische noch wissenschaftliche Freiheit duldet.

Die Richtigkeit dieser Begriffsbestimmung kann ich hier nicht erweisen. Erwiesen habe ich sie in meinen beiden Werken: „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung" (Berlin, H. Walther) und: „Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel).*) Erwiesen ist übrigens diese Richtigkeit, besser als durch Bücher und Schriften, durch die tausendjährige Geschichte des Ultramontanismus selbst.

Nur bei einem Punkte der Begriffsbestimmung verweile ich einen Augenblick, nämlich bei dem Unterschied, den sie macht zwischen Ultramontanismus und katholischer Religion. Ein Kampf gegen den Ultramontanismus ist also nicht ein Kampf gegen die katholische Religion, ist nicht ein konfessioneller Kampf, sondern ist ein Kulturkampf im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. in dem Sinne, den schon Virchow dem arg mißdeuteten Worte gegeben hat: „Es handelt sich nicht um einen religiösen, nicht um einen konfessionellen Kampf, es handelt sich um einen höheren, die ganze Kultur betreffenden Kampf, der von diesem Standpunkte aus weiter zu führen ist." (Rede zu Magdeburg am 16. Oktober 1876.)

Wie erfüllt nun die Presse diese ihre große Aufgabe dem großen Gegner gegenüber; wie kämpft sie den Kulturkampf? Ich antworte: Sie wird ihrer großen Auf-

*) Von der großen Ausgabe dieses Werkes (erstmalig erschienen 1900) ist die 5. Auflage, von seiner Volksausgabe (erschienen Oktober 1904) ist das 40. Tausend ausgegeben worden.

Digitized by Google

gabe nicht gerecht; sie kämpft den Kampf mit unzureichenden Mitteln.*)

Das Mittel gegen den Ultramontanismus und vor allem das Mittel der Presse gegen ihn ist: Aufklärung über sein Wesen und über seine Geschichte. Um aber Aufklärung über einen Gegenstand, über ein System verbreiten zu können, muß man den Gegenstand, das System kennen, und je wichtiger der Gegenstand, je verwickelter, je umfassender das System ist, um so gründlicher muß die Kenntnis und also auch das Studium von Gegenstand und System sein.

Hier ist der wunde Punkt im Kampfe der Presse gegen den Ultramontanismus, und hier liegt ihre Schuld: sie kennt den Ultramontanismus nicht genügend; sie widmet ihm nicht das erforderliche Studium.

Soeben betonte ich den Unterschied zwischen Ultramontanismus und katholischer Religion; seine Hervorhebung ist gerade für den Kampf der Presse gegen den Ultramontanismus von äußerster Wichtigkeit. Besser als andere — es liegt darin keine Selbstüberhebung, sondern die Feststellung des Ergebnisses meines Lebensganges — weiß ich, daß der Ultramontanismus die katholische Religion durchsetzt und durchfasert, sie recht eigentlich beherrscht; daß die hierarchischen, journalistischen und parlamentarischen Heerführer des Ultramontanismus die Einheit und Einerleiheit von Ultramontanismus und katholischer Religion leidenschaftlich behaupten, weil es Lebensinteresse des Ultramontanismus ist, seine unreligiösen, weltlich-politischen Herrschaftsansprüche mit dem Mantel der Religion zu umhüllen, um sie „sakrosankt" zu machen und einen Angriff auf sie zu einem Angriffe auf Religion, den Kampf gegen ihn zu einer „Religionsverfolgung" stempeln zu können. Dennoch bleibt der auch durch die Geschichte bestätigte Wesensunterschied zwischen katholischer Religion und Ultramontanismus bestehen (vgl. mein Buch: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung, Berlin, H. Walther, 2. Aufl. S. 31—66), ein Unterschied, den gute, echt religiöse Katholiken aller Zeiten bis in die Gegenwart, ja selbst Päpste, betont haben und betonen. Weil dieser Unterschied vor 30 Jahren nicht gemacht worden ist,

*) Damit sollen die erfreulichen Ausnahmen in der Presse selbstverständlich nicht geleugnet werden; hier kann nur von der Presse im allgemeinen die Rede sein.

Digitized by Google

weil man damals gegen den Ultramontanismus Gesetze schuf, die gleichzeitig berechtigte religiöse Gefühle der Katholiken schwer verletzten, deshalb und nur deshalb scheiterte der Kulturkampf der 70 er Jahre und erhielt den Leumund eines gegen die katholische Religion unternommenen Kampfes. Nur in der scharfen Hervorhebung dieses Unterschiedes liegt die Siegesgewißheit eines neu zu führenden Kulturkampfes.

Warum bin ich auf diesen Unterschied noch einmal zurückgekommen? Weil sich daraus die Notwendigkeit ergibt, daß, wer den Ultramontanismus bekämpfen will, ihn und die katholische Religion gründlich kennen und studieren muß. Das gilt also auch von der Presse: Kenntnis und Studium des Ultramontanismus und der katholischen Religion.

Was nun die mangelnde Kenntnis der Presse in bezug auf Ultramontanismus und katholische Religion angeht, so könnte ich aus meiner Sammelmappe über diesen Gegenstand Seiten und Seiten mit Beispielen füllen. Und zwar fanden sich diese Beispiele nicht etwa bloß in den Spalten kleiner Blätter, sondern in führenden Tageszeitungen, in weitverbreiteten, hochgeachteten Wochen- und Monatsschriften.

Was man dort zuweilen liest über katholische Dinge, ist, wie man zu sagen pflegt, haarsträubend; es fordert den berechtigten Spott der ultramontanen Presse geradezu heraus. Und wäre es bloß Spott! Aber diese geschickte Presse benutzt die aus Unwissenheit vorgebrachten derben Unrichtigkeiten, um über „Verleumdung“ zu zetern und ihrer Gefolgschaft immer und immer wieder zuzurufen: Seht, wie man uns behandelt! Das weckt dann in katholischen Kreisen naturgemäß ein Gefühl des Verfolgtseins, stärkt ihren Widerstand und macht sie unempfänglich auch für berechtigte und maßvolle Kritik an ihrer Religion.

Ich will aber auf diese gewissermaßen Detail-Unwissenheit katholischer und ultramontaner Dinge nicht näher eingehen. Es würde mich zu weit führen. Auch liegt die Hervorhebung dieser Unkenntnis außerhalb der Richtung meines Aufsatzes, der nicht die Begehungs- und Unterlassungssünden der Presse in bezug auf die Katholiken zum Gegenstande hat, sondern die durch Unkenntnis von Ultramontanismus und katholischer Religion verübten Pressesünden an der nichtultramontanen und nichtkatholischen Welt, die infolge dieser Unkenntnis ihrer Zeitungen die so notwendige Aufklärung über den großen Kulturgegner nicht erhält, also auch über die ungeheuere Größe der ultramontanen Kultur-

Digitized by Google

gefahr und über die zwingende Notwendigkeit, ihr geschlossen entgegenzutreten, nicht oder nur mangelhaft unterrichtet wird.

Auf verhältnismäßig weniges werde ich mich beschränken, dafür aber nur Grundsätzliches und kirchenpolitisch Aktuelles bringen.

Muß ich zuvor versichern, daß ich nicht schreibe, um der Presse am Zeuge zu flicken? Ich glaube kaum. Selbst zur Presse, zur Zunft gehörend, habe ich wahre Hochachtung vor ihrer Aufgabe, ihrer Macht, ihrem Einflusse, und mein redliches Bemühen ist, diese Macht und diesen Einfluß erfolgreich gegen diejenige Weltmacht sich betätigen zu sehen, die, gefährlicher als alle anderen Feinde, die höchsten Güter der Menschheit schwer bedroht. Erfolgreiche Betätigung ist aber nur möglich bei genauer Kenntnis des Gegners. Zweck meiner Worte ist, die ethische Pflicht, solche Kenntnis sich zu beschaffen und weiter zu verbreiten, der Presse zum Bewußtsein zu bringen. Dieser Zweck erheischt Offenheit der Sprache; um aber jeden Anlaß zur Empfindlichkeit zu beseitigen, unterlasse ich es, Namen von Zeitungen zu nennen.

Meine Lebensaufgabe ist der Kampf gegen den Ultramontanismus, und weil ich, im Herzen des Ultramontanismus, im Jesuitenorden, herangebildet, ihn genauer als die meisten anderen kenne, so ist meine Hauptaufgabe, Andere die richtige Kampfart zu lehren. In diesem schweren Berufe stehe ich jetzt volle 12 Jahre, rastlos arbeitend, ohne je auch nur einen Blick nach links, nach rechts, nach oben oder unten geworfen, ohne je die Gunst irgend welcher Person oder Partei gesucht zu haben. Jahre bin ich meinen Weg allein gegangen über große Schwierigkeiten hinweg, durch Nichtverstehen und Mißverstehen hindurch, begleitet von der Gegnerschaft der ultramontanen und orthodox-evangelischen Kreise, der Erfolg kam aber doch. Man hat begonnen, auf meine Stimme zu hören, meine Richtlinien für die richtigen zu erkennen. Diese Stimme erhebe ich jetzt auch der Presse im allgemeinen gegenüber, an einzelne Blätter habe ich sie schon oft gerichtet. Ein lästiger Mahner vielleicht; aber prüfe man, ohne Voreingenommenheit, was ich sage. Ernster Prüfung ist die Sache wert.

Verhältnismäßig leicht war es, auch ohne gründliches Studium Wesen und Gefährlichkeit des Ultramontanismus zu erkennen zur Zeit des 9. Pius und des Kulturkampfes. Pius IX. hatte das „Verdienst“, nicht nur ultramontan sein, sondern es auch

Digitized by Google

scheinen zu wollen; und so folgten sich bei ihm Kundgebung auf Kundgebung staats- und kulturfeindlichster Art, in denen jeder, der lesen konnte, die Gegnerschaft gegen den modernen Staat, gegen Freiheit, Fortschritt und Zivilisation mit unbewaffnetem Auge sah. Ebenso enthüllte die Kulturkampfzeit die innerste Natur des Ultramontanismus. Da platzten in wildem Anprall die Geister aufeinander, und wie der Staat sich aufreckte gegen den Kulturfeind — leider auch gegen die katholische Religion —, so reckte sich auch, mit offenem Visier, der Ultramontanismus auf gegen den Staat; hüllenlos erhob er seine ausschweifendsten Forderungen. Wiederum also: man brauchte nur sehen, nur hören zu können, um damals den Ultramontanismus als das zu erkennen, was er ist.

Das änderte sich, als Mastai Feretti die Augen schloß und Pecci als Leo XIII. ihm folgte, als der Kulturkampf erlosch und als die Kerntruppe des Ultramontanismus in Deutschland, das Zentrum, aus einer Oppositionspartei quand même, mählig und mählig zur Regierungs- und endlich zur regierenden Partei sich fortentwickelte. Der, weil ungeschickt geführt, verunglückte Kulturkampf hatte auf nationaler und staatlicher Seite das Friedensbedürfnis zu einem brennenden gemacht; man war, weil man die gemachten Fehler sich eingestehen mußte, geneigt, Rom weit entgegenzukommen, seinen Versicherungen bereitwillig zu glauben. Aus dieser Stimmung zog der eminent kluge Gegner sofort Vorteile; er stimmte seine Forderungen herab, versteckte seine Ansprüche. Aus der polternden, sich mit Vorliebe in Flüchen und Verwünschungen ergehenden Sprache Pius' IX. wurde die glatte Diplomatensprache Leos XIII. Kluge Mäßigung wurde Roms mot d'ordre, und allüberall in der ultramontanen Welt nahm man diese Parole auf, vor allem in Presse und Parlament. Jetzt wurde es schwierig und schwieriger, den Ultramontanismus zu bekämpfen, denn jetzt mußte man ihn gut kennen, um unter seiner veränderten äußeren Gestalt sein stets sich gleich bleibendes Wesen zu erblicken, um seinen wohltönenden Worten den richtigen Sinn zu geben. Und dieser sich von Jahr zu Jahr steigernden Schwierigkeit war die Presse nicht gewachsen, eben weil sie die ausreichende Kenntnis des „modernisierten" Gegners nicht besaß. Das: Latet anguis in herba entging ihr in bezug auf die vielen päpstlichen Kundgebungen der letzten 20 Jahre, in bezug auf die Leitartikel der führenden ultramontanen Blätter, in bezug auf die Parlamentsreden der Zentrumsführer

Digitized by Google

fast gänzlich und entgeht ihr großenteils auch heute noch. Sie fand und findet „die Schlange unter den Blumen“ nicht, oder nur stellen- und stückweise.

Dazu kam ein anderes. Freiheitliche Regungen innerhalb des Ultramontanismus tauchten auf. Sie lassen sich zusammenfassen in die Namen: Schell, Erhard, Reformkatholizismus. Der Außenstehende, der Nichtkenner wurde dadurch zum Glauben gebracht, es vollziehe sich wirklich ein Wandel in ultramontanen Kreisen. Und die Presse erwies sich als Außenstehender und Nichtkenner. Sie erkennt nicht, daß alle diese Regungen Velleitäten, Totgeburten sind, sondern sie preist sie als Morgenröte, „die den früher unannehmbaren Ultramontanismus in ganz anderem Lichte erscheinen lassen.“

Und noch ein Drittes mehrte die Schwierigkeit: Die Haltung der Regierung dem Ultramontanismus gegenüber. Was wir seit Bismarcks Scheiden aus dem Amt erlebt haben an charakterloser Liebedienerei Rom gegenüber, bildet für die Geschichte Preußens und des neuen Deutschen Reiches ein beschämendes Blatt. Caprivi, Hohenlohe und vor allem Bülow und das preußische Kultusministerium tragen die schwere Verantwortung dafür, daß eine große und wachsende Begriffsverwirrung in bezug auf den Erbfeind Preußens und Deutschlands, den Ultramontanismus, bei Millionen eingerissen ist. Freilich, die schwerste Verantwortung trägt Kaiser Wilhelm II selbst, dessen ausführende „Handlanger“ die Genannten ja nur sind. Diese von oben verursachte Begriffsverwirrung hat auch auf die Presse verheerend gewirkt und sie in ihrer schon bestehenden Unkenntnis über das ultramontane Rom wesentlich bestärkt.

Am verderblichsten tritt diese Unkenntnis seit der Wahl Sartos zum Papst Pius X. hervor. Leo XIII. hatte gut vorgearbeitet: die scharfen Ecken des Ultramontanismus waren sorgfältig umhüllt; Schleier auf Schleier hatte er gezogen um die abschreckende Gestalt. Da trat sein Nachfolger auf den Plan mit dem „Regierungsprogramm“: „Omnia instaurare in Christo, alles zu erneuern in Christo“! „Kann es etwas Religiöseres, etwas Unpolitischeres geben? Der Papst zieht sich zurück auf die Religion!“ So und ähnlich las man wochenlang in nichtultramontanen Zeitungen. Man schrieb so trotz der Kundgebungen „des ausschließlich religiösen Papstes“, weil man eben diese Kundgebungen nicht zu lesen verstand.

Digitized by Google

Pius X. ist ein zweiter Pius IX.; ein Mann voll von hierokratischen Vorstellungen, die sich in nichts unterscheiden von den Vorstellungen Gregors VII., Innozens' III., Bonifaz' VIII., Sixtus' V., Pius' IX. Gleich in seiner Antrittsenzyklika vom 4. Oktober 1903 stellt er sich auf den Standpunkt der vor 600 Jahren erlassenen berühmten und berüchtigten Bulle Unam sanctam. Er wendet die von Bonifaz VIII. in ihrer Deutung auf die weltlich-politische Oberherrschaft der Kirche über den Staat ein für allemal festgelegten Schriftworte auch auf sich an: „Siehe, ich setze dich heute über die Völker und Reiche, daß du ausreißest und niederreißest, aufbauest und pflanzest." Und in seiner kurz darauf folgenden ersten Allokution vom 9. November 1903 wiederholt er den Anspruch auf diese seine oberherrliche weltlich-politische Stellung mit den Worten: seines Amtes sei „die Gesamtheit und die einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden, im privaten und öffentlichen Leben, in sozialer und politischer Hinsicht zur bürgerlichen und sittlichen Ordnung zu lenken" („Germania" vom 7. Oktober und 13. November 1903). Aber die Presse pries Enzyklika und Allokution als Versöhnungskundgebungen „durchaus religiösen Charakters". So wörtlich in einer großen liberalen Zeitung. Sie wußte eben nicht, weil sie Lehre und Geschichte des ultramontanen Papsttums nicht genügend kennt, daß gewisse Schriftworte in päpstlichen Kundgebungen einen feststehenden politischen Sinn und daß gewisse Wendungen des stilus curiae typisch-historisches Gepräge haben, die sich im Laufe der Zeiten nicht ändern.

Sorgfältig verzeichnete die Presse, oft in langen Telegrammen „eigener Berichterstatter", jede religiös unpolitisch oder „liberal" klingende Privatäußerung des Papstes; aber achtlos, und zwar vollständig achtlos ging sie vorüber an offiziellen Kundgebungen Pius' X., die ein weltlich-politisches Herrschaftsbewußtsein und eine antikulturelle Illiberalität sondergleichen erkennen lassen — für den, der den Ultramontanismus kennt. Die wahre Natur des Ultramontanismus, der auch das Weltlichste und scheinbar Geringfügigste unter die Herrschaft von Kirche und „Religion" zwingt, kommt z. B. in einem Erlaß des zum Papst gemachten Patriarchen von Venedig gegen das Radfahren der Geistlichen zutage: „Ich weiß wohl, daß sich selbst unter dem Klerus lebhafte Verfechter des Zweirades befinden. Allein, indem ich die Meinungen aller achte, verbiete ich den Gebrauch einem

Digitized by Google

jeden Geistlichen meiner Diözese. Vielleicht werden einige sagen, das seien Kleinigkeiten, die man gehen lassen solle. Ihnen indessen ist es nicht anheimgegeben, über das Wohl der Kirche zu beschließen; das ist Sache der Bischöfe, von denen die Kirche mit Hilfe des heiligen Geistes regiert wird"! („Germania" vom 27. Oktober 1903). „Ex ungue leonem" konnte und mußte man hier sagen, und „Kralle" und „Löwe" traten in der Tat immer mehr hervor, aber die Presse erkannte sie nicht.*)

Da ist das „Motu proprio"**) vom 18. Dezember 1903 „über die christliche Demokratie". Als ich es las, war mein erster Gedanke: jetzt wird doch die nichtultramontane Presse ihre Leser eingehend über den hierokratischen Geist dieser Kundgebung, wodurch die ganze katholische Welt in sozialpolitischer Beziehung unter das Gehorsamsjoch des Papsttums gezwungen wird, unterrichten. Das war Kulturpflicht. Das war Pflicht zumal der deutschen nichtultramontanen Presse, weil bei uns der im Zentrum verkörperte Ultramontanismus sich als sozialpolitischer Führer und Retter hinstellt und als solcher von vielen, die nicht tiefer sehen, auch anerkannt wird. Diese Kulturpflicht hat die Presse verabsäumt. Das „Motu proprio" ist, wenn nicht gänzlich unbeachtet geblieben, so doch von keiner einzigen großen Zeitung seiner kirchen- und sozialpolitischen Wichtigkeit entsprechend besprochen worden. Hier einige seiner Stellen, die beweisen, wie berechtigt mein Tadel ist über dies schwere Versäumnis der Presse, das in der Unkenntnis über ultramontane Dinge seinen Grund hat.

> „In Unserer ersten, an den Episkopat des Erdkreises gerichteten Encyklika haben Wir die Verfügungen Unserer ruhmreichen Vorgänger bezüglich der Heranziehung der Laienwelt zur katholischen Tätigkeit erwähnt und diese Unternehmungen als ein sehr rühmliches und für die gegenwärtige Lage der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft auch sehr notwendiges Werk erklärt. . . . Weil nämlich die verschiedenen Ansichten auf praktischem Gebiete sehr leicht auf

*) Dies päpstliche Radfahrverbot hat in den letzten Wochen auch der Bischof von Straßburg in den schärfsten Ausdrücken seinen Geistlichen aufgelegt.

**) Päpstliche Kundgebungen tragen sehr verschiedene Namen: Bulle, Breve, Konstitutio, Reskript, Motu proprio, Enzyklika, Allokutio. Wenn auch das kanonische Recht genaue Unterschiede in bezug auf die Verpflichtungskraft der einzelnen Kundgebungen aufstellt, so bleibt es doch ganz im Belieben des Papstes, jeder Kundgebung, sie mag heißen wie sie will, absolute Verpflichtungskraft, auch nachträglich, zu geben.

Digitized by Google

das Theoretische hinübergeführt werden, während sie im Gegenteile in diesem ihre notwendige Stütze haben sollen, ist eine Zusammenfassung der Prinzipien notwendig, nach welchen jede katholische Tätigkeit geleitet werden muß. Unser erhabener Vorgänger Leo XIII. seligen Andenkens hat in seinen berühmten Enzykliken Quod Apostolici muneris vom 28. Dezember 1878, Rerum novarum vom 15. Mai 1891 und Graves de communi vom 18. Januar 1901 in glänzender Weise die Grundsätze der christlichen Volksbewegung behandelt; ferner in einer von der heiligen Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten herausgegebenen Anweisung vom 27. Januar 1902. Da Wir nun nicht weniger als Unser Vorgänger die große Notwendigkeit erkennen, daß die christliche Volksbewegung in rechter Weise gemäßigt und geleitet werde, ist es Unser Wille, daß diese sehr weisen Grundsätze genaue und volle Beachtung finden und daß niemand es wage, sich von denselben auch nur ein wenig zu entfernen. Um sie nun in leichter Weise zu vergegenwärtigen, haben Wir sie in den folgenden Artikeln wie in einem Auszuge zusammengefaßt als Fundamentalanweisung der christlichen Volksaktion, die Wir aus den oben erwähnten Akten herausgehoben haben. Diese sollen für alle Katholiken die dauernde Richtschnur ihrer Haltung sein."

Es folgen dann 19 „Fundamentalanweisungen", von denen die 16., 17. und 18. lauten:

„Besonders in jenen Dingen, welche religiöse Interessen und die Tätigkeit der Kirche in der Gesellschaft berühren, müssen die katholischen Schriftsteller vollständig mit ihren Ansichten und Neigungen sowie alle übrigen Gläubigen ihren Bischöfen und dem römischen Papste unterstehen. Sie müssen sich besonders hüten, bei allen wichtigen Angelegenheiten den Entschließungen des apostolischen Stuhles vorzugreifen. (Anweisung der heiligen Kongregation für außergewöhnliche Angelegenheiten.)"

„Die christlichdemokratischen Schriftsteller müssen, sowie alle übrigen katholischen Schriftsteller alle Schriften, welche die Religion, die christliche Moral und die natürliche Ethik betreffen, nach den Bestimmungen der Konstitution Officiorum et munerum (Art. 41) der Präventivzensur des Ordinarius*) unterbreiten. Die Geistlichen müssen nach den Bestimmungen derselben Konstitution (Art. 42) auch dann, wenn sie Schriften rein wissenschaftlichen Charakters veröffentlichen, die vorherige Zustimmung des Ordinarius einholen. (Anweisung der heiligen Kongregation für außergewöhnliche Angelegenheiten.)"

„Überdies müssen sie alle Anstrengungen machen und jedes Opfer bringen, damit unter ihnen Liebe und Einigkeit herrsche, indem sie beleidigende und tadelnde Ausdrücke unterlassen. Wenn Meinungs-

*) Ordinarius = Diözesanbischof.

Digitized by Google

verschiedenheiten auftauchen, sollen sie sich, bevor sie irgend etwas in den Zeitungen veröffentlichen, an die kirchliche Autorität wenden, welche die Sache nach der Gerechtigkeit entscheiden wird. Wenn sie von derselben getadelt worden sind, sollen sie sogleich, ohne Vorbehalt und ohne darüber Klage zu führen, gehorchen, wobei es ihnen unbenommen bleibt, wenn der Fall es verlangt, sich in entsprechender Weise an die höhere Autorität zu wenden. (Anw. d. hl. Kongr. für außergew. Ang.)"

Auch der Schluß des Aktenstückes ist des Abdruckes wert:

„Mit Unserer apostolischen Autorität erneuern Wir aus eigenem Entschlusse und mit vollem Wissen die vorgenannten Fundamentalnormen in allen ihren Teilen und verordnen, daß sie an alle katholischen Komitees, Gesellschaften und Vereine jeglicher Art gesendet werden. Diese Vereine müssen sie an ihren Sitzen affichieren und bei den Versammlungen oft zur Verlesung bringen. Wir verordnen überdies, daß die katholischen Journale sie vollinhaltlich veröffentlichen und die Erklärung abgeben, dieselben zu beachten; sie sollen dieselben gewissenhaft beobachten; widrigenfalls sind sie strenge zu ermahnen und, wenn sie nach erfolgter Ermahnung sich nicht fügen, sollen sie von der kirchlichen Behörde verboten werden. („Germania" vom 29. Dezember 1903.)"

Und an dieser Kundgebung, die auf den ultramontan-mittelalterlichen Standpunkt Pius' X. ein so grelles Licht wirft, ging — ich wiederhole es — fast die gesamte deutsche nichtultramontane Presse achtlos vorüber; sie fuhr fort, zum Schaden der Aufklärung und im Gegensatz zur objektiven Wahrheit, Pius X., der in seinem „Motu proprio" Presse und Schriftstellerei geknebelt und die freiheitliche Entwickelung der Volkswirtschaft unterbunden hatte, als „liberalen" Papst hinzustellen.

Diese Achtlosigkeit der Presse tritt um so stärker hervor, weil selbst in ultramontanen Blättern die Härte und Mittelalterlichkeit des „Motu proprio" auf Widerstand stieß, der sich, wenn auch nur schüchtern, dahin äußerte: der Papst spreche nur von italienischen Verhältnissen, Deutschland und die übrige katholische Welt werde durch die päpstlichen Bestimmungen nicht getroffen. Diesem Widerstande wurde allerdings schnell der Garaus gemacht durch eine auf Befehl des Papstes erlassene Note des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val an den Nuntius in Brüssel, worin die Verpflichtungskraft des „Motu proprio" für alle Länder ausgesprochen wird (vgl. „Köln. Volkszeitung" vom 28. Januar und 15. März 1904).

Digitized by Google

Der häusliche Streit im ultramontanen Lager hatte also der Presse tagelang Gelegenheit und Anlaß gegeben, die kulturfeindliche Bedeutung des „Motu proprio", wenn auch nachträglich noch zu würdigen und besonders auf die lehrreiche „Kulturtatsache" hinzuweisen, wie der „liberale" Papst einer leise einsetzenden Freiheitsbewegung sofort mit seiner, durch das Eisen jahrhundertealter ultramontaner Grundsätze gepanzerten Faust, das Rückgrat zerbrach. Aus der „Kralle" war die mit tödlichem Griff in die Kulturwelt fahrende Tatze geworden. Aber die Presse, die Trägerin, die Förderin, die Hüterin der Kultur sah und hörte den Tatzenschlag nicht; ihr war und blieb Pius X. der liberale, der mild-religiöse Papst!

Auf ähnliche Beweise großer Unkenntnis und Achtlosigkeit beim Erscheinen anderer päpstlicher Kundgebungen gleich starren, kulturfeindlichen Geistes will ich nicht weiter eingehen (ich nenne: das „Motu proprio" über die Kirchenmusik vom 22. Nov. 1903; das „auf Befehl des Papstes" erlassene Schreiben des Kardinalstaatssekretärs vom 28. Juli 1904 über „die christliche Demokratie" und das Schreiben des Papstes selbst über den gleichen Gegenstand an den Kardinal Svampa vom 1. März 1905; die Enzyklika zur Zentenarfeier Gregors des Großen vom 11. März 1904; das „Motu proprio" vom April 1904 über die Kodifikation des kanonischen Rechts usw.), um Raum zu gewinnen zur Besprechung des jüngsten Erweises gänzlichen Unverstehens päpstlicher Sprache und päpstlicher Absicht. Ich meine die Haltung und Äußerung der Presse gegenüber der letzten Enzyklika vom 11. Juni d. J. über die katholische Aktion.

Typisch für dieses Unverstehen ist die Auslassung einer der meistgelesenen liberalen Zeitungen Berlins über die Enzyklika:

> „Entschieden, Papst Pius läßt sich trotz Jesuiten, Intransigenten und Merry del Val nicht von dem Wege des Fortschritts abbringen; immer neue Regierungshandlungen von ihm tun dar, daß er mit dem starren Regime der beiden Kampfpäpste Pius IX. und Leo XIII. brechen, daß er Frieden mit seinem Vaterland Italien machen will. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat auch die neueste Entscheidung des Papstes, die Beseitigung der letzten Schranke, die die katholischen (beziehungsweise streng katholischen) Bürger des Landes von den anderen trennte, eine tiefe Bedeutung. Die italienischen Katholiken sind nämlich heute in das volle Recht ihrer politischen Betätigung eingetreten, die ihnen ‚amtlich' seit dem Jahre 1870 untersagt war."

Nicht gut möglich ist es — auch bei „gutem" Willen — mehr Unrichtigkeiten über den wirklichen Inhalt der Enzyklika in

Digitized by Google

wenig Sätzen auszusprechen, als hier geschieht, und noch dazu von einem „eigenen römischen Korrespondenten", der die betreffende Zeitung schon jahrelang in Rom selbst vertritt. Am Schlusse des Artikels wird dann Pius X. noch einmal als „ein Mann der Zukunft und des gemäßigten Fortschritts" hingestellt. Und das auf Grund seiner Enzyklika vom 11. Juni! Wer die Enzyklika gelesen und verstanden hat, der faßt sich an den Kopf und frägt: wie ist es möglich, daß jemand dem Wortlaute des päpstlichen Aktenstückes gegenüber so etwas über seinen Inhalt schreibt, und wie ist es möglich, daß die Redaktion eines großen Blattes, die doch die Pflicht hat, sich über den Inhalt wichtiger Aktenstücke, die sie besprechen läßt, selbst zu unterrichten, eine so irreführende Berichterstattung ihrem weiten Leserkreis vorlegt!

Was nun ist der wirkliche Inhalt des päpstlichen Rundschreibens? Ausführlich gehe ich auf ihn ein, weil sein für die Beurteilung des Wesens des Ultramontanismus und des Wesens seines derzeitigen Hauptes, Pius' X., höchst bedeutungsvoller Inhalt handgreiflich dartut, wie sträflich die Presse ihre Pflicht versäumt, indem sie diesen Inhalt teils gar nicht, teils oberflächlich, teils irreführend behandelte.

Zunächst ist zu sagen, daß das, was in den meisten Blättern als der Inhalt, als sein Dreh- und Angelpunkt angegeben wurde, nämlich die Aufhebung des von Pius IX. stammenden Verbotes für die katholischen Italiener, sich an den politischen Wahlen zu beteiligen, 1. überhaupt nicht in der Enzyklika enthalten ist, und 2. die diesem Gegenstande gewidmeten falsch verstandenen Sätze nur einen räumlich verschwindenden und im Vergleich zum eigentlichen Inhalte durchaus nebensächlichen Teil bilden. Diese Sätze lauten:

> „Höchst wichtige Gründe widerraten Uns, Ehrwürdige Brüder, von jener Norm abzuweichen, die uns von unseren Vorgängern Pius IX. und Leo XIII. überkommen ist, wonach in Italien im allgemeinen die Teilnahme der Katholiken an den Parlamentswahlen untersagt ist. Jedoch aus anderen, ebenso schwerwiegenden Gründen, wenn es sich um das höchste Wohl der Gesellschaft handelt, die auf alle Fälle gerettet werden muß, kann es zugelassen werden, daß in einzelnen Fällen von dem Gesetze dispensiert werde, namentlich wenn ihr, Ehrwürdige Brüder, erkennt, daß das Heil der Seelen und die höchsten Interessen eurer Kirchen dabei auf dem Spiele stehen, und ihr darum einkommt."

Also, klar und deutlich bleibt das Verbot der Beteiligung an den Wahlen „im allgemeinen" aufrecht erhalten, und nur

Digitized by Google

„in einzelnen Fällen kann von dem Gesetze dispensiert werden", namentlich, wenn die Bischöfe um diese Dispens beim Papste „einkommen". Und dennoch machen hervorragende Organe der deutschen Presse ihre Leser glauben, der „liberale" Papst, „der Mann des Fortschrittes", habe „trotz Jesuiten, trotz Intransigenten und trotz seines eigenen Staatssekretärs Merry del Val", den Katholiken „das volle Recht ihrer politischen Betätigung" verliehen! Wäre der Gegenstand nicht so ernst, man könnte lachen über ein solches berichterstatterisches quid pro quo, oder auch man könnte auf den Gedanken kommen, daß der Berichterstatter ein römisches „Kuckucksei" seiner Redaktion zugeschickt habe. Und selbst angenommen, der Papst habe das non expedit aufgehoben, was soll man dazu sagen, daß die Presse diesen päpstlichen Akt preist, und in ihm das nicht erkennt, was doch offensichtlich in ihm liegt, nämlich die beanspruchte und gehandhabte Oberherrschaft des Papsttums über politische, angeborene Staatsbürgerrechte? Jahrzehntelang hat das Papsttum, weil es auf seine weltliche Herrschaft, den Kirchenstaat, nicht verzichten will, die Katholiken politisch entrechtet: ihr dürft nicht wählen! und gehorsam — welch eine Macht! — haben die Katholiken jahrzehntelang die Entrechtung hingenommen; jetzt wird ihnen ihr angeborenes Recht gnädig wieder eingeräumt — solange bis die Zeiten so werden, daß der Papst es ihnen abermals entzieht! Würde es nicht wesentlich zur Aufklärung über den Ultramontanismus beitragen, das non expedit und seine Aufhebung oder Milderung von diesem Standpunkte aus — dem einzig richtigen — zu betrachten und die ungeheuere politische Macht, die das Haupt einer Religion über mehr als 120 Millionen — denn was der Papst in Italien kann, kann er überall anderswo — besitzt, zu beleuchten? Aber von all der Lichtflut, welche die Presse täglich über die verschiedensten Dinge ausgießt, fiel nicht ein einziger Strahl auf dieses, der Aufklärung so werte Gebiet, ja, die Presse zeigte dies Gebiet, das wie kein anderes als Feindesland bezeichnet werden muß, ihren Lesern in falscher Beleuchtung.*)

*) Im Juli schrieb ich das Vorstehende über die richtige Deutung der das non expedit betreffenden Worte der Enzyklika und über ihre falsche Deutung durch die Presse, und im August bestätigt der Papst selbst meine Deutung seiner Worte und entkräftet authentisch die falschen Deutungen der Presse: In der „Germania" vom 9. August heißt es: „Der „Osservatore Romano" veröffentlicht einen Brief des

Digitized by Google

Jetzt zum Hauptinhalte der Enzyklika, von dem die Presse trotz seiner großen Wichtigkeit nichts berichtet hat:

„Alles in Christo wiederherzustellen war immer die Devise der Kirche und ist insbesondere die Unsrige in den angstvollen Zeiten, die Wir erleben. Alles wiederherstellen, nicht in irgend einer Weise, sondern in Christo: was im Himmel und was auf Erden ist, in ihm fügt der Apostel hinzu, wiederherstellen in Christo, nicht bloß was im eigentlichsten Sinne zur göttlichen Sendung der Kirche gehört, die Seelen zu Gott zu führen; sondern auch, was, wie Wir erklärt haben, aus jener göttlichen Mission von selbst sich ableitet: die christliche Gesellschaftsordnung (civiltà cristiana) mit dem Inbegriff aller ihrer Bestandteile sowie jedes einzelnen, aus denen sie gebildet wird."

Das ist das Leitmotiv der Enzyklika, das dann in der verschiedensten Form vom Papste wiederholt wird: Aufrichtung der christlichen Gesellschaftsordnung, der civiltà cristiana, d. h. der civiltà catolica: Aufrichtung der katholisch-ultramontanen Staats- und Gesellschaftsordnung! Diese Bedeutung des Ausdruckes „christliche" Gesellschaftsordnung ist, weil er aus dem Munde des Papstes kommt, selbstverständlich. Rom kennt nur ein Christentum, das ultramontanisiert katholische. Wie die ultramontan-katholische Staats- und Gesellschaftsordnung aber aussieht, welche Grundsätze, Ansprüche und Forderungen sie aufstellt, sollte aus Theorie und Praxis des Papsttums bekannt sein: die Beherrschung der Familie, der Gemeinde, des Staates durch die katholische Kirche; kurz, die ultramontane Lehre von der direkten, indirekten oder direktiven Gewalt der Kirche über das Politische und Sozialpolitische, wie sie, abgesehen von unzähligen früheren Kundgebungen, ihren autoritativsten Ausdruck in Satz 24 des Syllabus gefunden hat, „dem jeder Katholik äußeren und inneren

---

Papstes, den dieser an die Führer der sozialen katholischen Propaganda in Italien gerichtet hat. Er bedauert darin, daß seine vorige Enzyklika falsch ausgelegt worden ist bezüglich der Aufhebung des non expedit. Der Papst sagt, daß die öffentliche Meinung irre geleitet worden sei, indem sie seinen Worten eine Bedeutung beigelegt habe, die der tatsächlichen entgegengesetzt sei. Der Papst sagt weiter, wenn er auch zugeben wolle, daß durch besondere Fälle Ausnahmen notwendig gemacht würden, so wollte er doch nicht von allen glorreichen Überlieferungen der Vergangenheit abweichen und auf die Rechte der Kirche und die Rückgabe der dem päpstlichen Stuhle entzogenen Gebietsteile verzichten." Wird man zugeben, daß ich Rom und das Papsttum kenne??

Digitized by Google

Gehorsam schuldet" (vgl. unten S. 20 f. die Lehren des „Staatslexikons").

So erscheint also die Enzyklika als ein mächtiger, wohlberechneter ultramontaner Vorstoß, der um so bedeutungsvoller ist, als er den Höhepunkt, gleichsam das amtliche Siegel für eine in der gleichen Richtung fortschreitende konzentrische Bewegung bildet, die besonders kräftig in Deutschland eingesetzt hat.

Von Zentrumsführern und einflußreichen Hierarchen wird in jüngster Zeit laut und lauter der Ruf erhoben nach — der „christlichen" Staats- und Gesellschaftsordnung, nach der civiltà cristiana. In Fulda bei der Bonifatiusfeier erhoben ihn der Abgeordnete Gröber und Bischof v. Keppler; in Köln auf der Generalversammlung der Windthorstbunde erhob ihn der Abgeordnete Trimborn; in Berlin bei Gelegenheit der kronprinzlichen Hochzeit erhob ihn Kardinal Kopp in seiner Ansprache an den Kaiser; auf dem Katholikentag in Straßburg erhoben ihn die Redner de Witt, Mausbach, Meyenberg. Von allen diesen bedeutungsvollen Zeichen der Zeit hat die Presse keine Notiz genommen, und als der Papst als höchster und maßgebender den gleichen Ruf erschallen läßt, auch da hört die Presse diesen schmetternden Kriegsruf, gerichtet gegen den modernen Staat und gegen die moderne Kultur, nicht, sie schenkt ihm nicht die mindeste Beachtung. Und das tut dieselbe Presse, die nichtssagende Äußerungen des Papstes sorgfältig verzeichnet und spaltenlang, oft in kostspieligen Telegrammen, berichtet, was und wie der Papst ißt, wann er aufsteht, spazieren fährt, zu Bette geht. Es fallen einem da die Worte ein: „Wie er räuspert, wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt", aber — muß man leider hinzusetzen — über sein eigentliches Wesen wißt und berichtet ihr nichts.

Übrigens hat der vom Papst als thema probandum seiner Enzyklika gewählte Ausdruck civiltà cristiana noch einen sehr pikanten Beigeschmack, gewissermaßen eine Nebenbedeutung, die aber auf seine Hauptbedeutung erst das volle Licht zurückfallen läßt.

„Civiltà catolica" heißt nämlich der Titel der offiziellen in Rom erscheinenden Jesuitenzeitschrift, die seit mehr als einem halben Jahrhundert unter den Augen und mit ausdrücklicher Gutheißung der Päpste den extremsten Ultramontanismus vertritt. Nun ist, wie ich bestimmt versichern kann, der Verfasser der Enzyklika ein Jesuit (auch Pius IX. und Leo XIII. ließen

Digitized by Google

ihre Rundschreiben mit Vorliebe von Jesuiten abfassen)*), der in kluger Berechnung, um die Sache nicht von vornherein zu auffällig und zu eindeutig zu machen, statt civiltà catolica civiltà cristiana setzte. Gemeint war aber das erstere und zwar im Sinne der von der Zeitschrift „Civiltà catolica" vertretenen Grundsätze. Denn — und das ist das allerpikanteste — der Inhalt der Enzyklika deckt sich vollständig mit dem Inhalte einer Artikelreihe, die vor dem Erscheinen der päpstlichen Enzyklika in der „Civiltà catolica" veröffentlicht worden war. Pius IX. nannte die Jesuitenzeitschrift „Civiltà catolica" „das getreue Echo des apostolischen Stuhles"; unter Pius X. ist die Sache schon umgekehrt: „der apostolische Stuhl" ist „das getreue Echo" der „Civiltà catolica". Freilich, um solche bezeichnende und lehrreiche Dinge ans Licht stellen zu können, muß man sie — kennen.

Zwecks Durchführung dieser „christlichen" Staats- und Gesellschaftsordnung setzt dann der Papst „die katholische Aktion" in Bewegung, d. h. er stellt die Grundzüge auf für eine alle Volkskreise und Berufe umspannende Organisation, als deren Hauptaufgabe er bezeichnet:

> „Mit wahrhaft katholischer Gesinnung in jeder Sache die Rechte Gottes zu verteidigen und aufrecht zu erhalten und die nicht weniger heiligen Rechte der Kirche."

Zahlreiche Einzelorganisationen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sollen zu diesem Zwecke geschaffen werden; alle aber, auch die politischen und sozial-politischen, unterstehen der Leitung der Kirche. Die betreffenden Sätze lauten:

> „Es bleibt noch ein anderer Punkt, Ehrwürdige Brüder, von hoher Wichtigkeit zu berühren übrig, nämlich das Verhältnis, welches alle Werke der katholischen Aktion der kirchlichen Behörde gegenüber zu beobachten haben. Alle diejenigen Werke, die direkt dem Seelsorgeamte ihre Beihilfe zuwenden, und die rein religiösen, auf das Heil der Seele gerichteten Zwecken dienen, sind selbstverständlich der Autorität der Kirche und infolgedessen auch der Autorität der Bischöfe unterworfen. Aber auch die anderen Werke, die dazu angetan sind, die wahre christliche Kultur in Christus zu erneuern und zu fördern, und die die katholische Aktion bilden, können sich unter keinen Umständen unabhängig von dem Rat und der Leitung der kirchlichen

*) Der jetzige „Assistent" des Jesuitengenerals, M. Meschler, teilte mir, als er „Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu" war, mit, daß der Text der berühmten Enzyklika Leos XIII. Aeterni patris vom Jesuiten Josef Kleutgen (inzwischen gestorben) herrühre.

Digitized by Google

Behörden entwickeln, hauptsächlich da sie sich alle nach den Prinzipien der christlichen (d. h. katholischen) Weisheit und Moral aufzubauen haben."

Damit ist die Mobilmachung vollendet: organisierte Kolonnen, Truppenkörper jeder Art, religiöse, politische, soziale, sind aus dem Boden gestampft, und sie alle werden befehligt von den Bischöfen, vom Papste.

Fein diplomatisch, echt ultramontan, fügt Pius X. hinzu:

„Natürlich müssen sich derartige Organisationen ihrer Natur nach in angemessener vernünftiger Freiheit bewegen, wobei auf sie die Verantwortlichkeit für ihre Tätigkeit fällt."

Also „angemessene", d. h. am Maße Roms gemessene Freiheit soll den politischen Vereinen gewährt sein, aber nur deshalb, damit Rom bei vorkommenden Fehlern, bei taktischen Dummheiten sagen kann: ich bin nicht schuld, denn „die Verantwortlichkeit für ihre Tätigkeit tragen die Vereine selbst!"

Damit aber dieses diplomatische „Freiheitsgeschenk" nicht falsch aufgefaßt werde, schließt der oberste Feldherr diesen, den wichtigsten Teil seiner Instruktion mit den Worten:

„Weil aber die Katholiken immer das Banner Christi erheben, so erheben sie eben damit auch das Banner der Kirche, und es ist darum geziemend, daß sie das Banner Christi aus den Händen der Kirche empfangen, daß die Kirche über seine makellose Ehre wache, und daß die Katholiken sich dieser mütterlichen Wachsamkeit unterwerfen als gelehrige und liebevolle Kindlein."

So hat die abermals eingeschärfte strenge Gehorsamspflicht gegen Rom auch in weltlich-politischen Dingen ihr „religiöses" Gepräge erhalten; Versuchen, die „angemessene" Freiheitsgrenze zu überschreiten, ist der „religiöse" Riegel vorgeschoben: das Banner Christi ist identisch mit dem Banner der katholischen Kirche und muß aus den Händen der Kirche entgegengenommen werden; die „Kindlein" haben der „Mutter" zu gehorchen.

Kann man leugnen, daß die jüngste Enzyklika eine überaus wichtige Kundgebung des Ultramontanismus ist, hervorragend dazu angetan, ultramontanes Wesen kennen zu lernen? Und kann man leugnen, daß die Außerachtlassung der Enzyklika durch die Presse ein schweres, durch nichts zu entschuldigendes Versäumnis war?

Wenn die Presse nicht einmal dem Papsttum und seinen Äußerungen gegenüber ihre Kulturpflicht erfüllt, dann ist es nicht

Digitized by Google

zu verwundern, daß sie diese Pflicht auch gegenüber dem übrigen Ultramontanismus vernachlässigt.

Fort und fort veröffentlicht der Ultramontanismus Bücher und Schriften, in denen die ultramontanen Grundsätze, und zwar seine echten, anerkannten Grundsätze verkündet werden. Wo findet man aber in der Presse die Besprechung solcher wichtiger Bücher? Und was wird nicht alles besprochen? Kein noch so unbedeutender Roman erscheint, sofort bringt die Kritik ihn in der Leute Mund. Ich habe nichts dagegen, denn aus allem läßt sich lernen für die tiefere Erfassung der zeitgenössischen Kultur oder Unkultur. Ist dem aber so, dann steht man geradezu vor einem Rätsel, wenn man sieht, wie die Presse den „Kulturerzeugnissen" des Ultramontanismus so gut wie gar keine Beachtung schenkt; obwohl der Ultramontanismus — was theoretisch von der Presse auch anerkannt wird — das mächtigste Antikultursystem der Menschheitsgeschichte ist.

Auf alle Schriftwerke, die der Ultramontanismus hervorbringt, und an denen die Presse achtlos vorübergeht, kann ich natürlich nicht eingehen. Nur eines, das praktisch bedeutsamste soll hervorgehoben werden: „Das Staatslexikon, herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland." Vorsitzender der „Görresgesellschaft" ist der Zentrumsführer und Reichstagsabgeordnete Freiherr von Hertling. Unter seiner Leitung sind Hauptmitarbeiter an dem soeben (1905) in 2. Auflage vollendeten „Staatslexikon" sämtliche Zentrumsführer des Reichs- und Landtags: Bachem, Dittrich, Gröber, Hitze, Rinteln, Rören, Spahn usw. Wir haben es also im „Staatslexikon" mit dem Zentrumsultramontanismus zu tun, gewiß Grund genug für die Presse, den Inhalt des „Staatslexikons" bei gegebener Gelegenheit ausgiebig heranzuziehen, um die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, was die deutsche Kulturwelt vom Zentrum zu erwarten hat, und sie durch diese Aufklärung zu bestimmen, gegen das Zentrum den Kulturkampf (im oben erläuterten Sinne) energisch zu führen. Aber nichts davon geschieht. Das „Staatslexikon" ist für die Presse ein verschlossenes Buch, und wenn ich nicht in einigen mir nahestehenden Blättern wiederholt auf dasselbe aufmerksam gemacht hätte, es wäre in den Redaktionen so gut wie unbekannt.

Doch ich tue einem Teile der Presse unrecht. Manche Zeitungen parteikonservativer und — offiziöser Richtung haben

Digitized by Google

dem „Staatslexikon“ lange, lobende (!) Besprechungen gewidmet, ja, vor wenigen Monaten hat eine liberale, hochgeachtete Zeitschrift durch den Mund ihres Herausgebers, der Geschichtsprofessor an der Berliner Universität ist, verkündet: die neue Auflage des Staatslexikons lasse „die Beziehungen der katholischen Kirche zum Staate, zur Wissenschaft und zu Andersgläubigen, die uns den Ultramontanismus so unerträglich machen, in einem ganz andern Lichte erscheinen.“ Also nach dem Urteile dieser Monatsschrift ist aus dem „unerträglichen“ Ultramontanismus durch das „Staatslexikon“ ein erträglicher geworden. Wie viele werden nicht diese Unwahrheit auf die Autorität der Zeitschrift und ihres Herausgebers hin glauben? In wie vielen wird dadurch aber statt Aufklärung über den Ultramontanismus Finsternis und Verwirrung über ihn verbreitet? Denn dies Urteil des angesehenen Preßorgans steht mit dem tatsächlichen Inhalte des „Staatslexikons“ über die Beziehungen der Kirche zu Staat, Wissenschaft und Andersgläubigen in schneidendem Gegensatz.

Einige Stellen aus dem „Staatslexikon“ mögen diesen Gegensatz dartun:

> „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche als der übernatürlichen, die geistigen Interessen wahrnehmenden, auf das ewige Ziel gerichteten religiösen Gesellschaft untergeordnet. Der christliche Herrscher ist in seinen gesetzgebenden, richterlichen und politischen Funktionen, ebenso wie in seinem Privatleben dem Lehramt der (katholischen) Kirche unterworfen. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität, sofern es dieser zukommt, sie in ihrem Verhältnis zu den Interessen der sittlich-religiösen Ordnung zu prüfen und zu regeln. Es soll hier nicht erwogen werden, unter welchem Gesichtspunkt dem Papste eine direkte Gewalt über die vom Staate und der Familie zunächst geordneten zeitlichen Verhältnisse zusteht. Es genügt, die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche hier festzustellen.“ (II², 851).

Ein umfassenderes Programm über „die Beziehungen von Kirche und Staat“ und zwar im Sinne der vollständigen Unterordnung des Staates unter die Kirche gibt es wohl schwerlich. Hier wird durch das „Staatslexikon“ „die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche festgestellt“. Band IV², 290 lehrt dann das „Staatslexikon“, daß die Lehre von der direktiven Gewalt des Papstes über die Staaten „im wesentlichen nicht abweicht von der Theorie der indirekten Gewalt

Digitized by Google

des Papstes über die Staaten, denn beide nehmen an, der Papst könne im äußersten Falle erklären, daß ein Fürst sein Thronrecht eingebüßt habe und geleistete Treueide ihre Kraft verloren hätten. An anderer Stelle des „Staatslexikons" (II², 667) finden wir die Lehre von der indirekten Gewalt des Papstes über die Staaten, die im päpstlichen Absetzungsrecht über die Fürsten gipfelt, „zwar nicht als förmlichen Glaubenssatz", aber als die „richtige" bezeichnet:

> „Die Kirche hat zwar über den ersten Artikel (der gallikanischen Deklaration) kein besonderes Anathem verhängt und den entgegenstehenden Satz von der indirekten Gewalt der Kirche auch in irdischen und weltlichen Dingen nicht als förmlichen Glaubenssatz definiert. Allein der Gebrauch der Kirche beweist doch die Richtigkeit desselben, und außerdem ergibt er sich als notwendige Folgerung aus andern unbezweifelbaren und wesentlichen Rechten der Kirche ..... Im Mittelalter leiteten die Päpste aus dem Rechte zur Verhängung der Exkommunikation über die Fürsten das andere her, die davon betroffenen hartnäckigen Fürsten für abgesetzt zu erklären und den Eid der Treue für die Untertanen aufzulösen ... Diese Gewalt ergibt sich auch als Konsequenz aus den wesentlichen Rechten der Kirche" (II², 667).

Also programmatisch steht hier wiederum: die indirekte Gewalt der Kirche über den Staat ist ein „unbezweifelbares, wesentliches Recht der Kirche", und: Fürstenabsetzungsrecht und Treueidlösung sind nicht bloß mittelalterliche, historische Rechte, sondern „auch Konsequenz aus den wesentlichen Rechten der Kirche," also „Rechte", die der Kirche heute und immer zukommen. Ferner: Das „Staatslexikon" steht ausgesprochenermaßen auf dem Standpunkte des Syllabus, der in Satz 24 die Lehre von der indirekten Gewalt der Kirche über die Staaten enthält: „Die ganze Form, schreibt das „Staatslexikon" (V², 655), die Art der Veröffentlichung, die Beziehung auf die Dokumente, welche gegen besondere geschichtliche Erscheinungen in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Moral gerichtet waren, sprechen dafür, daß (im Syllabus) jedenfalls eine die Katholiken auch zu innerlichem Gehorsam verpflichtende Doktrin des allgemeinen Lehramtes aufgestellt werden wollte." Und zwei Spalten vorher nennt das „Staatslexikon" den Syllabus „eine Gesamtdoktrin für die katholische Weltanschauung" (V², 653).

Auch im Artikel über die Konkordate vertritt das „Staatslexikon" die Grundanschauung von der Oberhoheit der Kirche über den Staat:

Digitized by Google

„Alle [katholischen Schriftsteller] stimmen jedoch darin überein, daß der Vertrag [zwischen Staat und Kirche] die stillschweigende Klausel: „rebus sic stantibus" enthält, daß somit die Kirche nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet wäre, die gemachten Konzessionen zu widerrufen, sobald dieselben dem Seelenheile der Gläubigen zum Nachteil gereichen würden" (III², 670). Ob und wann aber „ein Nachteil für das Seelenheil" vorliegt, entscheidet einzig und allein die Kirche.

Und in den weiteren Ausführungen schließt das „Staatslexikon" sich ausdrücklich der Lehre des Jesuiten Wernz an (III², 670): „Bei Auslegung der Konkordate habe sich der Staat der authentischen Interpretation durch die Kirche zu fügen."

An zwei Stellen (I², 772 und V², 859) stellt das „Staatslexikon" „die ausgedehnteste Lehrfreiheit an den Universitäten, die geradezu als Lebensprinzip der höchsten Bildungsanstalten hingestellt und gefordert wird", als „Mangel und Schaden der Universitäten" hin; es „beklagt", daß „der Staat sich an den Hochschulen eines beschränkenden Einflusses auf die absolute Lehrfreiheit begibt, weil die Wissenschaft und ihre Lehre frei sei." Es verteidigt die bischöfliche Bücherzensur und den römischen Index und betont, daß die Konstitution Benedikts XIV. vom Jahre 1753 (!) „über das Verfahren bei Prüfung und Verwerfung gefährlicher oder bedenklicher (!) Bücher noch heute Geltung habe" (IV², 636). Über das Verhältnis der Kirche zu den Bildungsanstalten, von der Volksschule bis zur Universität findet sich im „Staatslexikon" folgendes Programm:

„In erster Linie steht der Kirche ein Aufsichtsrecht über die Schule zu. Wenn also der erziehliche Unterricht in einer Schule konzentriert wird, dann muß auch der Lehrer, der in der Schule wirkt, von der Kirche autorisiert sein und er und seine ganze Schule müssen unter Oberaufsicht und Leitung der Kirche stehen, sonst dürfen die Eltern als christliche Eltern ihre Kinder gar nicht in diese Schule geben .... Das also ist das normale Verhältnis, das zwischen Kirche und Schule stattfinden muß, wenn letztere als Erziehungsanstalt ihrer Idee in der christlichen Ordnung entsprechen soll. Und das gilt dem Prinzipe nach nicht bloß von der Volksschule, sondern es gilt von der Schule ganz allgemein, möge sie auf was immer für einer Stufenleiter im allgemeinen Schulsystem stehen ... Wie die niederen, so können also auch die höheren Schulen von der Leitung und Aufsicht der Kirche nicht emanzipiert werden ... Verhält es sich aber also, dann können wir dem Staate auch nicht die Berechti-

Digitized by Google

gung zuerkennen, die Schule als ein Glied des staatlichen Organismus für sich in Anspruch zu nehmen und die Oberleitung und die Oberaufsicht über dieselbe zu führen" (II², 363).

Über Toleranz gegen Andersgläubige heißt es:

„Die Staatsgewalt darf niemand zu einem bestimmten religiösen Bekenntnis oder zu Handlungen desselben mit physischer Gewalt zwingen und auch wegen seines davon abweichenden Bekenntnisses nie strafen, außer wenn damit Angriffe auf Gott und Religion, Sittlichkeit und Recht in Verbindung stehen (ob und wann aber solche „Angriffe" vorliegen, entscheidet einzig die katholische Kirche) oder wenn ein Untertan eines Staates, welcher sich in der Einheit der Religion erhalten hat, öffentlich von dieser abfällt ... Wenn es, wie gezeigt worden ist, nur eine Religion geben kann (nämlich die römisch-katholische), welche dies in Wahrheit ist, und alle übrigen damit in Widerspruch stehenden Doktrinen, die als göttliche Offenbarungen ausgegeben werden, nur Irrtümer sein können, so ist es gegen die sittliche Ordnung und Gott beleidigend, diese neben der wirklich von Gott gegebenen Offenbarung (nämlich der in der römisch-katholischen Kirche enthaltenen) zur Geltung kommen zu lassen. Im Prinzip muß daher festgehalten werden, daß die Staatsgewalt als Schützer der religiös-sittlichen Ordnung dieselben (d. h. die nichtkatholischen Bekenntnisse) innerhalb der Staatsgewalt nicht freigeben darf. Dieses wollte Papst Pius IX. aussprechen, wenn er die Thesen 77—79 in den Syllabus aufgenommen hat ... Kein Gesetzgeber wird revolutionäre und für die soziale Ordnung verderbliche Doktrinen deswegen freigeben wollen, weil menschliche Gewalt keinen Einfluß auf die Gedanken und die Überzeugungen zu üben berechtigt sei. Dann darf aber noch weniger Gewissensfreiheit im Sinne der Freiheit, auch falsche Religionssysteme (d. h. nichtkatholische Religionssysteme) zu lehren, zugestanden werden ... Die ersten Autoritäten der katholischen Theologie und Rechtswissenschaft sprechen sich dahin aus, daß ein katholischer Regent nie ohne die dringendste Notwendigkeit Religionsfreiheit zum Gesetz machen dürfe ... Niemals wird man vom Standpunkt der positiven Offenbarung aus zugeben können, Religionsfreiheit sei, wie in neuester Zeit behauptet wird, ein wahres soziales Gut." (I², 765 ff.)

Man beachte, daß im ersten Satz dieser Auslassungen der Grundsatz ausgesprochen ist: jeder „katholische Staat" (z. B. Spanien und Portugal) darf jeden seiner Bürger, sobald er die katholische Religion verläßt, zur Rückkehr „zwingen". Das alte cujus regio, ejus et religio, das so viel Menschenblut gekostet hat, wird also vom „Staatslexikon" auch für unsere Zeit als Toleranzprogramm aufgestellt. Auch der lange Toleranzartikel des „Staatslexikons" (V², 751 ff.) — seine 1. Auflage enthielt bezeichnenderweise überhaupt keinen Artikel

Digitized by Google

über Toleranz — läßt trotz eines unendlichen Phrasenschwalles deutlich erkennen, daß echte und bedingungslose Toleranz dem Staatslexikon unbekannt ist. Seine „Toleranz" ruht auf dem Grundsatze: „die wahre, von Gott vorgeschriebene Religion kann es sich nicht gefallen lassen, mit der falschen theoretisch auf gleichem Fuße behandelt zu werden" (V³, 755).

Sind, frage ich noch einmal, solche Grundsätze des „modernen" Ultramontanismus nicht wert, der Kulturwelt durch die Presse bekannt gemacht zu werden?

Auch die Kehrseite dieser Medaille, d. h. die Achtlosigkeit der Presse gegenüber antiultramontanen Kundgebungen, ist für die Presse beschämend. Erscheint nämlich einmal ein gutes Buch gegen den Ultramontanismus, das seine wahre Natur sachgemäß darstellt, so wird es häufig von der Presse als „unzeitgemäß", als „veraltet", als „mittelalterlich" abgetan. Ich spiele damit nicht auf meine Bücher an; sie haben fast ausnahmslos „eine gute und sehr gute Note" erhalten und machen ihren Weg auch „ohne Presse", sondern ich denke an das kürzlich erschienene Buch des Bonner Universitätsprofessors Goetz: „Der Ultramontanismus als Weltanschauung." Ein sehr bekanntes süddeutsches liberales und im allgemeinen ausgezeichnet geleitetes Blatt schloß seine Besprechung des Goetzschen Werkes, die auch von Einzelunrichtigkeiten wimmelte, mit dem allgemeinen, ungeheuerliche Unkenntnis verratenden Gesamturteil: „So weht die Luft auf katholischer Seite, anders als Goetz meint. Sein Buch kommt daher eigentlich post festum und schildert eine Weltanschauung, die gerade in die Minorität zu treten im Begriffe ist." Wenn wir es hier nicht wiederum mit einem ultramontanen „Kuckucksei" zu tun haben — solche Kuckuckseier sind gar nicht selten —, so muß der Kenner ausrufen: O sancta simplicitas! Aber beschämend, tief beschämend für unsere sonst so tüchtige Presse bleibt diese „heilige Einfalt" solchem Gegner gegenüber.

Mit dem Tadel der Presse und mit den Beweisen für seine Berechtigung bin ich zu Ende.

Wie soll's besser werden? Denn daß es besser werden muß, wird wohl jeder Leser zugeben.

An erster Stelle sei eine Forderung erhoben: die Presse muß päpstliche amtliche Kundgebungen (Enzykliken, Breven, Motu proprio usw.) im Wortlaute (natürlich in deutscher Übersetzung) mitteilen. Was, wir sollen unseren kostbaren Raum

Digitized by Google

mit dem Abdrucke spaltenlanger Aktenstücke belasten? Jawohl! Das Papsttum ist eine ungeheuere Macht, die größte Antikulturmacht; ihre Kundgebungen sind also für die Kulturwelt von höchstem Interesse. Berichte über sie, oft von sehr zweifelhaftem Werte, genügen nicht. Die zeitungleſende Menschheit hat ein Recht, zu verlangen, mit eigenen Augen in die feindliche Welt des Ultramontanismus hineinschauen zu können, nicht bloß durch die Brille irgend eines, oft recht unfähigen Berichterstatters; sie hat ein Recht, daß ihr die Grundlagen für eigenes Urteil über den Kulturgegner unterbreitet werden. Und was die Raumfrage betrifft; du lieber Himmel, wie viel Raum hat unsere Presse für Nichtigkeiten! Fühlt diese oder jene „Kulturgröße" die Notwendigkeit, sich über diese oder jene Frage zu äußern: ganze Spalten unserer größten Zeitungen stehen ihr zur Verfügung. Und was sind unsere Kulturgrößen, auch die wirklichen, in ihrer Bedeutung, in ihrem Einflusse, verglichen mit Bedeutung und Einfluß der Antikulturgröße, die sich Papsttum, Ultramontanismus nennt?? Aus sich selbst heraus muß der große Gegner erkannt, in seinem eigenen Lichte muß er geschaut werden. Dazu ist aber nichts zweckdienlicher als der Wortlaut päpstlicher Kundgebungen.

Jüngst hatte ich über „Presse und Ultramontanismus" eine Unterredung mit einem unserer hervorragendsten hauptstädtischen Journalisten. Ich sprach ungefähr das aus, was ich hier niedergeschrieben habe. Er entgegnete: „Sie verlangen Studium des Ultramontanismus, ja, wie sollen wir das denn machen, wo sollen wir in der Hetze, in der wir leben, die Zeit zum Studium hernehmen?" Da meine Antwort ihn, wie ich glaube, eines Besseren belehrt hat, so setze ich sie hierher.

Wenn feststeht, daß der Ultramontanismus die mächtigste und gefährlichste Antikulturbewegung ist, die „Umsturzpartei" par excellence, dann steht auch fest, daß die Presse zum Studium dieses Systems Zeit finden muß, wenn anders sie nicht den Abfall erklären will von ihrer vornehmsten, größten Aufgabe: Kulturförderer, Kulturverteidiger zu sein. Und dieses Zeitfinden ist gar nicht einmal so schwer, man muß es nur praktisch anfangen.

In den Redaktionen der großen Zeitungen — und nur von ihnen ist zunächst die Rede — herrscht Arbeitsteilung. Der eine hat dies, der andere jenes Gebiet besonders zu bearbeiten und bildet sich so allmählich zum Fachmann aus. Jede große Redaktion besitzt außerdem für besonders wichtige Dinge

Digitized by Google

besondere Ratgeber und sucht — oft mit schweren Opfern — fachmännische ständige Mitarbeiter zur Bearbeitung der großen Gegenwartsfragen zu gewinnen; ich nenne beispielsweise: Handel, Börse, Volkswirtschaft, Heer, Marine, Sozialdemokratie usw. Nun gut, stelle man in den Redaktionsstab ein Glied ein, dem die Bearbeitung des Ultramontanismus als Sonderaufgabe zur Pflicht gemacht wird, wende man sich an ultramontan vorgebildete Ratgeber, gewinne man kenntnisreiche, ständige Mitarbeiter wider den Ultramontanismus, dann wird es nicht mehr an Zeit fehlen, gegen ihn aufzutreten. Denn der Kenner des Ultramontanismus ist in der Lage, ohne vielen Zeitaufwand Stellung zu nehmen gegen ihn, er ist vor allem in der Lage, sich in der betreffenden Literatur die ihm etwa für die gerade auftauchende Einzelfrage fehlende Kenntnis sofort zu verschaffen.

Kenntnis der ultramontanen Literatur, Vertrautheit mit ihr! Das ist die zweite Forderung, die an die Redaktionen unbedingt gestellt und die von ihnen unbedingt erfüllt werden muß. Mit dieser Literaturkenntnis sieht es schlimm aus. Wenn heute die Redaktionen einem Examen über ultramontane Literatur unterworfen würden, wie viele würden bestehen? Welche von ihnen würden zufriedenstellend die Frage beantworten können: Welches sind die besten ultramontanen Hand- und Lehrbücher über Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Dogmatik, Literatur- und Kunstgeschichte usw.? Und wenn man einen Rundgang unternähme durch die Redaktionsstuben, in wie vielen würde man solche Hand- und Lehrbücher auf den Bücherregalen der Redaktionsbibliothek finden? Da stehen in Reihe und Glied Bücher aller Art, kostbare Nachschlagewerke über fast alle Zweige menschlicher Betätigung. Nur die Hand braucht der Redakteur auszustrecken, um sich über fast jede auftauchende Frage schnell und sachgemäß unterrichten zu können; aber vergebens wird man in den meisten Redaktionen Nachschlagewerke über den Ultramontanismus suchen, und doch ist der Ultramontanismus die älteste, die mächtigste, die weitestverzweigte und umfassendste Antikulturbewegung.*)

*) Hier ein kleiner Katalog einer ultramontanen Handbibliothek für Redaktionen: Beringer, S. J., Die Abläße, Paderborn 1893, 10. Auflage; Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Freiburg 1877; Hergenröther, Kirche und Staat, Freiburg 1873; Martens, Kirche und Staat, Stuttgart 1877; Denifle, O. P., Luther und Luthertum, Mainz

Digitized by Google

Das bringt mich auf einen Einwand. Überlegen lächelnd werden manche Kollegen von der Feder sagen: einen eigenen Redakteur, eigene Ratgeber, eigene Mitarbeiter für den Ultramontanismus, eine eigene ultramontane Handbibliothek? Lächerlich! wie wenig würde dieser Redakteur, Ratgeber, Mitarbeiter zu tun haben, wie selten würde die Handbibliothek gebraucht werden, denn der Ultramontanismus ist doch ein absolut einseitiges, in streng abgesonderter, bestimmter Richtung sich bewegendes System, das nur hie und da, bei ganz bestimmten Gelegenheiten Stoff zur Besprechung und zum Widerstande bietet.

In solchen und ähnlichen Worten liegt einer der verderblichsten Irrtümer über den Ultramontanismus, ein Irrtum, der wiederum aus völliger Unkenntnis des Gegners entspringt.

Es gibt kein zweites System, das so sehr und so tief in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, in die des Privatlebens so gut wie in die des öffentlichen Lebens eindringt und bestimmend auf sie einwirkt, wie das ultramontane. Familie, Gemeinde, Staat, in allen ihren Beziehungen und Tätigkeitsformen, in allen ihren Ausstrahlungen nach der rein menschlichen, bürgerlichen, sozialen, politischen, volkswirtschaftlichen, nationalen und internationalen Seite hin sind die Felder ultramontaner Arbeit nicht minder, wie es Kunst, Wissenschaft und Literatur sind. Wer sich mit dem Ultramontanismus ernsthaft beschäftigt, wird, je ernsthafter und eingehender seine Beschäftigung ist, mehr und mehr zur Erkenntnis gelangen, ein wie gewaltiger Berichterstattungsstoff in der Welt und Menschen umspannenden Tätigkeit des Ultramontanismus

---

1905; Scheeben, Handbuch der katholischen Dogmatik, Freiburg 1898; Pastor, Geschichte der Päpste, Freiburg 1899; Wernz, S. J., Jus Decretalium, Rom 1898—1902; Freisen, Geschichte des kanonischen Eherechts, Tübingen 1888; Schnitzer, Katholisches Eherecht, Freiburg 1898; Laurentius, S. J., Institutiones juris ecclesiastici, Freiburg 1903; Lehmkuhl, S. J., Theologia moralis, Freiburg 1898; Lehmkuhl, S. J., Das bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches, Freiburg 1900; Gihr, Das heilige Meßopfer, Freiburg 1897; Hollweck, Das kirchliche Bücherverbot, Mainz 1897; Hilgers, S. J., Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg 1904; Cathrein, S. J., Kirche und Volksschule, Freiburg 1896; Hammerstein, S. J., Konfession und Sittlichkeit, Trier 1893; Hammerstein, S. J., Kirche und Staat, Freiburg 1886; Hammerstein, S. J., Das preußische Schulmonopol, Freiburg 1890; Janssen-Pastor, Geschichte des Deutschen Volkes, Freiburg 1891; Hammerstein, S. J., Die Schulfrage, Freiburg 1888; Das Staatslexikon der Görresgesellschaft, 2. Auflage, Freiburg 1899—1904; Das Kirchenlexikon, 2. Auflage, Freiburg 1895—1900. Die beiden letzten Werke empfehle ich als Nachschlagewerke ganz besonders zur Anschaffung.

Digitized by Google

liegt. An Arbeit würde es also dem gegen den Ultramontanismus angestellten Redakteur, Berater, Mitarbeiter nicht fehlen, und die Früchte dieser Arbeit wären: reiche, interessante und vor allem nützliche Belehrung für die Lesewelt.

Die meisten großen Zeitungen haben besondere Berichterstatter über die soziale Bewegung, über die Sozialdemokratie, über ihre Organisation, ihre Vereine, ihre Arbeitsart, ihre Ziele und die Mittel, sie zu erreichen, und ganz mit Recht. Denn die Sozialdemokratie gehört, trotz ihrer Maßlosigkeiten, zu den großen Kulturbewegungen.

Aber gegenüber dem Ultramontanismus, gegenüber seiner Organisation, seinem Vereinsleben, seiner Arbeitsart, seinen Zielen und seinen Mitteln tritt die Sozialdemokratie ganz bedeutend zurück. Und dennoch ist vom ultramontanen Riesen verhältnismäßig wenig die Rede, und obendrein wird von ihm Unzulängliches, Irreführendes und Falsches berichtet.

Dies Versäumnis der Presse kommt lediglich dem Ultramontanismus zugute. Die Unkenntnis über ihn und sein wahres Wesen ist sein stärkster Bundesgenosse, der ihm hilft, von Erfolg zu Erfolg zu schreiten. Man beklagt diese Erfolge, man schiebt die Schuld daran bald auf dieses, bald auf jenes; Regierung und Parteien werden als Sündenböcke hingestellt — und gewiß sind sie solche „Böcke“ —, man sucht nach Mitteln, dem mehr und mehr einreißenden Übel zu steuern ..... „Sieh', das Gute liegt so nah!“ Das Mittel ist die Aufklärung über den Ultramontanismus. Ans Licht mit ihm und mit seinen Grundsätzen! Und wer anders als die Presse kann die Aufklärung verbreiten?!

Damit ist auch die Art berührt, wie die Presse den Kulturkampf gegen den Ultramontanismus zu führen hat. Es muß ein grundsätzlicher Kampf sein: Von Grundsätzen getragen, gegen Grundsätze gerichtet. Weg mit dem kleinlichen und unwürdigen Kampfe gegen Personen und Persönliches, gegen fehlende und entgleisende Menschen. Persönliche Verfehlungen gibt es überall, bei jeder Partei, bei jedem System, und wenn auch gewiß manche persönliche Verfehlungen dem System zur Last fallen, indem sie den in ihm lebenden Personen vom System gleichsam eingeimpft worden sind, so ist doch auch bei diesen gewissermaßen systematisch-persönlichen Verfehlungen und gerade bei ihnen die Person auszuscheiden und ausschließlich das System an den Pranger zu stellen. Ausschlachtung aber rein menschlich-persönlicher Verfehlungen ist überhaupt kein Kampfmittel gegen Systeme.

Digitized by Google

In einer literarisch-journalistischen Besprechung, bei der jüngst die Rede auf den antiultramontanen Kampf kam, wurde der Vorschlag gemacht, eine Zeitungsrubrik einzuführen mit der Aufschrift: „Ultramontane Grundsätze“, und in ihr von Zeit zu Zeit aus authentischen Kundgebungen des Ultramontanismus und aus Werken seiner autoritativen Verfechter grundsätzliche Äußerungen zu veröffentlichen und sie, ohne weitere Erläuterung ihre Sprache, zum Leser sprechen zu lassen. Ein sehr beherzigenswerter Vorschlag! Wenn man, wie häufig in Zeitungen geschieht, Leitsprüche aus den Schriften großer Kulturförderer abdruckt, damit sie den Leser „beeindrucken“, so kann man gewiß mit noch mehr Recht und mit noch größerem Nutzen Leitsprüche des großen Kulturgegners den Lesern vorlegen.

Das Gesagte fasse ich in die Sätze zusammen: Der konzentrische, ständige und grundsätzliche Kampf gegen den Ultramontanismus ist Kulturpflicht der Presse; Hauptmittel in diesem Kampf ist die Verbreitung der Aufklärung über den Gegner; Voraussetzung für Kampf und Kampfmittel ist genaue Kenntnis des Ultramontanismus.

Zum Schluß bin ich damit aber noch nicht gekommen. Bisher war von der Presse selbst, von ihren Leitern die Rede. Jetzt wende ich mich an die Leser der Zeitungen und treibe etwas „Volksaufwiegelung“, etwas „Revolution von unten“. Alles aber ganz freundschaftlich, ohne böse Absicht gegen die Presse.

Die Leser einer Zeitung haben es in der Hand, mächtig auf die Haltung der Zeitung einzuwirken, durch Zuschriften und schließlich, wenn alles nichts nützt, durch Abbestellung. Man spricht gewöhnlich nur vom Einflusse der Zeitungen auf das Publikum, der ja gewiß groß ist. Der Einfluß des Publikums auf die Zeitung kann aber und sollte auch groß sein. Wenn es mit Recht heißt: Ein Volk hat die Regierung, die es verdient, so heißt es mit dem gleichen Rechte: Das Lesepublikum hat die Presse, die es verdient. Besonders bei großen, die Öffentlichkeit stark interessierenden Fragen muß von der Lesewelt, d. h. von den im flutenden Leben stehenden Menschen aus eine Einwirkung auf die Redaktionen geschehen. Masseninstinkte — das Wort ist unschön — sind sehr berechtigte Elemente und Fermente in der Kulturentwickelung der Völker. Nun richtet sich aber — darüber kann ein Zweifel nicht bestehen — der Masseninstinkt in steigendem Maße gegen die ultramontane Gefahr. Unser Volk, in allen seinen Schichten — ich erinnere an die Hochschulbewegung

Digitized by Google

— fühlt mehr und mehr die Größe dieser Gefahr. Es ist also selbstverständlich, daß dieser Instinkt und dies Gefühl zum Ausdrucke drängen. Den Zeitungen gegenüber, die in erster Linie berufen sind, Kulturgefahren zu beleuchten und abzuwehren, muß dieser antiultramontane Masseninstinkt als kräftiger Mahner auftreten. Die Leser müssen ihren Zeitungen mehr und mehr zurufen: Wir wollen, daß ihr euch mehr als bisher mit dem Ultramontanismus beschäftigt, wir wollen, daß ihr uns über ihn gründlicher als bisher aufklärt, wir wollen, daß ihr den Kampf gegen ihn sachgemäßer und stetiger als bisher führt.

So würde, sollte die Presse nicht von selbst den richtigen Weg betreten, die Lesewelt sie zu ihm hinführen: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Ungarisches.

Von einem Österreicher.

Offiziell heißt die Donaumonarchie freilich noch immer Österreich-Ungarn, eigentlich aber sollte sie Ungarn-Österreich heißen, denn schon seit geraumer Weile erfreut sich der ungarische Teil des Zwillingsreiches einer ganz besonderen Bevorzugung und Verhätschelung auf Kosten des österreichischen; scheinbar, weil er das Lieblingskind der gemeinsamen Regierung ist, tatsächlich jedoch, weil er der anspruchsvollere, trotzigere und keckere von beiden ist und seinen Wünschen, wenn man ihnen nicht willfahrt, eine sehr kategorische Form zu geben weiß; kurz: nicht aus Liebe, sondern aus Furcht. So hat er es durchzusetzen verstanden, daß aus dem alten kaiserlichen Heer ein k. k. und später ein k. und k. Heer geworden ist. Und wenn man ihn so wie bisher fortgewähren läßt und ihm nicht sehr bald ein energisches Halt gebietet, so wird er es zweifellos auch erreichen, daß selbst der Titel Öster-

Digitized by Google

reich-Ungarn nicht bleiben und dasselbe trennende Und, das sich zwischen das k. k. der Armee eingedrängt hat, auch da erscheinen wird; man wird dann Österreich und Ungarn sagen, wie man Schweden und Norwegen sagt. Aber auch dabei wird es, falls es überhaupt so weit kommen sollte, nicht sein Bewenden haben, denn der magyarische Nationalstolz wird es als eine bittere Zurücksetzung empfinden, daß der Name seines Landes an zweiter Stelle steht, und für ihn den ersten Platz beanspruchen. Noch lieber aber wird es ihm sein, gar nichts mehr mit Österreich gemeinsam zu haben, auch den Herrscher nicht, und ganz selbständig zu werden, wie es vor der Schlacht von Mohács der Fall gewesen ist. Das ist wohl das Endziel, das Ideal der magyarischen Nationalpolitiker, wenn es vorläufig auch noch nicht offen als solches hingestellt wird, dem loyalen Ungarn vielleicht auch noch nicht einmal klar bewußt ist. Daß diese Behauptung nicht etwa eine willkürliche, leichtfertige oder böswillige Unterstellung ist, sondern einzig und allein die logische und psychologische Notwendigkeit, die sich aus der erdrückenden Fülle der Tatsachen ergibt, das muß von Rechts wegen jedermann zugeben, der sich die Mühe genommen hat, die Entwickelung der Dinge in Ungarn während der letzten Jahre aufmerksam zu verfolgen. Der Weg, den die magyarische Politik seit langem geht, führt so sichtbar auf dieses Ziel zu, daß man's mit scharfen Augen schon aus der Ferne winken sehen kann. Was sie zurzeit schon von Österreich erreicht hat, das sind bloß Etappenstationen, nur dazu bestimmt, frische Kräfte zum Weitermarsche zu sammeln. Ob sie ihr Ziel auch wirklich erreichen wird, ist eine andere Frage, deren Beantwortung einzig und allein von Österreich abhängen wird. Daß dieses noch immer, trotz aller Zerrüttung seines politischen Nervensystems, die Kraft hätte, diesem Vormarsche seines Zwillingsbruders Halt zu gebieten, steht außer allem Zweifel; nicht aber, ob man an maßgebender Stelle von dieser zurzeit brach liegenden Kraft auch wird den richtigen Gebrauch zu machen wissen .....

Die Selbständigkeit ist aber noch nicht das vollkommene Ideal des magyarischen Machttraumes. Der künftige ungarische Staat soll nicht bloß selbständig, sondern auch national sein! Und ebenso eifrig und beharrlich, wie die Magyaren an der Erlangung ihrer Selbständigkeit arbeiten, tun sie's auch an der dieses zweiten Zieles, vielleicht sogar mit noch größerem Erfolge. Nichtsdestoweniger kann man die Frage, ob sie dieses erreichen werden, rundweg mit Nein beantworten. Ein flüchtiger Blick auf die Nationalitäten-

Digitized by Google

tabelle Ungarns genügt, diese Verneinung mit apodiktischer Sicherheit auszusprechen.*)

Wie soll Ungarn zum magyarischen Nationalstaate werden, da es doch nur 8,7 Millionen Magyaren gegen 10,5 Millionen anderer Nationalitäten zählt? Das wäre nur durch deren tatsächliche Ausrottung durchführbar; da eine solche heutzutage aber denn doch ein Ding der Unmöglichkeit ist, so bliebe nur die Aufsaugung dieser Nationalitäten durch die magyarische Nation übrig; die ist aber ebenso undenkbar, denn ein Volk kann ein anderes nur dann aufsaugen, wenn es über eine gewaltige Mehrheit verfügt; das magyarische Volk besitzt jedoch nicht nur keine Majorität, sondern befindet sich in der ausgesprochensten Minderheit: wie man sich demnach die Umwandelung Ungarns in einen reinen Nationalstaat vorstellt, ist unfaßlich.

Man wäre auch versucht, in dieser Idee lediglich ein Wahngebilde des chauvinistischen Fanatismus zu sehen; doch ist dem nicht so, das hat eine Rede des ehemaligen Ministers, Barons Bánffy, gezeigt, in der er auf nicht mißzuverstehende Weise erklärte, daß ein ungarischer Patriot eine andere Anschauung nicht haben könne, als daß *jedes Mittel* angewendet werden müsse, damit der einheitliche ungarische Staat zustande komme, da ein anderer als ein nationaler Staat nicht bestehen könne. Dieser am 22. November 1903 in Klausenburg gehaltenen Rede ließ er am 6. Mai d. J. im Parlament eine zweite folgen, deren Leitmotiv ganz dasselbe ist und worin er mit verblüffender Offenherzigkeit erklärte, trotz aller Postulate des Rechtsstaates dürften den in Ungarn lebenden nichtmagyarischen Nationalitäten *keine besonderen Rechte* eingeräumt werden. Wenn ein ernst zu nehmender Staatsmann, ein ehemaliger Ministerpräsident, so denkt,

*) Nach der Zählung von 1900 sieht diese folgendermaßen aus:

Magyaren	8742000	45,4 %
Rumänen	2799000	14,5 %
Deutsche	2135000	11,1 %
Slowaken	2020000	10,5 %
Kroaten	1679000	8,7 %
Serben	1052000	5,5 %
Ruthenen	429000	2,2 %
Slowenen	99000	0,5 %
Zigeuner	62000	0,3 %
Italiener	28000	0,2 %
Andere	210000	1,1 %
Zusammen	19255000	100 %

Digitized by Google

und spricht, wenn er sich, wie in Klausenburg, sogar zu dem unumwundenen Geständnis hinreißen läßt, er sei immer im Dienste des nationalen Chauvinismus gestanden, so darf man sich über den nationalen Terrorismus, der von seiten der Magyaren auf die anderen Völker Ungarns ausgeübt wird, allerdings nicht wundern; es beweist eben, daß die magyarischen Politiker allesamt, ohne Unterschied der Partei, unter dem suggestiven Bann einer fixen Idee stehen, die ihr Ziel im selbständigen ungarischen Nationalstaat sieht, also in etwas Unmöglichem. Von dieser Wahnvorstellung hypnotisiert, glauben sie es dadurch zu erreichen, daß sie die anderen Nationalitäten gewaltsam zu magyarisieren suchen; ein Unterfangen, das, abgesehen von seiner Undurchführbarkeit, schon darum töricht ist und zum heftigsten Widerstand herausfordern muß, weil die ungarische Sprache in Europa ein vollständig isoliertes Idiom ist, das außerhalb Ungarns kein Mensch versteht und das deshalb jeder praktischen und jeder kulturellen Bedeutung entbehrt, in dieser Hinsicht vielmehr hinter jeder anderen europäischen Sprache zurücksteht. Und nicht einmal auf ein historisches Recht kann sich die ungarische Sprache berufen, denn in früheren Zeiten sind die herrschenden Sprachen Ungarns Latein und Deutsch gewesen, nicht Ungarisch! Dieses ist erst im 19. Jahrhundert auf künstlichem Wege durch Schaffung von neuen Wörtern zu einer vollwertigen Schriftsprache gemacht worden. Aber die Ungarn lassen sich durch diese Tatsachen in ihren Magyarisierungsversuchen nicht im geringsten beirren, sondern trachten ihr bedeutungsloses Idiom den anderen Nationen des Landes gewaltsam aufzupfropfen und deren eigene Sprache zu ersticken. Dabei haben sie's ganz besonders auf die deutsche Sprache abgesehen, denn sie hassen in dieser die ihrer früheren Herren und sie fürchten deren gewaltige kulturelle und praktische Überlegenheit.

Das wird offiziell freilich in Abrede gestellt und als böswillige Erfindung bezeichnet, ja, es wird sogar behauptet, Ungarn sei im Gegenteil ein Land der Freiheit, ein Hort der Gerechtigkeit. So hat der ungarische Ackerbauminister Dr. v. Daránpi anläßlich einer Wanderversammlung deutscher, österreichischer und ungarischer Bienenzüchter (31. August 1902) unter anderem folgendes gesagt:

„Die ungarische Nation hat ihre Kraft nicht in der Unterdrückung anderer, sondern die Bürgschaften für ihre eigene Freiheit darin gefunden, daß sie die Freiheit

Digitized by Google

anderer respektierte. Daher kennt auch Ungarn keine Stiefkinder, jeder Bürger findet hier gleiche Behandlung und gleiche Liebe. Daher kommt es auch, daß sich die nichtmagyarischen Bürger dieser Gegend ohne Unterschied der Religion, Sprache und Nationalität gleichmäßig entwickeln und daß sie gedeihen konnten; und daher kommt es auch, daß die nichtmagyarischen Bürger dieses Vaterlandes dem ungarischen Staate mit gleicher Liebe entgegenkommen, daß sie sämtlich treue Anhänger des ungarischen Staates sind und sich stets als die Söhne dieses Vaterlandes bekennen. Wir freuen uns stets, wenn aus dem Auslande Gäste kommen, um uns am Werke zu sehen und unsere Verhältnisse kennen zu lernen, damit denjenigen, welche entgegengesetzte Ansichten vertreten, ein Riegel vorgeschoben werde."

Auch der bekannte Politiker Graf Albert Apponyi hat sich einem Interviewer gegenüber einmal ähnlich geäußert, als die Einführung der ungarischen Sprache in den Armeedienst auf die Tagesordnung kam. Er stellte den Kampf gegen die deutsche Armeesprache als eine Sache hin, in der nur Gehässigkeit einen Ausdruck der Feindseligkeit gegen die deutsche Sprache als solche und gegen die deutsche Nation erblicken könne, und er ließ sich über die Angriffe der Opposition folgendermaßen aus:

„Diese Redewendungen enthalten aber auch nicht ein Atom von Feindseligkeit gegen die große deutsche Kulturnation und ihre Sprache; noch weniger konnte irgend jemand die Absicht haben, Äußerungen zu machen, die dem berechtigten Selbstgefühl des deutschen Volkes nahetreten würden. Ein solches Beginnen hätte übrigens nicht ungerügt geschehen können. Wenn dennoch einzelne Redewendungen nach dieser Richtung hin gedeutet und ausgebeutet werden, so ist dies in bestem Falle ein auf Oberflächlichkeit beruhendes Mißverständnis, wenn nicht tendenziöse Entstellung. Ich weiß ganz bestimmt, daß in dieser Beziehung ohne Parteiunterschied die vollste Übereinstimmung herrscht, daß niemand weder den hohen Wert der deutschen Kultur, noch denjenigen des deutschen Volkes verkennt."

Das klingt ja sehr maßvoll und entgegenkommend, und wenn es sich wirklich so verhielte, wie diese beiden Staatsmänner es versichern, so gäbe es in Ungarn gar keinen Nationalitätenkampf, und seine Völker müßten sich glücklich preisen, einem so duldsamen Staate anzugehören.

Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Sind die, welche das Gegenteil behaupten, in der Tat bloß bewußte Verläumder oder frivole Ignoranten, wie man nach diesen Darstellungen glauben sollte?

Die Tatsachen mögen beweisen, wo das Recht zu suchen ist. Es gibt deren eine ganze Menge, die auf das allerunzweifelhafteste

Digitized by Google

dartun, wie man in Ungarn über die deutsche Sprache denkt und gegen sie vorgeht, amtlich und privat:

Da ist einmal die vor mehreren Jahren erlassene Verordnung des damaligen Unterrichtsministers Wlassics, derzufolge die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand aus dem Lehrplan der ungarischen Schulen gestrichen worden ist; ein gewiß sehr deutlicher Beweis dafür, daß die ungarische Regierung schon in der Kenntnis der deutschen Sprache eine Gefahr für ihre Nation sieht. Sie will sie darum nicht bloß in der Schule, sondern auch im öffentlichen Leben ausmerzen, und da hat sie sich im deutschen Theater das geeignetste, weil gefährlichste Angriffsobjekt erwählt. In den früher ausschließlich deutschen Theatern von Preßburg, Temesvar und Ödenburg sind die Vorstellungen in deutscher Sprache ohne die geringste Rücksicht auf die deutschen Bewohner dieser Städte arg eingeschränkt und ihnen ungarische Vorstellungen gewaltsam aufgezwungen worden; ja man hat im Parlament beantragt, die deutschen Vorstellungen ganz zu verbieten. In Budapest hat man das auch wirklich getan: Nachdem im Jahre 1889 daselbst das deutsche Theater zufällig (?) abgebrannt war, wurde der Bau eines Theaters erörtert, in dem neben ungarischen Vorstellungen auch solche in einer „fremden" Sprache gestattet sein sollten, womit natürlich die deutsche gemeint war; der damalige Minister des Innern, Hieronymi, hatte wohl sogar die Gnade, zu erklären, das Magyarentum werde keinen Schaden erleiden, wenn dies geschehe, selbst wenn diese fremde Sprache die deutsche wäre. (Dieses „selbst wenn" spricht Bände!) Aber die magyarischen Ultras waren anderer Ansicht, und die mehr als 100 000 deutsch sprechenden Bewohner der Hauptstadt mußten endgültig darauf verzichten, sich an Theatervorstellungen in ihrer Muttersprache zu erfreuen. Nur auf Tingl-Tangl-Bühnen durfte sich diese noch hören lassen. Als aber die Milleniumsausstellung kam, wurde sie für deren Dauer auch aus diesen Zufluchtsstätten verbannt; nebenbei bemerkt, eine Maßregel, in der sich die nationale Verblendung geradezu in Brillantbeleuchtung präsentiert, denn gerade während dieser Zeit hätte den fremden Besuchern, die doch zumeist nur aus Österreich und Deutschland kamen, die Möglichkeit geboten werden sollen, sich Vorstellungen in einem ihnen verständlichen Idiom anzuhören. Aus diesem zunächst nur zeitlichen Verbot wurde jedoch ein dauerndes, und zwar suchte man es mit dem wahrhaft klassischen Vorwand zu begründen, die deutschen Variétévorstellungen gefährdeten die Sittlichkeit von Budapest!! Anläßlich

Digitized by Google

der Milleniumsausstellung leistete sich der magyarische Chauvinismus übrigens noch ein zweites Hirschauerstückchen: die Aufschriften an den ausgestellten Objekten waren nämlich nur in der für alle Fremden völlig unverständlichen ungarischen Sprache angebracht; bloß dort, wo es galt, die Gegenstände vor der Berührung zu schützen, war eine Warnung in anderer Sprache angebracht, aber nicht in deutscher, sondern in — französischer!

Wie gründlich der Vernichtungskrieg gegen die deutsche Sprache in Ungarn geführt wird, das geht daraus hervor, daß man sie selbst dort auszurotten sucht, wo sie sich auf vielhundertjährige Rechte stützen kann. So sind nicht nur die deutschen Städtenamen des eigentlichen Ungarn magyarisiert worden, z. B. Preßburg in Pozsony, Ödenburg in Sopron, Wieselburg in Moson, Fünfkirchen in Pécs, Steinamanger in Szombathely, sondern auch die Namen der alten Sachsenstädte in Siebenbürgen; und zwar so gründlich magyarisiert, daß sie in den geographischen Schulbüchern nicht einmal in Klammern neben den künstlich geschaffenen neuen magyarischen Bezeichnungen stehen dürfen. Für das amtliche Ungarn gibt es demnach kein Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Karlsburg mehr, sondern bloß noch ein Nagy Szeben, Brassó, Kolosvár und Gyula-Fehérvár; und damit nicht genug: die Behörden fordern den Gebrauch dieser willkürlichen Wortungetüme auch vom Ausland! So hat die Universität Klausenburg eine unter diesem Namen an sie gerichtete Zuschrift einer Universität Deutschlands eben deshalb zurückgewiesen. Noch bezeichnender ist die Tatsache, daß die deutsche Zuschrift eines k. u. k. Konsuls an die Stadtbehörde von Debreczin von dieser sowie von den Oppositionsmännern im Parlament als eine „flagrante Beleidigung der ungarischen Nation" angesehen und zu einer stürmischen Haupt- und Staatsaffäre aufgebauscht wurde!

Noch drastischer als durch die amtliche Behandlung der deutschen Sprache wird die Gesinnung der Magyaren den Deutschen gegenüber durch Äußerungen illustriert, die im Parlament und in der Presse gegen sie gefallen sind: so ist im Parlament nach dem Brande des deutschen Theaters von Budapest der überaus bezeichnende Ausspruch getan worden, man habe es Gottes Hilfe zu danken, daß das deutsche Theater abgebrannt sei; und als die Milleniumsausstellung auf die Deutschen nicht jene Anziehungskraft ausübte, die man in Budapest erwartet hatte, da schrieb ein ungarisches Blatt, die größte Merkwürdigkeit auf dieser Ausstellung wäre ein Deutscher, der kein Hundsfott

Digitized by Google

sei; der Egyetértés aber, das Kossuthblatt, erklärte das Fernbleiben der Deutschen als Beweis für deren Undankbarkeit, da sie ihre politischen Erfolge allein den Ungarn verdankten, als Beweis ferner für die Richtigkeit des alten ungarischen Sprichwortes „Der Deutsche ist ein Hundsfott". Diese liebenswürdige Gesinnung den Deutschen gegenüber kam besonders drastisch zum Ausdruck, als im Jahre 1897 Schauspieler aus Wien im Vertrauen auf die stets so gerühmte ungarische Gastfreundschaft wagten, in Budapest deutsche Vorstellungen zu geben. Ein ungeheuerer Skandal, bei dem sie wörtlich und tätlich beschimpft wurden, war die Folge dieser übel angebrachten Vertrauensseligkeit. —

Es ließen sich noch andere Belege für die Behandlung anführen, die in Ungarn allem zuteil wird, was deutsch ist, aber die hier gebrachten Beispiele genügen wohl vollauf, denn sie lassen an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Angesichts solcher Tatsachen nehmen sich die gelegentlichen Hochachtungsversicherungen und Liebesbeteuerungen des Grafen Apponyi und des Dr. von Darányi wirklich grotesk aus, und man muß über die Verwegenheit staunen, mit der diese Herren solche Behauptungen aufzustellen wagen, zugleich aber auch über die Naivetät, daß sie glauben, man werde ihre Worte für Wahrheit halten.*)

Nicht besser als den Deutschen ergeht es den anderen Nationalitäten Ungarns, den Slowaken, Serben und Rumänen, wenn ihre Sprache den Magyaren auch nicht so viel Sorge macht wie die deutsche; namentlich die Rumänen haben die magyarische Knute schwer zu fühlen, da sie für ihr Volkstum energischer eintreten als die anderen.

Wie systematisch man dieses bei allen Nationalitäten des Landes auszurotten und zu magyarisieren bestrebt ist, beweist unter anderem auch ein unlängst erlassener Ukas des Unterrichtsministeriums, worin verfügt wird, daß in den staatlichen Schulen sämtliche obligatorischen Lehrgegenstände, auch der Religionsunterricht, in ungarischer Sprache vorzutragen seien; in den nichtstaatlichen aber

*) Merkwürdigerweise gibt es übrigens wirklich Leute, die an solche Phrasen glauben, und das Merkwürdigste ist es, daß es just Deutsche sind. Der Besuch der deutschen Journalisten in Budapest im Vorjahre war unter den gegebenen Umständen an sich schon sonderbar; geradezu unfaßlich aber ist es, daß sich ihr Wortführer nicht scheute, die Magyaren als „Kämpfer für das Recht, für die Gleichheit der Menschen und für die Freiheit" zu preisen, trotzdem sie der Präsident der ungarischen Journalisten, obschon der deutschen Sprache vollkommen mächtig, ostentativ in französischer bewillkommt hatte!

Digitized by Google

muß die Unterrichtssprache schon dann die ungarische sein, wenn 20 % der Schüler diese zur Muttersprache haben! Hierzu sei noch bemerkt, daß dieses drakonische Gesetz, wie versichert wird, im Vergleich zu seiner ursprünglichen Fassung noch gemildert ist.

Und bei solch unerhörtem Terrorismus wagt es der Präsident des ungarischen Parlaments mit Nachdruck zu erklären,*) „daß die Nationalitäten nirgends auf der Welt ein besseres Los haben als hier". Er wagt es ferner, zu behaupten, es sei nicht richtig, daß irgend jemand die verschiedenen Nationalitäten in die ungarische Kaste verschmelzen wolle. „Dies will niemand in Ungarn, wer dies behauptet, behauptet — ich wage es zu sagen — wissentlich etwas, was der Wahrheit nicht entspricht!"

Klingt der letzte Satz des Herrn Präsidenten nicht, als ob er sich damit selber meinte? Jedenfalls darf sich dieser Herr einer eisernen Stirn rühmen . . . .

Daß sich dieser unbarmherzige Terrorismus dereinst, wenn die unterdrückten Nationalitäten ihrer Macht bewußt und das drückende Joch abschütteln werden, furchtbar rächen wird, liegt in der Natur der Sache und dürfte jedermann klar sein, nur nicht dem blinden Chauvinismus des Magyarentums . . . .

Die völlige politische Verblendung ist für dieses überhaupt geradezu charakteristisch. Das geht schon aus dem wilden Hasse hervor, mit dem seine Vertreter den Grafen Tisza verfolgen und des heimlichen Österreichertums bezichten, denselben Mann, der der nationalen Idee Österreich gegenüber zu so großen Erfolgen verholfen hat wie noch keiner seiner Vorgänger im Ministerpräsidium! Dieselbe Verblendung zeigt sich auch in den fanatischen Selbständigkeitsbestrebungen der Magyaren, die dabei nicht bedenken, daß sie, von Österreich getrennt, auf allen Seiten von haßerfüllten Feinden umgeben, deren Übermacht um so rascher und sicherer erliegen . . .

So stellt denn der Kampf der Magyaren um den unabhängigen Nationalstaat eine eigenartige Tragikomödie dar: ein begabtes Volk strebt in seiner nationalen Verblendung mit einer Energie, die einer besseren Sache wert wäre, einem Ziele zu, das, scheinbar sein Glück, tatsächlich seinen Untergang bedeutet.

Das Schicksal liebt eben die Ironie, und Weltgeschichte ist auch Weltsatire . . . .

*) Präsident Justh am 8. Mai d. Js.

Digitized by Google

Kleidung als Ausdruck.

Von Theodor Lipps.

[Teil I.]

Zur „Kleidung“ rechne ich hier auch den Schmuck. Und statt „Ausdruck“ der Kleidung sage ich auch „Symbolik“ der Kleidung. Dabei ist das Wort Symbolik nicht zu nehmen im Sinne irgendwelcher konventionellen Symbolik. Sondern gemeint ist die natürliche Symbolik. Diese „natürliche“ ist gleichbedeutend mit der ästhetischen Symbolik. Dieselbe will besagen: Es liegt in einer sinnlichen Erscheinung für uns oder unseren Eindruck unmittelbar etwas, das nicht sinnliche Erscheinung ist, eine innere Wesenheit, ein Leben. Der Inhalt aller ästhetischen Symbolik ist Leben. Und alles „Leben“ ist menschliches Leben oder ein Analogon desselben. Es ist letzten Endes mein Leben.

Es ist uns nun keine seltsame Sache mehr, wenn wir die Bekleidung des Menschen ästhetisch betrachtet oder unter den Begriff der Kunst gefaßt sehen, wenn wir also von einer Bekleidungskunst sprechen hören. Dieselbe ist in der Tat eine Kunst, die in dem System der Künste ihre ganz bestimmte Stelle einnimmt. Und jede Kleidung ist ein Kunstwerk, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch dem Anspruche nach. Dies will nicht sagen, daß derjenige, der die Kleidung herstellt, den Anspruch erhebt, damit ein Kunstwerk zu schaffen, oder derjenige, der sie trägt, den Anspruch, ein Kunstwerk an sich zu tragen. Von solchem Anspruche sind vielleicht beide weit entfernt. Aber die Kleidung selbst erhebt allemal diesen Anspruch; sie kann nicht umhin, ihn zu erheben; es liegt dies in ihrer Natur als Kleidung. Wie weit sie denselben im gegebenen Falle erfüllt, dies ist eine andere Frage. Nur dies dürfen wir sagen: Weil sie ihn erhebt, darum sollte sie ihn jederzeit nach Möglichkeit erfüllen.

Daß aber die Kleidung künstlerischen Anspruch erhebt, dies heißt, daß sie symbolisch ist, nämlich symbolisch im Sinne der ästhetischen Symbolik, d. h. daß in ihren Formen und Farben für den unmittelbaren Eindruck, oder unmittelbar miterlebbar, etwas liegt, das wir Leben nennen. Alle künstlerische Tätigkeit ist schlechterdings nichts als „Symbolisieren“ in diesem Sinne.

Digitized by Google

Die Kleidung symbolisiert aber in doppelter Richtung; oder sie erhebt in doppelter Hinsicht einen künstlerischen Anspruch.

Ich will diesen doppelten Anspruch sogleich allgemein bezeichnen. Die Kleidung erhebt den Anspruch, ein Kunstwerk zu sein, einmal vermöge ihres eigenen Wesens, und sie erhebt anderseits den Anspruch, ein solches zu sein, vermöge ihrer Beziehung zum Menschen.

Diesen doppelten Anspruch erhebt nun nicht nur die Kleidung, sondern wir begegnen demselben auch bei anderen Kunstwerken. Natürlich am meisten bei verwandten Kunstwerken. Und als solche dürfen wir alle technischen Kunstwerke bezeichnen. Die Bekleidungskunst gehört zweifellos in das Gebiet der technischen Künste. Man bezeichnet dieselben auch wohl als industrielle oder gewerbliche Künste oder faßt sie zusammen unter dem Namen des Kunsthandwerkes.

An dieser Stelle nun müßte ich am Ende zunächst allgemein sagen, was denn ein technisches Kunstwerk sei, oder was dasselbe vor anderen Kunstwerken auszeichne. Dies will ich indessen hier nicht tun, sondern lieber Beispiele reden lassen.

Wir können uns die verschiedenen Gattungen technischer Kunstwerke nebeneinander geordnet denken in der Weise, daß im Anfange solche Dinge ständen wie Trinkgläser, Kaffeetassen, Teekannen, am Ende der antike Tempel, der Renaissancepalast, der gotische Dom. Das Prinzip der Unterscheidung wäre dabei das Prinzip des größeren oder geringeren Anspruches, für sich selbst etwas zu sein oder zu bedeuten.

Daneben wäre eine andere Anordnung möglich, nämlich diejenige, bei welcher die innigere oder weniger innigere Beziehung zum Menschen das Prinzip der Anordnung wäre. Hier würde vielleicht am Anfange der Park stehen, in dem wir lustwandeln. In ziemlicher Entfernung davon würde der Wohnraum folgen, in dem wir wohnen. Am Ende stände die Kleidung als unser engstes Wohnhaus.

Betrachten wir nun zunächst einmal ein möglichst einfaches Kunstwerk. Ich erwähnte als solches bereits das Trinkglas. Wir denken uns dasselbe recht einfach. Es habe etwa die Form eines einfachen geraden Zylinders. Daß man in diesem Trinkglase ein hohes Kunstwerk sehe, oder daß man es mit Betonung als ein Kunstwerk bezeichne, ist hier nicht gefordert. Aber als ein Kunstwerk müssen wir es wohl gelten lassen. Damit uns dies nicht allzu schwer falle, denken wir uns dasselbe als aus reinstem

Digitized by Google

Glase hergestellt. Zugleich sei die Form sehr exakt herausgearbeitet; endlich denken wir uns den oberen und unteren Rand sorgfältig geschliffen.

Doch dürfen diese Momente nicht als entscheidende angesehen werden. Das Trinkglas ist ein Kunstwerk auch ohne dies. Dasselbe „steht" auf dem Tische, oder wo sonst es stehen mag. Es „richtet sich auf", „breitet sich" indem es sich aufrichtet, von der Achse her aus nach allen Seiten in gleicher Weise aus, „faßt sich" zugleich allseitig in gleicher Weise nach der Mitte zu zusammen, „umschließt" sicher den eingeschlossenen Raum oder die den Raum füllende Flüssigkeit und „schließt sich" nach oben klar und bestimmt ab. Dies alles sind Funktionen oder „Tätigkeiten" des Trinkglases. Diese Funktionen sind klar geschieden und verbinden sich zugleich zu einer sinnvollen Gesamtfunktion oder Gesamttätigkeit. Jede Tätigkeit aber ist Leben oder Lebensbetätigung. Ein System von Lebensbetätigungen also, und damit ein System von Kräften, die in solchen Lebensbetätigungen liegen und sich kundgeben, ein System von Lebensbetätigungen und Kräften, die innerlich zueinander in Beziehung stehen und zu einem einheitlichen Gesamtleben sich vereinigen, ist das Trinkglas, nämlich seinem inneren Wesen nach. Es ist, so können wir dies auch ausdrücken, — nicht an sich, aber für unsere ästhetische Betrachtung und unser Gefühl — ein, wenn auch einfacher lebendiger Organismus. Und als dieser lebendige Organismus ist das Trinkglas ein, wenn auch sehr einfaches, Kunstwerk. Denn daß etwas ein Kunstwerk ist, dies besagt allemal dies, daß in dem Gegenstande, den wir so nennen, für die ästhetische Betrachtung eine unmittelbar auffaßbare Einheit oder ein Zusammenhang klar geschiedener Lebensbetätigungen, kurz ein Organismus, liege.

Dazu muß hinzugefügt werden, daß solches Leben allemal unser eigenes, in die Gegenstände hineingelegtes, oder, wie die Ästhetik unserer Tage zu sagen pflegt, ein in sie „eingefühltes" Leben ist. Die Freude an diesem Leben ist danach Genuß des eigenen Lebens, eigenes Lebensgefühl. Ein solches Lebensgefühl, genauer gesagt, ein in sich differenziertes und dabei doch einheitliches und darum freies und eben damit zugleich beglückendes Lebensgefühl, oder, was genau dasselbe sagt, ein beglückendes Selbstgefühl, haben wir in der ästhetischen Betrachtung des einfachen Trinkglases. Und das Gefühl der Schönheit, das wir ihm gegenüber haben, ist solches beglückendes oder beglücktes Selbstgefühl. Es ist dasselbe beglückende oder beglückte Selbstgefühl,

Digitized by Google

das wir auch, nur in sehr viel reicherer Gestalt haben, wenn wir in den gotischen Dom hineintreten und ihn ästhetisch betrachten und auf uns wirken lassen. Daß es so sich verhält, dies ist nicht eine schöne Wendung, sondern eine nackte und unmittelbar beweisbare psychologische Tatsache. Wie hoch wir das Lebens- oder Selbstgefühl, das wir in der ästhetischen Betrachtung des einfachen Trinkglases haben, oder wie hoch wir die „Schönheit" desselben anschlagen mögen, das ist eine Frage, die von jener Tatsachenfrage völlig unabhängig ist.

Mit dem, was ich hier vom Trinkglase gesagt habe, ist nun aber das eigentümliche Leben oder innere Wesen des Trinkglases nicht erschöpft. Ist dasselbe mit einer Flüssigkeit gefüllt, dann steht es auch zu dieser in lebendiger Beziehung. Es umfaßt, hegt, schützt sie. Zugleich gestattet es ihr freien Austritt. Das Glas kann ausgetrunken werden.

Und dies letztere nun führt uns unmittelbar zu einer weiteren Beziehung, in die das Trinkglas hineintritt, und die demselben ästhetische Bedeutung verleiht, nämlich zu seiner Beziehung zum Menschen.

Eine solche liegt in folgendem: Ich kann das Glas umfassen und heben, nicht mit Mühe, sondern leicht, bequem, sicher. Und daß ich dies kann, sehe ich dem Glase an. Es liegt in ihm für die unmittelbare Anschauung diese Möglichkeit der leichten, sicheren, bequemen Umfassung und Hebung; allgemein gesagt, die Möglichkeit dieser erfreulichen menschlichen Tätigkeit. Und indem in dem Glase die Möglichkeit einer solchen Tätigkeit liegt, liegt darin für mich auch die Tätigkeit selbst.

Doch ersetzen wir jetzt das Trinkglas durch ein etwas komplizierteres Gebilde, etwa die Teekanne. Hier ist zunächst wiederum die lebendige, sinnvolle und erfreuliche Beziehung zur Flüssigkeit einleuchtend. Und diese ist vielleicht bei der Teekanne einleuchtender als beim Trinkglase. Die Teekanne weitet sich sichtbar aus, um der Flüssigkeit, die sie einschließt, freien Raum zu schaffen. Sie engt sich dann wiederum ein und schließt so diesen Raum sicher ab.

Achten wir aber hier speziell auf einen Teil der Teekanne. Dieselbe hat einen Ausguß oder eine Ausgußröhre. Diese geht aus dem unteren Teile des Bauches hervor. Sie hat hier zunächst horizontale Richtung; dann wendet sie sich nach oben und schließlich wiederum nach außen. Damit schafft der Ausguß der Flüssigkeit die Möglichkeit oder erlaubt ihr, aus dem Bauche des Gefäßes herauszutreten genau in der Weise, die der natür-

Digitized by Google

lichen Tendenz der Flüssigkeit entspricht, also mit möglichster Freiheit oder Zwanglosigkeit. Die Flüssigkeit strebt ja, in dem Bauche des Gefäßes ihrer Natur nach horizontal sich auszubreiten. Dann wird durch den Ausguß die Flüssigkeit allmählich, also wiederum ohne Zwang, in die vertikale Richtung geleitet. Und sie wird endlich in gleicher Weise, in sanfter Biegung, veranlaßt, nach außen zu strömen. Darin liegt eine eigentümliche innere Beziehung der Ausgußröhre zur Flüssigkeit, eine freie Wechselwirkung; d. h. eine solche, in der die Natur der Röhre und die Natur der Flüssigkeit beide zu ihrem Rechte kommen, keines dem anderen Zwang antut. Und hierin liegt ein neues Moment der Schönheit des Gefäßes. Wir können noch hinzufügen, daß die Röhre, wenn sie kreisförmigen Querschnitt hat, zugleich den Strahl in einer ihm natürlichen Weise, d. h. von allen Seiten her gleichmäßig, zusammenfaßt, daß sie dies also tut in erfreulich rücksichtsvoller Weise. Vielleicht ist die Ausgußröhre außerdem an ihrer Ansatzstelle weiter, um dann erst allmählich sich zu verengen. Dann läßt sie der Flüssigkeit erst einen weiteren Raum, ladet sie also wiederum in „rücksichtsvoller" Weise zum Eintritt ein, um dann erst allmählich mit sanfter Nötigung sie in den engeren Teil einzuführen, also in höherem Grade einzuengen.

Neben dieser Beziehung zur Flüssigkeit steht aber nun auch bei der Teekanne die Beziehung zum Menschen. Hier achten wir speziell auf den Henkel, der sich der Ausgußröhre gegenüber befindet. Durch ihn wird nicht die Flüssigkeit zum natürlichen Eindringen und Ausfließen, sondern es wird der Mensch zum natürlichen Anfassen und Heben eingeladen, nämlich zu dem Anfassen und Heben, das der Form und Schwere und anderseits der Bestimmung des Gefäßes, die Flüssigkeit erst zu bergen und dann aus sich zu entlassen, entspricht. Ist, wie hier vorausgesetzt sei, der Henkel an richtiger Stelle angebracht und gut geformt, so scheint das Heben und anderseits das Ausgießen der Flüssigkeit bequem. Zugleich *schmiegt* sich der Henkel vermöge seiner Form in die *Hand*, die das Heben und Ausgießen vollbringen soll. Hierin liegt, um einen Ausdruck Lotzes zu gebrauchen, eine weitere „innere Güte und Vortrefflichkeit" des Gefäßes. Man beachte dabei wohl: Nicht dies, daß das Gefäß vermöge seines Henkels zum bequemen Gebrauch *tatsächlich* geeignet ist, sondern dies, daß wir ihm unmittelbar *ansehen*, wie es zu solchem Gebrauche oder, allgemeiner gesagt, wie es zu solcher sinnvollen und erfreulichen Tätigkeit des Menschen sich *darbietet* oder dazu ein-

Digitized by Google

ladet, dies gibt dem Gefäße einen weiteren äſthetiſchen Wert. Wir ſehen ihm dies an, dies heißt: es liegt für uns in dem Gefäße für die unmittelbare Betrachtung der Hinweis auf die Möglichkeit der ſinnvollen und erfreulichen menſchlichen Tätigkeit, und es liegt damit zugleich in ihm dieſe Tätigkeit ſelbſt. Wir ſehen in dem Gefäße nicht nur das Gefäß, ſondern zugleich den Menſchen, der darin in jener ſinnvollen und erfreulichen, weil bequemen, leichten, ſicheren, Weiſe ſich betätigt.

Natürlich nun rede ich hier von der Teekanne, ſo wie vorhin von dem Trinkglaſe, nicht um ihrer ſelbſt willen. Ich führe ſie an, nur weil bei dieſen Gebilden in einfacher Weiſe die beiden Momente der äſthetiſchen Symbolik, die vorhin allgemein unterſchieden wurden, ſich gegenüberſtehen. Ich wiederhole, die Teekanne, wie das Trinkglas, iſt zunächſt in ſich ſelbſt, abgeſehen von aller Beziehung zum Menſchen, ein lebendiges Weſen. Beide ſymboliſieren durch ihre Form eine eigenartige innere Lebendigkeit. Dazu tritt dann aber die lebendige Beziehung zum Menſchen. Dieſe letztere tritt zugleich in der Teekanne, oder dem Henkel der Teekanne, unmittelbarer und deutlicher zutage.

Und eben dieſe doppelte Symbolik nun eignet auch der Kleidung. Auch ſie iſt einerſeits in ſich ſelbſt ein lebendiges Ding. Und ſie iſt ein ſolches anderſeits vermöge ihrer Beziehung zum Menſchen.

Vielleicht aber erſcheint der Vergleich der Kleidung mit dem Trinkglaſe und der Teekanne nicht ſehr am Platze. In der Tat hinkt dieſer Vergleich. Die Beziehung zum Menſchen iſt beim Trinkglas und der Teekanne etwas relativ Sekundäres. Dagegen verhält es ſich in dieſem Punkte mit der Kleidung offenbar ganz eigentümlich. Die Beziehung zum Menſchen kommt hier in beſonders unmittelbarer Weiſe in Betracht.

Nun, bringt man hier ſchon auf dieſen Punkt, dann erinnere ich zunächſt daran, daß ſchon vorhin die Kleidung als das engſte Wohnhaus des Menſchen bezeichnet wurde. Dies legt es nahe, daß wir jetzt auch noch ausdrücklich die Kleidung mit dem Wohnhaus und ſpezieller mit dem einzelnen Wohnraume vergleichen. Natürlich denke ich hier an den ausgeſtatteten und dadurch wohnlich gewordenen Wohnraum.

Dieſer iſt zunächſt ein architektoniſches Gebilde. Die Weiſe der Wände, ſich auszubreiten und ſich zu erheben, die Art der Decke, über den Raum ſich zu ſpannen oder über ihm zu ſchweben, die lebendige Wechſelwirkung, in welche die Wände untereinander

Digitized by Google

und zur Decke treten, dies alles schließt zunächst ein architektonisches Leben in sich. Aber das wesentliche am Wohnraume ist doch dies, daß er eben Wohnraum ist. Und darin liegt die Beziehung zum Menschen, der ihn bewohnt.

Gesetzt nun, ich trete in einen solchen Wohnraum, etwa in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Obgleich er nicht anwesend ist, sehe ich ihn doch, nämlich mit dem Auge der ästhetischen Betrachtung. Ich sehe ihn etwa an dem Schreibtische sitzen und bequem und ungestört arbeiten. Ich sehe ihn dann an einer anderen Stelle bequem ausruhen; ich sehe ihn auf dem Wege von dort nach hier oder umgekehrt, da ein Buch aus der Bibliothek nehmen, dort an einer Statuette oder an einem Stich sein Auge erfreuen. Auch während der Arbeit, in den kurzen Momenten der Ruhe, weilt sein Auge auf einem erfreulichen Gegenstand. Kurz, ich sehe in dem ganzen Wohnraume eine Mannigfaltigkeit solcher menschlicher Lebensbetätigungen, und sehe diese in verständlicher Weise zusammengefaßt in einer einzigen Person; zugleich in einer Person von einem bestimmten persönlichen Gepräge. Dann ist die Ausstattung des Wohnraumes schön.

Freilich alle Stücke der Ausstattung müssen auch in sich selbst einen bestimmten Charakter haben und eine bestimmte Art der Lebendigkeit repräsentieren. Aber auch darin wird ein Hinweis liegen auf den Menschen, der in allem dem sein eigentümliches Wesen betätigt. Ihr Wesen wird überall seinen Stempel haben oder seinem Wesen für mich einen bestimmten Stempel verleihen.

Analoges nun wird auch gelten müssen von der Kleidung. Doch ist hier sogleich noch ein Moment ins Auge zu fassen, das die Kleidung sowohl von dem Wohnraum wie von der Teekanne oder dem Trinkglas unterscheidet. Im Wohnraume wohnt der Mensch. Und die Teekanne gebraucht er. Aber beide, der Wohnraum, ich meine der ausgestattete Wohnraum, ebenso wie die Teekanne sind, was sie sind, auch schon ohne den Menschen. Sie sind selbständige Kunstwerke. Dagegen ist die Kleidung kein solches selbständiges Kunstwerk. Der Mensch tritt nicht zur fertigen Kleidung hinzu wie zur Teekanne, noch in sie hinein, wie er in die Wohnung hineintritt, sondern die Kleidung wird erst, d. h. sie gewinnt erst ihre Form durch den Menschen, den sie umhüllt.

Digitized by Google

Damit nun ist bei der Kleidung sofort eine allgemeine Beziehung zum Menschen gegeben. Sofern der Mensch ihr die Form erst gibt, muß in ihrer Form von vornherein der Mensch zum Ausdruck kommen. Die Form, welche die vom Menschen getragene Kleidung gewinnt, ist in ihren Grundzügen eben die Form des Menschen und damit so lebendig, wie es die Form des Menschen jederzeit ist. Sie ist, zunächst in ihren allgemeinen Grundzügen, Träger des menschlichen Körpergefühls oder körperlichen Lebensgefühls.

Darum fehlen doch auch bei der Kleidung die Momente der materiellen Lebendigkeit, ich meine die Momente der Lebendigkeit, die dem technischen Kunstwerke abgesehen von seiner Beziehung zum Menschen eignen, nicht. Und wir müssen auch hier zunächst auf diese „materielle" Lebendigkeit achten.

Die Kleidung ist an sich betrachtet ein Gewebe oder ein Stück gewebtes Zeug. Dasselbe ist für sich gewebt oder aus einer Masse herausgeschnitten. In jedem Falle breitet es sich aus und ist begrenzt. Und es ist, abgesehen von entgegenstehenden Rücksichten, schön, wenn ein solches begrenztes Gewebe nicht nur begrenzt ist, sondern in sich selbst sich begrenzt, wenn also auch das Begrenztsein als eine eigene Tätigkeit oder innere Lebendigkeit sich darstellt.

Dazu nun bestehen vielerlei Möglichkeiten. Eine Bordüre etwa zieht sich um ein solches Gewebe, sich ausdehnend, fortlaufend, anderseits wiederum in sich selbst sich zurückwendend, sich verschlingend; in jedem Falle irgendwie sich in sich zusammenfassend. Indem sie um das Ganze herumläuft, gibt sie zugleich dem Ganzen Festigkeit und Zusammenhalt oder scheint ihm dergleichen zu geben.

Oder aber das Stück Gewebe wendet im Saume, der vielleicht zum weiten Umschlage wird, sich in sich selbst zurück und sucht und findet so in sich den Zusammenhalt, der die Lösung oder das Zergehen des Gewebes verhindert. Oder ein Besatz tritt auf, fest und schwer oder leicht und locker, und gibt jenachdem zugleich dem Ganzen einen entsprechenden Charakter. — Ich verzichte darauf, weitere Möglichkeiten hinzuzufügen.

Vielleicht bedarf das Gewebe, um zur Kleidung zu dienen, der Zusammensetzung aus mehreren Stücken. Das Gewebe ist ja nun einmal nicht ein Ding, das beliebig hier so dort so gebogen oder gedehnt werden kann, so wie etwa dünnes Goldblech oder eine Gummihaut. Hierin kann man einen Mangel des Materials

Digitized by Google

finden. Beſſer ſagen wir wohl, es liegt darin eine Eigenwilligkeit desſelben. Aber wo eine ſolche hervortritt, iſt der Künſtler erſt recht eigentlich in ſeinem Elemente. Er weiß in ſolchem Falle nach einem Ausdruck G. Sempers „Aus der Not, d. h. in dieſem Falle aus der Naht, eine Tugend zu machen“. Er gehorcht damit einem allgemeinen Prinzipe der techniſchen Künſte, ſogar der Künſte überhaupt. Es iſt das Prinzip to make the best of it, d. h. das Prinzip, die Sache zum Guten zu wenden; das Gute an der Sache herauszuziehen und zur künſtleriſchen Geltung zu bringen. Auch das Prinzip der Benutzung des „zufälligen“ d. h. desjenigen, was aus der Eigenwilligkeit des Materials zufällig ſich ergibt, gehört hierher.

Hier können wir zurückgreifen und ſagen: Schon daß ein Stück Zeug aus der Maſſe herausgeſchnitten wird, iſt ein Mangel. Dies Zerſchneiden iſt an ſich eine Zerſtörung, eine Brutalität. Aber der Künſtler verwandelt durch die oben ſchon erwähnten Mittel dies Herausgeſchnittenſein in ein freiwilliges Endigen und ſich Zuſammenfaſſen.

Analog nun verfährt er in unſerem Falle. Natürlich iſt, wenn eine Sache zum Guten gewendet werden ſoll, vorausgeſetzt, daß in der Sache etwas Gutes iſt. Dies iſt aber bei der Naht der Fall. Jede Verbindung relativ ſelbſtändiger Teile ſchließt eine Wechſelwirkung dieſer Teile und damit eine eigenartige Lebendigkeit in ſich. Dieſe nun erkennt der Künſtler an. Und er kann ſie gefliſſentlich ſteigern. Schon in der älteſten Zeit der Bekleidungskunſt ſehen wir die Naht gefliſſentlich betont. Felle werden roh aneinander genäht, aber in die Nähte werden bunte Federn und dergleichen eingenäht.

Daß nicht nur das allgemeine Prinzip, daß aus der Not eine Tugend gemacht werde, ſondern auch das ſpeziellere Prinzip der künſtleriſchen Ausgeſtaltung der „Naht“ ein allgemeineres künſtleriſches Prinzip iſt, dafür liefert uns etwa den Beweis das Aſtragal oder die Perlenſchnur in der Baukunſt. Und in anderer Weiſe der künſtleriſche Fugenſchnitt bei den Paläſten des Quattrocento. Das Aſtragal, und analog der Fugenſchnitt, iſt eine künſtleriſch ausgebildete Steinnaht.

Freilich der ſichtbare Fugenſchnitt iſt nicht überall am Platze. Der Fugenſchnitt der Renaiſſancepaläſte tritt nicht auf im Inneren d. h. an der nach innen gekehrten Wand; hier verbietet ihn die Beziehung auf den Innenraum, kurz geſagt die Wohnlichkeit.

Digitized by Google

So, nun ist auch die Betonung der Naht beim Gewande nicht an sich eine künstlerische Leistung. Sondern eine erste Voraussetzung dafür ist, daß die Naht notwendig sei oder aus der Natur des Gewandes mit Notwendigkeit sich ergebe, daß sie nicht etwa eine Flicknaht sei. Und auch bei der geflissentlichen Betonung der notwendigen Naht fragt es sich, ob dieselbe auch für das Gewand in seiner Beziehung zum Menschen und insbesondere zum menschlichen Körper Bedeutung habe. Davon wird sogleich die Rede sein.

Es kann aber hier noch auf einen neuen Mangel des Gewebes aufmerksam gemacht werden. Vielleicht soll dasselbe an einer Stelle sich ausweiten oder ausbauschen. Wiederum steht dieser Forderung die Unfähigkeit des Materials, sich beliebig zu dehnen, entgegen. Würde es herausgetrieben, so ergäbe sich ein Riß oder Schlitz. Aber eben dieser Schlitz kann nun künstlerisch anerkannt oder ausgebildet werden. Man näht etwa in den Schlitz ein andersfarbiges, vielleicht zugleich ein leichteres Gewebe hinein. Dann hat man wiederum die Lebendigkeit des Gewebes erhöht und ein vielleicht höchst reizvolles Motiv geschaffen.

Ich komme jetzt noch einmal zurück zur Bordüre. Diese faßt, so sagte ich, das Gewebe zusammen. Damit wirkt sie der ausbreitenden Bewegung oder der Bewegung des Sichausbreitens, die wir im Gewebe zunächst sich verwirklichen sehen, entgegen. Dies kann heißen, sie bringt dieselbe zum endgültigen Abschluß. Aber vielleicht geht die Bewegung, die in der Ausbreitung liegt, durch die Bordüre hindurch, um jenseits derselben zu verklingen. Dies Verklingen ist zugleich ein Sichlösen, nämlich in die Fasern des Gewebes. Damit die Faserung doch keine Zerfaserung sei, werden mehrere Fäden miteinander verschlungen; oder es geschieht eine Verknotung. In solcher Weise entstehen die Motive der Fransen, der Quasten, der Troddeln usw.

Es ist von Interesse, sich zu erinnern, daß auch dies Motiv wiederum durch die Künste hindurchgeht. Eine Palastfassade etwa schließt sich nach oben zu in einem Kranzgesimse ab. Aber wir sehen die, durch dasselbe abgeschlossene Aufwärtsbewegung in ihren Hauptlinien über das Kranzgesims hinausklingen und in Obelisken, Figuren und dergleichen verklingen.

Dem gleichen Motive begegnen wir im poetischen Rhythmus. Die Verszeile endigt das einemal ähnlich wie in dem Satze: Über allen Gipfeln ist Ruh'. Ein andermal klingt die rhythmische Bewegung über die Schlußbetonung hinaus, wie in dem darauf-

Digitized by Google

folgenden Satze: In allen Wipfeln spürest du . . . . Hier liegt die Schlußbetonung in der ersten Silbe von „spürest du". Die Bewegung geht aber weiter und verklingt in den beiden folgenden Silben. Zugleich ist sie in dem halbbetonten: „Du" noch einmal relativ zusammengefaßt und endgültig zum Abschlusse gebracht. Dies liegt eben in jener halben Betonung.

Daß in diesem Punkte das Gewebe mit dem poetischen Rhythmus vergleichbar erscheint, ist nicht verwunderlich. Es liegt eben auch im Gewebe ein analoger Rhythmus.

Auf eine Art dieses Rhythmus sei aber noch besonders hingewiesen. Ich bezeichne damit zugleich dasjenige Kleidermotiv, das in vollkommenster Weise die innere Lebendigkeit des Gewebes zum Ausdrucke bringt; ich meine die Faltung.

Hier ist zugleich besonders deutlich, wie der Künstler in der Verwendung der Formen jedesmal dem besonderen Charakter des Gewebes gerecht werden kann. Es ist aber eine unbedingte Forderung, daß er dies tue. Es ist für den Dramatiker selbstverständlich, daß er Kinder sprechen, sich bewegen, handeln läßt, so wie es der Natur des Kindes entspricht; Frauen so, wie es der Natur des weiblichen Geschlechtes gemäß ist. Ebenso sollte es jederzeit für den Künstler, der in Stein, Holz, Eisen arbeitet, selbstverständlich sein, daß er in der Technik, den Formen, den Verbindungsweisen, die er dem Material zumutet, den Charakter des jedesmaligen Materials, seine eigentümliche Kraft, Tüchtigkeit, Leistungsfähigkeit, nicht tötet, sondern anerkennt und zur Geltung kommen läßt, daß er nicht etwa den Stein als Blech betrachtet, das man mit der Schere schneiden kann, oder als Teig, den man beliebig mit der Hand knetet. — Nebenbei bemerkt, scheint diese Selbstverständlichkeit einigen unserer „Modernen" nicht selbstverständlich.

Und so sollte es auch in der Bekleidungskunst selbstverständlich sein, daß die Faltung oder Fältelung des Gewebes, welche der Kleiderkünstler an dem Gewande anbringt, oder der Faltenwurf, welchen die Bewegungen des Körpers im fertigen Gewande je nach der Beschaffenheit desselben entstehen lassen, den Charakter des Gewebes, seine Härte und Weichheit, Schwere und Leichtigkeit, Derbheit und Zartheit, kurz, um noch einmal mit Lotze zu sprechen, seine innere Güte und Vortrefflichkeit zum Ausdrucke bringen müssen.

Von Formelementen war hier die Rede. Es ist aber in diesem Zusammenhang auch die Farbe nicht zu vergessen. Es leuchtet

Digitized by Google

zunächst ein, daß auch in dem Glanze und Schimmer des Stoffes, seinem Lichtcharakter, die Wesenheit des Stoffes sich ausspricht. Ich denke aber hier speziell an die Farbe im engeren Sinne und mache darauf aufmerksam, daß auch diese für die besondere Eigenart eines Stoffes charakteristisch sein kann. Seide etwa wirft das weiße Tageslicht zurück. Denken wir uns nun etwa das seidene Gewand hochrot oder tiefblau, so wird durch das weiße Tageslicht an den Stellen, wo dasselbe reflektiert wird, die Farbe negiert. Es entsteht ein starker Kontrast zwischen der eigenen Farbe des Gewebes und dem ihr fremden Lichte. Darin liegt eine positive Bedeutung. Wir bemerken ein Wechselspiel zwischen dem Gewebe und dem Tageslichte. Und dies ist erfreulich. Aber es ist eine erfreulichere Sache, wenn in solchem Wechselspiele, wenn insbesondere in den weißen Reflexen, zugleich die eigene Lichtnatur der Farbe zu ihrem Rechte zu kommen scheint. Und dies ist der Fall, wenn die Farbe der Seide eine lichte ist, etwa lichtes Gelb, Grün, Gelbgrün, Rotgelb und dergleichen. Dann erscheint das reflektierte Tageslicht zugleich wie eine Anerkennung und Steigerung des in der Farbe selbst liegenden weißen Lichtes, das Wechselspiel als ein solches, das zugleich das innere Wesen der Farbe oder eine Seite desselben hervorlockt. In diesem Punkte stehen, wie man leicht sieht, zur Seide Samt und Plüsch im direktesten Gegensatze. Die lichte Stelle des Samtes läßt die Farbe hervortreten. Darum erträgt der Samt mehr als andere Stoffe die gesättigte Farbe. In der Mitte steht die Wolle. Bei ihr ist, kurz gesagt, das Grau oder ein mittlerer Helligkeitsgrad der natürliche Grundton des farbigen Akkordes oder das natürliche vereinheitlichende Medium für die Farbe.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Das Herrschertum.*)

Von Paul Liman.

Während in dem gewaltigen Reiche, das Peter der Große und Katharina schufen, sich aus dem tiefen Untergrunde des sozialen Lebens gewaltige Strömungen heraufdrängen, um den Thron der Autokratie zu zertrümmern, während in Frankreich der monarchische Gedanke nur noch in den Schlössern des Adels und in den Bauernhäusern der Vendée eine bescheidene Stätte findet, während in England das Königtum längst herabsank zu einer dürren Abstraktion, hat Kaiser Wilhelm II., tastend zuerst, dann in wachsendem Entschluß dem Begriff der Souveränität einen neuen Inhalt zu geben versucht. Selbstbewußt und auf sich allein gestellt in Gutem und Bösem, empfindet er in dem Konstitutionalismus nur eine Schranke, die ihn hindert an der freien und frohen Entfaltung seiner Persönlichkeit, an der Erfüllung seiner der Größe der Nation gewidmeten Pläne, an der Betätigung eines Willens, der, nur von der Gnade Gottes gelenkt, siegreich den Widerstand der wimmelnden Scharen niederzuzwingen berufen ist. Die Formen bleiben bestehen, aber der Inhalt schwindet dahin; noch schreiten die Wähler zur Urne, noch tagen die Parlamente, aber nur spärliche Halme sprießen empor auf dem Ödfeld ihres Wirkens. Noch tragen Kanzler und Minister amtlich die Verantwortung für Geschehen und Unterlassen, aber die Geschichte wird sie nur auf Einen bürden, auf den Kaiser, und schon die Gegenwart empfindet den Wechsel.

Und dieses Empfinden ist frei von Genugtuung. Denn seit den Tagen des Sonnenkönigs sind die Völker mündig geworden, und auf blutiger Halde, vor hundert Jahren schon, haben sie sich das Mannesrecht der Selbstbestimmung erfochten. Sie lassen sich nicht mehr den Sinn umnebeln von dem Gewölk der Romantik, sie sind gefeit gegen die Zauberformel, die vom Gottgeweihten und Gottgesandten erzählt, und im Sausen und Wirbeln der Maschine, im Lärm der Hämmer und Lokomotiven, unter der befreienden Wirkung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, in einer Zeit des klaren Realismus verklingt die altväterliche Weise von dem Einen Willen, der Allen das Gesetz sei. In Freiheit zu dienen muß

*) Aus der Einleitung des in diesen Tagen erscheinenden Buches von Paul Liman: Hohenzollern (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn).

Digitized by Google

Volkespflicht, muß auch Fürstenpflicht sein. Mit dem Satze: „Die Unterwerfung eines freien Volkes unter die exekutive Staatsgewalt ist weiter nichts, als die Befolgung von Gesetzen, die es selbst gegeben hat" leitet schon Junius den ersten seiner Briefe ein.

Darum klang es seltsam und fremd und erweckte den Widerspruch, als um die Wende desselben Jahrhunderts, dessen Eintrittsschwelle überschattet war von dem gewaltigen Geiste der großen Revolution, immer von neuem der Ruf erklang, daß nur Einer der Herr sei im Lande, daß man im blinden Vertrauen dem folgen soll, der das sic volo sic iubeo an die Stelle der geltenden Doktrin gesetzt, daß der Zweifel an dem Rechte jenes Einen eine Krankheit sei, daß er, der von Gott gesetzt ist an seine Stelle, nur ihm und dem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben hat. Denn solche Auffassung ist germanischem Wesen innerlich stets fremd geblieben, wenn auch durch die langen Jahrhunderte des Mittelalters die Königsgewalt das alte Recht der Freiheit und der Selbstregierung unterdrückte. Auch in der dunkelsten Zeit, auch damals, als die dynastischen Interessen allein das Steuer der deutschen Geschichte führten, erwuchs aus engen und dürftigen Formen der Wille zur Selbständigkeit, zu wehrhaftem Trotz, und niemals ist das deutsche Wesen untergetaucht in der fatalistischen Ergebung des Orientalen unter den Willen des Despotismus oder in der Preisgabe des bürgerlichen Selbstbewußtseins, die das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn bezeichnet. Söhne des Hauses Hohenzollern selbst — nicht Friedrich der Große allein — haben die Auffassung vom Staate, die jedes Freiheitsrecht der Persönlichkeit dem Willen des Herrschers unterordnen will, mit klarem Bewußtsein abgelehnt und mit der Staatsmacht zugleich die Völkerfreiheit gefördert.

Die Überspannung aber hat noch stets der Reaktion den Boden bereitet. Je freier und anspruchsvoller sich der Königswille erhebt, um so nachdrücklicher richtet sich die Masse empor. Sie ist schwächer an sich, weil sie nicht geschlossen ist, weil sie bewegt und getrieben wird von zahllosen widerspruchsvollen Instinkten, weil ihr das Bewußtsein des abgegrenzten Zieles, die Willenseinheit fehlt, weil sie die Grenze nicht findet nach oben und unten. Aber wie Bildung den einzelnen frei macht, so auch die Gesamtheit: die Schule, nicht die Barrikade zerbricht den Absolutismus. Und sie treibt die Geister zur Wehr gegen die neue Romantik, die plötzlich sich müht, Gespenster aus den Ruinen zu zitieren und Verwestes zum Leben zu erwecken. Und sie treibt auch zur Wehr gegen

Digitized by Google

die wundersame Verkündung, daß alles Glück und aller Segen nur aus einer einzigen Quelle, nur aus dem Wesen und Willen des Fürsten rinnt, der, gleich dem Propheten der Schrift, einsam stehend auf ragendem Gipfel, der erbebenden, von Schauern der Ehrfurcht erfüllten Menge den Weg zum Heile in die sonnigen Lande der Seligkeit weist. Was die Menschheit schuf an Großem und Gutem, das hat sie aus eigener Kraft geschaffen, und auch das Königtum ist nicht erwachsen auf dem geheimnisvollen, mystischen Boden eines welt- und schicksalumfassenden Willens, sondern in freier Entschließung der Regierten, die in der gesetzlichen Macht das notwendige Korrelat der gesetzlichen Freiheit erblickten. Erst aus der Souveränität der Nationen ist die Souveränität der Könige geworden. Wenn aber das Wort vom Gottesgnadentum noch heute im Bewußtsein der Völker Lebenskraft behielt, so hat schon der glühende Anhänger des Hohenzollerntums, Heinrich von Treitschke, erklärt: „Nicht eine mystisch geistige Gewalt wird hiermit bezeichnet, sondern es soll in Demut anerkannt werden, daß es eine unerforschliche Fügung der Vorsehung ist, wenn gerade dieses Geschlecht über alle anderen Geschlechter im Lande emporgehoben wird.“ Und er fügte hinzu: „Die Monarchie bedarf allerdings ganz besonders der Frömmigkeit, weil die Vorstellung, so hoch über allen anderen Menschen zu stehen, buchstäblich das Gehirn des Herrschers zu zerrütten vermag. Der wirklich monarchische Staat erhebt nicht den Anspruch, der Gottheit ins Handwerk zu pfuschen.“

Der Überspannung nun des Majestätsbegriffs stellt die Reaktion die „materialistische Geschichtsauffassung“ entgegen, die den Fürstengeschlechtern jedes Recht und jedes Verdienst versagt und jeden Anteil an dem Fortschritt des Menschentums abspricht. Sie hat recht, wenn sie in dem Aufblühen und Zusammenbrechen früherer Staaten und Völker nicht die Wirkung einzelner Menschen allein erblickt, die nur nach eigenem Willen die Geschichte schufen, sondern zugleich die notwendige Folge ökonomischer Wandlungen; sie hat unrecht, wenn sie die Persönlichkeit der Fürsten, ihre Verdienste und ihre Bedeutung ausschalten, ihre Tugenden zu Lastern wandeln, die Geschichte ihres Ruhmes zur Legende stempeln will. Gewiß, das Schicksal der Welt wird nicht von der Willkür der einzelnen geleitet; aber der Strom der Ideen, der die Herzen der Menschheit durchwogt und erfüllt, muß durch die Seele des einzelnen, des Führers gehen, er muß dort zusammentreffen mit den politischen Bedürfnissen und Möglichkeiten des Augenblickes und

Digitized by Google

so sich gestalten zur schöpferischen Tat. Die „materialistische Geschichtsauffassung“ leugnet zugleich das Recht der Persönlichkeit, wie die Macht der Ideen, sie entvölkert die Phantasie, erstickt die Begeisterung und nimmt dem Dasein den Adel. Auf dem Trümmerfelde aber, das so geschaffen wird, erhebt sich, alles beherrschend, nur eine große, dunkle, unverständliche und formlose Gestalt: die Gestalt der Masse mit ihren vegetativen Instinkten. Und aus der Welt, die nur von dem einen Triebe des Hungers geleitet wird, die nicht des Lebens wert ist, weil sie die Persönlichkeit zermalmt, schwindet die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die Tatkraft, die Voraussicht des Genies, das Selbstbewußtsein der Tüchtigkeit, der Idealismus, die Aufopferung und Liebe. Da werden gleich den Königen und Fürsten auch Moses, Christus und Luther, Kant, Goethe und Bismarck nur bedeutungslose Schatten in einem Drama, das sie nicht lenken, das sie nicht zu bereichern vermögen. Da werden wir alle nur Opfer eines heimlichen, unentrinnbaren und unabänderlichen Gesetzes, das alle Saaten der Zeit herniedermäht und gleich dem Schicksal der Alten den freien Willen, das persönliche Recht, den Menschenstolz vernichtet. Da muß das Jauchzen der Seele verstummen, die Freude an der eigenen Tat verlöschen, da werden wir nur Opfer am Wege, die zermalmt werden unter der eisernen Walze unbekannter wirtschaftlicher Gesetze. Und da muß denn auch vom Hohenzollernhause aller Glanz verblassen und aller Ruhm versinken. Da gehört ihm kein Teil des Erreichten, sondern alles ist Tat und Gewinn jenes Formlosen, Toten, das sich Masse nennt. Da werden sie, die den Traum der Ghibellinenzeit erfüllten, die im Steigen und Sinken der eigenen Kraft die lebensvolle Gestaltung des preußischen Staates schufen, zu Störenfrieden auf dem Wege, auf dem die Masse, ihrem eigenen Rechte folgend, vorwärts drängt. Und vor uns erscheint nicht mehr ein kluges und kühnes Geschlecht, das zum Führen und Herrschen geboren ist, sondern eigensinnige, beschränkte, nur auf den eigenen Vorteil bedachte Männer, die das Volk berauben um Recht und Habe und es in rauher Zügellosigkeit zu den Schlachtfeldern zerren, auf denen es um fürstlicher Interessen willen verblutet.

Hier wie dort der Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit. Dort die Überschätzung des Fürstenrechtes und damit zugleich die Unterordnung aller Entwickelung unter das Gesetz der Persönlichkeit der Herrscher, hier die Überschätzung der Masse und ihrer fortschritterweckenden Tendenzen. Dort die Auffassung des Thomas

Digitized by Google

Carlyle, der die Geschichte hinstellt als das Werk einzelner Helden, eingeengt auf das Heldentum der Fürsten; dort auch die Lehre: „Alles, was wir in der Welt fertig dastehen sehen, ist eigentlich das äußere leibliche Ergebnis, die tatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die den in die Welt gesandten großen Menschen inne wohnten"; dort endlich die kindliche Weisheit, daß alle Empörungen, alle sozialen Ausbrüche, alle hemmnistragenden Erschütterungen ihre Wurzel finden allein in der Blindheit, die den unedlen, betörten Mann zum Führer aufrief — hier die Verkündung, daß, wie der wirtschaftliche Tag sich nach Angebot und Nachfrage reguliert, so auch die Geschichte der Menschheit auf einem ungeheuren und unentrinnbaren mechanischen Zwangsgesetz beruht, daß mit dem Rechte der geschichtlichen Persönlichkeit auch die Freiheit des Willens erlischt, eben weil über allen gleichmäßig und düster der Zwang des Massenschicksals ruht, hier die Öde des gleichmäßigen Ragens und der ausnahmslosen Trivialität. Hat noch Leopold Ranke gemeint, daß die Völker von großen Gefühlen geleitet werden, so tötet die materialistische Geschichtsauffassung den Idealismus und preßt alle Motive hinein in den eisernen Zwang des Herdentriebes.

Es lag noch immer eine tiefe Gefahr in der Übertreibung des politischen Prinzips. Von der Stunde an, da Kaiser Wilhelm unbewußt sich in scharfen Gegensatz stellte zu seinem Großvater, da er mit dem Worte vom Handlanger das Verdienst selbst des Größten unter den Söhnen Deutschlands unterordnete unter die höhere Gottesweisheit des Herrschers, begann der monarchische Gedanke nicht zu erstarken, sondern zu zerfließen. Und auch die äußeren Mittel versagten die Wirkung. Niemals vielleicht seit den Tagen der Cäsaren hat das Fürstentum in so starkem Maße zu den Mitteln des augenblendenden Prunkes, zur feierlichen Pose, zur Theatralik gegriffen, wie heute. Aber im germanischen Geiste bleibt die Wirkung, die Ekstase, aus. Wie der Deutsche es ablehnt, die Erinnerung selbst an den ehrwürdigen ersten Kaiser als „heilig", die Stätten, an denen er weilte, als „geweiht" zu betrachten, so widerstrebt er auch jeder Übertragung des Theatralischen auf den rauhen Boden des realen Daseins.

Und zugleich erkennt er in der Steigerung der monarchischen Ansprüche eine Herabsetzung seines eigenen Wertes. Der Bürgerstolz ist verletzt, wenn auch der Größte nur zum Werkzeug wird, der Wille zur Tat wird gelähmt, wenn Sieg und Erfolg jenem anderen gehören, der allein in seiner Seele den schöpferischen

Digitized by Google

Gedanken barg und der allein den Blick über die Schranken der Gegenwart hinüberzulenken vermag in die Zukunft. Nimmt aber der Herrscher allen Ruhm des Gelingens für sich in Anspruch, so wird auf seine Schulter auch alle Last des Tadels fallen, so wird er zugleich die Verantwortung und die Tatkraft des Bürgertums verringern. Und es erwacht die Kritik, die ihren prüfenden Maßstab legt an Verheißung und Erfüllung, und trotz alles Pompes und Weihrauchdunstes wird doch zuletzt auch der Olympier zum bedürftigen Menschen. Kaiser Wilhelm selbst hat die Klage erhoben über die Nörgler, die nicht an ihn glauben, er steht besorgt vor dem Sturm des Mißvergnügens, der so oft schon durchs Land dahingebraust ist, und in flammendem Zorn ruft er wohl die Völker auf, sich um ihren Herzog zu scharen und die Widerstrebenden zu Paaren zu treiben — er ahnt es kaum, woher die Saaten des Mißvergnügens sprießen und daß auch er selbst das Feld gedüngt hat.

Er hat in der Tat den Absolutismus stabilisiert, der kaum noch durch einen Scheinparlamentarismus und durch die Scheinverantwortlichkeit der Minister eingeengt wird. Das Klagewort von Königsberg: „Ja, sogar das Wort Opposition hat man mich hören lassen," mochte es auch nur an den Adel sich richten, hat doch die Auffassung des Kaisers von seinem Amte und der Würde des Volkes blitzhell beleuchtet.

In der öffentlichen Schätzung aber wird der monarchische Gedanke um so leichter gefährdet, je stärkere Mittel die Monarchie selbst gebraucht, die eigene Geltung zu steigern. Das deutsche Volk steht zu seinem Könige nicht in sklavischem Empfinden, auch nicht aus irgend einer unklaren Mystik, die mit theologischen Gründen wirkt und doch nur zurückgreift auf jene Legende, die einst die Stammesfürsten der Hellenen zu Söhnen und Enkeln von Göttern erhob. Das deutsche Volk ist monarchisch aus Gründen der ruhigen Vernunft, der gefestigten Überzeugung. Es gründet seinen Monarchismus auf der Überlegung, daß das Gemeinwohl dort, wo das Königtum sich forterbt vom Vater zum Sohn, wo die Tradition das Band schlingt vom Ahnen zum Enkel, wo die Gewohnheit des Befehlens auch die Kunst des Herrschens sichert, in besserer Hut sei als dort, wo die höchste Würde des Staates zum Kampfpreis der Parteien und zum Zufallsgewinn der Mehrheit wird. Vergebens hat auch an die Pforte des Hohenzollernschlosses die Revolution geklopft — der republikanische Gedanke ist, wenn er jemals in Deutschland zum Leben erwachte, längst ein-

Digitized by Google

gesargt und begraben. Ja, der Glaube an die Monarchie hat an Kraft noch gewonnen, als ihr in Wilhelm I. der größte und würdigste Repräsentant aller Zeiten entstand: wahrhaft der Diener seines Volkes. In ihm hat der Imperativ der Fürstenpflicht, wie ihn einst Justinian gelehrt, sich in seltener Weise verkörpert: „Wir hören nicht auf zu untersuchen, ob etwas und was in unserem Staatswesen zu bessern sei; wir opfern unsere Ruhe, um anderen die Ruhe zu sichern. Wir streben überall nach dem Wohl unserer Untertanen.“ Der Erwählte der Republik bleibt stets in der Menge haften, die es niemals vergißt, daß er zu ihr gehört und im letzten Sinne nur ein Geschöpf ihres Willens bedeutet; der König aber steht so hoch, ist so weit den Privatverhältnissen entrückt, daß er dem Volke fast als unpersönliche Macht erscheint.

Denn der König ist nicht nur der Erbe materieller Güter, sondern auch der Erbe aller Verdienste, die seine Vorfahren errangen. Daran wird die materialistische Weltauffassung vergebens rütteln, eben weil diese Vorstellung sich wurzelfest eingrub in das Bewußtsein der Menge. Blut ist dicker als alles Wasser der Theorien.

Der Papst und die Juden.

Allerlei Mittelalterliches.

Von Bruno Weil.

Die Ausnahmestellung der Juden des Mittelalters ist eine viel umstrittene Frage: Auf der einen Seite zeichnet man die Judenverfolgungen jener Zeit als Pöbelausbrüche gemeinster Art und rohester Gesinnung, die von jahrhundertedauerndem Haß und verblendetem Religionsdünkel geschaffen worden seien; auf der anderen tut man dar, daß die Berichte über die Grausamkeiten und die jammerbare Pein der Juden im Mittelalter immer eben nur den Ausnahmezustand kündeten, den zu verzeichnen der Chronist sich bemüßigt gefunden habe; daß aber in den zwischen

Digitized by Google

den einzelnen Greueltaten liegenden langen Zeiträumen das Los der Juden immer noch erträglich genug gewesen sei.

Lassen wir den Streit der Meinungen, der leider nicht immer ehrlich bleibt; Eins ist unbestritten: Die Ausnahmestellung bestand, und sie führte Sonderungen und Sonderbarkeiten aller Art im Gefolge. Darum trennen ja eben Christen und Juden jener Zeit Schlagbäume von Vorurteilen, die keiner übersteigen konnte. Keiner durfte den anderen kennen lernen; denn Kleidung und Sprache, Sitte und Gott, Wohnung und Recht hielten sie voneinander fern.

Und doch liegt die erstaunlichste Erscheinung, die diese Sonderstellung schuf, auf einem ganz anderen Gebiete. Ich meine das Verhältnis der Juden des Mittelalters zum Oberhaupte der katholischen Kirche, zum Papste. Hier trafen doch zwei Gegensätze, die zum großen Teil mittelalterliche Geschichte ausmachen, am unvermitteltsten und schroffsten aufeinander. Hie Christen, hie Nichtchristen! Zwei Gegensätze, durch unüberbrückbare Abgründe voneinander geschieden — —: Die katholische Kirche will das ganze Judentum in ihren liebreichen Armen erdrücken, und ihr oberster und höchster Vertreter muß kraft seines Amtes aller Welt seinen Glauben und sein Heil zu bringen suchen. Die Juden dagegen stehen eisern auf ihrem Willen, am eigenen Glauben festzuhalten, sich um kein Christentum zu scheren. In der ewigen Stadt, dem Sitze des Papstes und dem Sitze einer alten Judenkolonie treffen die beiden Anschauungen aufeinander. Kampf mit Schwert und Kreuz, bis zu Blut oder zum Taufwasser, ständiges Fehden und Streiten fällt gleich in unseren Sinn.

Doch es kommt anders; das Verhältnis des Papstes zu den Juden und umgekehrt ist ein außerordentlich gemütliches und friedliches; und hingen wir der Meinung an, die Päpste seien aus Menschenliebe und wahrer Toleranz allezeit so gütlich gegen die Juden verfahren, wie sie es in Rom getan haben: die obersten Machthaber der katholischen Kirche ständen in einem neuen Lichte, dem der Milde und Versöhnlichkeit gegen äußere Feinde, da.

Zwei Bestrebungen kreuzen sich hier. Auf der einen Seite reißen und zerren die Päpste, um die Juden gut katholisch zu machen, und bedienen sich dabei bisweilen recht ergötzlicher Mittel, während auf der andern die Juden um keinen Preis Christen werden wollen und bereit sind, jeden Preis zu zahlen, sofern man ihnen mit dem Neuen Testament vom Leibe bleibt.

Die Stellung des Papstes forderte gebieterisch, daß er die

Digitized by Google

in seiner Residenz wohnenden Nichtchristen, vorzüglich also die Juden, zum katholischen Glauben zu bekehren versuche. Aber das geschah zu Rom in einer außerordentlich milden, beinahe väterlichen Weise, die wohltuend dem schroffen Proselytenmachen, wie es sonst beliebt war, gegenüber steht. Die Wellen der Judenverfolgungen in Deutschland, die auch herüber nach Italien schlugen, brachen sich an des päpstlichen Roms Mauern machtlos, und selbst die Jahre 1348 und 1349, die zum Gefolge des schwarzen Todes den Gipfel von Judenhaß und Judennot künden, vermochten die Lage der römischen Juden nicht zu verschlimmern. Die uralte Judenkolonie Roms, die, vor des zweiten Tempels Zerstörung gegründet, schon treu zu Cäsar gegen Pompejus gehalten hatte und somit älter wie das Papsttum selber war, hat sich der Gunst aller Päpste, mit Ausnahme allein Paulus' IV. und Johanns XXIII. zu erfreuen gehabt. Nicht nur daß man sie in Rom duldete und Mißhandlungen wie Übeltaten gegen sie nicht zuließ (und als ein Laquey von dem Hause Conti einstmals einen Juden | welcher durch seine Gasse gegangen | nur den Huth genommen | und solchen in die Tiber geworffen hatte | ward derselbe auf Sixti V. Befehl | in der Juden Strasse ohne Verzug gestäupt); man hieß sie gar „Getreue und Ergebene der heiligen römischen Kirche" und beförderte sie im päpstlichen Staate und im päpstlichen Haushalte zu Ämtern und Würden, so daß unter Alexander III. ein Jude Haushofmeister und Verwalter aller Güter wurde. Ihren ausländischen Glaubensgenossen, die von den Bedrückungen der Heimat zur Fremde gezwungen wurden, öffnete man willig das päpstliche Gebiet und siedelte sie dort an.

Das gute Verhältnis der Juden zum Papste kommt in einer wunderlichen Sitte am beredtesten zum Ausdruck. Ich habe das alte Buch, dem ich sie entnehme, zur Hand, und es wäre Sünde, die lieben alten Worte durch neue zu verdrängen. Es berichtet also Johann Jakob Schudt, des Gymnasii Moeno-Francof. Con-Rector:

„Merckwürdig ist | wann ein neuer Pabst erwehlet worden | und derselbige nachmahls in einer solennen Calvacade und mit grosser Processiον in der Kirchen von St. Lateran seine Possession pflegt zu nehmen | daß alsdann auch die zu Rom wohnenden Juden dem Pabst | wenn er an den Berg Jordanum kommt | ihm entgegen gehen | auf die Knie fallen | das Gesetz Mosis | so sie in Händen halten | dem Pabst anbieten und recommendiren | der ihnen dann mit der gewöhnlichen Formul Antwort giebt: Liebe

Digitized by Google

Hebräer | das heilige Gesetz loben und ehren wir | als welches dem allmächtigen GOTT durch die Hände Mosis euren Vättern gegeben worden: Eure Haltung aber und Auslegung verdammen und verwerfen wir: Weil der Apostolische Glaube lehret und rühmet | daß der Heyland | auf den ihr noch vergeblich wartet | schon längst angekommen | nehmlich unser HERR JEsus Christus | der mit dem Vatter und Heiligen Geist lebet und regiert Gott in alle Ewigkeit. Allein | weil die Juden ihr Compliment hebräisch | der Pabst aber seine Antwort Lateinisch bringt | so wird wohl kein Theil den andern viel verstehen."

Man hat dieser sonderbaren Sitte, die zum ersten Male während des Exils der Päpste in Avignon auftaucht, dann fortab auch in Rom ständig gehuldigt, sie mannigfaltig ausgestaltet, dem neuen Papst Triumphbogen errichtet und ihn mit sinnvollen Sprüchen geehrt. Trotzdem wußte seinerseits der Papst den nötigen Abstand zwischen sich und diesen Juden wohl zu wahren, und wenn ein Jude Audienz beim Papste hatte, so empfing ihn dieser nicht in seinen Gemächern, sondern im Vorzimmer, in der Bedientenstube. Und beugt sich dann der Jude wie alle Welt zum Fußkuß, so zieht der Papst seinen Fuß zurück, so daß jener nicht des Papstes geheiligten Fuß, sondern den kalten Marmor des Saales küßt. Papst Urban VIII. hat diese Zeremonie eingeführt, als sich einst die Vorsteher der jüdischen Gemeinde über allzuharte Abgaben beschwerten, und ein frommer zeitgenössischer Schriftsteller fügt hinzu: non a libris instructus, non a magistro rituum monitus, sed coelitus illuminatus. Coelitus illuminatus, wie schön und feierlich das klingt!

Die Bemühungen der Päpste, die Juden zum Christentum zu bringen, sind natürlich alle Zeit vorhanden gewesen, aber je nach dem Temperament und der Schroffheit der betreffenden Kirchenfürsten verschiedenartig zum Ausdruck gekommen. Nur selten hat man es mit Härte und Grausamkeit versucht, so wie Johannes XXIII. gegen die Juden verfuhr, oder wie Paul IV., der von allen Päpsten den Juden am feindseligsten gesinnt war; der sie ins Ghetto bannte, sie zwang, Mann wie Weib, durch gelbe Hüte sich erkennbar zu machen, und ihnen befahl, nur mit alten Lumpen zu handeln. Im allgemeinen erkannte man doch, daß bei der Strenggläubigkeit der Juden diese aufgezwungene Märtyrerrolle zu keinem Ende führen konnte, und versuchte es daher mehr mit Predigt und gutem Zuspruch als mit Marter und Schwert.

Digitized by Google

Hauptsächlich suchte man die Juden im päpstlichen Rom dadurch zu bekehren, daß man sie zwang, Kirchen zu besuchen und Predigten anzuhören. Jeden Sonnabend predigte in einer dem Judenviertel nahe gelegenen Kirche ein Dominikanermönch, und 300 Juden beiderlei Geschlechts mußten dabei erscheinen. Die Pflicht zum Kirchbesuch ging in der gesamten jüdischen Gemeinde die Reihe herum, und keiner sollte davon befreit werden. Mit dem 12. Lebensjahre wurde jeder Jude in eine Liste zu diesem Kirchbesuch eingetragen, und zwei Priester schrieben die Namen der Fehlenden auf. Reiche Leute pflegten sich freilich doch loszukaufen und schickten an ihrer Stelle irgend einen armen Teufel hin, dem sie dafür ein paar Scuderi zahlten. Sehr erbaulich mag es nun in diesen Muß-Gottesdiensten nicht zugegangen sein. Die Juden machten Spektakel, unterhielten sich laut oder erzählten sich gegenseitig Geschichten, husteten und machten Tumult aller Art. Oder sie hielten sich gar die Ohren zu, verschliefen die Predigt und verstopften sich die Ohren. Gegen beide Arten von ungehörigem Benehmen schritt man ein. „Die Sbirri gehen mit grossen Stecken in den Händen durch die Kirche | umb damit diejenigen auffzuwecken | welche für großer Andacht schlafen.“ Andere merken auf die Lärmlustigen, um ihnen alsdann „wacker auf die Köpffe und Buckel zu schlagen. Vor diesem pflegt man ihnen die Hebräische Ohren zu besehen | ob sie nicht Baumwolle oder dergleichen hinein gestopffet | allein diese löbliche Gewohnheit ist nach der Hand abkommen | so man ohne Zweifel nicht anders | als dem delicaten Gestanck dieser Knoblochs debauchanten zuzuschreiben hat.“

Der Eifer, mit dem man diese Einrichtung geschaffen hatte, ließ allmählich nach, vorzüglich unter dem Druck der Tatsache, daß auch dies nicht viel half. Nur wenige Juden traten über, obwohl sogar Ignatius von Loyola sich ihrer Bekehrung eifrigst annahm. Dabei hat sicher auch der Grund mitgespielt, daß die römischen Juden beim Übertritt ihr ganzes Vermögen, auf dem als selbstverständlich die Anschauung ruhte, es sei durch Wucher erworben, für fromme Zwecke hergeben mußten. Ein Zeitgenosse wirft die Frage auf: Ja, welcher Jude will denn aus einem reichen Juden ein armer Bettelchrist werden? und ein anderer meint: Freilich, wenn die Juden wüßten, daß sie die hergegebenen Güter doppelt zurückerhielten, dann möchten sich wohl manche von ihnen, wucherisch wie sie sind, entschließen, zum Christentum überzutreten.

Digitized by Google

Um so größer ist natürlich die Freude, wenn ein Jude übertritt, und Rom setzt die dazu gehörigen Feierlichkeiten gebührend ins Werk. Der Taufpate ist gewöhnlich ein Kardinal, und dieser fährt mit dem Täufling, der ganz in weiße Seide gekleidet ist, vierzehn Tage lang in seiner eigenen Staatskarosse durch die Stadt, so daß alle Welt den War-Juden als Jetzt-Christen erkennen mag. Mit der Taufe selbst pflegt man, wenn nicht ein dringender Grund vorliegt, bis zum Sonnabend der Karwoche zu warten; sie wird alsdann in der St. Johann-Kirche im Lateran, in der Konstantin der Große getauft worden sein soll, vollzogen. Über die Feierlichkeiten einer solchen Judentaufe wird wie folgt berichtet: „Ein sonderlich und merckwürdig Beyspiel ist in diesem 1704. Jahr zu Rom den 12. Martii erfolgt. An solchem hat ein Jud von Livorno | samt seinem Weibe und einer Tochter | die christliche Religion angenommen | und sind sie in der großen Peters-Kirche | in Beyseyn derer Cardinaele | von dem gegenwärtigen Pabst Clemente XI. in eigener Person getaufft | und auch darauf mit dem Heiligen Nachtmahl versehen worden. Zu Mittag wurden die Neu-Bekehrten mit einer Mahlzeit in dem Saal des Päbstlichen Consistorii tractiret | wobey ihnen Anfangs der Pabst selbst | und die Königin von Pohlen | zuletzt aber die Officiers von der geheimen Cammer zu Tisch gedienet."

Uns kommt einiges Wundern an über diese glorreiche Milde, die die Politik der Päpste den Juden gegenüber leitete, und wir brauchen uns nicht allzusehr anzustrengen, um das treibende Element herauszufinden. „Mit allerlei Scheingründen," meint Schudt, „haben die Päpste zu entschuldigen gesucht, daß sie die Feinde Christi im Schoße ihrer Residenzstadt Rom mit ihrem gotteslästerlichen Dienste ganz willig und gern leiden!"

In Wirklichkeit hat auch hier das liebe gute Geld, dem, scheint es, schon im Mittelalter Juden und Christen mit gleicher Verehrung anhingen, seine Schuldigkeit getan, — und die Juden Roms wußten ihr Gold zu gebrauchen, erkauften sie sich doch Ruhe und Sicherheit dafür. Wenn uns vielfach berichtet wird, daß der Papst sich von den Juden Tribut zahlen ließ, so ist hierbei weiter nichts Wunderliches; denn angesichts der Verhältnisse des Mittelalters erscheint uns ein mäßiger Schutzzoll für Hofjuden und Stadtschutz tolerant und angemessen. Aber der Tribut, den sich Roms Päpste zahlen ließen, war denn doch etwas reichlich hoch.

Schon Gregor der Große war aus gewinnsüchtigen Absichten ein Beschützer der Juden. „Der auch sonst deßwegen ihnen Frey-

Digitized by Google

heit vergönnete | weil sie fein viel spendieren musten | wie man aus seinen Brief siehet." [1]) Als Ferdinand der Katholische 1492 die Juden aus Spanien vertrieb, lobte Papst Alexander VI. dies gar sehr mit Worten; insgeheim aber lachte er sich ins Fäustchen und nahm gegen Erlegen von hohen Geldsummen einige tausend solcher vertriebenen Juden in Rom auf [2]). Es ist dies ebenderselbe Alexander von dem ein nicht sehr schmeichelhaftes Distichon sagt:

Vendit Alexander sacra, templa, altaria, Christum:
Emerat ille prius, vendere iure potest.

Auch die Juden ihrerseits waren sich der Macht ihres Geldes recht wohl bewußt, und wenn sich zu der Zeit ein Jude rühmte, daß das eine dicke Haut sein müsse, durch die das Judenschmalz nicht durchdringe, so bestätigen die Beispiele die Wahrheit. Die päpstliche, durch Geld erkaufte Toleranz gibt diesem Rühmen Grund. Die Zeiten des alten Rom waren eben vorbei, wo der Gesandte des König Pyrrhus, Cyneas, der mit unendlichen Schätzen zum Bestechen nach Rom kam, niemand fand, der auch nur ein Stück Goldes angenommen hätte; im Gegenteil, man öffnet jetzt Tür und Tor dem Gold, und so einer mit Geschenken käme, so würde man „ihn mit dem höfflichen Compliment zur Thür hinein nöthigen: Komm herein du Gesegneter des HErrn, warum stehestu draussen?"

Die Schwester Johanns XXII., Sangisa, ging ihren Bruder herzlich um Vertreibung der Juden, der Erbfeinde des Christentums an. Die Juden wendeten durch ein Geschenk von 10000 Gulden an Sangisa ihre Vertreibung ab.[3])

Ein ganz köstliches Stückchen, außerordentlich bezeichnend für beide Teile, wird uns im folgenden berichtet: „Als die Juden mit einem abgefallenen gelehrten Juden Josua Lurki, in der Taufe Hieronymus de Sancta Fide genannt, in des Papstes Gegenwart disputieren sollten und die Disputation für sie einen üblen Ausgang gewinnen wollte, weil der Papst über ihre Antworten sich etliche Male heftig erbitterte, brauchten sie erstlich allerlei demütige, freundliche Worte und listige Ausflüchte, dann ferner diesen arglistigen Griff, wie sie es selbst also beschreiben: Wir erfanden diesen Rat, es sollte allezeit nur einer von uns reden und so dessen Rede dem Papste gefiele, wäre es gut; wo nicht, so wollten wir sagen, er habe das für sich und nicht in unser aller Namen geredet: so etwas gefehlet worden, müsse man es ihm allein bei-

Digitized by Google

messen, weil wir übrige darin nicht seiner Meinung seien.“[4]) Als es aber auch auf diesem Wege nicht wohl gehen wollte, ergriffen sie ihr gewöhnliches Mittel. „Derowegen haben wir die vornehmsten Männer, auch viele Prälaten, mit Gold bestochen; jene zwar, daß sie den Papst die Disputation abzubrechen, sollten ersuchen; diese aber, daß sie eben dieses den Hieronymum, der nicht ablassen wollte, sollten bereden.“[5])

Vom Papste Gregor erhielten sie für viel Geld ein wundersames Privileg; sie sollten wegen Eintreibung des Geldes von Königen und Fürsten nicht mehr schimpflich behandelt werden, und sie durften von jetzt ab Christen zu ihren Diensten und Christinnen als Ammen für ihre Kinder bestellen[6]). In der großen Judenverfolgung der Jahre 1348 und 1349 hat, wie schon berichtet, Clemens VI. die Juden beschützt, non sine suspicione pecuniatum[7]).

Genug des Einzelnen! Die Stellung der Juden, das erhellt klar, war zu Rom eine überaus sonderbare, und wenn schließlich die Päpste sich für den gewährten Schutz mit guter und harter Münze bezahlen ließen . . . . . es laufen ja auch sonst noch Sonderlinge aller Art in der Welt herum. Mit und ohne Priesterrock.

Anmerkung: Der letzte Teil der Abhandlung benötigte die Angabe der Quellen.

[1]) Gottfried Arnold, Kirchen und Ketzer Historie T. 1, L. 6, C. 1.
[2]) R. Salomo, Schef. Schuda pag. 328, § 57.
[3]) eod. pag. 126 f.
[4]) eod. pag. 250, § 40.
[5]) eod. pag. 258.
[6]) Matth. Flacius, Catal. Test. Ver. pag. 534.
[7]) Abt. Trithemius, Chronic. Hirsaug. T. 2 pag. 207.

außerdem für viele Stellen und Citate:

Johann Jakob Schudt, Jüdische Merkwürdigkeit, Band I u. II.

Digitized by Google

Die nationale Zweiteilung Böhmens.

Von Käthe Schirmacher.

Auf allen Seiten wird an dem österreichisch-ungarischen Staatengefüge gerissen. Ungarn droht mit völliger Loslösung; eine „Selbständigkeit“ (deren Grenzen nicht genau definiert) verlangen die Italiener in den Küstenländern und Tirol; die Tschechen in Böhmen und Mähren erstreben die „Wiederaufrichtung der Wenzelskrone“, die Slowenen wünschen ein eigenes Reich in Kroatien . . . und alle diese separatistischen Tendenzen können nur auf Kosten der österreichischen Monarchie und des Deutschtums ihr Genüge finden.

Eine einzige Trennungsbewegung gibt es auf österreichischem Boden, die sich mit der Reichseinheit völlig verträgt, die innerhalb des Rahmens der jetzigen Monarchie schadlos zu vollziehen wäre, die eine gesuchte Stärkung und Anerkennung des Deutschtums bedeuten würde, das ist die nationale Zweiteilung Böhmens, d. h. die Teilung Böhmens in ein deutsches und tschechisches Verwaltungsgebiet, bei völliger Beibehaltung der jetzigen Zugehörigkeit zum Königreich Böhmen und der österreichischen Krone. — Mit anderen Worten: Deutschböhmen will eine freie österreichische Reichsprovinz werden.

Deutschböhmen ist das heute nicht. — Es bildet heute mit Tschechischböhmen zusammen ein und dieselbe Verwaltungseinheit, mit einem tschechischfeudalen Statthalter, eine überwiegend tschechische Hauptstadt und eine überwiegend tschechische Verwaltung, die alle drei die deutsche Bevölkerung Böhmens nicht zu ihrem Rechte kommen lassen. — Die deutsche Bevölkerung Böhmens nun, die über $^1/_3$ der Gesamtbevölkerung des Kronlandes beträgt, wirtschaftlich aber $^2/_3$ aller Lasten aufbringt, daher eine Berücksichtigung ihrer Interessen verlangen darf, die über ihr numerisches Verhältnis hinausgeht, wird nicht einmal ihrer Zahl entsprechend berücksichtigt, sondern als eine zu vernachlässigende Minderheit behandelt.

Dieses Mißverhältnis läßt sich ziffernmäßig nachweisen. Die Statistik des Bodenbesitzes, der Steuerleistung, der industriellen und wirtschaftlichen Tätigkeit Deutschböhmens spricht eine beredte Sprache. Sie ist die unwiderlegliche Grundlage der Forderung nach nationaler Selbständigkeit Deutschböhmens. Dem Abgeordneten Prade gebührt, wenn wir nicht irren, das Verdienst,

Digitized by Google

aus den k. k. Statistiken, die nur allgemeine, nicht national geordnete Übersichten geben, die deutsch- und die tschechisch-böhmischen Besitze und Leistungen auf allen Gebieten herausgesucht zu haben. — In diesen Zusammenstellungen liegt die magna charta der nationalen Selbständigkeit Deutschböhmens.

Die Forderung der nationalen Zweiteilung Böhmens wird von den deutschen Parteien (Fortschrittspartei und deutschvolkliche) erhoben, jedoch mit Ausschluß der „Alldeutschen", die prinzipiell von „der Teilung eines deutschen Bundeslandes" nichts wissen wollen. Der Verfasser der Broschüre bemerkt hierzu, daß Böhmen ein deutsches Bundesland gewesen, daß die administrative Teilung in getrennte Verwaltungsgebiete in vielen deutschen Bundesländern der Fall (siehe Preußen mit seinen 13 Provinzen und Sachsen mit seinen Kreisen usw. usw.), daß vor allem aber die Utopie, die den „Alldeutschen" vorschwebt (eine Regermanisierung Tschechischböhmens), nur von solchen gehegt werden kann, die, wie Schoenerer in Niederösterreich, wie Wolf in Wien wohnen, nicht aber in den umkämpften und bedrohten deutschböhmischen Gebieten selbst.

Der deutsche Besitzstand erstreckt sich heute in Böhmen auf die rein deutschen Gebietsteile vorwiegend in Nordwest- und Südböhmen, auf gemischtsprachige Gebiete (wenn 20 % der Bevölkerung „anderssprachig" sind) und auf deutsche Siedelungen im geschlossenen tschechischen Sprachgebiet. Erst die Summierung aller drei Faktoren ergibt das „Gesamtdeutschtum" Böhmens. Wir betonen, des besonderen Verständnisses halber, daß die als „Deutschböhmen" bezeichneten geschlossenen deutschen Sprachbezirke durchaus nicht das Gesamtdeutschtum Böhmens, sondern nur 91 % desselben umfassen. — Dieser Umstand kompliziert die Darstellung etwas, aber — Österreich ist nun einmal ein kompliziertes Land und bedarf eingehenden Studiums seiner Verhältnisse.

Ist Deutschböhmen berechtigt, die Aufrichtung als selbständige Provinz zu verlangen? fragt unser Autor. — Er beantwortet die Frage zuerst an der Hand der „Tafeln zur Statistik der Land- und Forstwirtschaft des Königreiches Böhmen."*)

Böhmen wird bewohnt von 2 337 013 Deutschen (gegen rund 3 900 000 Tschechen). 91 % derselben sitzen im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, das 1 945 375 Hektar produktiven Boden im Mindestbarwert (ohne Kulturen und Baulichkeiten) von 10 Milliarden Kronen umfaßt (an ertragfähigem Boden

*) Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht III.

Digitized by Google

wird Deutschböhmen nur von Steiermark, Mähren, Tirol übertroffen). Die deutsche Bevölkerung im geschlossenen Sprachgebiet beträgt 36,367 % der böhmischen Gesamtbevölkerung, und sie besiedelt 38,75 % der Gesamtfläche Böhmens, kultiviert also 2,383 % mehr, als ihm nach seiner nackten Einwohnerzahl zukommt, und „überragt Tschechischböhmen auf dem Agrargebiete um 2,633 %“ (in Barwert ein Plus von 500 Millionen Kronen ererbten Grundbesitzes).

Bei dem bäuerlichen Kleingrundbesitz deckt sich, auf tschechischer wie auf deutscher Seite, die nationale Zugehörigkeit fast völlig mit der örtlichen Lage im Sprachgebiet. Der im deutschen Sprachgebiet wohnende Bauer ist deutsch, der im tschechischen wohnende tschechisch. Der deutsche Bauer ist auch der zähe Schutzwall gegen die Tschechisierung, die sich in den deutschen Industriegebieten durch Einströmen tschechischer Arbeiter so rasch vollzieht. (Es ist z. B. für die Erhaltung des Deutschtums äußerst wichtig, daß die deutsche Sprachgrenze durch bäuerliche Besitzungen verteidigt wird und die Industriebezirke im Nordwesten liegen, d. h. durch einen Wall deutscher Bauerngüter gegen die Tschechen verteidigt werden.) Bei dem Großgrundbesitz liegen die Verhältnisse anders. Der Großgrundbesitz, der $^1/_3$ der ganzen Bodenfläche Böhmens bedeckt, also ein wichtiger Faktor ist, befindet sich weit weniger als der Kleingrundbesitz in nationaler Übereinstimmung mit seiner geographischen Lage. In Ziffern ausgedrückt: Vom Grundbesitz Deutschböhmens liegen 92 $^1/_4$ % in wirklich deutschen Händen; 7 $^3/_4$ % jedoch gehören tschechischen Feudalen (von denen die meisten und reichsten freilich deutschen Ursprungs sind, die Schwarzenberg, Schönborn, Harrach, Matzman und Deym).

Diesen Verlust (167 595 ha) an nationaldeutschem Besitz innerhalb des sprachdeutschen Gebietes macht das Deutschtum Böhmens aber dadurch wett, daß es innerhalb des geschlossenen tschechischen Sprachgebiets 596 414 ha besitzt.

Somit sind von dem gesamten böhmischen Großgrundbesitz 72,11 % deutsches Eigentum. „Da sollte es nicht möglich sein, fragt der Autor, „die heutige Allmacht des tschechischen Feudaladels im Großgrundbesitze zu brechen.“

Kulturell steht der deutsche Grundbesitz Böhmens sehr günstig, da der Waldbestand beim Großgrundbesitz 71,1 %, beim Kleingrundbesitz aber nur 17,8 % beträgt (tschechischerseits 58,2 % und 41,8 %).

Digitized by Google

Der deutsche Kleingrundbesitz (147 097 Bauernbesitze mit 2 362 220 Joch Land gegen 491 923 Bauernbesitze mit 3 582 569 Joch) steht mit der Durchschnittsgröße von 18 Joch gleichfalls weit günstiger als der tschechische mit 7 Joch Durchschnittsgröße. Der tschechische Kleinbesitz ist auch dreimal höher verschuldet als der deutsche, daher sind, wie der Verfasser sich ausdrückt: „Die Deutschen Böhmens ein Volk, dessen wirtschaftlicher Sockel und Hauptstand dreimal gefestigter und vermöglicher trutzt und ragt als der seines Gegenvolkes."

In seinen Erträgnissen steht Deutschböhmen wie folgt: Weizenernte (1900) 974 095 Hektoliter (überragt alle anderen Kronländer). Roggenernte 3 038 665 Hektoliter (nur von Oberösterreich und Salzburg an Ertragsfähigkeit überragt). Gerstenernte 2 216 650 Hektoliter (überragt alle anderen Kronländer). Hafererne 3 800 261 Hektoliter (nur von Oberösterreich, Steiermark, Mähren überragt).

In der Zuckerrüben- und der Hopfenkultur steht Deutschböhmen allen anderen Provinzen und Kronländern voran. Der Kartoffelbau ist hingegen geringer. (Kein schlechtes Zeichen für den Boden!)

Der Nutzviehstand Deutschböhmens beziffert sich auf 75 000 Pferde, 810 000 Rinder, 150 000 Ziegen, 80 000 Schafe, 114 000 Schweine, 2 1/2 Millionen Geflügel, 72 000 Bienenstöcke, im Gesamtwert von 200 Millionen Kronen.

Der Hausbesitz in Böhmen verteilt sich wie folgt: 300 022 Häuser (39,7 %) sind in deutschen, 468 112 (60,3 %) in tschechischen Händen. Der deutsche Hausbesitz von 39,7 % überragt den deutschen Volkszahlsatz von 37,267 % um 2,433 %, während der tschechische Hausbesitz um ebensoviel hinter der tschechischen Bevölkerungsziffer zurückbleibt.

Der deutsche Hausbesitz ist aber nicht nur im prozentualen Anteil, sondern auch an Wert dem tschechischen weit überlegen. Obgleich die deutsche Bevölkerung nur 37,267 % beträgt, stellt der deutsche Hausbesitz 57 1/2 % der höchstbesteuerten Häuser, die Tschechen mit ihren 62,733 % Bevölkerung aber nur 42,5 % der gleichen Häuser.

Auf industriellem Gebiet behauptet Deutschböhmen seine Vorherrschaft noch viel stärker.*)

In der Zuckerindustrie erzeugen die Deutschen in 82 Fabriken 7 581 715 Meterzentner (gegen tschechischerseits 51 Fabriken

*) Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht I.

Digitized by Google

mit 2 333 905 Meterzentner). In Deutschböhmen selbst wurden erzeugt 2 826 764 Meterzentner, die übrigen Fabriken liegen auf tschechischem Gebiet.

Von den 687 Brauhäusern Böhmens sind nur 274 tschechisch, 413 deutsch, davon liegen 299 in Deutsch-, 114 in Tschechischböhmen. Die Gesamtbiererzeugung ist tschechischerseits 3 537 994 Hektoliter im Wert von 32 Millionen Kronen, deutscherseits aber 6 072 832 Hektoliter im Wert von 58 Millionen Kronen.

An der Spiritusindustrie (vorwiegend betrieben vom Hochadel, der höchsten Landesgeistlichkeit [!] und dem Judentum) beteiligen die Tschechen sich mit 69 Brennereien, die Deutschen mit 131, die entsprechenden Kontingente sind 57 988 und 160 159 Hektoliter. — Die Gesamtproduktion (105 455 und 283 616 Hektoliter) besaß einen Wert von 20 und von 47 Millionen Kronen.

Von 299 Mahlmühlen gehörten 91 den Tschechen, 208 den Deutschen, davon 175 im geschlossenen Sprachgebiet.

Der deutsche Bergbau betreibt 152 Braunkohlen-, 89 Steinkohlenschachte, 17 Eisenbaue usw. Die gesamten deutschen Hütten- und Bergwerksunternehmungen sind auf 1500 Millionen Kronen zu schätzen. Der Wert der deutschen Förderung betrug 145 Millionen Kronen.

Die Tschechen stehen auf dem Gebiet des Gruben- und Hüttenwesens zu den Deutschen wie 1 : 50.

Die deutsche Glasindustrie besitzt 394 Unternehmungen, die tschechische 15.

Die deutsche Metallwarenindustrie mit einem Schätzwert von 908 Millionen Kronen (gegen 60 Millionen tschechischerseits) erzeugt in 485 Betrieben Produkte im Werte von 300 Millionen Kronen (gegen 20 Millionen tschechischerseits).

In der Holzindustrie ist das Verhältnis beider Nationalitäten wie 7 : 1.

Die Papierindustrie (162 Betriebe, Schätzwert 52 Mill. Kronen, Jahreserzeugung 45 Millionen Kronen) ist fast ganz deutsch (nur 2 tschechische Fabriken).

In der Häute- und Lederindustrie stehen 11 tschechische gegen 101 deutsche Betriebe.

Die deutsche Bekleidungsindustrie erzeugt jährlich einen Warenwert von 5,2 Mill. Kronen, die tschechische von 1,6 Mill. Kronen.

Die chemischen Industrien stehen auf der deutschen und tschechischen Seite wie 14 : 1,6.

Digitized by Google

Die deutschböhmische Textilindustrie endlich überragt die tschechische um das 26fache (1561 Betriebe, Schätzwert 1000 Mill. Kronen (gegen 20 auf tschechischer Seite). Jahresproduktion 400 Millionen Kronen (gegen 6).

In ihrer Gesamtheit bietet die Industrie Böhmens folgendes Bild: Von 6390 Großbetrieben sind nur 1234 = 19 % in den Händen der 3 900 000 Tschechen des Landes, 5159 aber, d. h. 81 %, im Besitz der 2 400 000 Deutschen. Der Schätzwert der tschechischen Betriebe beträgt 434 Millionen Kronen, der der deutschen 4735 Millionen (11mal so viel).

Die Tschechen erzeugen jährlich für 138 Millionen Kronen Waren, die Deutschen für 1721 Millionen (9mal soviel). Auf die Kopfzahl der Bevölkerung zurückgeführt, ist die industrielle Wertigkeit des Deutschen 8mal so groß wie die des Tschechen (die landwirtschaftliche im Kleinbauernstand 3mal so groß).

Es ist selbstverständlich, daß der wirtschaftliche so viel tüchtigere Deutsche auch der Hauptsteuerträger Böhmens ist. Unser Autor weist das ziffernmäßig nach.*)

Die Grundsteuerleistung Gesamtböhmens betrug (1900) 17 624 729 Kronen; davon leistet die deutsche Bevölkerung (d. h. 37 %) mehr als die Hälfte, nämlich 9 116 783 Kronen.

Auf den Kopf der deutschen Bevölkerung kommen 3,06 Kr. Grundsteuer, auf den Tschechen 2,84 Kronen. Der deutsche Grundbesitzer zahlt durchschnittlich 48,22 Kronen, der tschechische 21,38. Deutschböhmen übertrifft in der Grundsteuerleistung Tschechischböhmen siebenmal.

Bei der Hausklassensteuer zahlt Deutschböhmen 1334559 Kronen, Tschechischböhmen (2/3 der Bevölkerung) 1 409 774 Kronen. Die 37 1/2 % deutscher Häuser bringen 48 1/2 % der Hausklassensteuer ein, die 62 1/2 % tschechischer Häuser nur 51 3/4 %.

Bei der Hauszinssteuer leisten die Deutschen 43%, überzahlen ihren nach der Kopfzahl auf sie kommenden Steuerteil (37 1/4 %) um 5 3/4 %.

Bei der weiteren 20% Hauszinssteuer erbringen die deutschböhmischen Städte 2 1/5 mal soviel wie die tschechischen.

Summa Summarum zahlen die Deutschböhmen, d. h. die Bevölkerungsminderheit, 52% der gesamten Gebäudesteuer Böhmens, sind also in bezug auf diese Steuer 2 1/2 mal steuerkräftiger als die Tschechen.

*) Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht IV.

Digitized by Google

Die Personaleinkommensteuer ist die Haupteinnahmequelle des Staates. Die Landessumme dieser Steuer betrug (1901) 10 473 017 Kronen.

Davon entfielen auf die Tschechen Böhmens 3 336 500 Kronen (31,85%) auf die Deutschen aber 7 136 517 Kronen (68,15%), die nationale Steuerleistung stand also im umgekehrten Verhältnis zur nationalen Bevölkerungszahl.

94½% der großen und größten, 79% der das Mittelmaß übersteigenden Einkommen liegen in deutschen Händen.

Bei der Erwerbesteuer zahlen die Deutschböhmen 72%, die Tschechen 28%.

Bei den indirekten Steuern zahlen die Deutschen Böhmens: Zuckersteuer 76%, Biersteuer 65½%, Branntweinsteuer 70%, Summa Summarum 70% aller indirekten Abgaben.

Der deutschböhmische Anteil an die Tabaksteuer übertrifft den tschechisch-böhmischen um ⅔.

Die Gesamtsteuerleistung Deutschböhmens an direkten und indirekten Steuern beträgt 253 542 131 Kronen, die der Tschechen nur 128 494 699 Kronen. Die Deutschen tragen 66,38% der Gesamtsteuerleistung, die Tschechen nur 33,62% d. h. auch die nationale Gesamtsteuerleistung steht im umgekehrten Verhältnis zur nationalen Bevölkerungszahl: die Reichen an Zahl sind die Armen an Zahlung.

Unser Autor stellt in Heft II seiner Broschürenfolge: „Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht" dann noch den Anteil fest, den die Deutschböhmen am Sparkassenwesen, den Kreditgenossenschaften, Vorschußvereinen, Konsumvereinen, dem Bankwesen, den Verkehrswegen, Postämtern, Eisenbahnen haben. — Überall sind sie, ihrer wirtschaftlichen Großmacht entsprechend, die ersten und die entwickeltesten, die kräftigsten. Eine Ausnahme bilden andauernd die Vorschußvereine nach dem System Raiffeisen. Diese kleinste Art von Kreditvereinigungen, die den wirtschaftlich Schwächeren dienen, sind auf tschechischer Seite stark ausgebildet (503 Kassen gegen 413 deutsche). Sie haben auch im kleinen Volke als Mittel zu intensiver Wühl- und Hetzarbeit gedient.

Deutschböhmen ist, wir haben es aus ziffernmäßigen Beweisen erkannt, eine wirtschaftliche Großmacht, die ihre nationale Selbständigkeit und Selbstverwaltung in jeder Hinsicht fordern darf.

Deutschböhmen genügt sich aber nicht nur wirtschaftlich ganz allein, es ist noch zum großen Teil der Miternährer Tschechischböhmens.

Digitized by Google

Der deutsche Großgrundbesitz in Tschechischböhmen unterhält 1487 tschechische Beamte (mit 6 Millionen Kronen Gehalt) und zahlt jährlich an Tschechen 14 Millionen Kronen Tagelöhne.

Die deutschen Zuckerfabriken in Tschechischböhmen zahlen für 25 Millionen Zentner Rüben 57 Millionen Kronen an tschechische Rübenbauer, rund 20 Millionen an tschechische Beamte und Arbeiter.

Die deutschen Brauereien in Tschechischböhmen beschäftigen 450 tschechische Beamte, denen sie 1 800 000 Kronen zahlen usw.

Unser Autor weist auch die ungleiche Beteiligung beider Nationen an den verschiedenen Budgettiteln nach:

Das Ackerbauministerium gibt den Deutschböhmen 651 699 Kronen, den Tschechen 10 517 617 Kronen! Der ärarische Straßenbau gibt den einen 1 033 600 Kronen, den anderen 2 006 328 Kronen. Bei den staatlichen Wasserbauten ist das Verhältnis wie 1 : 17! beim Kultusbudget erhalten die Deutschen 1 216 930 Kronen, die Tschechen 2 073 120.

Beim staatlichen Unterrichtsbudget empfängt Deutschböhmen für seine Schulen 5 897 600 Kronen, die Tschechen 8 511 441.

Das gleiche Verhältnis findet sich bei der Anstellung von Staatsbeamten.

In der Justizverwaltung kamen 1901 auf 3106 Beamte und Diener mit 11 652 000 Kronen Gehältern, 686 Deutsche mit 3 258 607 Kronen Gehalt gegen 2420 Tschechen mit 9 393 393 Kronen Gehalt.

In der Finanzverwaltung kamen auf 5886 Beamte und Diener 1519 Deutsche, in der Postverwaltung 1154 (von 5452) usw. usw.

Die Tschechen werden bei Besetzung der Staatsstellen also in einem ihre Bevölkerungszahl und vor allem ihre Steuerkraft weit übertreffenden Maße bevorzugt, die Deutschen ebenso zurückgesetzt.

Die Broschüre: „Die Ämtervertschechung in Deutschböhmen" gibt darüber genauen Aufschluß. Der Autor betont dabei, daß tschechische Beamte in reindeutsche Gegenden gesetzt werden, wo die Kenntnis des Tschechischen völlig unnötig ist. Nicht weniger als 307 deutsche Orte, d. h. 96% aller deutschen Ortschaften Böhmens, die k. k. Amtsstellen aufweisen, müssen sich heute gegen die Vertschechung durch Staatsangestellte mühen und wehren. — Diese Beamten werden mit von deutschen Steuergroschen bezahlt, und es empört selbstverständlich die deutsche Bevölkerung, daß sie mit ihren Groschen ihre geschworenen Gegner

Digitized by Google

und deren Familien auf Kosten des eigenen schwer umdrohten Volkstums versorgen und nähren soll. —

Weil aber Deutschböhmen sich selbst mehr als genügen kann, weil Deutschböhmen für Tschechischböhmen steuern muß, weil Tschechischböhmen wirtschaftlich von Deutschböhmen abhängig ist und nicht etwa der umgekehrte Fall vorliegt, daher verlangt Deutschböhmen seine nationale Selbständigkeit und Selbstverwaltung.

Prade legt dieses Projekt in letzterer Broschüre: Die Zweiteilung Böhmens dar. Das Schlagwort „Zweiteilung Böhmens" bedeutet nicht etwa das Ausscheiden Deutschböhmens aus dem „Königreich Böhmen". — Deutschböhmen will mit Tschechischböhmen unter einem und demselben Statthalter, der zwar kein Tschechischfeudaler sein muß, vereinigt bleiben. Das Schlagwort bedeutet aber das Ende der Ausbeutung Deutschböhmens durch das Tschechentum. Dieses Programm soll, wie folgt, ausgeführt werden:

Das geschlossene deutsche Sprachgebiet mit 91,11% der deutschen Bevölkerung ist als eigene deutsche Provinz des Königreichs Böhmen glatt abzutrennen.

Dann bleiben noch 213 122 Deutschböhmen außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets und der neuen Provinz. Von diesen kommen 159 741 Deutsche auf 5 deutsche Sprachinseln. Diese müssen erhalten bleiben, und zwar als 5 selbständige neue Bezirkshauptmannschaften und Gerichtsbezirke in Enklavenzugehörigkeit (wie das in Mähren besteht).

Oder aber die 5 Sprachinseln wären ihrem natürlichen deutschen Hinterlande, (Deutschmähren, und damit den süddeutschböhmischen Gebieten an Ober- und Niederösterreich) zuzuteilen.

Dann bleiben noch 54216 Deutsche, von denen 9497 in 38 tschechischen Bezirkshauptmannschaften leben, und die 44719 Emittenten der deutschen Minoritäten in Prag und Pilsen.

Diese Minoritäten werden sich aus eigener Kraft erhalten müssen, und da sie steuerkräftig sind, werden die k. k. Behörden sie auch schützen.

Für die neue deutschböhmische Provinz aber und ihre Enklaven fordert das Teilungsprogramm: 1. eine gesetzliche Vertretung im Landesausschuß, in allen Landesämtern, der Landesverwaltung und allen Landesanstalten, und zwar eine eigene nationale Vertretung in je einer deutschen Sektion. (Diese nationale Trennung ist heute schon im Landeskulturrat und Landesschulrat

Digitized by Google

des Landesausschusses durchgeführt, hat sich bewährt und wäre nur auf die anderen Ressorts des Landesausschusses zu erstrecken.)

2. Die Einführung nationaler Kurien im Landtage, mit einem Vetorecht in allen nationalen und Schulfragen und die Teilung des Landesbudgets im Verhältnis des Steuerertrages aus den abgegrenzt nationalen Bezirken.

3. Die nationale Abgrenzung der Gerichtsbezirke, Finanzverwaltung, Diözesen, Bahn und Post.

4. Die Neuorganisation der Behörden und Verwaltung in Böhmen durch Teilung der obersten staatlichen und Verwaltungsbehörden im Lande in je eine deutsche und eine tschechische Abteilung.

5. Die Regelung der Sprachenfrage bei den autonomen Behörden (reindeutsch im geschlossenen deutschen Sprachgebiet*), utraquistisch in gemischtsprachigen Bezirken (20% der Bevölkerung anderssprachig). Beibehaltung der inneren deutschen Amtssprache (Behörden Böhmens mit Wien) selbstverständlich.

6. Die Errichtung von Minoritätsschulen auf Kosten der betreffenden Minoritäten selbst, während heute 100 öffentliche tschechische Schulen im rein deutschen Sprachgebiete auf Kosten der Deutschen erhalten werden!

Die neue deutschböhmische Provinz würde sich auch eine rein deutsche Hauptstadt schaffen.

Der Abgeordnete Prade schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Wir sind der stärkste, steuerkräftigste Stamm unter den Deutschen Österreichs, wir sind ein Volk von 2½ Millionen. Das Recht eines Volks von 2½ Millionen Seelen auf Selbstverwaltung seiner eigenen Angelegenheiten innerhalb seines Wohngebietes bedarf keines Beweises."

Dieser Beweis ist in vorstehendem erbracht und unwiderleglich erbracht. — Der Beweis war auch nicht überflüssig. Er war, wir wiederholen es, eine befreiende Tat.

Auf dem Boden dieser Statistik liegt die unantastbare Wahrheit. Auf dieser Broschürenreihe ruht die Freiheit Deutschböhmens. — Sie lehrt eindringlich, daß der Deutschböhme unrecht nicht leiden soll.

Die Kenntnis dieser Unbill aber und die Möglichkeit ihrer Abwehr zu verbreiten, war Zweck dieser Zeilen, denn Deutsch-

*) Heute richten tschechische Richter im deutschen Sprachgebiet in tschechischer Sprache.

Digitized by Google

böhmen darf im Kampf um ein Recht der Sympathie Reichsdeutschlands sicher sein.

Die Bodenreformbewegung.

Von A. Pohlmann.

Zu den regelmäßig im Herbste wiederkehrenden Tagungen und Kongressen sind seit einigen Jahren die der Deutschen Bodenreformer getreten, und zwar in einer Weise, die die Öffentlichkeit zwingt, ihnen in steigendem Maße ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die diesjährige Tagung findet am 3. und 4. Oktober in Berlin statt, und zwar wird sie sich nach einem Referat des Mitgliedes der Bremer Handelskammer und des Kolonialrats, J. K. Vietor-Bremen, mit dem deutschen Handel und den Monopolen in unseren Kolonien beschäftigen, während Professor Dr. Weber-Jena über „Heimatsschutz, Denkmalspflege und Bodenreform" sprechen wird.

Auf dem vorjährigen Kongreß in Darmstadt sprachen Oberbaurat Professor Baumeister-Karlsruhe und Reichstagsabgeordneter Dr. Jäger-Speyer über „Die gesetzgeberischen Versuche zur Einführung der Zuwachssteuer", Professor Dr. M. Gruber-München über „Die Schwindsucht und die Wohnungsfrage", Professor Dr. Schär-Zürich über „Die Verstaatlichung der Wasserkräfte und Admiral Dr. Böters-Charlottenburg über „Bodenreform und Kolonialpolitik".

Betrachten wir diese Tagesordnungen sowie die Persönlichkeiten der Referenten und nehenm wir uns die Mühe, einen Blick in die Liste der Vorstandsmitglieder des Bundes zu werfen, wo sich Koryphäen der Wissenschaft und schlichte Arbeiter, Männer der extremsten Parteirichtungen, von der äußersten Rechten zur äußersten Linken, Protestanten, Katholiken und Israeliten vereinigt finden, so muß man sich unwillkürlich fragen: wie muß der Gedanke beschaffen sein, der es vermag, so viele verschiedenartige geistige Elemente zu einen und derartige scheinbar zusammenhangloſe Themata unter einem Gesichtswinkel erscheinen zu lassen. Noch mehr muß man staunen über die Kürze der Zeit, in der sich eine so auffallende Tatsache vollziehen konnte.

Digitized by Google

Wer sprach vor 10, ja noch vor 5 Jahren von Bodenreform? Heute aber: Wo immer eine einschneidende wirtschaftliche Frage in größeren Vereinen und auf Kongressen behandelt wird, wird mehr oder weniger auch die Bodenreform berührt.

Auf dem vorjährigen Kolonialkongreß in Stettin wurde mit allen gegen drei Stimmen ein bodenreformerischer Antrag angenommen, der sich gegen die Landkommissionen in unseren Schutzgebieten wandte. Auf dem internationalen Wohnungskongreß in Düsseldorf kamen bodenreformerische Anschauungen schon sehr deutlich zum Ausdruck, und wer den großen Wohnungskongreß in Frankfurt a. M. mitgemacht hat, wird ohne Zweifel den Eindruck mit nach Hause genommen haben, daß unter allen dort vertretenen Anschauungen doch der Gedanke in den Vordergrund trat, daß die Wohnungsfrage eine Grund- und Bodenfrage sei.

Selbst bei solchen Veranstaltungen wie der Jahresversammlung des Vereins für Gasthausreform in Düsseldorf oder des Vereins zur Bekämpfung der Tuberkulose spricht man von der Bodenreform als notwendiger Voraussetzung jeder anderen Reform, und bei Besprechung der Notlage der Landwirtschaft ist der deutsche Juristentag in Innsbruck genötigt gewesen, sich mit einer Änderung des bestehenden ländlichen Hypothekenrechtes zu befassen, wie es von den Bodenreformern befürwortet wird.

In unserer Presse und in unserer Volksvertretung haben sich die bodenreformerischen Terminologien vom „unverdienten Mehrwert", der „Zuwachsrente", des „Erbbaurechts" bereits Bürgerrecht erworben. Natürlich läuft auch viel Mißverstandenes mit unter, und da ist es vielleicht nicht unwillkommen, einiges über die Grundgedanken dieser modernen Bewegung zu erfahren.

Treten wir an die uns beschäftigende Frage von der Seite der ethischen Wertung menschlicher Tätigkeit heran, so können wir einen Satz aufstellen, der wohl von niemandem angefochten werden wird, nämlich den, daß nicht jede menschliche Arbeitsleistung an sich gut und berechtigt ist, sondern daß in ihr unter allen Umständen auch eine Dienstleistung für die Allgemeinheit enthalten sein muß. Nun entsprechen alle gesetzlich erlaubten Betätigungen menschlicher Energie dieser Anforderung mit nur einer einzigen Ausnahme.

Der Bauer, der uns Korn, Fleisch und Milch liefert, der Arbeiter, der aus den Rohprodukten die Fertigfabrikate herstellt, der Kaufmann, der für die so hervorgebrachten Waren die besten Märkte aussucht, der Kapitalist, der durch Errichtung von Fabriken

Digitized by Google

oder Beteiligung an großen staatlichen oder privaten Unternehmungen Arbeitsgelegenheit und Werte schaffen hilft, die Militär- und Schutzmannschaften, die darüber wachen, daß die ehrliche Hantierung ihres Volkes weder von außen noch innen gestört werde, der Bauunternehmer, der das Wohnbedürfnis seiner Mitmenschen befriedigt, der Lehrer, der die intellektuellen Kräfte des Volkes entwickelt, der Künstler und der Geistliche, die die ethischen und sittlichen Momente vertreten, ohne die auch das materielle Wohlergehen der Völker unmöglich ist, sie alle leisten in ihrer Tätigkeit, *sofern sie ihren Beruf gewissenhaft erfüllen*, auch der Gesamtheit einen Dienst und sind des Lohnes wert, den sie nach ihren Leistungen beanspruchen können. Nur in der Arbeit derjenigen, die ihre Kapitalkraft dazu verwenden, um sich des Grund und Bodens und der Naturschätze ihres Volkes zu bemächtigen, liegt kein Dienst für die Allgemeinheit; im Gegenteil, ihre Tätigkeit ist nicht gemeinwohlfördernd, sondern hemmend, denn die Gegenleistung, die sie für den Nutzen bieten, der ihnen aus ihrer Arbeit erwächst, ist schon in der Natur der Sache gegeben und nicht ihr Verdienst.

Wenn ein Kaufmann mit seiner Ware spekuliert, so hat er sie dahin gebracht, wo er glaubt, daß man ihrer bedarf; ohne seine Tätigkeit würde der Käufer die Ware vielleicht gar nicht zu Gesicht bekommen. Selbst der reine Terminhandel in Waren ist eine teilweis notwendige Ergänzung des Güterverteilungsprozesses. Wenn dagegen jemand vor den Toren einer wachsenden Stadt ein Terrain erwirbt, weit größer als für eigene Wohnzwecke erforderlich, lediglich in der Absicht, das Land mit Nutzen zu verkaufen, wenn seine Nebenmenschen es einmal brauchen sollten, so schädigt er sie, denn er gibt für den erzielten Mehrwert keine Gegenleistung, die nicht auch ohne ihn vorhanden gewesen wäre. A. würde das Grundstück auch gefunden haben, wenn er es braucht, ohne daß B. es ihm vorher durch Vorwegkauf verteuert.

Wir müssen hier natürlich die eigentliche Bodenspekulation von denjenigen Unternehmungen trennen, die den Wert der Grundstücke durch Anlegung von Straßen, Kanalisation usw. erhöhen, oder von jener Tätigkeit, die den Verkauf vermittelt, denn beide erfüllen jene Bedingungen, die wir an die gesamte menschliche Tätigkeit stellen, nur sind sie leider so oft und so eng mit der reinen Spekulationstätigkeit verknüpft, daß ein sehr scharfes Auge dazu gehört, die eine Kategorie von der anderen zu trennen.

Digitized by Google

Jedenfalls ist in nachstehendem stets nur von der reinen Spekulationstätigkeit auf diesem Gebiet die Rede.

So leuchtet denn ohne weiteres der große Unterschied zwischen Handel in Waren und Handel in Grund und Boden ein.

Der spekulative Kaufmann erhöht den Wert seiner Ware dadurch, daß er sie von Orten geringeren nach den höheren Bedarfes befördert, er dient dem Güterverteilungsprozeß, ist also persönlich Werte bildend; die rein spekulative Grundwertsteigerung hat aber stets ihren Ursprung in der Arbeit anderer. Je größer die Aufwendungen, die Staat und Gemeinde machen zur Vergrößerung und Verschönerung der Städte durch Anlage von Verkehrseinrichtungen, Bildungsstätten usw., je höher ist der Tribut, den der Grundbesitzer von denen erpressen kann, die auf seinem Gebiet wohnen wollen oder müssen. Er übt einfach ein Monopolrecht aus, denn ein gewisses Grundstück in einer gewissen Lage gibt es immer nur einmal.

Die Tatsache, daß sich heute dieses Monopolrecht noch auf viele verteilt, ändert durchaus nichts an seinem Charakter.

Wenn heute alle Getreidehändler Berlins einen Ring schließen würden, um der Bevölkerung das Brot um 50 % zu verteuern, so würde man sie einfach auslachen, und sie selbst würden in kurzer Zeit den Weg gehen, den bisher noch alle Versuche der Monopolisierung menschlichen Produktionsfleißes gegangen sind, nämlich den des Bankerotts. Wenn es aber einer mächtigen Kapitalistengruppe einfallen sollte, sämtlichen Grund und Boden an der Peripherie Berlins unter ihre Kontrolle zu bringen, was in unserem Zeitalter der Kartellierung in viel kürzerer Zeit geschehen kann, als die meisten glauben, dann würde es für unsere Reichshauptstadt sehr bald ein unerträglicher Zustand werden.

Grund und Boden unterscheidet sich eben von einer Ware dadurch, daß er 1. unvermehrbar, 2. nicht dem Verderben ausgesetzt ist und seine Aufbewahrung keine Unkosten verursacht, 3. daß er infolgedessen nur der Hausse- und nicht der Baissespekulation unterworfen ist, und schließlich 4. daß die durch eine Terrainspekulation erzielten Gewinne keine Vermehrung des Volksvermögens darstellen, sondern nur eine Verschiebung innerhalb des Volksganzen.

Wenn ein Handwerker ein Paar Stiefel herstellt, wenn ein Gutsbesitzer ein edles Pferd züchtet, so wird das deutsche Volksvermögen um diesen Wertgegenstand bereichert; wenn aber dieser selbe Gutsbesitzer Güterschacher treibt und damit 100 000 Mk.

Digitized by Google

verdient, so ist er wohl reicher geworden, das deutsche Volksvermögen aber hat um keinen Pfennig zugenommen, ebensowenig wie es etwa durch die Ziehung des großen Loses beeinflußt wird.

Wie verschieden die Kapitalanlagen wirken, je nachdem sie in Grund und Boden und seinen Schätzen oder in industriellen Unternehmungen angelegt sind, zeigt folgendes Beispiel. Jemand hat ein Vermögen von 100 000 Mk. und wünscht sich an der Zementindustrie zu beteiligen. Da gibt es zwei Wege. Einmal kann er sich an der Gründung einer Zementfabrik beteiligen. Dann fördert er die industrielle Entwickelung, schafft neue Arbeitsgelegenheit und neue Werte, kurz, er erweist, indem er selbst auf Verdienst hofft, auch seinem Volke einen Dienst. Er kann aber auch die 100 000 Mk. dazu benutzen, die Kreide- und Tonlager aufzukaufen, bei denen andere eine Zementfabrik anzulegen beabsichtigen, um diese in die Zwangslage zu versetzen, ihm für Hergabe der Rohstoffe einen mehr oder weniger hohen Tribut zu zahlen.

Eine solche Kapitalanlage wirkt direkt produktionshemmend, vermindert die Arbeitsgelegenheit, ja, kann sie eventuell ganz unterbinden oder zugrunderichten.

Hier haben wir das „ausbeutende Kapital", von dem soviel in der Sozialdemokratie die Rede ist, und zwar in seiner krassesten Form, während diese Eigenschaft in allen anderen Fällen viel weniger in der Natur des Kapitals als in anderen Umständen bedingt liegt. Geht aus allem diesen schon hervor, daß der Grund und Boden gebieterisch ein anderes Recht verlangt, als was für jede xbeliebige Handelsware gilt, so ist es noch mehr der Fall, wenn man bedenkt, daß mit dem Privateigentum an Grund und Boden größere Machtbefugnisse verknüpft sind, als selbst ein Staat sie auszuüben imstande ist.

Als man sich in der Presse und im Parlament darüber stritt, ob die königl. Ansiedelungskommissionen das Recht haben sollten polnischgesinnten Ansiedlern den Ankauf von Rentengütern zu verweigern, war ein großer Teil unseres Volkes der Ansicht, daß der Staat zu dieser Auslese kein Recht habe. Dagegen gesteht man einer Aktiengesellschaft oder einem Privatmanne ohne weiteres das Recht zu, zu bestimmen, welche Art Leute er auf seinem Lande dulden will oder nicht. Ein Fürst Pleß z. B. hat nach unserer alten manchesterlichen Auffassung als Privateigentümer seiner ausgedehnten Besitzungen ohne weiteres das Recht, zu bestimmen, welche Art von Ansiedlern er auf seinem Grund und Boden

Digitized by Google

dulden will; wäre er nur regierender Fürst, hätte er diese Machtbefugnis nicht. Also als Privatmann übt er größere Rechte aus denn als Herrscher.

Ähnlich ungereimt sind die Verhältnisse, wo es sich um unsere Naturschätze handelt. Die Eigentümer unserer Kohlenflöze bestimmen über das Wohl und Wehe unserer gesamten Industrie, über das Blühen und den Niedergang ganzer Gebiete; durch künstliche Festlegung der Kohlenpreise erheben sie vom ganzen Volke eine Abgabe nach ihrem Gutdünken, und wer ein industrielles Unternehmen größeren Stiles beabsichtigt, bedarf einer Genehmigung, die der Staat ihm nicht, das Kohlensyndikat aber verweigern kann, wenn es ihm beliebt.

Und werfen wir einen Blick in die Kolonien. Nominell hat dort jeder Deutsche das Recht, Handel zu treiben; wo aber das Land den großen Gesellschaften ausgeliefert ist, ist jenes Recht gänzlich illusorisch. Durch Vorenthaltung von Baugrund für Lagerhäuser und Werften an den Ufern der für „frei" erklärten Flüsse hat es eine solche Gesellschaft in der Hand, jedes ihr unbequeme Unternehmen einfach zu unterbinden.

Gegen alles dieses wendet sich die Bodenreformbewegung.

Sie sagt: es ist verkehrt, daß unser Grund und Boden, diese notwendigste Voraussetzung aller menschlichen Arbeit, ein Handelsobjekt geworden ist, daß er verpfändet und subhastiert werden kann wie jeder alte Rock, und daß es dementsprechend in der Macht einzelner steht, sich einen unverhältnismäßig großen Teil zu sichern, während andere leer ausgehen; es ist verkehrt, daß das, was der Boden durch die Arbeitsleistung der Allgemeinheit, durch Handel und Verkehr, durch öffentliche Bauten und Aufwendungen an Wert zunimmt, in die Taschen des Privatkapitals fließt; es ist verkehrt, daß unsere Kohlenschätze und Erzlager als Aktienzettel in der Welt umherfliegen, und daß sie der ersten besten Kapitalistengruppe, ja, einer ausländischen, wenn es ihr beliebt, ausgeliefert werden können; es ist verkehrt, daß wir in unseren Kolonien ganze Königreiche verschenken und die ehrliche Arbeit zwingen, diesen Gesellschaften tributpflichtig zu werden oder das Land zu meiden; kurz, es ist verkehrt, daß dem Privatkapital größere Rechte gegeben werden, als der Staat sie ausübt.

Die Bodenreform will den Grund und Boden unter ein Recht gestellt wissen, daß seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und

Digitized by Google

das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht.

Rein theoretisch wäre der erhoffte Zustand dadurch erreicht, daß der gesamte Grund und Boden Staats- oder Gemeindeeigentum wäre. Die Zinsen, die heute der Einzelne aufzuwenden hat, um ein Stück Acker oder Bauland käuflich erwerben zu können, würden dann als jährliche Pachtsumme dem Staate resp. den Gemeinden zu entrichten sein.

Der einzelne würde also um keinen Pfennig teurer arbeiten und wohnen, als heute; Staat und Gemeinde aber hätten so hohe Einnahmequellen, daß alle anderen Steuern überflüssig und noch Mittel genug vorhanden wären zur Befriedigung der höchsten sozialen und ethetischen Anforderungen.

Daß hier keine leere Behauptung vorliegt, beweisen die Verhältnisse in solchen deutschen Gemeinden, wo sich wenigstens ein Teil des alten Gemeindeeigentums bis in unsere Tage hinein bewahrt hat.

So gibt es an der Mosel, im Großherzogtum Hessen, in Baden und Württemberg viele Dörfer, die keinerlei Gemeindesteuer erheben, andere, wie Sigmaringendorf (Hohenzollern), zahlen für ihre Bürger noch sämtliche Staatssteuern und wieder andere verteilen erhebliche Beträge in bar, so Thalheim in Württemberg 42—46 Mk. jährlich an jeden Bürger, Staufenberg 70 Mk. jährlich, Oberharmersbach (Baden) 128—140 Mk.; Freudenstadt in Württemberg verteilt ca. 33000 Mk. unter die Bürger und Gernsheim in Hessen gar 53225 Mk.

Wenn es so in Gemeinden aussieht, die wenigstens einen Teil ihrer Grundrente durch der Zeiten Drang und die Kurzsichtigkeit maßgebender Stellen hindurchgerettet haben, dann kann man sich ein ungefähres Bild der Verhältnisse machen, wenn die gesamte Grundrente Gemeineigentum geblieben wäre.

Für Berlin berechnen sich die jährlichen Gemeinde-, Reichs- und Staatssteuern auf ca. 170 Millionen Mark. Nach vorsichtigster Schätzung beziffert sich der nackte Bodenwert der bebauten Flächen auf ca. 3000 Millionen. Diese Summe müssen die Mieter an das Privatkapital jährlich mit 120 Millionen verzinsen. Dazu kommt eine jährliche Steigerung der Bodenwerte, die sogen. Zuwachsrente, in Höhe von durchschnittlich ca. 104 Millionen jährlich. Das Privatkapital zieht also aus dem Arbeitsertrag der Reichshauptstadt einen jährlichen Nutzen von 224 Millionen.

Digitized by Google

Flössen diese in die Gemeindekasse, so würden die Mieten in Berlin um keinen Pfennig teurer sein, die Stadt könnte aber ihren Bürgern nicht nur sämtliche Gemeinde-, Staats- und Reichssteuern erlassen, sondern hätte noch einen Überschuß von 52 Millionen jährlich. Der einzige wesentliche Ausfall gegen heute wäre das Fehlen der großen Hypothekenbanken, und ob das ein sehr beklagenswerter Zustand, überlassen wir unseren Lesern zur Entscheidung.

Nun wissen wir wohl, daß solche theoretischen Kalkulationen sich nie rein in die Praxis auflösen lassen, wir wissen auch, daß in alten Ländern mit ererbten Rechtsformen, wie bei uns, der Allgemeinbesitz an Grund und Boden nur theoretisch konstruiert werden kann.

Daher ist es die Aufgabe der Bodenreform, diejenige Form zu finden, in denen der Grundgedanke des alten Gemeindeeigentums dem Charakter unserer historischen Entwickelung und der modernen Wirtschaftsauffassung entsprechend zum Ausdruck gebracht werden kann.

Dieser Weg kann schon aus praktischen, politischen Gründen kein einheitlicher sein, denn während der Bodenreformgedanke der reinen Verstaatlichung z. B. bei den Kohlen- und Mineralschätzen unseres Landes schon als durchaus diskutabel gilt, würde ein Vorschlag, bei uns den ländlichen Grund und Boden dem Privatbesitz zu entziehen, überhaupt nie auf Verwirklichung rechnen können; dazu ist die Sehnsucht, ein Stückchen Erde sein eigen nennen zu können, zu tief ins Seelenleben des Deutschen eingedrungen. Kein freier Bauer mag Pächter sein auf Staatsgrund, wenn er es vermeiden kann, und warum soll man dieses stolze Gefühl nicht schonen, wenn durch eine planmäßige ländliche Hypothekenreform die Grundrente den Landgemeinden in einer Form wiedergewonnen werden kann, die den Kern des Gemeindeeigentums enthält und doch die heute uns lieb gewordenen Einrichtungen und Gewohnheiten schont.

In der Hauptsache liegt die Lösung der Bodenfrage auf steuertechnischem Gebiete, aber auch hier gilt es zu differenzieren.

Mancher unserer Leser hat vielleicht von der Kiautschou-Landordnung gehört, wo der Bodenreformgedanke durch das Kaiserliche Marineamt in einer Weise zum Ausdruck gebracht worden ist, die den Verhältnissen durchaus entsprach. Man hat die Hergabe des Grund und Bodens dort an scharfe Bedingungen geknüpft, die aber nur die Spekulation, nicht den bona fide-Erwerb belasten.

Digitized by Google

So erhebt u. a. die Regierung eine Grundwertsteuer von 6% auf den Verkaufswert und bei Wiederverkauf 33 1/3 % des erzielten Wertzuwachses.

So nützlich und zweckentsprechend eine solche Besteuerungsform für unsere ostasiatische Kolonie ist, so unmöglich wäre ihre plötzliche Einführung bei uns. Wir würden eine derartige Erschütterung unseres städtischen Hypothekarkredites erleben, daß kein Staatsmann eine solche Steuer vorschlagen könnte. Hier kann nur eine klein anfangende, graduell steigende Besteuerungsform gewählt werden.

Ebenso verkehrt wäre es, wollte man den Gemeinden vorschlagen, um das alte deutsche Gemeindeeigentum wiederherzustellen, sie sollten nun rechts und links alles Land, dessen sie habhaft werden könnten, aufkaufen. Dadurch würde nur die Spekulation ermutigt, anstatt erstickt, und die Steuerzahler hätten Werte zu verzinsen, die weit über das Normale hinausgingen, denn die Mobilisierung des Grund und Bodens hat es mit sich gebracht, daß wir für ihn fast nur noch spekulative Zukunftswerte kennen.

Nach Schema F lassen sich, wie man sieht, diese Fragen nicht behandeln, und weil die deutsche Bodenreform diesem Umstande Rechnung trägt, nur Erreichbares anstrebt, daher ist es ihr möglich geworden, in allen Kreisen und allen Parteien Fuß zu fassen.

Es kann hier nicht der Platz sein, eine erschöpfende Darstellung alles dessen zu geben, was die Bodenreform auf den verschiedenen Gebieten anstrebt.

Wer sich zu informieren wünscht, den möchten wir auf das wissenschaftliche Organ des Bundes, „Die Deutsche Volksstimme“ sowie auf die bei J. Harrwitz Nachf. Berlin erschienenen „Sozialen Streitfragen“ verweisen, in denen Adolf Damaschke über die Aufgaben der Gemeindepolitik, H. Freese über den Schutz der Bauhandwerker, L. Eschwege über privilegiertes Spekulantentum und den Kampf um die deutschen Kohlenschätze, C. Marfels über die Not der Gewerbetreibenden und die Bodenreform, C. v. Francois über Staat oder Gesellschaft in unseren Kolonien, Prof. Adolf Wagner, Berlin, über Wohnungsnot und städtische Bodenfrage, Prof. Bücher-Leipzig über die Allmende in ihrer sozialen Bedeutung, Prof. Rein-Jena über Ethik und Volkswirtschaft, Admiralitätsrat D. Schrameier über die Landordnung von Kiautschou und der Verfasser über die Not der deutschen Landwirtschaft und die Bodenreform sowie über die Kanalfrage („die vergessene Grundrente“) geschrieben haben.

Digitized by Google

Angebracht erscheint es jedoch, der einen hauptsächlichen Forderung der Bodenreformer Erwähnung zu tun, nämlich der Besteuerung des Grund und Bodens nach dem gemeinen Wert auf Basis der Selbsteinschätzung, weil diese Maßregel nicht allein eine Steuerreform bedeutet, sondern weil sie auch mit der Frage der Wohnungsnot in unseren großen Städten auf's engste verknüpft ist.

Ein englischer Nationalökonom hat einmal über diese Steuer gesagt, sie sei nützlich, selbst wenn man ihren Ertrag ins Meer würfe, wieviel mehr, wenn sie zu gunsten der Gemeinden verwandt werde; denn durch diese Steuer, namentlich wenn sie, klein einsetzend, in Progression gedacht ist, wird die verderbliche Bodenspekulation in den Außenterrains gebrochen werden, die unsere großen Städte erdrosselt.

Nach Ausspruch aller namhaften Nationalökonomen ist eine solche Steuer nicht auf die Mieter abwälzbar, sie hat die unfehlbare Tendenz, den Grund und Boden zu verbilligen, und billiger Grund und Boden bedeutet billigere und bessere Wohnungen. Alle anderen Maßregeln zur Bekämpfung der Wohnungsnot werden resultatlos bleiben, weil sie die Tendenz haben, den Baugrund zu verteuern. Die einen schlagen freigebigen Verkauf von Gemeindeland vor, wo solches noch vorhanden ist; ist es teuer, verfehlen die Verkäufe ihren Zweck, ist es billig, so reißt die Spekulation die Stellen an sich und wartet auf höhere Preise. Andere befürworten Ankauf von Baugrund durch die Gemeinden und Hergabe an bona fide-Wohnungsbedürftige. Dadurch wird für's erste die Spekulation durch Dazwischentreten eines mächtigen Käufers gestärkt, und die günstigen Wirkungen werden sich erst nach 1—2 Generationen fühlbar machen, wenn nicht inzwischen die bona fide-Hausbesitzer zu Spekulanten geworden sind.

Andere schlagen den Bau von Wolkenkratzern und Ledigenheimen vor, als ob nicht der Grund und Boden im selben Verhältnis, wie man die Menschen über ihm aufeinanderpackt, im Werte stiege, so daß von einer dauernden Verbilligung der Wohnung gar keine Rede sein kann.

Wieder andere befürworten Baugenossenschaften. Ihnen möge das Wort des alten Bodelschwingh gewidmet sein, in seinem Bericht über die von ihm geleiteten Genossenschaften: „Aber leider sind wir hier in Bielefeld fast am Ende unserer fröhlichen Arbeit angelangt. Der Bodenwucher schnürt uns den Hals zu, das Gärtchen muß immer kleiner und kleiner werden."

Digitized by Google

Andere schlagen die Anlage von Verkehrswegen vor, als ob es nicht eine bekannte Tatsache wäre, daß, wohin immer eine „Elektrische" geplant ist, die Bodenpreise sprungweise in die Höhe gehen.

Auch billigere Staats- und Kommunalkredite an Genossenschaften und Arbeiter zu $3^1/_2$, ja, 3% soll die Wohnungsfrage lösen. Abgesehen davon, daß hierin eine große Benachteiligung des legitimen privaten Baugewerbes liegt, auf das wir doch in letzter Linie angewiesen sind, ist auch diese Maßregel ein Schlag ins Wasser, denn wenn jemand 100 Mk. Zinsen durch ein derartiges billiges Staatsdarlehn spart, so ist er nur zu geneigt, diesen Betrag kapitalisiert in höheren Grundstückpreisen anzulegen. Hiervon hat also in letzter Linie nur der Bodenspekulant einen Nutzen.

Wir mögen uns eben drehen und wenden, wie wir wollen, die schrankenlose, noch durch Steuerfreiheit und Hypothekenwesen geförderte Bodenspekulation bringt es mit sich, daß alle Vorteile, die man den Mietern und bona fide-Hauseigentümern zuwenden will, schließlich nur den Grundeigentümern zugute kommen.

Ehe nicht diese Spekulation gebrochen ist, nützen die wohlgemeintesten Vorschläge gar nichts.

Wenn die Bodenreformbewegung bis jetzt kein anderes Ergebnis gehabt hätte, als auf diesen Zusammenhang aller Reformbestrebungen mit dem Bodenproblem hinzuweisen, so hätte sie sich schon ein Verdienst um ihr Vaterland erworben.

In der Tat mehrt sich auch die Erkenntnis von der Bedeutung dieses Problems in der öffentlichen Meinung mit erfreulicher Schnelligkeit.

Durch den immer wieder bei allen Tagesfragen in die Diskussion geworfenen bodenreformerischen Gedanken hat sich bereits ein merklicher Umschwung in der Beurteilung wirtschaftlicher Probleme bei uns vollzogen, allerdings unterstützt von laut redenden Tatsachen. Kein Staatsmann würde heute daran denken, Berggerechtsame an Private zu verkaufen, oder den Gemeinden anzuempfehlen, ihr Land möglichst schnell zu veräußern, wie solches noch vor 10—20 Jahren als selbstverständlich galt. Wo jetzt vom Verkaufen von Staatsgrund oder Gemeindeland die Rede ist, regt sich die Kritik; die Befürworter haben nicht mehr das frühere Gefühl der Sicherheit, daß sie etwas Rechtes tun.

Man empfindet, daß man etwas weggibt, was eigentlich der Zukunft gehört.

Digitized by Google

Als die Engländer nach Neuseeland kamen und von den Maorihäuptlingen Land kaufen wollten, wurde ihnen zur Antwort: „Wie können wir etwas verkaufen, was gar nicht uns, sondern unseren Kindern und Kindeskindern gehört?“

In diesem Ausspruch liegt die ganze Wahrheit des Bodenproblems. Indem unsere manchesterliche Wirtschaftspolitik nach römisch-rechtlichen Begriffen das Land dem Privatkapital auslieferte, gab sie für einen Augenblickserfolg die ganze Zukunft weg.

Nun stehen wir an der Schwelle dieser Zukunft, die beraubt worden ist, und daher der Ruf nach Umkehr.

Zwar wird selbst die stärkste sozialpolitische Bewegung nie das historisch Gewordene zurückschrauben können. Wir können nur aus der Vergangenheit Erkenntnis schöpfen, versuchen, die ärgsten Mißstände zu beseitigen, die sich eingeschlichen haben, im übrigen aber dafür sorgen, daß es unseren Kindern nicht so gehe, wie es uns ergangen ist.

Die Grundrente der Vergangenheit läßt sich nur zum Teil und unter sorgsamster Schonung erworbener Rechte zurückgewinnen, aber daß die Grundrente der Zukunft uns nicht abhanden komme und daß sie der verbleibt, die allein sie hervorbringt, der Allgemeinheit, das bezweckt die Bodenreform.

Kulturideale und Frauentum.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Von Henriette Fürth.*)

Das Prophetentum ist in Mißkredit geraten. Wir Menschen einer realpolitischen Zeit glauben nur, was wir sehen, und nehmen nur das als gegeben an, was sich nach allen Richtungen hin als seiend, d. h. als gegenständlich und ursächlich begründet, erweisen läßt. Wir bestreiten ferner die teleologische Weltordnung, die immanente Zwecksetzung und Zweckbestimmtheit alles Seienden.

*) Zur richtigen Würdigung des Folgenden: Henriette Fürth ist Gattin und Mutter; Gattin in glücklicher Ehe; sorgsame Mutter zahlreicher Kinder. D. H.

Digitized by Google

Dennoch können auch wir der nachgeborenen, aus unserer Einsicht und unserem bewußten Wollen sich ergebenden Zwecksetzung nicht entbehren. Wir konstruieren unsere Zwecke in das Weltgeschehen hinein. Wir schaffen uns eine Gesetzlichkeit und Zweckmäßigkeit, die, ob zwar letzten Endes nur ein Beweis für unser Anpassungsvermögen, uns gestattet, ja uns geradezu auflegt, Entwicklungslinien in die Zukunft zu ziehen. Aber nicht um schillernde Seifenblasen des Wunsches kann es sich dabei handeln, sondern nur um Versuche aus dem, was war, und dem, was ist, die Brücke zu dem zu schlagen, was voraussichtlich sein wird.

Wir bedürfen solcher Hypothesen als Regulatoren unseres Handelns auf allen Gebieten des Lebens, in der Politik so gut wie im wirtschaftlichen und sozialen Leben. Sie müssen uns die vorwärts treibenden Impulse geben, und sie erfüllen diese ihre Aufgabe selbst dann, wenn die nachfolgende Erfahrung sie verändert oder gar verneint.

Eines aber verlangen wir, dank der naturwissenschaftlichen Denkrichtung, die durch unsere Zeit geht, allemal: Daß die Hypothesen, auf die wir unsere Entwickelungsvorausficht, unsere Hoffnungen und Wünsche aufbauen, folgerichtig begründet und begrenzt seien.

Dies auch die Grundlage, von der unsere Betrachtung der Stellung und Bedeutung der Frau in und zu einer künftigen Gesellschaftsordnung auszugehen, von der sie Richtung und Ziel zu empfangen hat. Darum wird es sich vor allen Dingen als notwendig erweisen, die heutige Stellung der Frau einer auf die Vergangenheit zurückgreifenden, von jeder Parteipolitik völlig losgelösten, unbefangenen und sachlichen Würdigung zu unterziehen.

Die Mutterschaft.

Lange Zeit hindurch wertete man die Mutterschaft ausschließlich als ein Zubehör der monogamischen Ehe und innerhalb ihrer Grenzen. Mutterschaft war für Gedankenlose die mit dazugehörige, für Schlechte und Selbstsüchtige die lästige, für die große Mehrzahl mit gesunden Lebensinstinkten die erwünschte und vollendende Folgeerscheinung der ehelichen Geschlechtsgemeinschaft. Ebenso hielt man die Mutterschaft nur für sittlich gerechtfertigt, wenn sie sich innerhalb der von Kirche und Gesetz heilig gesprochenen Ehe, für infamierend, wenn sie sich außerhalb ergab.

Vor einer geläuterten Moralauffassung kann dies Axiom

Digitized by Google

nicht standhalten.*) Da findet Mutterschaft ihre Rechtfertigung in sich, und es ist als ein erfreuliches Fortschreiten zu begrüßen, daß man begonnen hat, die Würde und Heiligkeit der Mutterschaft an sich und losgelöst von den vorübergehenden Erscheinungsformen zu empfinden, in die die geltende Eigentums- und Wirtschaftsordnung die geschlechtlichen Beziehungen eingezwängt hat.

Diese Umkehr im Denken und Urteilen gelangt zum greifbarsten Ausdruck in der vermehrten Fürsorge für die außereheliche Mutter und das uneheliche Kind. Selbst das 1900 in Kraft getretene Neue Bürgerliche Gesetzbuch bringt, trotz der geradezu absurden Unterstellung, „das uneheliche Kind ist mit seinem Vater nicht verwandt", einen kleinen Fortschritt in dieser Richtung. Es setzt die Unterhaltspflicht des Vaters gegen sein uneheliches Kind bis zum 16. Lebensjahre und im Bedarfsfalle (bei Untauglichkeit zum Erwerb durch Krankheit, Minderwertigkeit usw.) darüber hinaus fest und billigt auch der außerehelichen Mutter gewisse Entschädigungsansprüche zu. Das sind zwar unzulängliche Mindestbestimmungen, immerhin bedeuten sie, da es sich um einen Akt der so überaus schwerfälligen Gesetzgebungsmaschine handelt, die Morgendämmerung eines besseren Tages.

Wollen wir aber das Frührot dieses Tages schauen, so müssen wir uns der der Gesetzgebung ja stets voraufeilenden allgemeinen Auffassung zuwenden. Gewiß gibt es auch hier noch Rückständigkeit die Fülle und jene augenverdrehende Moralheuchelei, die in Dingen des Sexuallebens auf das Weib allen Schimpf häuft, dem Manne alles Verzeihen gewährt. Daneben aber erklingt ein neuer, verheißungsvoller Ton, der stärker und sieghafter anschwillt von Tag zu Tag. Es ist das stolze Bekenntnis des aufrechten Weibes zu seinem Kinde, gleichviel ob in oder außerhalb der Ehe erzeugt, und es ist die junge Bewegung zum Schutze der Mutterschaft. Für das Kind war ja schon länger gesorgt. Kommunale Veranstaltungen, Krippen, Ziehkindervereine, Kinderhorte und in jüngster Zeit das auf Veranlassung der Frankfurter Rechtsschutzstelle für Preußen zuständig gewordene Institut der Generalvormundschaft sorgen für das Wohl und wahren die Rechte der Rechtsunmündigen. All das ist aber an erster Stelle Nützlichkeitsmaßnahme, hervorgehend aus der wachsenden Einsicht in die Wichtigkeit der Säuglingspflege und des Kinderschutzes für die Gesundheit und Lebenstüchtigkeit des ganzen Volkes. Säuglingssterblichkeit bedeutet eine nutzlose Verausgabung, d. i.

*) Ich beziehe diesen Satz nur auf die Infamierung der außerehelichen Mutterschaft. D. H.

Digitized by Google

also Verschwendung von Volkskraft, Schutz- und Rechtlosigkeit der Unehelichen aber bedeutet sittliche Verwilderung, Zunahme der Kriminalität, Lebensuntauglichkeit und, im Gefolge davon, eine stärkere Belastung des Armenwesens und Staatssäckels.

Es bedarf also weder ethischer noch idealistischer Tendenzen, um diese Art der Fürsorge als geboten erscheinen zu lassen.

Ganz anders bei der umfassenden Einrichtung des Mutterschutzes, dessen Propaganda von dem im Frühjahr 1905 in Berlin gegründeten „Bund für Mutterschutz" und dem Verein für Mütter- und Kinderheime betrieben wird. Der Bund will „Heimstätten schaffen, wo alle gesunden und arbeitswilligen unverehelichten Mütter willkommen sind, die den ernstlichen Wunsch haben, ihre Kinder zu gesunden und nützlichen Menschen zu erziehen". Gewährung von ärztlicher Hilfeleistung und Rechtsschutz, eine umfassend gedachte Wöchnerinnenversicherung sind seine weiteren Ziele.

Wir haben uns, in Zeichnung eines Zukunftsbildes, mit der augenblicklichen Verwirklichungsmöglichkeit dieser Pläne nicht zu befassen. Uns interessiert in diesem Zusammenhang lediglich die Tatsache, daß hier zum erstenmal eine größere Anzahl unabhängiger, geachteter und sittlich einwandfreier Personen sich zusammentut unter der Devise: Schutz und Hochhaltung der Mutterschaft, auch wenn sie nicht innerhalb der legalisierten Form zustande kam. Die Mutterschaft an sich gerechtfertigt, Mutter und Kind eine Einheit, die vollen Anspruch auf Anerkennung, auf jede Art materiellen und ideellen Schutzes hat, dazu die sich sichtbar verändernde Allgemeinauffassung vom Wesen und Inhalt einer ehelichen Gemeinschaft. Wir haben in alledem eine sich langsam, aber sicher vorbereitende Revolution auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral, die wir nicht außer acht lassen dürfen.

Nun aber taucht hier eine Befürchtung auf, die keineswegs ohne weiteres abzuweisen ist: Würde eine Verallgemeinerung dieser Auffassung der Mutterschaft als eines zu seiner Rechtfertigung der Ehe nicht bedürfenden Selbstzweckes, würde ihre weitgehende materielle Sicherstellung nicht eine völlige Zucht- und Sittenlosigkeit, ja geradezu einen atavistischen Rückschlag in die Zeit allgemeiner Promiscuität zur Folge haben?

Wir müssen, um eine Antwort auf diese Frage finden zu können, vor allen Dingen prüfen: wie kommt heute die uneheliche Mutterschaft zustande? In der überwiegenden Zahl der mit etwa 180 000 pro Jahr angenommenen Fälle auf Grund der naiven Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen, die in der breiten

Digitized by Google

Masse des Volkes gang und gäbe ist. In den meisten ländlichen Gegenden gilt außerehelicher Geschlechtsverkehr und Mutterschaft keineswegs als infamierend; unter der guten Fabrikbevölkerung pflegt meist nach eingetretener Schwangerschaft und vorausgesetzt, daß die Mittel reichen, die Legalisierung des Bundes zu erfolgen. Auch gibt es innerhalb dieser Volksschichten zahlreiche sogenannte Konkubinate, die sich von der Ehe nur durch den Mangel der Legalisation unterscheiden und im übrigen so monogamisch sind, als man es der legalisierten Ehe irgend wünschen kann. Im Volke also wird eine Verallgemeinerung der für die Gebildeten so neuen Auffassung vom Wesen der Mutterschaft nur der naiven und gefühlmäßigen Übung zu einem theoretischen Ausdruck verhelfen und im übrigen kaum etwas ändern.

Bleiben die Fälle, in denen außereheliche Mutterschaft infolge Verführung durch einen nicht der eigenen Klasse angehörenden Mann oder aber innerhalb der in monogamischen Werturteilen eigentumsrechtlichen Ursprunges befangenen Volksschichten eintritt. Die Wesensgeschichte dieser Fälle zeigt uns Leichtsinn oder Leidenschaft, nicht selten auch materielle Not. Dieser letzte Grund wird wegfallen in demselben Grade, in dem das weibliche Geschlecht wirtschaftlich selbständiger und erfolgreicher wird. Mit dem Leichtsinn und der jugendlichen Leidenschaftlichkeit wird man in kaum höheren Grade zu rechnen haben, als es heute bereits der Fall ist, denn für die, die weder das eine noch das andere sind, werden an Stelle der heutigen Hemmungsvorstellungen der Schande und vorgeblichen moralischen Verworfenheit jene anderen treten, die da heißen Vereinsamung, Last und Sorge für ein Kind, ohne daß da ein Mensch ist, der tragen und sorgen hilft, und werden ebenso stark sein, auch wenn der Mutter mit dem Kinde weder die ethische Wertschätzung noch der materielle Schutz fehlen wird. Denn man vergesse nicht, daß die unbedingte Anerkennung der Mutterschaft an sich keineswegs ein Aufhören der Lebensgemeinschaft herbeiführen soll oder gar muß, die sich Ehe nennt.

Man könnte dieser Befürchtung einige Bedeutung beimessen, wenn Ehe nur den Wunsch nach dem Kinde in sich schlösse. Ehe ist aber mehr, ist Selbstzweck, gesetzt zur allseitigen Erfüllung und Bereicherung des Lebens der Eheschließenden. Jeder Mann, jedes Weib ist sich Selbstzweck, der primäre Instinkt ist immer der der Selbstbehauptung. Uns wollen wir ein mit allem Schönen reicherfülltes Leben nach unserer Eigenart gestalten, wir selbst sind unsere Lebenssehnsucht und der Altruismus greisenhafter Ent-

Digitized by Google

sagung ist der Selbstliebe der Jugend fremd. Von dieser Warte aus gesehen, ist die Elternschaft das Sekundäre, die nachgeborene Antwort auf die Ewigkeitsfrage unseres Lebensinstinktes, unser Tribut an den Fortbestand der Art. Das Füreinandersein entwickelt sich als die Frucht des reifen Alters, das Fürsichsein ist der gerechte Anspruch der Jugend, die nur dann wachsen und werden kann, wenn sie für sich ist. Aus diesem Grunde wird auch unter der Herrschaft einer freieren Geschlechtsmoral die Frau beim Eingehen einer geschlechtlichen Verbindung nicht so sehr und ganz gewiß nicht nur an das Kind, sondern an den Mann als Lebensgefährten denken. So verflüchtigt sich, auch von hier aus gesehen, die Furcht vor dem Überhandnehmen einer auf die Miterziehung und Fürsorge des Vaters verzichtenden Mutterschaft.

Dabei kann es gewiß häufiger, als dies heute geschieht, vorkommen, daß eine Frau, die im Rausche der Leidenschaft sich hingegeben hat und die, so wie die Dinge heute liegen, lieber das Joch einer verhaßten Ehe als die sogenannte Schande auf sich nimmt, es in Zukunft ablehnen würde, den unwürdigen Vater ihres Kindes zum Lebensgefährten zu wählen. Das aber wäre kein ethischer Rückgang, sondern ein begrüßenswerter Fortschritt auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral.

Mutterschaft und geistige Arbeit.

Wir müssen selbst etwas sein, um anderen etwas sein zu können. Dies ist der sichere Punkt, von dem aus das Verhältnis von Mutterschaft und geistiger Arbeit beurteilt werden muß.

Vielen ist das Weib als Gebärerin, als das gedankenlose, unreflektierende Stück Natur die sympathischste Erscheinung. Nicht aus Böswilligkeit urteilen sie so. Das Weib, dieser Jungbrunnen natürlicher Kraft, diese glückliche stofflich-sinnliche Ergänzung der im Manne verkörperten Geistesstärke, wird seine Aufgabe, die Mutter blühender Kinder zu werden, dann am besten erfüllen können, wenn der Humus ihres ganzen Seins, undurchfurcht von dem Pfluge der Gedankenarbeit, in den Dienst der Generation gestellt wird. Das blühende, gesunde, aber geistig völlig unkultivierte Weib gilt ihnen als die in jedem Sinne zu bevorzugende, bessere Mutter.

Auch befürchten sie, daß ein doppeltes, das heißt von Vater und Mutter herrührendes intellektuelles Erbe zur intellektuellen Hypertrophie, zu körperlicher und geistiger Entartung führen könne, wie auch, daß das intellektuelle Weib überhaupt nicht mehr geneigt

Digitized by Google

sein werde, sich der mütterlichen Funktion zu unterziehen, und auf diese Weise eine bedauerlich große Dosis in der Anlage vorhandener geistiger Befähigung und Energie ihrer natürlichen Aufgabe entzogen und statt in Mütterlichkeit in die für das Weib ewig unfruchtbare geistige Arbeit umgesetzt werde. „Die höherstehenden Männer bekommen ohnedem schon zu wenige Nachkommen. Wenn der Nachwuchs der begabten Frauen ebenso ausfallen oder erheblich abnehmen würde, wie es die unvermeidliche Folge des feministischen Ideals, ja schon der emanzipatorischen Bestrebungen ist, so müßte das betreffende Volk an geistiger Begabung, d. h. in seinem ganzen Werte mit Riesenschritten zurückgehen" und „ich sehe nicht, wie die Folge vermieden werden könnte, daß gerade die besten, d. h. die energischsten, gesundesten, begabtesten Frauen die wenigsten Kinder bekommen würden." Die männliche Kassandra, die sich also vernehmen läßt*), behauptet auch, „daß die anderweitig interessierte und gesättigte Frau keine große Familie begehrt, und daß schließlich nur die, die zu dumm oder zu schwach sind, um einen selbständigen Beruf auszuüben, oder die zu wenig Ausdauer besitzen, sich ausschließlich dem Mutterberufe widmen werden. Es wird eine Schande für eine Frau werden, bloß Mutter zu sein!"

An solch eingewurzelten Auffassungen rüttelt auch die Tatsache nicht, daß Tausende von geistig regen und auf dem Gebiet selbständiger Geistesarbeit tätigen Frauen daneben gute Mütter sind, blühende, sorgfältig erzogene Kinder und wohlgeordnete Haushaltungen besitzen, in denen sie eine keineswegs beschauliche, sondern eine höchst tätige und verantwortliche Rolle spielen. Daher muß man sich schon der Mühe unterziehen, solche Irrtümer von der Wurzel her zu widerlegen. Nehmen wir gleich noch eine Bekundung hinzu, die in gewissem Sinne den angeführten Behauptungen Recht gibt, indem sie die relative Unvereinbarkeit von Mutterschaft und geistiger Arbeit festlegt. Helene Simon und Adele Gerhard kommen in ihrer bekannten Schrift**) auf Grund der ihnen von schaffenden Frauen gemachten Angaben zu dem Schluß, daß „in der Mehrzahl der Berufe ein Konflikt zwischen geistigem und künstlerischem Schaffen und dem erfüllten Frauenleben unvermeidlich ist . . . ." Darum „ist es der Maßstab des

*) Feminismus und Rasse von Dr. S. R. Steinmetz in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, VII. Jahrgang, 1904, Heft 12.

**) Mutterschaft und geistige Arbeit, Berlin 1901, Verlag: Reimer, S. 321 f.

Digitized by Google

unersetzlichen Kulturwertes, der an die geistige Arbeit der Mutter angelegt werden muß und über ihre Existenzberechtigung entscheidet — nicht die Möglichkeit einer idealen Vereinbarkeit mit dem Frauenleben." Also auch hier nicht eine Rechtfertigung aus der Sache selbst, das heißt in und durch die Mütterlichkeit und Mutterschaft, sondern aus, wenn schon sehr erheblichen, Nebengründen. Auch hier ein Surrogat statt einer Essenz.

Ich gestehe, da nicht folgen zu können. Die negativen Angaben einer Anzahl (nicht aller) von Auskunftspersonen sind für die angeführten Einzelfälle zweifellos zutreffend. Lassen sie die daran geknüpften Folgerungen in vollem Umfange zu, erschöpfen sie die ganze Tiefe des in Rede stehenden Problems, und ist Geisteskultur und selbstschöpferische, geistige Arbeit von keinem anderen Punkte aus zu rechtfertigen und die ihr innewohnende Gefahr zu mindern oder zu beseitigen, dann müssen wir logischerweise aus unserem Zukunftsbilde die intellektuelle Frau ausschalten.

Fangen wir mit dem Anfang an. Das Weib ein Reservoir unverbrauchter, aber auch ungepflegter Körper- und Geisteskraft. Man könnte mit diesem mütterlichen Erbe wohl zufrieden sein, wenn die Mutter nur die Gebärerin und nicht zugleich die Pflegerin und Erzieherin des Kindes wäre, die weit — weit über die Geburt hinaus ihm ihre besten Körper- und Seelenkräfte zu eigen geben, es an Leib und Seele formen und bilden und es so lange stützen und stärken soll, bis es stark genug ist, der Stütze entraten zu können. Statt vieler Worte, um den ganzen Umkreis, die ganze Verantwortung dieser Aufgabe zu kennzeichnen, nur eine Frage: Wie viel Mütter haben wir denn, die der rein physiologischen Pflegeaufgabe in einwandfreier und alleweg zweckdienlicher Art zu genügen, wie viele, die in Wirklichkeit zu erziehen vermögen? Die einen sind die willenlosen Sklaven, die anderen die grausamen Tyrannen ihrer Kinder, von dem eigentlichen Wesen erziehlicher Beeinflussung haben die wenigsten eine Ahnung. Sie wissen nicht, daß einen Menschen pflegen nicht heißt, seine wechselnden Launen und Forderungen befriedigen, ihn erziehen, nicht, in einem fort, ohne Sinn und Verstand, an ihm herumkommandieren. Die Aufgabe der Erziehung ist, unter sorglicher Prüfung der vorhandenen Kräfte und Anlagen, das Kind zu einem schönen Gleichmaß des Wollens und Könnens heranzubilden, es immer kräftiger, immer widerstandsfähiger zu machen. Und in psychischer Beziehung heißt erziehen: mit unendlicher Liebe,

Digitized by Google

unendlicher Sorgfalt und einem unerschöpflichen Fonds des auf Wissen und folgerichtiges Erkennen gegründeten Verständnisses den psychischen und geistigen Anlagen zu Hilfe kommen, hier fördernd, dort hemmend, aber immer unmerkbar und mit dem Herzenstakt des Wissenden, Verstehenden, Liebenden.

Noch eines: Nichts in der Welt und erst recht nichts in der Erziehung, wie überhaupt im Leben des Kindes ist klein und unbedeutend. Alles ist eine Kette, deren einzelne Glieder ineinander passen müssen, soll nicht das Ebenmaß des Ganzen wie seine Haltbarkeit gefährdet werden. Wehe dem Erzieher, der irgend etwas für unwesentlich ansieht, oder der sich nur auf die großen Erziehungsaktionen mit viel Pathos und Moralpauken hinausspielt. So eine große Sache kommt ja ab und an wohl mal vor und kann, wenn sie sich nicht häufig wiederholt, zu einem Höhepunkt des Erziehungswerkes werden, der, große Erregungen mit sich führend, große Wirkungen auslöst. In der Hauptsache aber sollte der Erzieher stets dessen eingedenk bleiben, daß gar keine Erziehung die beste ist. Nicht gezogen sollen die Kinder werden, sondern sie sollen wachsen. Aus der selbsterworbenen Erkenntnis der Ursächlichkeit und Bedingtheit alles Geschehens soll dem Kinde Belehrung kommen. Wir können nur das Walten dieser ursächlichen Verknüpfung unmerklich unterstreichen und dem Kinde deutlich machen. Ein Beispiel geben und sehen lehren, das ist der Erziehungsweisheit letzter Schluß.

Ist aber diese Erkenntnis den Erziehern eigen oder erreichbar, die selbst nicht erzogen sind? Und ist es darum nicht unerläßlich, daß die erzogen seien, denen man die grundlegende, d. i. also lebenentscheidende Erziehung der Kinder anvertraut? Brauchen wir nicht erzogene Mütter? Und wäre, wenn es keinen anderen Grund gäbe, dieser eine nicht ausreichend, den Anspruch der Frauen auf die höchste und erlesenste Kultur des Geistes und Herzens zu rechtfertigen und zu sichern?

Gedenken wir nun auch noch mit einem Worte der Überheblichkeit, mit der so oft heranwachsende Söhne auf die geistig arme und ungebildete Mutter herabsehen, und fragen wir ferner, wer seinem Manne, seinen Kindern, seinem Heim mehr zu geben hat: das mühselig sich abquälende Haustierchen, das sich ewig hetzt und niemals fertig wird, das den von der Arbeit heimkehrenden Mann mit dem kleinlichen Jammer hauswirtschaftlicher Nöte plagt und nie Zeit hat, auf das Innenleben der Kinder einzugehen, — oder die geistig hochstehende Genossin, der gute Kamerad des

Digitized by Google

Mannes, deren Verständnis bei ihm und seiner Arbeit ist, die Hausfrau, die ihre Obliegenheiten mit der Ruhe, Sicherheit und Raschheit des denkenden Menschen erledigt, die herzenswarme, gemütstiefe Mutter, die ihren Kindern auf alle Höhen und in alle Tiefen des erwachenden und wachsenden Geistes- und Empfindungslebens zu folgen vermag und ihr Heim zu einer Stätte anregender und gemütvoller Behaglichkeit macht?

Die Antwort wird hier wohl niemandem schwer fallen. Aber sie erschöpft nur eine Seite des Problems. Da bleiben die Frauen, von denen man annimmt, daß eine ausgebreitete geistige Berufsarbeit ihren hausmütterlich-wirtschaftlichen Pflichtenkreis beeinträchtige, und jene, von denen man vermutet, daß sie auf die Ehe überhaupt, zumindest aber auf eheliche Fruchtbarkeit um ihrer geistigen Mission willen verzichten.

Bezüglich der ersteren können wir uns kurz fassen. Das ist eine Frage, die sich nur von Fall zu Fall entscheiden läßt und mit der die einzelnen sich abzufinden haben werden. Von der körperlichen Verfassung, von der Spannkraft der Nerven, von der größeren oder geringeren Leichtigkeit des geistigen Schaffens und Hervorbringens wird jeweils die Leistungsfähigkeit wie auch die Vereinbarkeit von Mutterschaft und geistiger Arbeit abhängig sein. Unbedingt gilt das jedenfalls für die Arbeit des Gelehrten und des schaffenden Künstlers. Eine Einschränkung erfährt es für die darstellenden Künste, den Beruf der Ärztin, Lehrerin, wie überhaupt für jeden Beruf, der den Ausübenden die Einhaltung genauer Zeitmaße aufzwingt und ihnen nicht gestattet, ihre Arbeitszeit beliebig zu wählen. Soweit aber die hier möglichen und vorauszusehenden Störungen die Mutter allein angehen (bei schweren Krankheitsfällen, wichtigen Veränderungen usw. sind beide Eltern gleichmäßig interessiert), werden sie durchgängig nicht mehr als zehn Lebensjahre umfassen und außerdem, wie wir später sehen werden, durch entsprechende Vorkehrungen der nicht organisch mit der Mutterschaft verknüpften Hemmungen zu entkleiden sein. Ganz gewiß aber können diese nur für einen Teil der Frauenwelt zuständigen Erwägungen nicht zu der Behauptung berechtigen, daß Mutterschaft und geistige Arbeit im allgemeinen unvereinbar seien.

Auch die zweite Vermutung ist unzutreffend und durch vielfache Erfahrung widerlegt. Weit eher werden die weiblichen Drohnen, die genußsüchtigen Anbeterinnen ihres eigenen lieben

Digitized by Google

Ich auf eine die Pflichtzahl übersteigende oder auf Nachkommenschaft überhaupt verzichten, als das geistig reiche Weib, dem die Ehe mit einem gleichgestimmten Manne die höchste Lebenserfüllung, die Erziehung lebensvoller, blühender Kinder die beste Bürgschaft für die Verwirklichung seiner Ewigkeitssehnsucht ist. So lange man von Goethe spricht, wird Frau Aja unvergessen sein! Aber durch seine Taten fortleben zu wollen? Wer dürfte so kühn sein, seine Taten auf einem von Anlagen und Leistung aller Art so reich gedüngten Kulturboden als in die fernste Ferne fortwirkend zu empfinden? Müssen wir alle uns nicht sagen, daß unser Kultureinsatz, groß wie er uns oder anderen erscheine, im besten Falle nichts ist als ein flüchtiges Samenkorn, dessen Gedeihen von Wind und Wetter tausendfacher Zufälligkeiten abhängig ist? Und müssen wir uns auf der anderen Seite nicht sagen, daß unsere beste Möglichkeit, bleibende Kulturwerte zu schaffen, darin besteht, tüchtige Kinder heranzubilden, fortwirkende lebendige Ausstrahlungen unseres Seins? Sie sind zugleich der Hafen der Liebe, in dem wir vor Anker gehen, wenn wir müde von unseren vergeblichen Hoffnungen und Träumen, müde der Fata morgana, die man Leben nennt, uns zur Ruhe betten möchten.

Wer da glaubt, daß die Geistesarbeiterin das nicht ebenso, daß sie es nicht noch viel eindringlicher und zwingender empfinde, als das gedankenlose Weibchen oder das gute Haustierchen, der beweist damit nur, daß er das schaffende Weib nicht kennt, oder daß er mißleitet ist von den Aussprüchen und Offenbarungen jener weiblichen Wissensfatzken und Pseudoemanzipierten, die Unempfinder auf allen Lebensgebieten sind und sich und ihre Afterweisheit so komisch wichtig nehmen.

Die an Herz und Geist gleichgebildete Frau wird, so hoch sie auch Wissen und Können einschätzt und gleichviel, ob sie selbst eine Schaffende oder nur eine Empfangende ist, niemals freiwillig auf das höchste, reichste und zukunftssicherste Glück im Leben des Weibes, auf die Mutterschaft, verzichten. Es steht vielmehr zu hoffen, daß sie sie in einem ganz anderen, höheren Sinne wollen wird, als dies heute durchgängig der Fall ist, daß sie danach trachten wird, die Ehe im vollen Gefühl der Verantwortung für das noch ungeborene Geschlecht zu schließen, darum bei der Wahl des Gatten von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend.

Jenen anderen Frauen aber, denen das Geschick diese Erfüllung versagte, sowie den wenigen, die nichts Mütterliches in

Digitized by Google

sich empfinden und darum Ehe und Mutterschaft ablehnen, und endlich jenen, die neben der Mütterlichkeit und Mutterschaft noch Kraft, Mut und Können genug besitzen, in der Arena des Geistes mitzukämpfen, wird eine freiere und schönere Zukunft weder den uneingeschränkten Wettbewerb mit dem Manne, noch auch da, wo sie verdient ist, die Siegespalme versagen. Von vornherein wird es nicht heißen: hie Mann! hie Weib! sondern: hie Mensch! und es wird vom Wollen und Können jedes einzelnen abhängen, welche Lebenspfade er wandeln will.

Nun bleibt noch eines zu besprechen: die Befürchtung, daß mit fortschreitender Geisteskultur des Weibes ein Überwiegen intellektueller Einflüsse bei der Nachkommenschaft, ein Hervortreten geistiger Potenzen auf Kosten der körperlichen Tüchtigkeit oder gar, infolge der Verdoppelung des intellektuellen Erbes, eine geistige Entartung erfolgen könne. Dem ist zu entgegnen, daß das beste Schutzmittel gegen die Übertreibung der nervösen Anspannung bezw. der beste Ausgleich in den gegen früher unendlich gesteigerten Leibesübungen zu finden ist, in der Wertschätzung, die man neuerdings in den Schulen und in allen Bevölkerungskreisen sportlichen Übungen mannigfachster Art zuteil werden läßt. Der Sport, die Wanderungen bilden ein heilsames Gegengewicht gegenüber der übergroßen Inanspruchnahme und Ausbildung der reinen Hirntätigkeit. Die Geistesarbeiter, Männer und Frauen, mindestens soweit sie vernünftig sind und der Kampf ums Dasein es gestattet, tragen Sorge, daß sich der intensiven Geistesarbeit die körperliche Übung geselle. Die Lebensumstände sind freilich häufig derart, daß ein solch wohltuender Wechsel von geistiger und körperlicher Betätigung nicht oder nicht in genügendem Umfang eintreten kann. Tausende fallen dem Moloch der Not auf dem Felde der Geistes- wie der körperlichen Arbeit zum Opfer. Aber so wie wir nicht blind sind gegen die Ursachen dieser verhängnisvollen Verkettung, sind wir auch ständig bemüht, ihr durch vorbeugende und bessernde Maßnahmen mannigfachster Art zu begegnen, deren wichtigste, von uns noch zu besprechende, auf dem Gebiet der Ordnung und Regelung der beruflichen Arbeitsbedingungen zu finden sind. Wir, die wir die Richtlinien der Zukunft umgrenzen wollen, dürfen also in diesem Zusammenhang die unvermeidbaren Begleiterscheinungen des Heute minder belastend empfinden. Die Hauptsache ist, daß wir uns über ihre Ursachen und über ihre Bedingtheit Klarheit verschaffen. Damit ist uns die Möglichkeit, Abhilfemittel zu finden, erleichtert, und wir dürfen zu dieser Aufgabe die Erkennt-

Digitized by Google

nis mit hinübernehmen, daß nicht die fortschreitende Geisteskultur der Frauen es ist, die hier das Kulturganze bedroht, sondern Umstände, an denen die Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes teilhaben und denen nur durch eine zweckentsprechende Änderung der allgemeinen Lebensbedingungen ihr Stachel genommen werden kann.

[Fortsetzung.]

Im Heidekraut.

Von Paul Schulze-Berghof.

Das Abfahrtssignal der Lokomotive schrillte mit kurzem, gellendem Pfiff durch den Nebel, der noch unentschlossen zwischen Himmel und Erde schwankte. Dann kam aus der schwarzen, eisernen Kehle noch ein paarmal ein gepreßtes Stöhnen, und weiter hastete der Zug.

Die Haltestelle des kleinen Heidedorfes lag wieder still wie ein Wärterhäuschen am Tore zum Schloßgarten der Einsamkeit. Der diensttuende Alte, der in seiner Person das Amt eines Stationsvorstehers, Telegraphisten, Billeteurs, Weichenstellers, Laternenputzers und noch einige andere Nebenämter vereinigte und jetzt die Schranken öffnete, betrachtete neugierig den Fremden, der allein dem Zuge entstiegen war und nun mit etwas nachlässigem Gange und nicht besonders eiligem Schritte über den Schienenweg kam. Eine gewisse Müdigkeit und Schlaffheit, nicht physischer, sondern mehr seelischer Art, lag in der Haltung dieser hochgewachsenen, kräftigen Männergestalt. Hätte ein Maler den Morgen mit seinen feuchtschweren Nebelwolken, unter denen Halm und Blatt, Strauch und Baum sich tiefer zur Erde neigten, im Bilde festgehalten, so konnte er keine bessere Staffage finden, als diesen trübseligen Fremdling, der mit leicht vorgebeugtem Oberkörper und sinnend gesenktem Haupte dahinschritt. Er wandte sich der Chaussee zu, die sich als scharfe Grenzlinie zwischen dem altersgrauen Geestland und der jungen, dunklen Marscherde hinzog. Zu beiden Seiten lagen die Gehöfte und dahinter zur Linken des Dahinschreitenden die unfruchtbaren Heidehügel, zur Rechten die Felder und Wiesen der Niederung. Das näher kommende Geraffel eines Wagens weckte ihn aus seiner Selbstvergessenheit. Mit einer Art Trotz warf er das Haupt in den Nacken, und ein edler Stolz, der ihn hinderte, seine Blöße und seine Sorgen vor der Welt zur Schau zu tragen, gab der Körperhaltung wieder Festigkeit und Entschlossenheit. Und wie sein Auge nun über die Gegend schweifte, da zuckte es bitter um den Mund; denn was hier vor ihm lag, war nur ein ein Gleichnis von seinem Selbst: halb Wüste und halb Fruchtgarten.

Digitized by Google

Dem ersten grellen Blitze gleich schoß dieser Gedanke durch den Kopf, und nun wetterleuchtete es ohn' Ende. Ein Gedanke jagte den anderen, um schon auf halbem Wege von einem neuen durchkreuzt zu werden, und so ging es fort und steigerte sich zum grandiosen Gedankenspiel. Die fieberhafte Tätigkeit des Gehirns übertrug sich auf den Körper. Eiliger wurden die Schritte; mit krampfhafter Energie umklammerte die Hand den Eichenstock und ließ ihn mehrmals durch die Luft sausen. Hinter dem letzten Gehöfte des Dorfes zweigte sich ein Weg in die Heide ab, in das gelobte Land der großen Einsamkeit. Ihm folgte der Fremde wie einem wohlbekannten Pfade.

Zwischen den grauen Hügeln schlängelte sich der Pfad endlos und immerfort aufwärts führend dahin. Anfangs versanken die Füße des Wandernden fast bis zu den Knöcheln im taufeuchten Sande. Dann verengte sich der Weg zu einem schmalen Fußpfade, der trockener und fester wurde, aber vielfach infolge der Spätsommerdürre geborsten und zerrissen und von den Regenbächen an vielen Stellen ausgehöhlt und unterspült war. Hier sperrte ein Ginsterstrauch, dort eine Birke oder verkrüppelte Eiche den Weg. Der Fremde achtete auf nichts und verfolgte mit mechanischer Sicherheit den Pfad. Er mochte fast eine halbe Stunde so dahingestürmt sein, als er einen Augenblick stillstand, die Schweißtropfen von der Stirn trocknete, sich umschaute und murmelte: „Ja, ja, das ist der Weg für mich, der Weg verfluchter grauer Sorge. Bald rechts, bald links, bald auf, bald ab — und nichts als hungrige Öde! Doch wer heißt mich denn hier gehen? Wer? Wenn ich nicht will!" — Er wandte sich finster zur Seite und lief den Abhang des Hügels hinauf, als gälte es, eine Bastion zu nehmen. Er erreichte erschöpft den Gipfel und sank in das nasse Heidekraut, stieß den Stock vor sich in die Erde, umklammerte ihn mit seinen Händen und ließ den Kopf darauf sinken.

Über Günther — nennen wir ihn so — drang siegreich die Sonne durch die Nebel, die sich zu großen, weißen Haufen zusammenballten und höher stiegen, um später von dem Himmelsblau aufgesogen zu werden. Plötzlich hob der Flüchtling den Kopf, sprang dann auf und schaute sich um. Ein wundersames Leuchten verklärte sein Auge, als es wie mit einem Zauberschlage alle die Herrlichkeiten in sich aufnahm. Endlos dehnten sich vor ihm die braunen Hügelketten mit dem struppigen Heidekraut, auf dem jetzt der violettrote Blütenschimmer ruhte, wie verschämte Röte auf Mädchenwangen. Seitwärts am Abhange des Geestrückens reckte ein Kiefernwald seine dunklen Baumwipfel empor, und aus ihm tauchten wie hellere Eilande die Wipfel kleinerer Laubbestände hervor. Über den Wäldern schwebte noch der feine, weiche Ton des Nebelgraues, während der Himmel auf das Aschenbrödel der Natur mit hellem, leuchtendem Auge sah.

Und wie Günther nun so dastand, in Betrachtung versunken, da schien sein ganzes inneres Wesen aus tiefster Brust Atem zu holen. Nicht die weichen Farbennuancen, nicht der Reiz der Linien in diesem Bilde kamen ihm zum Bewußtsein, sondern er sah nur eine einzige, alleine Natur wunderbar in ihrer Harmonie, groß und erhaben in ihrer Ruhe und Stille. Wie zwei Freunde, wenn sie in stiller Mitternacht beieinander sitzen und ihre geheimsten, reinsten und heiligsten Gedanken austauschen, so daß sich Seele in Seele versenkt und glücklicher und reicher die eine aus der anderen

Digitized by Google

wieder emporsteigt, sich wohl schließlich in die Arme sinken oder fest die Hände fassen, um für das Unaussprechliche einen Ausdruck zu finden, so hätte er sich hier an die Brust der Natur werfen mögen, und all sein Entzücken, seine Andacht löste sich auf in ein paar große Tränen, die zu ihren Himmelsschwestern im dürren Kraute fielen.

Noch immer lagerten und schwebten über der Niederung die Wolken gleich einem großen Zeltdach, in dem sich der Wind fängt, und das hier und da schon von ihm zerfetzt ist. Durch die zerrissene graue Decke strömte dann das Sonnenlicht und verzauberte den grünen Wiesenplan, eine Baumgruppe oder einen Bauernhof mit den angrenzenden Feldern durch seine Lichteffekte. Des einsamen Grüblers Aufmerksamkeit wurde dadurch wieder geweckt. Er schaute hin und durchforschte das Grau. Dort hinten, nahe am Horizont, lagerte tief unten der Nebel noch am dichtesten und schwersten. Da hatte der mächtige Strom seine Straße, und da mußte ja auch die Stadt liegen. Und richtig, höher hinauf am Himmel blitzte es auf; eine Turmspitze ragte hinein in die reinere Luft, und ihr Kreuz funkelte im Sonnenschein. — „Goldenes Kreuz — vergoldetes Kreuz," sagte er mit Nachdruck und scharfer Betonung, „vergoldetes, gleißendes Kreuz, du bist das wahre Symbol für die arme Herde unter dir! — Weg, weg!" — Damit wandte er sich nnd ging den Abhang hinunter immer tiefer in die Heide hinein.

Sein Gang war jetzt ruhiger und fester geworden; er stürmte nicht mehr ohne Augen und Ohr für seine Umgebung dahin, benutzte den Stock wirklich als Stütze und ließ ihn nicht mehr erregt durch die Luft sausen. Kein Laut eines Menschen und menschlicher Tätigkeit drang hierher, keine Hütte, kein Ackerfeld erinnerte ihn hier an die menschliche Gesellschaft und menschliche Kultur, nichts als braune Heidehügel zur Rechten und zur Linken, zwischen denen sich der kaum sichtbare, vom Heidekraut überwucherte Pfad hinzog. Keine Vogelstimme ließ sich hören, vergebens durchsuchte das Ange den Himmel, kein Flügel, der die Luft durchschnitt, keine Wolke, die den weiten Raum belebte. Hier wohnte die Vergessenheit, das waren ihre Gefilde. Ihr Hauch, der die Menschen immer so schmerzlich berührt, so traurig und verzagt macht, vor dem sie wie furchtsame Kinder fliehen, tat ihm wohl. Vergessen wollte er, still sollte es in ihm werden, still werden und dann —

Er blieb stehen und betrachtete den Hügel, der vor ihm lag. Das Heidekraut war bis auf die Wurzel abgesengt, kohlschwarze Asche bedeckte den Abhang von oben bis unten, nur an einzelnen Stellen, wo selbst die anspruchslose Erika und die trockene, graue Renntierflechte nicht leben konnten, hatte sich der Wüstensand mit der Asche zu einem schwarzgrauen Staub vermengt. Begann hier nicht schon das Nachbarreich des großen Patenkindes der Vergessenheit, führte der Pfad nicht hinein in das Land des Todes?

Wieder ging er weiter, als wolle er sich davon überzeugen, ob sich der schwarze Berg nicht vor ihm auftue. — Der Pfad wandte sich um den Berg herum, führte auf die Höhe und mündete in einen Fahrweg ein. Günther hatte noch nicht die Höhe erreicht, als ein überraschender Klang sein Ohr traf und ihn still stehen hieß und lauschen. War das nicht das Plätschern eines Wässerleins? Er eilte die paar Schritte hinauf und blickte auf ein entzückendes Idyll. Nicht hundert Schritte entfernt stürzte sich keck

Digitized by Google

wie ein kleines Gebirgsbächlein das Wasser rauschend den Abhang hinab, und weiter unterhalb breitete sich ein liebliches Tal aus; grüne Wiesen mit weidenden Rindern zogen sich bis zu den grauen Strohdächern des kleinen Heidedorfes, das fast ganz im Laub der Bäume verschwand. Selbst ein weniger empfängliches Gemüt hätte vor diesem lieblichen Bilde still gestanden und einen Ausdruck des Entzückens nicht unterdrücken können.

Unser Freund betrachtete lange, folgte dann aber nicht dem Wege zum Dorfe, sondern wandte sich nach der entgegengesetzten Richtung. Ein Zug des Unmuts zeigte sich wieder im Gesicht. Einen Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, das Dorf zu durchschreiten, aber schon im nächsten lehnte sich seine Gemütsstimmung dagegen auf. Warum sollte er sich wieder um den reinen Genuß bringen? Was würde er schließlich da finden? Vielleicht einen tobenden, fluchenden Bauer, ein paar zankende Weiber, oder von Entbehrung und von dem harten Kampf um das karge Brot entstellte Menschengestalten. Nein, lieber aus der Ferne sich durch den schönen Schein erfreuen lassen und dann weiter, weiter.

Er folgte eine Strecke dem Fahrwege, bemerkte einen Fußpfad, der links abbog, und schlug diesen ein. Und immer vorwärts ging's mit rüstigem Schritt, als hätte er ein Ziel vor sich und als wäre ihm jede Straße, jeder Pfad hier bekannt und vertraut. Und doch war ihm alles fremd; er wußte nicht, wo er war, wußte nicht, wohin er wollte, wohin er kommen würde. Die Sonne war nicht mehr weit von ihrer Mittagsstellung, sie meinte es gut mit ihren Strahlen, und obschon er längst seinen Überzieher ausgezogen hatte, perlte dem Heidewanderer der Schweiß auf der Stirn. Er trocknete sich die Stirn ab, schaute sich um und wurde sich jetzt erst der Situation bewußt. Die Zunge war trocken, und der Magen knurrte. Wenn ihm doch nur ein Bächlein über den Weg laufen wollte, damit er die Zunge etwas befeuchten könnte, dann würde er ihm folgen und schon zu Menschen kommen. Er wanderte bergauf, bergab, keine Kirchturmspitze zeigte sich; schon wieder war eine halbe Stunde vergangen, und je mehr der mahnende Quälgeist in seinem Körper ihm zusetzte, desto öfter griff er nach der Westentasche und zog die Uhr hervor.

Es war Mittag. Eine volle Stunde war er noch wieder marschiert. In der Luft zitterte und flimmerte der feine Mittagsglast, kaum strich ein Lüftchen über die Heide und störte das braune Kind in seiner Mittagsruh. Nur hin und wieder flog eine kleine Heideheuschrecke, die unsichtbar an dem Heidekraut gesessen hatte, schnarrend auf und zeigte ihre rosafarbenen Flügel. Wunderbar war der Mittagszauber der roten Steppe — aber: nur einen Schluck Wasser, ein Stück Schwarzbrot! knurrte der Magen.

Wieder stand unser sonderbarer Wanderer auf einem Hügelrücken, und vor ihm lag eine flache, breite Talmulde. Da, was war das da in der Mitte! Ein weißer Pfahl mit drei Armen. Sollte das ein Wegweiser sein? Mit großen Sprüngen lief der Suchende hinunter. Wahrhaftig, ein stummer, aber vortrefflicher Ratgeber hier mitten im Heidekraut. Keine Fahrstraße, kein Pfad ging von ihm aus; er deutete dem Wanderer nur die Richtung an, in der er zu gehen hatte, um die einzelnen Ortschaften zu erreichen. „1 Std." — „1 Std.", verkündeten zwei Arme außer dem Ortsnamen; die Inschrift des dritten war erbaulicher und verhieß nach einer halben Stunde das Ziel.

Digitized by Google

Unser Freund besann sich nicht lange und schlug die Richtung des dritten Armes ein. Als er den Kamm der nächsten Bodenwelle erreicht hatte, stieß er einen kleinen Freudenjauchzer aus. Das Terrain fiel schnell in kleinen Terrassen ab, unten glänzte der Spiegel eines ziemlich breiten Baches, ein Mühlrad klapperte, und nicht weit unterhalb der Mühle zeigten sich einige rote Ziegeldächer. Er schritt auf die Mühle zu, kam bald in einen Fahrweg, der nach den diesseits des Baches gelegenen Feldern führte, und erreichte die Brücke. Er blieb hier stehen, lehnte sich auf das Geländer, schaute in die spiegelklare Flut, durch die ein paar Forellen schossen, und sog begierig die feuchte Luft ein. Der Weg führte über den Hof des Müllers, wo Günther eine Magd antraf, die er nach einem Gasthaus fragte. Nach weiteren zehn Minuten hatte er es erreicht.

Unser Freund trat in die Gaststube, in der Viehhändler saßen und ein unangenehm lautes Gespräch führten. Er forderte sich einen Cognac und eine Selter und fragte nach der Küche. Der Wirt, ein hochgewachsener Niedersachse mit intelligenten Zügen, bedauerte, mit warmen Speisen nicht aufwarten zu können, und empfahl ein gutes Rührei und Schinken. Er mochte es seinem Gast wohl ansehen, daß dieser sich hier nicht recht behaglich in der Gesellschaft fühlen würde, und machte ihn deshalb auf den Garten aufmerksam, wo Lauben, Tische und Bänke seien. Der Angekommene ging erfreut auf den Vorschlag ein, ließ sich zunächst noch eine trockene Schnitte Schwarzbrot geben, damit die Zähne bis zur Ankunft der Hauptmahlzeit ein wenig Arbeit hätten und der Magen etwas beruhigt würde, und ging dann hinaus. Er wählte sich seinen Platz unter einem großen Apfelbaume, von dem aus er nicht nur den Garten übersehen konnte, sondern auch einen Blick auf die dahinter liegende Feldmark der Geest hatte, die wieder von einem prächtigen Laubwalde begrenzt wurde.

Nachdem Günther sein Essen mit dem besten Appetit verzehrt hatte, rollte er seinen Mantel zusammen, benutzte ihn als Ruhekissen für seinen Kopf und streckte sich der Länge nach auf die Bank. Er lag, die dampfende Zigarre im Munde, ungestört und ungeniert auf dem Rücken, sah zum Himmel empor, dessen duftiges Blau mit dem Grau der Äste, dem abgetönten Grün der Blätter, dem weichen Gelb und zarten Rot der Früchte sich zu einer wundervollen Harmonie fürs Auge vereinte. Das Gefühl der Behaglichkeit nahm von seinem Innern Besitz, in dem Unmut und Unrast gehaust hatten, und durch den Körper zitterte bald eine kleine Welle epikureischer Lust. Er, dessen Gedanken zuvor nicht Raum und Zeit kannten, wollte sein physisches Wohlbefinden steigern, den Augenblick genießen und halten. Günther bestellte sich bei dem Wirt, der in den Garten kam, um nach seinem Gast zu sehen, eine Flasche Rotwein. Und während er dann hier lag, seine Gläschen schlürfte, den Rauch in Ringen in die Luft stieß, kam ihm der Gedanke, heute hier zu bleiben. Im nächsten Augenblicke richtete er sich auf, ging dem Hause zu und fragte nach einer Karte der Umgegend. Der Wirt konnte damit dienen, und während beide noch zusammen sprachen, hielt vor der Tür des Gasthauses ein Kremser mit einer lachenden und scherzenden Gesellschaft an. Der Wirt entschuldigte sich, empfing die angekommenen Gäste, und unser Freund ging in den Garten zurück und vertiefte sich in die Karte.

Es währte nicht lange, so erschien die Gesellschaft im Garten. Vorauf

Digitized by Google

gingen vier junge Mädchen. Die Arme ineinandergeschlungen, plauderten sie eifrig und suchten nach einem zusagenden Platze; hinterher folgten drei Matronen. Die Mädchen hatten schon einen Platz gefunden, als auf einmal eine den Fremden gewahr wurde, sie tuschelte ein paar Worte, die übrigen Köpfe wandten sich, einer nach dem anderen, nach der Seite hin, und der erste Ansiedelungsplan wurde schnell wieder aufgegeben. Sie gingen an dem Tisch vorüber, an dem der Fremde saß, und er mußte lächeln, als er die kecken Blicke der Mädchen auffing. Die Mütter wollten anfangs an dem ersten Tische sitzen bleiben; als ihre Augen sie belehrt hatten, fügten sie sich den Wünschen ihrer Kinder, und beehrten den Fremden beim Vorübergehen mit einem leichten Neigen des Kopfes. Das junge Völkchen hatte natürlich nicht lange Ruhe an seinem Platze, und zwei von den Mädchen erhoben sich wieder, um die Väter zu holen. Die eine war eine hochgewachsene, kräftige, fast zu üppige Figur für ihr Alter. Sie konnte höchstens siebzehn Jahre sein und hatte die schwere blonde Flechte in einem Kranz um das Haupt gelegt, der dem sympathischen Gesicht einen ungemein anziehenden naiven Ausdruck verlieh. In ihrer ganzen Haltung unterschied sie sich vorteilhaft von ihren Freundinnen. Sie hatte nichts von der quecksilberhaften, auf Koketterie angelegten Beweglichkeit der anderen, sondern war ruhiger und natürlicher. Unser Freund betrachtete sie mit Wohlgefallen und erwiderte den Blick, den sie ihm aus ihren klaren, blaugrauen, von dunkeln Wimpern überschatteten Augen zuwarf.

Die Mädchen kamen bald zurück mit den Vätern, und wieder begegneten sich die Blicke der beiden, fester, wärmer und sprechender als vorhin. Günther hatte seine Karte zusammengefaltet und beschäftigte sich in Gedanken mit dem jungen Mädchen. Sein empfängliches Herz war warm geworden, und seine Phantasie spielte mit dem Mädchen so lebendig und harmlos, wie nur ein Kind mit seiner Puppe umgehen kann. Er hatte sein Glas wieder gefüllt, und während er es langsam erhob, murmelte er durch die Zähne: „Ein stilles Glas für dich, du holde Menschenblüte!“ Er sann und träumte weiter, zog ein dünnes Oktavheft aus der Brusttasche, griff nach dem Bleistift und begann zu schreiben.

Wunsch.

Die blonde Flechte,
Die du dir ums Haupt gelegt,
Ich wollt', sie würde
Von meinen Händen gepflegt!

In deinem Auge,
Von heimlicher Liebe erfüllt,
Wollt' ich, da würde
Einst all mein Sehnen gestillt!

Dein weiches Brüstchen,
In Seide und Tüll versteckt,
Ich wollt', es würde
Von meinen Locken bedeckt!

Die Zeilen waren fast in einem Zuge hingekritzelt. Nach der dritten Strophe stockte der Schreiber und sann einen Augenblick. Sollte noch mehr

Digitized by Google

folgen? Nein. Punkt. Er las das Geschriebene noch einmal, änderte noch ein paar Worte und klappte das Buch zu. Er wollte den Gedanken in einem zweiten Gedicht weiter spinnen; aber es ging nicht sogleich. „Na, dann nicht," murmelte er vor sich hin und nahm das Buch, um es fortzustecken, schlug es aber wieder auf und las nochmals das Gedicht. Plötzlich fuhr er mit ein paar kernigen Kreuz- und Querstrichen darüber hin und steckte das Buch beiseite.

Unverbesserlicher Schwärmer, schalt er sich selber, und sein Kopf begann gegen das Herz zu streiten. Der scharfe, feinfühlende Beobachter warf alle bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen in seine Wagschale, so daß die des phantasievollen Idealisten mit ihren optimistischen Träumen von Schönheit und Liebe, die eben noch so tief hing und von ihrem reichlichen Gut ihm ein Körnlein auf den Tisch warf, in die Höhe schnellte. — Wer war die, für die er sich eben noch erwärmte und begeisterte? Ein Zug der Geringschätzung ging von den Nasenflügeln um die Mundwinkel, und die Lippen murmelten den Refrain eines Liedes von Petöfi:

„Bist auch ein Mädchen, du mein holdes Kind,
Kein Fünkchen besser, als die andern sind."

Wer die beste Nase hat und euch den größten Brotkorb reichen kann, der ist des Herzens Erwählter. Wehe uns aber, wenn Spiel und Tändelei von Sturm und Wetterschlägen verdrängt werden, wenn ihr uns Wunden verbinden sollt, wenn ihr den Geschlagenen wieder aufrichten sollt, wenn ihr der Kurzweil und den kleinen Tagesfreuden entsagen müßt, wenn euere Freundinnen wärmer sitzen als ihr: dann — ja dann sind die Sonnenstrahlen der Liebe bald in den Augen erloschen, und in ihren Winkeln lauert der böse Blick der Unzufriedenheit und Anklage; das Feuer der Liebe wird zu einem lumpigen Zunder, der ein kümmerliches Leben von einem Sinnenkitzel bis zum anderen fristet. — Nein, nein, du Kleine, dieser heiße Kopf würde dir bald zu lästig werden an deinem Herzen. Und wenn ich das Küssen einmal vergäße, mir die Lippen zuckten und meine Zähne knirschten, weil ich an andere Dinge dächte, wie bald, wie bald würdest du dich enttäuscht von mir wenden. Nein, nein, dich treibt das Blut allein, und das kann mir nicht folgen, und sein Zauber ist nicht groß genug, mich in seinen Kreisen zurückzuhalten und zu fesseln. —

Nebenan wurde das Kaffeegeschirr aufgetragen. Das Klappern der Tassen und das verstärkte Stimmgewirr und Lachen schreckte den Grübler aus seinen Gedanken auf. Er wußte selbst nicht, wieweit er sich vergessen hatte, und der Gedanke war ihm unangenehm, von der Gesellschaft beobachtet worden zu sein. Er warf einen scheuen Blick hinüber und bemerkte, daß man von ihm sprach. Da trieb's ihn wieder fort von hier, und sein erster Plan wurde umgestoßen. Das Gasthaus war ihm zu belebt; wer weiß, ob nicht am Abend eine größere Gesellschaft oder irgend ein Verein sich einstellt und das Haus bis über die Mitternacht hinaus mit Tumult erfüllt. Und er wollte allein sein. Ein Herr aus der Gesellschaft kam auf ihn zugegangen, stellte sich vor und lud ihn ohne viele Komplimente ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen und eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken. „Sie sitzen hier so trübselig und verlassen," sagte der korpulente

Digitized by Google

Herr mit einem gutmütigen Lächeln, und „drüben ist alles im Überfluß, Kaffee, Kuchen, fröhliches Geplapper, Lebensluft und Übermut.“ —

Unser aufgeschreckter Träumer verneigte sich verbindlichst und dankte höflich aber entschieden, indem er seine Ablehnung damit motivierte, daß er schon zu lange verweilt hätte und sofort aufbrechen müßte, um sein Ziel heute noch zu erreichen. Der Mann war in seiner spießbürgerlichen Vertraulichkeit dummdreist genug, sich noch näher nach dem Endpunkt der Reise zu erkundigen, und brachte unseren Freund einen Augenblick in Verlegenheit. Er faßte sich jedoch schnell und nannte einen Ort der Zentralheide, den er schon aus früherer Zeit kannte, und dessen Namen er sich durch das Studium der Karte wieder ins Gedächtnis zurückgerufen hatte.

„Da haben Sie allerdings noch einen tüchtigen Marsch vor sich,“ entgegnete der neugierige Frager und setzte gleichsam zur Entschuldigung seiner Aufdringlichkeit hinzu, „ich dachte, daß wir vielleicht den gleichen Weg vor uns hätten; Platz war noch vorhanden auf unserem Wagen.“ Unser Flüchtling dankte nochmals für die liebenswürdige Aufmerksamkeit und ließ sich den Damen empfehlen. Damit trennte man sich.

Günther nahm den Mantel über den Arm, Hut und Stock in die Hand, verabschiedete sich durch einen stummen Gruß von der Gesellschaft und schritt dem Hause zu. Er beglich seine Rechnung bei dem Wirt, der ihn bis vor die Tür begleitete und zum Überfluß sich auch noch nach der Marschroute erkundigte. Er erhielt dieselbe Antwort wie der Frager im Garten und brachte unseren Freund auf den richtigen Weg, da dieser gerade die entgegengesetzte Richtung einschlagen wollte und sich wieder der Seite des Dorfes zuwandte, von der er hereingekommen war. So war Günther ohne seinen Willen auf einen bestimmten Weg gedrängt worden, und da ja schon jeder feste Gedanke, mag er uns auch von anderer Seite aufgedrängt sein, für die von der Unentschlossenheit beengte und gequälte Brust eine Erleichterung ist, so machte er ihn zu einem festen Entschluß und wanderte frisch darauf los.

Hinter der Schmiede des Dorfes führte der Weg über den Bach in die Heide. Ein junges Weib kam ihm entgegen. Sie schob eine Karre, die mit Heidekraut beladen war; obenauf saß ein vollwangiger Junge von zwei Jahren, ein älterer von etwa acht Jahren hatte sich davor gespannt und zog das einräderige Fuhrwerk. Die Mutter lachte ihrem Jüngsten zu, der auf seinem Sitze oftmals bedenklich schwankte, wenn die Karre auf dem unebenen Wege einen tüchtigen Stoß bekam, und ermahnte ihn, sich festzuhalten. Der Fremde bot ihr seinen Gruß, blieb stehen und schaute ihr nach. Das Bild regte ihn zum Nachdenken an.

War dieses Weib nicht ein lebendiger Ausdruck der Tugenden, die er ihren Schwestern vorhin abgesprochen hatte? Trug dieser Körper nicht allzu sichtbar die Spuren der Entsagung und Entbehrung an sich? War dieses Leben durch die allzuharte Arbeit nicht schon in seiner Blüte wurmstichig geworden? Und was sprach aus diesem Gesicht? War es nicht stille Zufriedenheit, brach aus den Augen nicht der Strahl der Liebe und Hingebung; lächelte nicht der Mund, während die Brust unter der reichlichen Last keuchte? — Er schämte sich seines verächtlichen Urteils von vorhin und tat um dieses Weibes willen Abbitte bei ihrem Geschlecht. — Vielleicht habe ich auch dir unrecht getan, du Kleine, und es wohnt viel-

Digitized by Google

leicht mehr stille Größe in dir, als ich denken und glauben kann, murmelte er vor sich hin. — Ja — glauben kann. O! könnt' ich's noch, könnt' ich den Glauben wiedergewinnen! Es mögen noch genug Herzen da sein, die schlagen wie das deine, armes Weib, auch draußen in der Welt, die die meine ist. — Aber für mich schlägt keins! — Wie dürft' ich von solchem Glücke träumen! Mich hat die Natur verdammt, zu rufen und nie gehört zu werden, die Sehnsucht in meiner Brust zu hegen, die nie gestillt wird, damit ich so für meine Träume büße stündlich, täglich, mein Leben lang.

Günther stand noch auf der Stelle, wo er Halt gemacht hatte. Sein Gesicht änderte die Farbe bei den letzten Worten und verriet, wie das Herz in Aufregung und sein Blut in Wallung gekommen war. Die Frau stellte ihre Karre nieder, und er wandte sich und ging weiter. Sein Gemüt war wieder in einer ähnlichen Verfassung wie am Morgen. Er war ganz mit sich selbst beschäftigt, und all sein Sinnen und Denken hatte sich nach Innen gekehrt. Die kümmerlichen Birken, die hin und wieder am Wege standen, waren in tiefen Mittagsschlaf versunken und ließen ihre Zweige noch schlaffer als sonst zur Erde hängen. Still war's, die Natur schien zu feiern, kein Lebenslaut ringsum, und wo sich in einer Heuschrecke noch die Lebenslust regte, dämpfte sie ihre Stimme. Plateauartig breitete sich die Heide hier aus; silbergrau lag die Luft darüber und verkleinerte den Horizont, wo allein noch der Erdboden in seinen Linien Bewegungen verriet. Alles war in sich versunken wie der Wanderer, den die Schwüle nicht zu belästigen und der die Einförmigkeit nicht zu empfinden schien.

Günther schritt an dem Rand eines kleinen Wäldchens entlang; hinter diesem senkte sich das Terrain plötzlich; ein Quertal durchschnitt hier das Plateau und bildete rechts vom Wege eine malerische, stimmungsvolle Talmulde. Hier sickerte und sprudelte das Wasser an verschiedenen Stellen aus der Erde hervor und sammelte sich in drei kleinen Becken, die von Menschenhänden terrassenartig angelegt waren; denn der Heidebewohner weiß das Wasser zu schätzen und auszunutzen. An den Abhängen standen einzeln und in Gruppen Wacholderbäume, riesige Ginsterſträuche, Birken und Kiefern. Das Wasser rieselte, der kühle Schatten winkte stumm, und unser Freund bog ab und machte hier Halt. Er streckte sich aus auf dem schmalen Rasenufer und schaute in den klaren Wasserspiegel. Keine Flosse regte sich drin, kein silberner Schuppenpanzer eines Karpfen leuchtete in der Tiefe; still und verlassen war auch dies Element, und wieder war es nur sein eigenes Bild, das ihm der Spiegel vorhielt, das er unten fand, ohne es zu suchen. Wie oft hatte er als Knabe am Ufer des heimatlichen Sees so gelegen und hineingeschaut in das Wasser und sich mit seiner Phantasie eine wunderbare Welt dort unten erträumt und erbaut. Und wie glücklich war er gewesen! Da überkam ihm die Luft, wieder wie einst mit den Händen und Füßen im Wasser zu plätschern. Mit ein paar kurzen Griffen hatte er sich der Schuhe entledigt und zog die Strümpfe aus. Er bog sich über den niederen Rand des Ufers und tauchte seine Hand ein. Das frische Quellwasser war ziemlich kühl, und das Verlangen, die Füße zu baden, erstarb wieder in ihm. — Ach ja, es war alles anders geworden. Die Jugend ließ sich durch keine Spielerei wieder zurückrufen. Der fröhliche Mut und Übermut war dahin; Furcht und Bedenken hockten zwischen allen Falten des Herzens; das frische Spiel des Morgenwindes

Digitized by Google

hatte sich in drückende Mittagsschwüle verwandelt. — Das große Kind hatte nach einem Birkenzweig gegriffen, der nicht weit von ihm lag, brach die Sprößlinge ab und begann mit der Rute das Wasser zu peitschen, ein wütender Xerxes, dessen Heer von Gedanken das Leben nicht meistern und überwältigen konnte. Und warum nicht? — Der Fragende schlug ingrimmig auf das Wasser. Gedanken und Erinnerungen hüllten allmählich wie Altweibersommer sein Herz ein, und unter dem Gespinst der Träume versank es in Ruhe und Schlaf. Der Kopf kippte ein paarmal vornüber, der Oberkörper folgte dem Zuge und sank bald langsam ins Gras.

Vom Tal kam am Bachufer aufwärts eine Frauengestalt. Ihr leichter, elastischer Schritt, ihre hohe, edle Gestalt kontrastierten so scharf mit dem Typus der Landeskinder, daß sie mehr an eine ideale Gestalt unserer Künstler erinnerte. Wie die Dominante im Akkorde lebte das Blaugrün ihres Kleides in den sie umgebenden Farbentönen, es beherrschte sie und wirkte doch beruhigend. Ein großer Florentiner überschattete das Gesicht. Ihr Auge hatte den im Gras Ruhenden erblickt. Sie blieb einen Augenblick verwundert stehen, sah schärfer hin und setzte dann kurz entschlossen ihren Weg fort. Je näher sie kam, und je deutlicher das Bild wurde, um so mehr wuchs ihr Erstaunen. Hier lag der Überzieher, dort der Hut, und an einer dritten Stelle standen die Schuhe, auf denen die Strümpfe hingen. Der Mann lag längs des Ufers hart am Rande mit schlaffen Gliedern. Jetzt war sie dicht vor ihm. Nicht drei Schritte entfernt, führte der Fußpfad vorüber. Sie wollte ein wenig links abbiegen und still vorüberhuschen. Da regte sich der Fremde und wälzte sich auf die andere Seite. Fast wäre ihr ein Laut des Schreckens entschlüpft, denn einen Augenblick sah es aus, als wolle der schwere Körper das Ufer hinabkollern. Sie blieb stehen. Was sollte sie beginnen? Sollte sie den Schläfer wecken und aus seiner gefährlichen Lage befreien? Sie konnte mit sich selbst nicht sogleich einig werden, und der Blick auf die durchgeistigten Züge des gerade nicht klassisch schönen, aber interessanten, charaktervollen Männerantlitzes machte sie noch unsicherer. — Der Mann bewegte sich wieder, richtete den Oberkörper etwas auf, indem er sich auf den rechten Unterarm stützte, wandte das Gesicht nach oben, schlug die Augen auf und sah ihr in das Gesicht. Das Mädchen wurde dunkelrot, Verlegenheit und Scham hatten ihr das Blut in das Gesicht getrieben. Und was sollte sie sagen, was sollte der Mann denken? Der aber hatte noch immer die Augen starr auf sie gerichtet, und nun gewahrte sie, daß das Auge leer war, ohne Wahrnehmungsvermögen für seine nächste Umgebung. Der Blick schien in Verzückung an einem Bild in den Wolken zu hängen, und doch war es auch wieder der Ausdruck eines sinnenden Träumers, dessen Augen nach innen schauten. Da trübte sich der Ausdruck des Antlitzes, wurde schwermütig und traurig. Der Träumer sprach vor sich hin, und deutlich kamen die Worte heraus:

„— — Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar ist dein Herzeleid
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!“

Seine Hand griff nach der Herzgegend; ein Stöhnen gleich dem letzten Seufzer eines Sterbenden stieß er aus, und dann sank der Körper hin auf

Digitized by Google

die andere Seite nach vornüber. Der linke Arm lag unglücklich und machtlos darunter, und das Gesicht ruhte im Grase. Noch eine Wendung nach derselben Seite und der Schläfer plumpste ins Wasser. Ohne weiteres Besinnen packte das Mädchen ihn bei den Schultern und rüttelte ihn munter. Es dauerte ein Weilchen, bis er soweit zum Bewußtsein kam, daß er sich mit seinen Gliedern zurechtfand und aus seiner Lage nicht ohne Komik aufrichten konnte. „Verzeihen Sie", sagte das Mädchen, als der schläfrige, erstaunte Blick des Fremden auf sie fiel, „wenn ich Sie gestört habe, aber Sie befanden sich in so gefährlicher Lage, daß ich befürchtete, Sie könnten jeden Augenblick ins Wasser stürzen." — Er starrte immer noch verstört und fassungslos in ihr Gesicht, folgte dann mit den Augen ihrer Hand, die auf den nahen Uferrand deutete, und schaute sie wieder ratlos an. Die Situationskomik weckte ein Lächeln in ihrem Gesicht, das auch den Träumer auf die Beine brachte. Er verneigte sich und stammelte sein: „Danke, danke sehr!" ohne sich über den Zusammenhang des ganzen Vorgangs klar zu sein. Wieder kicherte der Schelm ganz heimlich in ihren Mundwinkeln, als der moderne Städter mit dem verstörten Gesicht, den wirren Haaren, ohne Stiefel und Socken ihr seine regelrechte Verbeugung machte. Hatte er ihr Lächeln bemerkt, oder war es das eigene Gefühl, was ihn an seine unbeschuhten Füße erinnerte? Sie bemerkte, daß er seinen Blick darauf warf und ihm das Fatale seiner Lage das Blut in die Wangen trieb. Mit ihren großen, seelenvollen Augen sah sie ihn noch einmal offen und ernst an, grüßte stumm und ging weiter.

Er stand und sah ihr nach. Erst als sie seinen Augen entschwunden war, besann er sich auf sich selbst. Sein erster Gedanke war, ihr nachzueilen. Er griff nach den Strümpfen und Stiefeln, zog sie an und setzte seinen Hut auf. Dann besann er sich wieder eines anderen. Es widerstrebte seinem Gefühl, wie ein Windspiel hinterher zu laufen. Und was hatte er sich denn auch zu entschuldigen! — Nein, es war so wohl richtiger. Er ließ sich also Zeit und überdachte noch einmal, wie das zugegangen war. Dann aber stand wieder das Mädchen vor ihm, das so gar nichts bäuerisches in seiner ganzen Haltung, seiner Sprache und seinem Auftreten hatte. Wer mochte das Mädchen gewesen sein? Woher kam sie und wohin wollte sie? Ihn ärgerte seine Zerfahrenheit und Unentschlossenheit, die allein daran schuld war, daß er hier noch hockte und seinen Weg nun solo verfolgen mußte, den er vielleicht in der angenehmsten Gesellschaft hätte zurücklegen können. Er verlor sich in bunten Phantasien und Kombinationen. Schließlich entschloß er sich, seinen Weg wieder aufzunehmen, den ja auch das Mädchen eingeschlagen hatte, soweit er es mit seinen Augen verfolgen konnte.

Als er aus der Talsenkung zur Höhe kam, sah er, daß der Weg auf einen mäßig hohen Kiefernwald zuführte. Zur Linken war die Heide aus ihrer mehr als tausendjährigen Ruhe aufgeschreckt; die kühne Neuzeit, der junge Prinz, war zu dem Dornröschen hindurchgedrungen und hatte es aus dem Schlummer geweckt, von dem Fluch des alten Meerweibes erlöst. Mächtige, stahlharte Pflugscharen hatten den Boden umgerissen. Millionen Pflanzen hatten dabei das Leben lassen müssen; sie lagen begraben unter den graubraunen, schweren Erdschollen, die der harte Winter mürbe machen sollte, damit ein neues Geschlecht sich hier ansiedeln könne. Weiterhin

Digitized by Google

schloß sich schon an den wüsten Sturzacker ein Stück Land, auf dem die kleinen grünen Pioniere der Kultur ihre harzbraunen Köpfe in die Höhe reckten. Manches Bäumchen hatte allerdings sein Leben lassen müssen, und manches andere trug noch schwer an dem Fluche, unter dem nicht bloß der Mensch, sondern alle Kreatur leidet, und nährte sich mit Kummer auf dem Boden. — Der Wanderer trat jetzt in den Schatten des Waldes, ein frischer Hauch umfing ihn, er atmete tief und nahm den Hut vom Kopfe. Welche Wandlung auf einmal um ihn und in ihm? — Wie anders waren die Reize, die auf einmal auf seine Sinne einstürmten! Wie still und stumm waren auch noch alle die großen Kiefern, die wohl in seinem Alter standen, und doch überwältigte ihn ihr Hauch. Das waren andere Töne, andere Farben, andere Linien, und sie versetzten sein ganzes Innere in eine neue Stimmung. Frischer, froher schritt er weiter, und seines Herzens Wünsche wären befriedigt gewesen, wenn er da vor sich seine unbekannte Retterin erblickt hätte.

Die war nun allerdings nicht mehr zu sehen; aber nach einem Viertelstündchen stand er vor einem großen Bauernhof, der hier mitten im Gehölz lag, umrauscht von einem kleinen Eichenhain, den des Menschen Hand bis auf den Hofraum vor die Türen und Fenster gelockt hatte. Ob sie hier wohl wohnt? — Er musterte die ganze Front der niederen Fenster. Kein Gesicht ließ sich sehen. Er ging weiter um den Giebel herum und besah sich das Haus von der anderen Seite. Auch hier alles leer und verlassen; das Gehöft lag wie ausgestorben. Nirgends war ein menschliches Wesen zu erblicken, selbst die Hunde schienen zu schlafen, denn keiner schlug an. Er sah sich noch einmal um, ob nicht ein Mensch irgendwo zum Vorschein kommen sollte, den er nach dem Weg befragen konnte. Umsonst, zum Überfluß bemerkte er statt dessen den Wegweiser, der ihm schon sagte, was er wissen wollte. Wer da sucht, der findet und nicht am schwersten die Gründe und Rechtfertigungen für sein Tun. So ging's auch unserm Freunde. Es fiel ihm just zur rechten Zeit ein, daß er Durst habe, und so ging er zur Haustür, um sich ein Glas Milch zu erbitten. Die Tür war verschlossen; er klopfte mehrmals, niemand meldete sich, und er mußte weitergehen.

Nachdem abermals eine Viertelstunde vergangen, während der er zwischen Buchen und Eichen dahingewandert war, kam er zu einer Schneise, die links vom Wege abführte. Eine rohe Tafel mit unbeholfener Schrift zeigte ihm wieder die Richtung seines Weges an. Das Gefühl einer inneren Unruhe und Bedrückung hatte sich seiner aufs neue bemächtigt. Die Luft war ihm zu schwül, die Bäume standen ihm zu dicht, die Zweige hingen zu tief. Keins dieser Wesen tat ihm etwas, und doch machten sie ihn nervös. Es war so still — und die Stille wurde ihm unheimlich. Der alte Mißmut nistete sich wieder zwischen den Augenbrauen ein, und in der Brust rollten schon wieder die Wogen des alten Grolls. Es ärgerte ihn der Wegweiser, und er knurrte so etwas, wie von kulturbeleckten Ecken. Ja, der Trotz in seinem Innern flüsterte ihm sogar zu, nicht dem aufdringlichen Ratgeber zu folgen. Doch der Waldweg war nicht lang, es wurde licht hinten, und braune und violette Töne begrenzten den Horizont. Nach zehn Minuten hatte er wieder die braune Heide vor sich. In sanfter Wellenform erhob sich der Boden mehr und mehr zu einem langgezogenen

Digitized by Google

Hügelrücken, dessen rechter Flügel sich zu einer etwas höher stehenden Bergkuppe abrundete, und auf der man noch den Rest von einem Triangulationsgerüste erblickte. Günther marschierte geradeswegs durch das hohe Heidekraut darauf los. Er hatte nur wenige Schritte abseits vom Wege getan, als er mit seinem Fuß gegen einen Stein stieß, der von Heidekraut überwuchert war, und den er nicht bemerkt hatte, weil sein Auge durch verschiedene aufgeworfene Sandhügel gefesselt wurde, über deren Dasein er sich keine Rechenschaft geben konnte. Die nächste Minute brachte ihm schon des Rätsels Lösung. Er stand vor einem Hügel, der aus Kies und Sand gemengt war, und blickte auf einen bloßgelegten Feldstein von mehreren Kubikmetern Inhalt. Stein lag hier neben Stein, ihre Größe schwankte von der eines Kürbisses bis zum kubischen Inhalt eines Zimmers; fast alle lagen tief eingebettet im Boden, und selbst die größten Kolosse ragten nur wenig aus dem Heidekraut hervor. Günther war inmitten eines großartigen Friedhofes von Findlingen aus der Diluvialzeit. Von den mächtigen Glazialgletschern aus ihrer nordischen Heimat entführt, hatten die Wanderblöcke hier im Moränenschutt ihre Ruhestätte gefunden. Günther stand vor einem solchen Achtung gebietenden Wandersmanne der Eiszeit und betrachtete ihn von allen Seiten. Da kam ein Knall, als ob eine Kugelbüchse in unmittelbarer Nähe abgefeuert würde. Günther war erschreckt zusammengefahren; er wandte den Kopf und sah hinter sich eine Rauchwolke aufsteigen. Männergestalten kamen nicht weit davon aus einem Erdloch gekrochen und gingen zu der Stelle, um sich von der Wirkung ihrer Mine zu überzeugen. Günther ging weiter und mußte mit etwas schmerzlicher Ironie an das Wort Theodor Storms denken:

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.“ —

Günther war müde geworden; der Aufstieg wurde ihm sauer und erforderte mehr Kraft und Zeit, als er vermutet hatte. Endlich war er oben und warf sich etwas erschöpft auf den Boden. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und schloß die Augen ein Weilchen.

Ein leises Klingen und Singen regte sich in seinen Ohren, der göttlichen Stille heimliche Elfenstimmen umschmeichelten ihn und wandelten seine Seele zu einem Tempel der Ruhe, der nun bereit und geweiht war zum Empfange seiner Hohenpriesterin, der Schönheit. Er öffnete die Augen und fühlte ihr Nahen; ihr süßer Atem füllte schon seine Seele, und der Horizont trug den Saum ihres Gewandes. Ein königliches Weib, übermenschlich und erhaben, wandelte die Priesterin des Höchsten über die Lande. Wie sollte der kleine Tempel sie aufnehmen? Würden die Säulen nicht stürzen, wenn die Unendliche in das Endliche treten würde? Siehe, der Erdboden wölbte sich gehorsam ihrem Tritt; die Farben wandelten sich und schmiegten sich ihrem Kleide an; der Himmel krönte die Majestät ihrer Stirn und das Licht flüchtete sich in ihr Auge. Die Luft war voll von dem Hauche ihrer Harmonien, und die Seele löste sich darin auf, wie der Geist eines sanften Tones.

Günthers Geist drängte wieder aus der Emphase auf den Weg der Betrachtung. Eine Heidelerche schwirrte vor ihm empor. Er folgte der Sängerin mit seinen Augen, wie sie höher und höher stieg, und sann und

Digitized by Google

sann über die geheimnisvolle Wunderkraft der Natur, die uns mit tausend Fäden festhält, und mit ihrer Lebenskraft wie mit einem geheimnisvollen Äther uns durchdringt. Himmelwärts war sein Auge gerichtet, und tiefer, tiefer senkten sich seine träumerischen Gedanken, bis sie zu dem mystischen Grunde gekommen waren, wo alle Träume Wahrheit und Wirklichkeit werden, wo jeder Gedanke im Worte Gestalt und jegliches Gefühl seine Töne findet.

Unbewußt bewegten sich seine Lippen, erst lautlos, dann im unartikulierten Murmeln, bis sie endlich dem inneren Drange folgten und ihre Worte mit den Winden und Düften vereinten. Diese lauten Selbstgespräche, eine Eigentümlichkeit, die wir bei vielen Menschen finden, denen die Natur ein reiches Innenleben gegeben hat, führte er schon als Kind, wenn er, sich selbst überlassen, seinen Träumereien und Phantasiegebilden nachhing, sie ersetzten ihm als Jüngling und Mann vollständig das fade Geschwätz oberflächlicher Menschen, und keines seiner Dichterworte war niedergeschrieben, bevor es nicht die Lippe als klingenden Laut dem eigenen Ohre geschenkt hatte.

Und so auch hier, was ihm die Lerche zutrillerte, was ihm Hügel und Täler, Wolken und Heidekraut durch sein Auge von ihrem Wesen schenkten, das gab er ihnen wieder als Wort gewordenen Geist:

„O ich närrischer Tor unter den Toren, was ging ich, Mutter Natur, doch von dir! Du allein schaffst unser Glück, und nur in dir ist Wahrheit und Ruhe.

Mit Sehnsucht füllt dein Atem mein Herz, mit Sehnsucht nach unserer verlorenen Kindheit; da wir noch glückselig waren und genießen konnten, ohne anderen wehe zu tun, uns freuen durften, ohne Schmerzen zu säen. Wo ist eine Mutter, deren Kinder so stille sind wie die deinen, so stille im Wachen und Schlaf!

Sie kennen deine unwandelbaren Gesetze, und die innere Notwendigkeit ist ihr Himmel, ihr Nirwana. Wo ist ein Menschenkind, du kleine, jubelnde Sängerbrust, so glücklich in der Freude seines Daseins, so einig mit sich selbst wie du!

Wir denken und dichten und singen, und alles ist nur ein Stammeln, Fragen und Sehnen nach der verloren gegangenen Natur.

Auf die Straßen und Gassen ging ich und suchte das Glück; aber die klugen Leute schüttelten die Köpfe und verstanden mein Lallen nicht.

Müde bin ich geworden, und will mich betten ins Heidekraut. Schlafen wollt' ich und vergessen, und nun pochst du wieder an mein Herz, viel gesuchtes und schlecht gekanntes Glück.

Sie hetzen und jagen auf allen Wegen nach dir, und du, Dornröschen unserer Seele, sitzest und spinnst hinter Hecken und Wäldern im Heidekraut."

Wie eine nervige Faust mit mächtigem Ruck dem Dahinstürmen feuriger Rosse ein plötzliches Halt gebietet, so stockte auch hier der Lauf der Rhythmen, gebändigt durch den Zügel des Wissens und Erkennens.

Das Auge heftete sich starr auf einen Punkt des Erdbodens, nicht um zu forschen und zu suchen, sondern weil es durch das Gehirn zur Untätigkeit verdammt wurde, das all seine Kräfte auf einen Gedanken konzentrierte. Seine Stirn, die ihm vor wenigen Augenblicken noch seine Phantasie, die Mutter der Schönheit erhellt und erheitert hatte, verriet durch ihre kalte, leblose Marmorblässe, daß seine Gedanken plötzlich erstarrt waren. Das

Digitized by Google

Gehirn arbeitete, aber es war gelähmt in irgend einer Richtung zu wirken, sein Sinnen und Denken war auf einen toten Punkt gekommen.

Doch nicht lange währte dieser Starrkrampf des Geistes. Schon huschte das erste Wölkchen über die Stirn; bald folgten ihm größere und schwerere, schneller als der Novembersturm seine Wetterwolken über die Heide peitscht. In anderer Richtung jagten die feurigen Rosse des Gedankens weiter. — Vorbei war es mit dem Glücksgefühl, mit dem bescheidenen, kindlichen Sehnen, das nichts weiter will, als an der Mutterbrust liegen, saugen und träumen.

War das wirklich das Glück, das er gesucht hatte? — War dieses Hindämmern des Geistes, dieses Wiederaufgehen in das unbewußte Traumleben der Natur wirklich die Krone des Lebens? Sollte seine Seele nur darum nach dem Wissen gehungert und nach der Erkenntnis gedürstet haben, um nun wieder zurück zu jener Ruhe zu eilen, die um die Wiege unserer Kindheit schwebte, um wieder Tier und Pflanze zu werden?

Und während diese und ähnliche Fragen noch wie verschwommene Nebelgestalten in seinem Inneren auf- und niederstiegen, tauchte plötzlich ein klar umrissenes Erinnerungsbild vergangener Tage vor ihm auf.

Er sah einen Mann in den besten Jahren vor sich auf einem Schemel hocken. Langsam glitt durch dessen Hände eine mehrere Meter lange Leine, in welche die Finger mechanisch Knoten auf Knoten schürzten. Ein leeres Auge irrte darüber und bemerkte nicht, daß das alte abgestorbene Mütterlein neben ihm die Knoten wieder löste und ihm das freie Ende in die Hand spielte, wenn er mit seinen Knoten das andere Ende erreicht hatte. Es war die Tragödie aus dem Kämmerlein eines Siechenhauses, der er vor Jahren einige Minuten zugesehen hatte, und die nun in dieser Stunde wieder vor ihm stand.

Und weiter nichts als so ein blödsinniges Spiel sollte alle seine geistige Tätigkeit gewesen sein!

„Nein, nein!“ schrie es in seinem Inneren, und mit königlichem Stolz und Trotz richtete er sich hoch auf und sah der Natur herausfordernd in ihr Angesicht.

So stand vielleicht ein Luther vor Kaiser und Reich, als er sein Herrenwort in die Runde rief: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Er aber stand hier furchtlos und erhaben unter dem prächtigsten Königszelt, das sich je über dem Haupte eines Menschen wölbte, und sah in das Auge der Sonnenmajestät, unter deren Strahlen die Erde zitterte, die Erde mit ihrem Trabanten und allen Kreaturen. Wie jenes beseligende Traumgefühl, das uns im Schlafe sanft von der Schwerkraft befreit und uns schwebend höher und höher steigen läßt, kam es auf einmal über ihn. Ihm war es, als lösten sich seine Sohlen von der Scholle des altehrwürdigen Heidebodens, als entweiche das ungezählte Heer der Heidepflanzen immer weiter abwärts in Nebelsternenweite zurück, als käme der Gesang der Lerche weither, weither, wie ein leis verzitternder Ton aus der Märchenzeit. Eine unschätzbare Entfernung dehnte sich auf einmal zwischen ihm und der Welt um ihn, in der seine Seele vor Minuten noch zu finden glaubte, wonach sie so heiß und so sehnlichst begehrte: Ruhe, Frieden und Glück. Nicht Überhebung, aber ein erhebendes Gefühl führte ihn weg aus der Gemeinschaft der Pflanzen und Tiere. Sie alle waren heute noch, was auch der Mensch

Digitized by Google

einst gewesen, träumende, unbewußte Kinder der Natur, und waren als solche noch im Besitze der Ruhe und des Glückes der naiven Naturkinder. Aber ist es nicht Kleinmut, ist es nicht Schwäche, wenn der Mann immer wieder seufzt: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“ Hat die Natur nicht selbst in die Brust des Kindes ein anderes Sehnen gelegt, ein Sehnen, das da keimt und wächst mit jeder Stunde, jedem Tage, und das hinausverlangt aus der unschuldigen, aber engen dumpfen Kinderstube, hinaus aus dem Vaterhause, aus der Heimat in die weite Welt, um zu wandern und zu irren, zu kämpfen und zu streben! Und sollt's mit der Menschheit anders sein als mit dem Menschen!

Ein glückliches Lächeln verklärte sein Antlitz, und er breitete seine Arme aus, als wolle er ein langentbehrtes Liebes an seine Brust drücken, und rief und sprach wie zu menschlichen Ohren und Herzen:

„Willkommen, selige Erinnerungen meiner Kindheit, Träume der Jugend, die ihr das Mannesherz erquickt und stärkt nach dem Kampfgewühl des Tages!

Und ihr, ihr Heerscharen in Wald und Feld, seid mir gegrüßt, ihr Kinderträume!

Ihr Blümlein alle mit euren hellen Blütenaugen, wie schau' ich euch jetzt so anders an, und wie seht ihr so anders in die Welt! Wie Säuglinge an der Mutterbrust, die das Auge zum erstenmal der Sonne öffnen! Sie kennen ihre Mutter noch nicht und wissen von sich selber nichts.

Ich weiß es wohl, auch ich war einst wie ihr, bin durch euch hindurchgegangen, und nichts ist in mir, das nicht schon in euch keimte und lebte. Eine Kluft aber hat sich zwischen mir und euch aufgetan unendlich größer und abgrundtiefer als zwischen mir und dem Säugling. Ihr, die ich Brüder und Schwestern nannte, verblaßt mir nun zu Schatten, die mir den Herrn künden. Verwitterte, verwischte Spuren seiner Füße seid ihr.

Warum sollte mein Herz nicht froher schlagen, wenn mein Auge auf euch ruht? Warum sollte ich euch nicht lieben; liebe ich doch in euch meine früheste Kindheit. Ihr aber, ihr liebt mich nicht, ihr könnt mich nicht lieben, denn ihr kennt mich nicht! Ihr freut euch nicht mit mir, ihr tröstet mich nicht, denn ihr versteht mich nicht! Rückwärts blicke ich, wenn ich euch anschaue!“

Er schwieg, finsteres Gewölk stieg in ihm auf und verdüsterte die Stirn.

„Und blick ich vorwärts“, kam es nach einiger Zeit grollend über die Lippen, „nichts, nichts als Dunst, und um mich Sumpf und Dürre“. —

„O, du Menschheit, was mußt du dich mir so splitternackt zeigen! Ist es zu verwegen, alles auf einen Wurf zu setzen? Ist es zuviel verlangt, ein Herz ganz zu besitzen?“ — Sein Blick irrte wie fragend in die Weite, Antwort heischend von den stillen Heidehügeln, die sich fast endlos vor ihm ausdehnten. Wie weit auch das Auge den Hügeln folgte, sie konnten nicht Antwort geben; immer kleiner und unbestimmter wurden sie, immer matter in den Farben. Das zarte Rot, das schweigsame, ernste Braun und das stumme Schwarz der Brandstellen verschwamm in der Ferne zu grauem Dunst. Er wandte den Blick ein wenig zur Seite. Wer stand da hinter ihm? Er drehte sich kurz herum. Niemand, eine optische Täuschung war's, das reflektierte Licht eines Wacholderbaumes hatte sein Auge gestreift. Günther sah ihn an. Fast trotzig starr stand er vor ihm und reckte das

Digitized by Google

Haupt über Günthers Kopf empor. Waren diese hellgrünen Nadeln mit dem breiten, bläulichweißen Mittelstreifen nicht voll Lebenskraft? Spottete er nicht des kümmerlichen Grundes, in dem seine Wurzeln ruhten? Einsam stand er hier; aber unbestritten war seine Herrschaft, allein auf hoher Wacht, aber wetterfester als seine meisten wohlgenährten, reichbelaubten Vettern der Niederung. Und von dem einen schaute Günther auf all die anderen, die hier wie überall in der Heide einzeln und in Gruppen den Abhang bestanden.

Das waren keine gleichgezogenen Sprößlinge einer Baumschule, sondern Charaktergestalten, ausgeprägte Individualitäten, von denen jede sich auf ihre Art mit Sturm und Wetter abgefunden hatte. Der stand hier, ein furchtloser Wiking im Bug seines Schiffes, mit der Stirn dem Sturme trotzend und seinen Göttern und seiner Kraft vertrauend. Der hatte wie ein stiller Klausner unter der Last der Jahre sein Haupt auf die wunschlose Brust geneigt; der wieder blickte wie ein finsterer Cassius vor sich hin und jener resigniert wie ein Philosoph und Lebenskünstler der stoischen Schule, auf seinem Antlitz die große Seelenruhe in Freuden und Leiden. Günther sah sie alle, betrachtete sie aufmerksam, suchte in ihrer Brust zu lesen, lauschte auf ihre stille Weisheit und blickte in sein eigenes Innere. Da kam neue Kraft über ihn, und er richtete seinen Körper auf, der über die Geschäftigkeit des Geistes etwas in sich zusammengesunken war, hob sein Haupt höher, ließ den Blick in die Runde schweifen, ein Heerführer, der sein versammeltes Volk überschaut, und sprach erst sinnend, dann fest entschlossen:

Zur Einsamkeit bin ich geboren;
Mein Lieben irret traumverloren,
Ein scheues Waisenkind. —
Nun denn, dem Leben treu ergeben,
Will fürder ich der Sehnsucht leben
Und furchtlos stehn in Nacht und Wind. —

Günther lag im Heidekraut, den Blick nach Westen, der sinkenden Sonne zugewandt. Der heiße, schwüle Augusttag, der zur Neige ging, schien morgen durch einen Regentag abgelöst zu werden. Der Sonnenball war fast ganz in formlosen, grauen Wolkendunst gehüllt, in dem dann hellere, schnurgerade Heerstraßen von der Sonne aus nach allen Seiten gingen. Die Sonne zog Wasser, wie der Volksmund sagt. Da fuhr ein Windstoß über die Heide und vertrieb die stille Schwüle, wie der Räuber im Schafstall die zusammengedrängte Herde auseinandersprengt, und darunter mischte sich das Grollen des Donners. Günther wandte sich erstaunt um und sah das Wetter schon ziemlich hoch am Himmel stehen. Er war aufgestanden und sein Blick ruhte mit Bewunderung auf der plötzlich veränderten Landschaft. Der Wettersturm hatte sie aus ihrer sonnigen Ruhe geschreckt. Am Himmel jagten die schwarzen Wolken wie ein Rudel Pferde mit wild flatternden Mähnen über die Steppe, und über dem wogenden Meer des Heidekrauts schaukelten die Wacholderbäume wie am Ufer festgebundene, dunkle Fischerkutter auf den erregten Wellen. Der Donner wuchs, häufiger zuckten die Blitze aus dem Gewölk. Gleich Feuerschlangen schossen des Himmels Raketen über die fernen Heidehügel; dann zerriß

Digitized by Google

wieder ein gewaltiger Flächenblitz die Wolkendecke, und aus den trägen, trüben Tümpeln der Moore schienen der Erde unterirdische Feuer zu brechen. Das Wetter flog vor dem Sturme her, die grauen Streifen des Regens hoben sich schon scharf in der Luft ab, und die ersten großen, schweren Tropfen mahnten Günther ernstlich, sich vor dem Wetter zu zu bergen. Wohin? Günther sah sich noch einmal um. Er hatte von dem Dorfe, das nicht weit entfernt sein sollte, noch nichts bemerkt, sah auch jetzt nichts und wußte nicht, in welcher Richtung er es suchen sollte. Ein kleines Gehölz verbarg ihm einen großen Teil des östlichen und südlichen Horizonts, dort konnte das Dorf liegen; es konnte sich aber auch in entgegengesetzter Richtung befinden, wo er unten am Fuße des flach abfallenden Abhanges ein einzelnes Haus gesehen und sich mit ihm in Gedanken beschäftigt hatte, weil es nach seiner ganzen Bauart weder alt noch ein gewöhnlicher Bauernbesitz war, sondern mehr dem Landhaus eines Städters glich, der sich hier in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Günther überlegte nicht lange, sondern eilte dem Hause zu, wo er wenigstens gewiß war, wenn nicht das Dorf, so doch ein schützendes Dach zu finden. Er schritt tüchtig aus; aber das Haus war nicht in ein paar Minuten zu erreichen. Die Tropfen mehrten sich, und wo einer auf das Zeug klatschte, drang er auch fast hindurch bis auf die Haut. Minute um Minute verzögerte sich das Losbrechen des Regens; das finstere Gewölk barg mehr Sturm als Regen. Günther war keine hundert Schritt mehr vom Hause entfernt, und als ihm ein haselnußgroßer Tropfen auf der Nase zerplatzte, sagte er launig: „Na, na, nur nicht zu aufdringlich! Ich kenne dich und deine Konsorten schon; ihr nehmt's Maul recht voll, und dahinter steckt nicht viel.“ Aber oho! Da rauschte es unheimlich in der Luft. Das hagelte auf sein Haupt nieder, das schlug ihm die Wangen und peitschte um seine Ohren, das klatschte, wie wenn drei Schulmeister ihm den Rücken bearbeiteten, und Günther nahm Reißaus und lief, was er laufen konnte, dem Hause zu. Am Giebel des Hauses führte eine kleine Rampe empor, auf der er eine männliche Person vorhin erblickt hatte, die in das Haus gegangen war. Hier oben unter dem kleinen Dach machte er Halt. Der Sturm warf den Hagel und Regen derartig, daß Günther hier wenig Schutz fand und die Haustür öffnete.

Er trat in den Hausflur. Vor ihm lag die geöffnete Küchentür, in der bald das freundliche Gesicht einer alten Frau erschien. Einfach und schlicht in ihrem Hauskleide, zeigte ihr Gesicht doch deutlich die Spuren eines Geistes, der über die Grenzen des bäuerlichen Intellektes hinausging. Das in der Mitte gescheitelte Haar umrahmte in leichten Wellen die hohe Stirn und die etwas scharf dagegen abgesetzten Schläfe. Kummer und Leidenschaft schienen dies Gesicht nicht berührt zu haben, auf dem allein eins deutlich erkennbar war, der Abglanz einer tiefen, milden und ruhigen Seele. Eine ungezwungene Würde und Vornehmheit lag in ihrem Neigen des Hauptes, mit dem sie den Gruß Günthers erwiderte. Er entschuldigte sich und bat, hier verweilen zu dürfen, bis das Wetter etwas ausgetobt habe. Die alte Dame war auf den Flur getreten und nötigte den Fremden ins Zimmer. Günther dankte und wehrte ab. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür eines Zimmers und eine schlanke Mädchengestalt im hellen Kleide trat heraus.

Digitized by Google

„Johanna, führe doch den Herrn ins Zimmer", wandte sich die alte Dame an das Mädchen.

„Aber ich bitte schön, ich bin wirklich in solchem Aufzuge —"

„Das kommt davon, wenn man die Mittagsstunde zu lange ausdehnt", entgegnete die Hinzugekommene und trat lächelnd in den helleren Vordergrund, so daß Günther sie jetzt erkennen konnte.

Günther war sehr erstaunt, seine Retterin hier so unerwartet vor sich zu haben. Wohl war ihm der Gedanke einmal flüchtig gekommen, als er auf dem Berge im Kraut lag, daß die Schöne hier wohnen könnte, aber er hatte jetzt und auf dem Wege hierher nicht mehr daran gedacht.

Er fand sich jedoch diesmal schneller zurecht, als bei dem ersten Zusammentreffen, verneigte sich und sagte: „Da muß ich doppelt um Entschuldigung bitten, daß ich mich Ihnen schon wieder präsentiere. Erst wie ein indischer Büßer barfuß mit wüstem Haar und verstörtem Blick und nun triefend wie ein Farmer aus Wildwest."

„Da sind Sie jetzt ganz auf der Höhe und wie geschaffen zu dem Milieu unserer einsamen Wildnis. Treten Sie nur ein, sie beleidigen weder Parkettboden noch persische Teppiche."

Günther hing den nassen Schlapphut und Überzieher an den Garderobenhalter und trat in das Zimmer, wohin die jüngere Dame vorangegangen war und die ältere ihm folgte, nachdem sie die Küchenschürze abgelegt hatte. Schlicht und solide, aber traulich und anheimelnd war der Raum. Ein braunes Ripssofa älterer Form, zwei bequeme Sessel, dazwischen ein viereckiger Tisch mit gleichfarbiger Decke, über die wieder eine kleinere, im warmen Gelb gehaltene Decke in Hardanger-Arbeit gelegt war, ein Vertikow aus Mahagoni, auf dem ein paar alte, prachtvolle Porzellanstücke auffielen, eine Stutzuhr mit schöner Bemalung und zwei Figuren, prächtig in der Linienführung und vornehm in der Farbe — das waren die Hauptstücke in der Zimmereinrichtung. Einige gute, alte Kupferstiche an den Wänden belebten und ergänzten den Geist des Zimmers, der soviel Ruhe und Stille atmete, daß man sich wohl geborgen fühlte und selbst das Unwetter darüber vergaß.

Man hatte sich bekannt gemacht, und alle drei saßen um den Tisch herum, die Großmutter auf dem Sofa, ihre Enkelin und Günther sich gegenüber auf den Sesseln. Günther erkundigte sich nach der Lage des Dorfes.

„Dem waren Sie vorhin näher als jetzt," entgegnete Johanna mit ihrer weichen, vollen Stimme, deren Ton deutlich verriet, daß sie ihre Neckerei gern wieder angefangen hätte. Die Großmutter mochte jedoch befürchten, daß der Übermut ihrer Enkelin den Gast verletzen könnte, und sagte deshalb:

„Es liegt an der anderen Seite am Fuße des Hügels. Das kleine Gehölz verbirgt es dem Blick."

„Vermutet habe ich das Dorf allerdings auch dort," erwiderte Günther, „aber das Unwetter brach ja so plötzlich los, daß mir nicht viel Zeit zum Überlegen blieb, und da wählte ich das Sichere."

Ein scharfer Schlag ließ das Gespräch für einen Augenblick verstummen. Es war der einzige, der die unmittelbare Nähe des Gewitters verkündete. Es zog schnell vorüber, durchs Fenster sah man die Blitze zucken, immer ferner und dumpfer rollte der Donner. Die Baumwipfel

Digitized by Google

im Garten verrieten, daß die Luft still geworden war. Der Platzregen hatte aufgehört. Der Himmel bedeckte sich mit einem gleichmäßigen Grau und begann den Inhalt seiner Wolken herabzusenden, so gut, wie es nur eine ehrliche, bis zum Rand gefüllte Gießkanne in des Gärtners Hand vermag. Johanna blickte zum Fenster hinaus und sagte zu Günther gewandt: „Eins der schönsten Schauspiele, wenn die Blitze durch den Horizont jagen, welches Ihnen unsere Heide bieten kann.“ Sie ging zum Fenster; Günther folgte und wollte an das andere treten.

„Kommen Sie hierher, da nimmt Ihnen die Buche zu viel von der Fernsicht.“

Die Heide fiel noch weiterhin in schiefer Ebene ab bis dahin, wo die dunkle Waldeswand dem Auge Halt gebot. Links davon sah man einen Kirchturm aus einem Tale emporragen, und dahinter lag wieder in ruhigen Wellenlinien das weite Land. Selten nur schoß noch aus dem Gewittergewölk ein Blitz hervor, aber am Saum des Firmaments irrten die Funken hin und her, und zogen ihre Feuerlinien durch den grauen Abendhimmel Zuviel Licht und Wärme hatte die Atmosphäre in sich aufgenommen, war übervoll vom Dunst der Erde und mußte sich nun befreien von dem Druck und wieder Atem schöpfen. Günther und Johanna standen schweigsam nebeneinander, er ernst, fast düster, wie der dunkle Wald dahinten, sie still und träumerisch, wie die Heide lag. Zwei prächtige Menschenkinder waren's an Gestalt und Haltung, die Kraft wölbte die Brust, ein edler Stolz hatte ihren Nacken geformt, und ihr Antlitz trug des Geistes adlige Züge. Wenn man ihre Köpfe im Profil hatte, glaubte man fast eine geschwisterliche Ähnlichkeit wahrzunehmen, die nur in kleinen Linien variierte. Johannas Haar war um einen Schein dunkler als das seine und floß in weichen, natürlichen Wellen über das Haupt in einen reichen, locker verschlungenen Knoten zusammen. Die Linie seiner Nase war etwas energischer, herber der Zug um den Mund, und sein Kinn etwas voller. Beider Augen waren von demselben tiefen, graublauen Grundton, die ihrigen wechselten oft den Ausdruck, waren etwas sonniger und heiterer, die seinen ruhiger, unergründlicher und hatten immer etwas Fragendes im Ausdruck. Die Großmutter war hinausgegangen, und die beiden standen, immer noch mit sich selbst beschäftigt, und sahen in das weite Land. — Wo mochte mehr vor sich gehen, dort, wo die elementaren Kräfte der Natur ihrem Spiele nachgingen und im Kampfe tobten, oder hier im Innern der beiden Menschen, die so nahe beieinander standen, daß der Atem des einen den anderen streifen mußte, und die doch so stumm blieben.

Da wandte Johanna das Haupt ein wenig rückwärts, hob ihre schweren, seidenweichen Wimpern, blickte zu Günther empor und sagte: „So geht's mir immer, wenn ich in das Buch der Natur sehe, wenn mir da eine neue, fesselnde Seite aufgeschlagen wird, mein Mund schließt sich, und ich finde die Worte nicht für das, was meine Brust fühlt. Eine gewisse Scheu ergreift mich, ich wage nicht zu reden, um die andere Brust nicht in ihrer Andacht und stillen Erbauung zu stören. Es ist dasselbe Gefühl, das ich als Kind hatte, wenn ich in ein Gotteshaus trat, das mich davon abhielt zu schwatzen, und wo ich nicht leise genug auftreten konnte.“

Günther ergriff in seiner impulsiven Natur nach ihrer Hand, hielt sie mit der rechten fest und legte die linke darauf: „Ich verstehe Sie, verstehe

Digitized by Google

Sie ganz, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir die Worte tun. Nichts ist mir schrecklicher, als mit Menschen durch den natürlichen Tempel Gottes zu schreiten, bei denen ich mir immer sagen muß, die warten darauf, daß du dein Maul auftust; die immer schwatzen und allem den Stempel der Phrase aufdrücken müssen, weil ihre Seele weniger Gefühl als ein Fingerhut Wasser enthält. Den anders denkenden Menschen kann ich ertragen, aber der gefühlsarme oder gefühlsrohe stößt mich ab; Blutsfeindschaft trennt mich bald auf immer von ihm."

„Es ist zwar eine wissenschaftliche Ketzerei", sagte Johanna, „aber ich bleibe dabei, die menschliche Persönlichkeit ruht im Gefühl, das Gefühl ist der Grundton unseres Wesens und bestimmt die anderen Intervalle unseres Geistes. Mich erinnern die gefühlsarmen Menschen immer an Frühlingsblumen, die fröstelnd in der von den Sonnenstrahlen nur wenig erwärmten Luft stehen und nicht weiter kommen, weil der Boden noch zu kalt ist, weil die Erdwärme fehlt."

„Der Verstand allein macht nie glücklich, und ob er alle Höhen und Tiefen durchforscht hat, er bleibt immer der Kaufmann, der seine besten Güter für die Perle hingibt, für das Gefühl der Befriedigung, der inneren Stille, für das Glück der Brust. Der Verstand selber fühlt sich schließlich vereinsamt auf seiner frostigen Höhe und ruft nach der Seele, wie der Mann nach dem Weibe. So sehen wir auch in unseren klugen Tagen, wie alle ernsten und tiefer angelegten Geister darauf bedacht sind, das Gefühl wieder in seine Rechte zu setzen, wie all ihr Denken und Dichten ein Präludieren ist, das hinüberleitet zu dem seelischen Motiv in uns."

Die Großmutter kehrte ins Zimmer zurück und wandte sich zu den beiden, die sich so schnell in ein Gespräch vertieft hatten, dessen Thema weitab von den banalen Tagesinteressen lag. „Ich muß einen Augenblick stören," sagte sie freundlich und mit wohlgefälligem Lächeln. „Das Gewitter ist vorüber, und du könntest uns wohl den Tisch decken, Johanna, und Sie essen ein Butterbrot mit uns, vielleicht läßt der Regen unterdessen nach."

„Das ist zu viel Liebenswürdigkeit von Ihnen und von mir ungezogen, wenn ich Ihnen noch mehr Umstände bereitete."

„Sehr schön gesagt," unterbrach ihn Johanna heiter, „leider sind die Worte bei uns Bauern vom Übel, und wie Sie sehen, machen wir gar keine Umstände. Die Zeit ist da, es wird gegessen, und Sie müssen sich dem fügen. Geht's nachher wieder an die Arbeit, so müssen Sie natürlich auch mit ins Geschirr."

„Wenn's so steht, können wir ja akkordieren. Ich esse mich erst mal satt, und morgen arbeite ich's wieder ab. Wohin geht's denn, ins Kartoffel- oder Rübenfeld?"

„Das richtet sich sehr nach dem Wetter. Für die Rüben ist es noch zu früh; mit den Kartoffeln werden wir allein fertig; aber Heideplaggen können Sie holen." Alle drei lachten herzlich. Johanna entschuldigte sich und folgte der Großmutter in die Küche.

Günther ließ sich behaglich in einen Sessel nieder, streckte die Beine bequem von sich und reckte sich wie einer, der aus dem Schlafe erwacht und nun in bestem Wohlbefinden die Glieder dehnt. Dieser trauliche Geist des Zimmers und diese ungekünstelten, herzlichen Menschen! Wie Märchenstimmung kam es über ihn, ihm wurde zu Mute, als ob eine unsichtbare Hand da etwas vor ihm wegnahm, als ob da viele Räume schwanden, die fernste Vergangenheit und die Gegenwart ineinander geschoben würden. —

Digitized by Google

Johanna kehrte wieder zurück ins Zimmer, um den Tisch zu decken. Günther suchte sich nützlich zu machen und half das Tischtuch glatt legen.

„Soeben habe ich schon einen Disput mit Michel, unserem Haushofmeister, gehabt," erzählte Johanna, „er behauptet steif und fest, Sie seien ein Maler, das hätte er Ihnen gleich auf den ersten Blick angesehen. Für Maler hat er nämlich eine närrische Vorliebe, seitdem er einmal Modell gestanden und eine kleine Skizze dafür erhalten hat. Die Eitelkeit selber kann nicht mehr in sich verliebt sein, als der Alte in sein Konterfei."

„Da ist er zu meinem Bedauern auf dem Holzwege, und wir können keine Geschäfte machen. Ich arbeite nur mit Stahl und Höllenfarbe, und es sind nur wenige, die sich in diesem Gekritzel wieder erkennen, denn ihr inneres Antlitz kennen die Menschen ja selten."

„Michel sicher nicht; für Poesie geht ihm jeder Sinn ab, und alle meine Versuche, ihn dafür empfänglich zu machen, sind von ihm abgelaufen wie Wasser von der Gans. Wenn ich ihm sage, daß Sie Schriftsteller sind, geht Ihr ganzer Nimbus verloren."

„Das würde mich sehr bedrücken, bewahren Sie mich doch davor!" entgegnete Günther im launigen Tone.

„Das gibt 'nen Spaß, ich bringe den Alten wieder einige Tage in Aufregung. Ich werde ihm sagen, Sie seien Bildhauer und haben sich hier nach Material umgesehen."

„Wenn er mir nur nicht kommt, daß ich ihn modellieren soll."

„Darauf können Sie gefaßt sein. Zudem ist er dann noch halber Kollege; er arbeitet nämlich in Holz. Quirlen, Kellen, Kammkästen und Zigarrenspitzen schaffen seine kunstbeflissenen Finger, und der Triumph seiner Kunst ist, wenn der Name des Besitzers auf dem Gegenstande prangt. Allerdings passiert ihm oft das Malheur, daß dabei ein kleines Buchstabenrätsel zustande kommt, mindestens aber muß er einen Buchstaben vergessen oder ein paar vertauschen. Sie werden ihn ja gleich kennen lernen. Wir essen nämlich alle an einem Tisch. Es geniert Sie doch nicht?"

„Aber ich bitte Sie! Das nenne ich Hausgemeinschaft, und man ist noch nicht hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wenn man die guten Sitten aus Großvaters Zeit bewahrt hat."

„Einsam genug ist das Leben so wie so schon; es wäre töricht, wenn wir es durch lächerliche Gewohnheiten, die vom sogenannten guten Ton herkommen, noch öder gestalten wollten, und schließlich sind die Leute doch nicht nur für uns da, sondern auch wir für sie, wenn wir eben nicht glauben, mit Geld alle Verpflichtungen ablösen zu können. — Nachher weiter, sonst brennt die Suppe an." Damit eilte sie hinaus und war Günthers Augen entschwunden.

Um so lebhafter verfolgte er sie mit seinen Gedanken. Was war das für ein wunderbares, herrliches Weib! Die naive Fröhlichkeit eines Kindes wechselte bei ihr mit den ernstesten und reifsten Lebensgedanken. Sie konnte plappern wie ein Starmatz beim Nestbau und dann wieder still in sich versinken und sich scheuen, die Lippen zu öffnen. Natürlich und schlicht in ihrem Auftreten und allen Bewegungen, lag doch in ihrem Wesen eine latente Vornehmheit und Würde, die ahnen ließ, daß sie im gegebenen Augenblick ihr Haupt stolz wie eine Königin tragen würde.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

John Ruskin sagte einmal: „Man kann ebensowenig zwanzig sehenswerte Dinge in einer Stunde sehen, wie man zwanzig lesenswerte Bücher an einem Tage lesen kann.“ Der moderne Kunstfreund aber straft den großen englischen Propheten Lügen. Er hat die erstaunliche Fähigkeit in sich ausgebildet, in noch viel kürzerer Frist eine weit größere Zahl von mehr oder minder „sehenswerten“ Dingen zu betrachten. Es blieb ihm freilich nichts anderes übrig, wenn er sich über die Taten und Ereignisse des zeitgenössischen Kunstlebens einigermaßen auf dem Laufenden halten wollte. Denn die Produktion ist so ungeheuer gewachsen, das Interesse und die Betriebsamkeit überall so rapid gestiegen, daß an Stelle bedachtsamer Gründlichkeit und genußfrohen Behagens eine allgemeine Unruhe und Nervosität die Herrschaft im deutschen Kunstlande an sich gerissen hat. Die Zahl der großen deutschen Sommerausstellungen mehrt sich von Jahr zu Jahr, ebenso wie in der winterlichen Berliner Kunstsaison die Zahl der Sonderveranstaltungen in den Salons und in den Museen. Überdies haben die Probleme der modernen Kunst seit kurzem ein ganz verändertes Gesicht erhalten, so daß die Verwirrung und Unsicherheit immer größer zu werden droht. Vor zwei Jahren, da die lebhaften Debatten über die deutsche Kunstabteilung in St. Louis unsere Künstlerschaft in zwei große Fraktionen spalteten, erreichte der alte, seit fünfzehn Jahren tobende Kampf um die neuen Kunstgedanken seinen Höhepunkt; damals erfolgte, in einer Art von Trutzstimmung gegen die offizielle Kunstpolitik und gegen die Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft, die Gründung des Deutschen Künstlerbundes. Aber dieser Höhepunkt bildete in gewissem Sinne zugleich einen Abschluß der früheren Feindseligkeiten. Der ganze Kampf um die „Moderne“ in der Kunst existiert in der alten Form eigentlich gar nicht mehr, und es handelt sich bei Genossenschaft und Künstlerbund nicht mehr um zwei einander entgegengesetzte oder feindliche Grundanschauungen. Die neuen Lehren der Malerei, die ja letzten Endes nichts anderes bedeuten als die Konsequenz einer jahrhundertelangen künstlerischen Entwickelung, haben aufgehört, Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten zu sein, und wenn man heute unsere große Berliner Ausstellung am Lehrter Bahnhof betritt, so sieht man sofort, wie stark die Invasion jener neuen malerischen Ausdrucksmittel auch in den Kreisen ist, die sich ihnen gegenüber früher kritisch und ablehnend verhalten haben. An der belebenden und befruchtenden Kraft des Impressionismus und der anderen modernen Gedanken wird kaum mehr jemand zweifeln. Wie die Dinge heute liegen, kann man sagen, daß die Truppe des Künstlerbundes so etwas wie eine Avantgarde darstellt, die mit Hilfe einer Schar erlesener Krieger und einer kampffreudigen Jugend wagemutig vorangeht, neue Wege freimacht, unbekanntes Land erobert und zu bebauen beginnt, während das große Heer der

Digitized by Google

Genossenschaft, weit entfernt davon, entgegengesetzte Wege einzuschlagen, vorsichtiger nachrückt. Gewiß hat die Avantgarde auch Brauseköpfe, Querköpfe und Mitläufer in ihren Reihen, die mehr stören als nützen; gewiß ragen aus dem Genossenschaftsheer tüchtige und bedeutende Persönlichkeiten hervor, die der deutschen Kunst wichtige und unentbehrliche Dienste leisten. Im ganzen aber wird diese Charakteristik doch stimmen.

Doch kaum war der äußere Anlaß, der die Begründung des Künstlerbundes veranlaßt hatte, entschwunden, als sich in seinen eigenen Reihen, längst latent rumorend, Gegensätze bemerkbar machten, die nach und nach zu dem jetzt bestehenden Kriegszustand im Lager der modernen Kunst führten. Diese Zwistigkeiten sind mehr als Zänkereien zwischen einzelnen Kunstgelehrten und Künstlern; es werden in ihnen aus aller Verwirrung die Grundlinien des gegenwärtigen Entwickelungszustandes deutlich sichtbar. Zugleich tritt darin das deutsche Grundübel in Kunstsachen: unser Doktrinarismus und die damit zusammenhängende Übertreibungssucht, klar zutage. Wir haben in Deutschland noch nicht die sichere Geschmackskultur anderer führender Völker, vor allem nicht die Frankreichs, wo sich neue Erkenntnisse nach einer Zeit des Gärens ganz von selbst organisch in die große Entwickelungslinie einordnen. Bei uns geht alles entweder zu schleppend oder zu sprunghaft, und eine gefährliche Hast gefährdet ein gesundes Wachstum der zarten Blüte. Der Impressionismus in Ehren; er ist gewiß eine Errungenschaft von bleibendem Werte. Aber es geht nicht an, nun aus dem neuen System technischer Mittel, das für einen bestimmten Kreis von Aufgaben nicht mehr entbehrlich ist, ein allgemein gültiges Credo zu konstruieren, das unter allen Umständen und in jedem Falle autoritative Geltung beansprucht. Es geht nicht an, die koloristische Sensibilität und die geistreich skizzenhafte Andeutung als die einzigen noch brauchbaren Arten künstlerischer Äußerung hinzustellen und jeden, der abseits steht, aus dem Tempel hinauszuweisen. In den Büchern von Meier-Gräfe, die, ebenso klug wie extravagant, einen snobistischen Geschmäckler-Subjektivismus hochmütig als oberste Instanz einsetzen, hat diese unduldsame Manier die äußerste Konsequenz erreicht und sich gleichzeitig selbst ad absurdum geführt.

Diese Einseitigkeiten und Übertreibungen haben nun im modernen Lager selbst Widerspruch herausgefordert. Künstler und Kunstfreunde, die neben der malerischen Kultur des Auges und dem artistischen Raffinement der Hand die Pflege von Empfindung und Phantasie nicht vernachlässigen möchten, die sich, um ein paar große Namen zur knapperen Formulierung heranzuziehen, um Böcklin und Thoma scharen, haben gegen das impressionistische Dogma Protest eingelegt. Um aber die allgemeine Konfundierung der Kunstbegriffe vollends zu verschlimmern, haben sie nun ihrerseits auch wieder nicht verfehlt, das Kind hübsch mit dem Bade auszuschütten und nun wieder mit dem gleichen doktrinären Starrsinn wie die Gegner diese Empfindungs- und Phantasiekunst als das einzige hinzustellen, was künstlerisch erlaubt sei, indem sie zugleich mit übertriebenem und in dieser Form sinnlosem, leidenschaftlichem Zorn den impressionistischen Lehren jede Lebensberechtigung absprachen. Henry Thode in Heidelberg, der Meier-Gräfe ein Paroli bieten wollte, verfiel nur in denselben Fehler wie sein Widerpart. Mit Recht konnte Max Liebermann als der am heftigsten angegriffene Führer der Impressionistenpartei Hans Thoma antworten, als

Digitized by Google

dieser Thode verteidigt hatte: „Malerisch und poetisch ist nicht nur die ‚mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält', sondern auch — um mich der Worte des Herrn Thoma zu bedienen — ‚zwischen Berlin und Buxtehude' gibt es dessen genug." Aber Thoma konnte doch auch Liebermann eine Reihe von Sätzen vorhalten, die sehr beherzigenswerte Wahrheiten enthielten. So wenn der Meister von Karlsruhe sagte: „Übrigens will ich hier noch die altbekannte Wahrheit aussprechen, daß der Schwerpunkt aller Kunst aus einer Ganzheit der Menschennatur hervorgeht, die ich jetzt die poetische nennen will; die geflügelte Phantasie, die ordnet die Mittel zum Ausdruck; ob sie nun in Wort, Ton, Farbe, Stein usw. dies tut. Diese bildende Seelenkraft siegt immer wieder über alle Macherei und Rechnerei, auch über den öden Akademismus, dem jede Theorie in die Arme laufen muß." Oder wenn er rief: „Die französische Kunst in Ehren! Aber es handelt sich nur um Aufrechterhaltung unserer deutschen Kunst und Art, um Bejahung deutschen Wesens."

Auf der großen Ausstellung des deutschen Künstlerbundes, die in diesem Sommer als erste Veranstaltung im neuen Hause der Berliner Sezession einquartiert wurde, trat dieser Gegensatz noch zurück. Hier hatte sich die ganz Deutschland umfassende moderne Vereinigung noch als eine geschlossene Phalanx gezeigt. Die Ausstellung erhielt dadurch wirklich eine hohe künstlerische Bedeutung, sie ward die „Tat", die man lange von dem Bunde erwartet hatte. Die erste allgemeine Ausstellung, die er im vergangenen Jahre in München veranstaltet hatte, war eine Enttäuschung — die diesjährige in Berlin ist ein immerhin imponierendes Manifest der neuen deutschen Kunst. Auch kann man nicht wieder den früher oft erhobenen Vorwurf hören, daß die Sezession sich allzusehr einerseits auf das Ausland, anderseits auf die großen Alten und die großen Toten stütze; alles ist vielmehr aus der frischen Produktion der jüngsten Jahre bestritten. Und allenthalben ist ein Fortschreiten und Aufsteigen bemerkbar. Auch Liebermann erscheint in seinem ausgezeichneten Bildnis des Museumsdirektors Wilhelm Bode anders als sonst; mehr als fast alle früheren Porträts des Künstlers ist dies Bild eben nicht nur ein gutes Bild, sondern auch eine Menschendarstellung ersten Ranges. Daneben stehen die anderen führenden Berliner. Slevogts blitzschnell arbeitender Realismus, der seine Vorwürfe gleichsam überrumpelt, Corinths sinnlich-blutvolle Altmalerei, die Porträtkunst der Jüngeren, wie Leo von König oder Konrad von Kardorff, die malerische Wirklichkeitsspiegelung des Brüderpaars Hübner, alles ist in ernster Selbstzucht begriffen. Und ringsum aus Deutschland nahen eigene Kunstwelten von fest umschriebener Besonderheit. Aus Leipzig kommt Max Klingers Sehnsucht nach großer Feierlichkeit und seine Lust an beziehungsreichem, graphischem Spiel. Aus Dresden Kuehls prickelnde Lebendigkeit in der Wiedergabe moderner Straßenbilder. Aus Weimar Ludwig von Hofmanns farbig-heitere Phantastik. Aus München Karl Haiders liebe Altmeisterlichkeit. Aus Stuttgart des Grafen Kalckreuth feine und reiche Kunst und des jungen Amandus Faure kunstvolle Tanzschilderungen. Aus Düsseldorf Sohn-Rethels ästhetische Zartheit. Aus Karlsruhe neben Thoma Trübners saftig-breite Farbigkeit, der sich sogar zwei deutsche Bundesfürsten, die Großherzöge von Baden und Hessen, anvertraut haben.

Digitized by Google

Die Große Berliner Kunstausstellung vermochte mit dieser Ansammlung wagemutiger und vorwärtsdrängender Persönlichkeiten nur schwer zu konkurrieren. Immerhin konnte man mit Genugtuung feststellen, daß auf das magere Jahr 1904 nun zwar nicht etwa ein fettes schlechthin, aber doch ein relativ fetteres gefolgt war. Man freute sich über wohltuende Verbesserungen der Ausstattung und Veränderungen des Arrangements, die hauptsächlich das Verdienst des Ausstellungspräsidenten Friedrich Kallmorgen waren, über die sorgfältigere Auswahl der zu Kollektivausstellungen geladenen Künstler — zu denen an erster Stelle Franz Skarbina, Hans Herrmann und Julius Jakob gehörten — und vor allem über die mit Umsicht, Geschmack und Energie zusammengebrachte Schwarz-Weiß-Abteilung, die, auf breiter Grundlage aufgebaut, eine Übersicht über zeichnerische und graphische Bemühungen der Gegenwart gab, wobei man freilich auf die Angehörigen des Bundes, die gerade hierfür hervorragende Kräfte stellen könnten, verzichten mußte. Dann aber sicherte sich die Große Ausstellung am Lehrter Bahnhof noch eine besondere Anziehungskraft in einer sorgfältig vorbereiteten Abteilung, die als „Ausstellung von Werken deutscher Landschafter des neunzehnten Jahrhunderts" eine weit über diesen Sommer hinausreichende Bedeutung beanspruchen darf. Die Veranstaltung machte auf Vollständigkeit nach keiner Richtung Anspruch, sie suchte keine historischen Linien zu ziehen, und war überhaupt in dem, was sie Positives bot, einigermaßen auf gut Glück und Zufall gestellt. So war vor allem durch die persönlichen Beziehungen der Maler Franz Hoffmann-Fallersleben, der Kallmorgen helfend zur Seite stand, besonders viel aus Weimar und Oldenburg der Sammlung zugute gekommen. Dadurch ward mancherlei Interessantes, das bisher nur wenigen Kennern vertraut war, ins Licht der Öffentlichkeit gerückt; manche Dinge wurden mobil gemacht, die niemals die Wand im Hause ihres Besitzers verlassen hatten, seitdem sie darin Platz gefunden. Es blieb jedoch schließlich alles mehr Material zu einer retrospektiven Ausstellung, als daß es zu einer solchen selbst gekommen wäre, weil man weder systematisch gesucht noch systematisch geordnet hat. Trotzdem zog der Besucher noch genugsam hohen Gewinn aus dieser Landschafterversammlung. Auch in diesem kunsthistorischen Fragment sahen wir ein Stück des großen Kampfes sich abspielen, dem der unbefangene Künstler während des neunzehnten Jahrhunderts gegen Schulvorschriften und hemmende Konvention auszufechten hatte. Wie bei allen den historischen Veranstaltungen der letzten Zeit brachte außerdem auch diese ihre Sonderüberraschungen. Vergessene Künstler tauchten aus dem Versteck auf. Werke von Lebenden erschienen, die plötzlich ein neues Licht auf das Schaffen ihrer Meister warfen. Entwickelungslinien und Gruppen, die man nicht oder nur halb kannte, wurden erhellt. Wir sahen, wie vieles von der älteren Kunst jetzt, da wir langsam wieder Ruhe und Sinn für diese Dinge gewonnen haben, unserem Auge wertvoller und sympathischer erscheint, wie weit auf der anderen Seite die Reihe der Maler zurückreicht, die ernst und sachlich die Natur zu feiern, ihre Macht und Größe voll Ehrfurcht zu studieren, aber auch die schlichteren Reize der heimischen Landschaft treu und liebevoll wiederzugeben und die in den Verhältnissen der Farben, der Licht- und Luftnuancen begründete Stimmung in ihr Abbild zu bannen suchten. Name auf Name tauchte auf, der auch dem Kunstbeflissenen ganz oder fast fremd klang: Joh. Jak. Bidermann, Heinrich Gätke, Constantin Schmidt, Karl Buchholz — wer kennt sie?

Digitized by Google

Besonders viel hat die Ausstellung für Friedrich Preller und für Andreas Achenbach getan. Auch Preller, dem man als Sühne für die versäumte Feier seines hundertsten Geburtstages im vergangenen Jahre einen hervorragenden Platz angewiesen hatte, lernten wir anders kennen, als er heute insgemein beurteilt wird. Wir sahen seine prachtvollen nordischen Meerstücke, in denen er ein Neuerer und Entdecker war, erblickten in den kleineren Vorarbeiten zu seinen großen Odysseebildern aufs neue unter der klassizistischen Hülle den deutschen Landschaftskern und gewannen seiner reifen und starken Kunst der Komposition neue Genüsse ab. Mit der besonderen Berücksichtigung Andreas Achenbachs wollte man dem rüstigen Senior der Düsseldorfer Schule, der noch einige Monate vor Menzel das Licht der Welt erblickt hat, eine Reverenz erweisen. Und es sei an dieser Stelle Gelegenheit genommen, dem Meister, der am 29. September sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, ein kurzes Wort des Dankes für das auszusprechen, was er im Dienste der Kunst getan. Als Achenbach in den dreißiger und vierziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts zuerst auftrat, ward er als ein Befreier aus den Fesseln der Stillandschaft gefeiert. Er griff in Bildern, deren Frische, Helligkeit und Farbenkraft noch heute in Erstaunen setzen und eine unmittelbare Wirkung ausüben, die wohlerwogene, aber kühle Art an, in der damals insgemein die Natur aufgefaßt wurde, und predigte das Studium der lebendigen Wirklichkeit ohne heroische oder romantische Staffage mit einem malerischen Temperament, wie man es in jenen Jahren in Deutschland nicht kannte. Niemand sah und malte damals Waldreviere, Dörfer, Felsklüfte und vor allem das Wasser in jeder Gestalt, den schäumenden Fall wie das flutende Meer, so wahr und kraftvoll, niemand hatte einen so scharfen Blick für das innere Wesen eines solchen Naturausschnitts wie der ältere der Brüder Achenbach. Das sei ihm nicht vergessen, auch wenn er in späteren Jahren, verleitet durch die rasch sich steigernde Nachfrage nach seinen Arbeiten, manche Bilder gemalt hat, die heute dem kritischen Blick weniger standhalten.

Die historische Landschafterabteilung der Großen Berliner Ausstellung indessen, soviel interessantes Material sie darbot, ist doch mehr als ein Vorklang zu der umfassenden Ausstellung deutscher Bilder von 1770—1870 zu betrachten, die nun, bereits seit Jahren vorbereitet, vom Januar 1906 ab in der Nationalgalerie stattfinden wird. Schon lange ist von klugen Kennern wie Lichtwark immer wieder auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, die Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts systematisch zu vertiefen, namentlich der örtlichen Kunstübung allenthalben eifriger nachzuspüren als bisher, weil dadurch erst die unabweisbare Voraussetzung einer künftigen deutschen Kunstgeschichte des letzten Zeitraumes geschaffen wird, die dem tatsächlichen Gang der Ereignisse besser gerecht wird als die früheren, die ohne diese Grundlage arbeiten mußten. Man ist mit Recht gespannt auf das, was uns nun geboten werden wird.

Die praktische Kunstgeschichte aber, die in diesen historischen Ausstellungen getrieben wird, ist noch aus einem besonderen Grunde wichtig. Sie führt nicht allein zu einer Revision unseres Wissens von den Taten der Väter und Großväter, sondern auch unserer Stellung zu den künstlerischen Problemen überhaupt. Das plötzlich erneute und vertiefte Interesse für

Digitized by Google

die ältere und die alte Kunst ist kein Zufall. Es hängt zweifellos zusammen mit der Verwirrung und dem Unbehagen, das uns angesichts der heutigen Unsicherheit beschleicht, und es wird uns wieder mehr zu der Ruhe und der beschaulichen Reife führen, die wir brauchen, um nicht in dem Getümmel des modernen Getriebes zu versinken. Nicht daß wir nun die Alten wieder nachahmen. Aber daß wir die organische Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit, die zu einer künstlerischen Kultur erforderlich ist, neu knüpfen und unsern Geschmack durch Pflege bilden.

Vom Operntext.

Von Gustav Dippe.

Die Musik ist stumm.

Ihre Sprache ist eine Gebärdensprache, eine Sprache durch Symbole. Der Inhalt ihres sehnsüchtig in die Ferne strebenden Ausdruckes will erraten sein; zwingende Klarheit ist ihr ein unerreichbares Ideal. Mit Sicherheit deuten lassen sich allein die allgemeinsten Begriffe; zweifellos zu verstehen ist nur, ob Schmerz oder Freude, Ruhe oder Ansturm, Schwanken oder Festigkeit über ihre leichtbewegte Seele dahinzieht.

Aber ihr Mienenspiel ist ebenso rührend als hilflos, ebenso ergreifend als vieldeutig. Darum werden wir nicht müde, den symmetrischen Bewegungen, den Hebungen und Senkungen halbgeschlossenen Auges zu folgen. Und keine Unruhe bringt uns die Unsicherheit des Verstehens; was da verkündet werden soll, hat mit des Lebens logischen Notwendigkeiten, von denen wir uns umgeben fühlen, gar zu wenig gemein.

Die Dichtung (als Text) löst die stumme Zunge der Musik und macht sie reden; reden mit einer Anschaulichkeit, wie es keine andere Sprache vermag. Die Musik durchleuchtet die Worte, zu denen der Künstler sie gesetzt hat. Und hat der Begriff, dem sich ihre zärtliche Stimme zugesellt, eine Seele, so erglüht diese Seele in holder Schamhaftigkeit, weil die Töne ihr letztes Geheimnis verraten wollen.

Es gibt noch eine andere Möglichkeit, die Musik aus ihrem Traumleben zu erwecken und in das volle Licht eindeutiger Anschaulichkeit zu führen; das ist ihre Kombination mit der sichtbaren Handlung. Tritt nun gar die Musik mit Wort und Handlung zugleich in Verbindung, so wird ihrer Deutung das höchste Maß von Notwendigkeit gegeben. Eine derart an Realitäten gefesselte Musik in anderem als dem durch Wort und Handlung gerichteten Sinne hören zu wollen, ist ebenso schwer und setzt eine ebenso bewußt ankämpfende Willensbetätigung voraus, als sie etwa nötig ist, um zu den Klängen eines Marsches in anderem Rhythmus zu schreiten. Diese zwingend klare Deutung empfängt die Musik in der Oper.

Es hat die Musiker seit nunmehr drei Jahrhunderten beständig zur Oper hingezogen. Selbst die, die in der absoluten Musik das Feld ihrer stärksten Begabung sehen mußten, haben den Lockungen der musikalisch-dramatischen Form nicht widerstehen können. Und von den wenigen der

Digitized by Google

großen Tonkünstler, die uns keine Oper hinterlassen haben, hat die Mehrzahl nicht etwa aus innerlicher Abneigung oder Geringschätzung, sondern unter dem Zwange äußerer, oft recht schmerzlich empfundener Umstände auf die Komposition einer Oper verzichten müssen.

Eine auch nur einigermaßen gleichwertige Beteiligung der Dichtkunst im Dienste des Operntextes liegt nicht vor. Das ist um so befremdlicher, als unsere großen Dichter dem Problem der Oper die nachdenklichste Beachtung geschenkt haben.*) Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß der Komponist seine ganze Freiheit behält, während dem Dichter allerenden Fesseln angelegt werden. Ja, der Musiker kann durch einen ihn begeisternden Stoff eine Steigerung seiner Schaffensfähigkeit empfangen, während der Dichter sich durch den Gedanken an die hinzutretende Musik notwendig beengt fühlen muß. Es gibt keinen musikalischen Gedanken, der nicht auf irgend eine Art in der Oper Platz finden könnte. Keine melodische Linie, kein Rhythmus, keine harmonische Kombination, kein kontrapunktisches Gebilde ist für die Oper unbrauchbar. Ganze Formen, wie Liedformen, Rondoformen, Sonatensätze — für alles ist an irgend einer Stelle Platz, wenn nicht anders, so doch in Vor- und Zwischenspielen.

Und nun die Dichtkunst! Warum würde man die Nachricht: Herr X. komponiert Ibsens köstliche „Wildente", sofort als einen Scherz erkennen? Warum hat niemand von den zahlreichen Musikern, die gern auf einen rasch dahinfahrenden Erfolg hintenaufspringen möchten, nach Sudermanns „Ehre" die Hand ausgestreckt? Die genannten Werke wie der weitaus größte Teil neuzeitiger Dramen sind der musikalischen Behandlung oder, vorsichtiger ausgedrückt, den musikalischen Behandlungsmöglichkeiten, die wir einstweilen kennen, unzugänglich.

Das Problem der Oper ist im Grunde genommen immer nur ein Textproblem gewesen: welch ein Stoff ist für die Oper brauchbar, wie ist der Stoff im einzelnen zu gestalten, und endlich, unter welchen Vorsichtsmaßregeln ist die Musik dem Texte zuzuführen, daß nicht das magere Büchelchen unter den geräuschvollen Zärtlichkeiten der üppigen Tonkunst ersticken möchte. Die Musik dagegen hat stets gewußt, wie sie sich in der Oper zu gebärden hat; das heißt, sie ist beständig bestrebt gewesen, reichliche fünfsechstel des gemeinsamen Platzes für sich in Anspruch zu nehmen, und die Opernreformen liefen im Kern allemal darauf hinaus, Frau Musika zu ermahnen, ihre allzu pompösen Gewänder ein wenig zusammenzunehmen, auf daß das verschüchterte Männchen neben ihr — der Text — ein wenig frische Luft zu schnappen bekäme.

Es mögen einige der Hauptgesetze, denen die Gestaltung eines Operntextes untersteht, im folgenden berührt werden. Absichtlich geschieht dabei der Wagnerschen Kunstlehren keine Erwähnung. Sie fußen durchaus auf des großen Meisters Schöpfungen und ließen sich in eine kurze und all-

*) Wer es noch immer nötig hat, sich von dem weit verbreiteten Irrtum zu befreien, daß unsere führenden Geister der Oper in Voltaireſcher Gesinnung: „Ce qui serait trop sot, pour être dit, on le chante", gegenübergestanden hätten, lese die Zusammenstellung der Ansichten unserer Klassiker bei Chamberlain „Richard Wagner" (Schriften und Lehren; historischer Rückblick).

Digitized by Google

gemeine Betrachtung nur soweit hineinfügen, als sie nicht spezifisch Wagnerisch sind.

Die Gleichzeitigkeit der dramatischen und musikalischen Wirkungen macht eine gewisse Einfachheit des Textes notwendig. Selbst bei Anwendung der Technik, die den musikalischen Erguß den lyrischen Stellen vorbehält, im übrigen das Drama einfach sprechen läßt, ist ein künstliches Gewebe des Stoffes nicht angebracht, weil eine reich wechselnd gestaltete Handlung sowohl einen unverhältnismäßig großen Teil der Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde, als auch in noch höherem Grade die Empfänglichkeit des Hörers für lyrische Beschaulichkeit stören müßte. Und endlich besteht gar die Gefahr, daß komplizierte Vorgänge, da doch ein immerhin erheblicher Teil der Worte in der Musik untergeht, nicht einmal vollständig verstanden werden.

Neben der Einfachheit der Handlung muß auch eine Einfachheit der Charaktere hergehen. Hier liegt der Grund, warum die moderne Dichtkunst so wenig Opernstoffe hergibt; sie bedient sich bei ihrer Charakterzeichnung gern der dem Leben entsprechenden, vielfach gebogenen Linie, während die Bemalung mit Musik nur klare und kräftige Umrisse als Unterlage brauchen kann. Was Einfachheit der Handlung anlangt, würden z. B. Hauptmanns „Weber", abgesehen von dem Mangel lyrischer Stimmungsmomente, einen Opernstoff bilden können. Die Vielgestaltigkeit desselben Motives jedoch mit ihrer vollständigen Skala von dumpfer Resignation gegen Druck und Elend bis zu zerstörungswütiger Auflehnung, davon wäre nur ein dürftiges in die Oper hinüberzuretten. Die Unterschiedlichkeit der Weber voneinander würde sich auf zwei, höchstens drei Gruppen vereinfachen, und damit wäre die Hauptschönheit des Werkes zerstört. — Daß bei der zu erstrebenden Einfachheit der Charaktere die Gestalten leicht ins phrasenhaft-typische geraten, ist eine der vielen Gefahren des Operntextes.

Zu den elementarsten Bedingungen eines brauchbaren Operntextes gehört, daß die Hauptmotive des Dramas in irgend einer Gestalt sichtbar werden und nicht nur aus Rede und Gegenrede zu erkennen sind. Nehmen wir den folgenden Fall: Der Komponist Y. will sich „Don Karlos" zu einem Operntext gestalten. Sein Respekt vor einem Schillerschen Meisterwerk läßt ihn den Grundmotiven nachforschen. Was ihm sein eigener Instinkt schon sagte, findet er in Schillers „Briefen über Don Karlos" bestätigt, daß weder die unglückselige Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, noch auch die opferfrohe Freundschaft zwischen Karlos und Posa als eigentlicher Inhalt der Tragödie anzusehen sind, sondern die Gewinnung des Prinzen für die Befreiung der Niederlande vom Glaubenszwange, auf daß unter dieser ebenso schweren wie edlen Aufgabe in dem „geschäftslosen, ohne Energie hinbrütenden, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtigen" Karlos die große Persönlichkeit wieder erwache. Ein auf diese Basis gestellter Operntext müßte vollkommen mißglücken, weil auch die findigste Regie es nicht zustande brächte, die „am Halse (des Prinzen) weinenden flandrischen Provinzen" anschaulich zu machen.*)

*) Übrigens sei hier die wohl nicht allgemein bekannte Tatsache erwähnt, daß „Don Karlos" den Text für eine Verdische Oper hat hergeben müssen.

Digitized by Google

Die Notwendigkeit, sichtbar in Erscheinung zu treten, ist jedoch nicht etwa auf die Hauptmotive beschränkt. Je mehr von dem gesamten Drama ohne Erfassung der Worte verstanden werden kann, desto größer die Anwartschaft auf einen wirkungsvollen Operntext. Spielte die Handlung der Cavalleria rusticana etwa an der pommerschen Küste in einem behaglich eingerichteten Zimmer und unter Menschen, die sich von Jugend auf zu beherrschen gelernt haben, so wäre ihre Brauchbarkeit für die musikalische Behandlung zum mindesten zweifelhaft. Jetzt, wo die Sonne Siziliens ihre glühenden Strahlen in die Aktion hineinsendet, wo die verlassene Santuzza in hastigen Bewegungen auf dem Marktplatz des Dorfes herumtobt, ihren treulosen Geliebten bald drohend anpackt, bald schmeichelnd liebkost, wo Turiddu die arme Verführte brutal niederstößt und der koketten Lola in die Kirche nachstürmt usw., jetzt ist aus dem Vergaschen Volksstück ein viel bewunderter und reichlich nachgeahmter Operntext geworden.

Als letztes und wichtigstes Erfordernis ist noch der Stimmungsgehalt zu nennen. Die lyrischen Momente sind es, wo sich die Musik voll entfalten und für manche vorangegangene Demütigung schadlos halten kann. Ja, der Reichtum solcher Momente ist es erst, der die Behandlung des Stoffes als Oper stilistisch rechtfertigt. Während aber die musikalische Ausgestaltung der stimmungsvollen Ruhepunkte nur eine Steigerung eines bereits vorhandenen Momentes bedeutet, hat die Oper außerdem noch die Fähigkeit, gewisse Vorgänge, die im Drama gar keinen oder doch nur flüchtig wirkenden lyrischen Gehalt haben, mit dem ihr eigentümlichen Licht zu bestrahlen und zu ungeahnter Bedeutung zu erheben: Friedrich von Telramund hat vor König Heinrich schwere Klage gegen Elsa von Brabant erhoben; der König läßt die Beschuldigte rufen. Elsa kommt. Eine verschleiert klagende Phrase in as-moll begleitet ihr langsames Auftreten. Der zarte Klang der Oboe ist es, der für die stumm dahinschreitende zeugt. Eines Kindes Stimme hat die Oboe, eines Kindes mit aufrichtigen Augen. Dieses dünne, rührend unschuldige Stimmchen hat nie gelogen; und zugleich mit dem klaren Licht des Tages gleitet dieser treuherzige Klang in die Falten des weißen Gewandes, das die königliche Jungfrau umfließt. Die Musik nimmt über ruhige, würdevolle Modulationen hinweg eine Wendung nach klarem und festem as-dur. Die unter diesen Klängen Dahinschreitende kann nicht schuldig sein. Eine wohlige Stimmung überkommt uns; die lieblichen und doch fest intonierenden Holzbläser haben uns Ruhe und Zuversicht gegeben.

So hat aus einem bloßen Auftreten die Kunst des Komponisten eine herrliche Episode geschaffen; eine Episode, die deshalb nicht müßig ist, weil sie unmittelbar von dem Charakter der Heldin Zeugnis ablegt. Von Elsas Auftritt bis zu dem Augenblick, wo sie der König anredet, vergehen etwa drei Minuten. Im gesprochenen Drama wären hierfür nicht viel mehr als ebensoviel Sekunden zu verwenden. Ähnliche Stellen besitzt jede gute Oper mehrere. Ja, nur zu oft sind es ihrer gar zuviele geworden, weil der Komponist den Versuchungen für diese glänzendste Betätigung der Musik zu wenig hat widerstehen können. Wie dem auch sei, jedenfalls ist es die eigentümlichste Kraft der Oper, bloße Vorgänge durch Steigerung ihres Stimmungsgehaltes einerseits zu vertiefen und anderseits für die Charakterisierung zu verwenden; eine Kraft, die schon allein die Kunstform der Oper

Digitized by Google

rechtfertigen müßte, weil eben diese künstlerischen Wirkungen durch keine anderen Ausdrucksmittel zu gewinnen sind.

Diese kurz gestreiften Bedingnisse eines brauchbaren Operntextes ergaben sich unmittelbar aus der Tatsache, daß in der Oper Drama und Musik einen Vergleich eingehen. Trotz Wagner sind wir noch immer daran gewöhnt, es für selbstverständlich zu halten, daß der Text die Kosten des Vergleiches übernimmt. Die nächste Neubelebung der Opernform wird wieder von neuem an dem Problem einer gerechteren Verteilung arbeiten.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Leise hat der Berliner Theaterwinter, mit mehr und mit weniger Pünktlichkeit als sonst, wieder eingesetzt. Auf den Spielplänen stehen einstweilen die bewährten Stücke und Stückchen der verflossenen Saison, soweit ihre Zugkraft noch nicht erschöpft ist. Noch immer macht der „Sommernachtstraum" bei Reinhardt volle Häuser, und der „Familientag" der neuerdings wieder eingleisig fahrenden Firma Kadelburg ist auch im zweiten Hundert der Aufführungen noch herrlich wie am ersten Tag. Auch die „versunkene Glocke" von Hauptmann hat ein Jubiläum am Lessingtheater erlebt, das der dreihundertsten Aufführung. Dies deutsche Märchendrama mit seiner gedankenschweren Symbolik über die Kraft und die Grenzen der Natur (Rautendelein) und ihr Verhältnis zur menschlichen Kultur und zur Kunst bleibt trotz mancher Unklarheit ein unverlierbarer Besitz unserer Dichtung. Im übrigen aber stehen wir augenblicklich, trotz einiger belangloser Vorpostengefechte, noch im Stadium der Vorbereitung. Die Flut der uns verheißenen Premieren ist noch nicht heraufgestiegen. Die Trommel des Glücks schwingt noch nicht, in der so viele Nieten sitzen und ach, so wenig Gewinne! Die Götter bedecken es einstweilen noch gnädig mit Nacht und Grauen. Im Berliner Theaterbilde hat sich im Laufe der letzten Sommermonate manches verändert. Schmerzlich vor allem ist das Scheiden von Otto Sommerstorff und seiner Gattin Teresina Geßner. Sie waren eine Note im künstlerischen Berlin, die uns nicht entschwinden darf, wenn wir nicht verkümmern wollen. Sie verbanden uns lebendig mit jener Bühnenromantik, die in der Kunst ganz wesentlich die Erscheinung des Schönen sieht, mit ihrer Liebe zu den klassischen Gestalten unserer heroischen Dramen und in der wundervollen Sorgfalt und Feinheit, die sie dem Wort, dem edlen Dichterwort angedeihen ließen. Sie konnten gewiß nicht alles spielen; aber in ihrem Genre stellten sie eine ausgereifte Kraft dar, der persönliche Liebenswürdigkeit und eine vornehme Lebensauffassung den schlichten, gewinnenden Rahmen zogen. Es wurde einem wohl in ihrer Nähe, und es bleibt zu bedauern, daß man sie in Berlin nicht zu halten verstanden hat. Otto Sommerstorffs Marquis Posa, sein Faust und sein Tell, sein Glockengießer Heinrich und sein Pfarrer von Kirchfeld, sein Prinzivalli und sein Schweizerhauptmann in Shaws „Helden" — das sind, aus einer Fülle herausgegriffen, bleibend

Digitized by Google

wertvolle Erinnerungen, ja zum Teil künstlerische Erlebnisse. Daneben steht Frau Geßner mit ihrer Anna Birkmeier, der Hermione im Wintermärchen, dem früheren Gretchen, dem Rautendelein, der Monna Vanna, Novella d'Andrea u. a. Wir haben sie verloren, und sie sind uns nicht ersetzt. Unter den neuen Erwerbungen für die Berliner Bühnen erregen besondere Aufmerksamkeit die Engagements von Adolf Schildkraut aus dem Hamburger Schauspielhaus des Freiherrn von Berger und von Adele Sandrock; hoffentlich wird uns die reife Kunst der Wienerin ohne den bitteren Beigeschmack persönlicher Extravaganzen dargeboten, so daß wir keine Kapuzinaden à la Ischl mit ihr erleben.

Direktor Reinhardt heißt die größte Veränderung im Berliner Theaterbilde. Paul Lindau hat als Direktor des Deutschen Theaters, wie alle Welt weiß, im Frühling Schiffbruch gelitten; das Deutsche Theater, in dem Otto Brahm zuvor lange Jahre das Zepter schwang, ehe er das Lessingtheater (nach dem nicht weiter bedauerlichen Weggang von Otto Neumann-Hofer) übernahm, ist an den glücklichen Direktor des Neuen und Kleinen Theaters gekommen. Die letztere Bühne hat er an Viktor Barnowsky abgetreten. Presse und Publikum haben diesen unermüdlich fleißigen szenischen Pfadfinder von Anfang an recht eigentlich verwöhnt. Seine Frische und sein vorwärtsstürmender Tatendrang als Direktor wie als Künstler machten ihn allen sympathisch. Man streitet darüber, ob es recht war, auf Dekoration und Kostüm, auf technisches Raffinement und auf das individuelle Spiel eine so weitgehende, oft wie zärtliche Liebe und verstockter Eigensinn zugleich erscheinende Sorgfalt zu verschwenden. Er hat auch ohne Zweifel in allen diesen Punkten des Guten ab und an zu viel getan. Aber sein Verdienst bleibt durch diese Einschränkung ungeschmälert. Reinhardt hat ein Ensemble voll reichster künstlerischer Eigenart zusammengebracht, und er hat bis dahin unbekannten Talenten unter den Schauspielern und unter den Dichtern den Weg in die Öffentlichkeit geebnet. Er gab uns nicht nur Gorki und Maeterlinck, sondern auch Hugo von Hofmannsthal und Richard Beer-Hofmann. Und mochte es ein Unsinn sein, den alten Menzel ins Theater zu bemühen, um die Echtheit Lessingscher Kostüme historisch nachzuprüfen — seine Klassikeraufführungen der „Minna" und des „Sommernachtstraum", von „Kabale und Liebe" und dem Demetriusfragment bleiben höchst gelungene Versuche, das klassische Drama unserem Verständnis näher zu führen, indem die beschwingte Phantasie sie in ihrem eigenen und zugleich in unserem Lichte schaut. Es ist wahrscheinlich, daß das Deutsche Theater unter Reinhardts Leitung zu seinem alten Blühen wieder erwachen wird nach dem Mißgeschick des verdienten, aber geschäftlich nicht sehr umsichtigen alten Lindau. Immerhin wird er darauf achten müssen, daß seine beiden Bühnen nicht in eine Vielgeschäftigkeit und seine Künstler nicht in Eigenbrödelei hineingeraten, die die großen, ewigen Linien der Dichtung verrücken. Es bleibt bei aller Anerkennung und Freude doch zu beachten, was Tieck in den Dramaturgischen Blättern schreibt: „Ein poetisches allgemeines Theaterkostüm ist die Grundlage, auf die sich mit geschmackvollen Modifikationen alles gründen muß, was für die äußere Zier geschehen soll", und Immermann fügt in seinen „Düsseldorfer Anfängen" das beherzigenswerte Bonmot hinzu: „Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach und kosten kein Geld, sondern erfordern nur

Digitized by Google

Verstand; Goethe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür sie nicht Geld ausgegeben, sei überhaupt nichts wert." Und wenn schon Louis Corinth die Prospekte für Maeterlincks Traumstimmungen ausmalt! Die beiden Extreme, zwischen denen ein guter Fußweg zu finden sein muß, heißen: Primitivität der Shakespearebühne und Meiningerei.

Auch das Berliner Theater bekommt in Ferdinand Bonn, der als vielseitiger Künstler geschätzt wird, einen neuen Herrn. Andere Theaterprojekte, mit denen wir beglückt werden sollen, sind fürs erste noch nicht spruchreif. Gottlob! Die große westliche Vorstadt Schöneberg plant ein eigenes Theater, und ihre Kollegin Charlottenburg sehnt sich noch immer nach dem dritten Schillertheater. Man sprach auch, wohl unter dem die geistige Klarheit trübenden Einfluß der Hitze, von der Einrichtung eines festen Gastspielhauses, angeregt durch den Erfolg der Wiener Burgschauspieler mit Kainz an der Spitze, nachdem vorher im Mai der Exdirektor S. Lautenburg mit seinen virtuosen Wiener Künstlern den herrlichen, lieben Anzengruber in einem Dramenzyklus unserem Herzen von neuem eingebürgert hatte. Aber es dürfte wohl noch mancher Wassertropfen in der Donau und in der Spree daherrinnen, bis auch dieses Gastspielhaus unter Dach gebracht ist. Die Tatsache ist nicht zu bestreiten, daß das Interesse an dem gehaltvollen Theaterstück im allgemeinen in Berlin gesunken ist. Der sich steigernde Großstadtverkehr mit seinen ungeheuren Anforderungen an Körper und Seele jedes einzelnen bringt als natürliche Begleiterscheinung eine nervöse Ruhelosigkeit des Geistes und ein Erschlaffen der ästhetischen Genußfähigkeit mit sich. Die Menschen sind abends in Berlin durchschnittlich ehrlich müde; Probleme bringt ihnen Beruf und Geschäft in konkreter Form täglich neu. Was Wunder, daß sie in ihren Freistunden nicht viel Neigung verspüren, schwierigen Zeitfragen auf der Bühne und verwickelten seelischen Vorgängen zu folgen. Aber der Drang, sich aus dem Zirkel des eigenen Tagewerks und Daseins für ein paar Stunden herauszulösen und mit einer von der Kunst geschaffenen menschlichen Gestalt der Vergangenheit oder Gegenwart eine Strecke Weges zu gehen und sich in ihr Schicksal betrachtend einzutauchen — dieses Erlösungsbedürfnis auch des modernen Menschen, das der tiefste Quell alles Theaters überhaupt ist, ist nicht ausgestorben und kann überhaupt nicht sterben. Ist die Stimmung im Publikum dem Theater gegenüber also auch vielfach „flau", so wird es doch der Überredungskunst geschickter Bühnenleiter auch in Berlin — wenn nicht Komplikationen anderer Natur dazutreten — noch für eine Weile gelingen, den großen allgemeinen Theaterkrach, dem wir entgegentreiben, aufzuhalten.

Sieht man auf die Dichter, die uns für den Winter bevorstehen, so ist es vor allem wieder die vollzählige Garnitur der bewährten Autoren, die ihr Jahresstück pünktlich abgeliefert haben, von Hauptmann bis Halbe. Besonders erfreulich ist es, daß sich diesmal, nach dem nicht ganz unverdienten Fiasko des vorletzten Winters, auch Hermann Sudermann mit einem Drama und noch einem Einakter wieder auf den Kampfplatz begibt. Der Stoff, der dem „Stein unter Steinen" zugrunde liegen soll, ist interessant genug: der entlassene Strafgefangene und die ihn umgebende neue Wirklich-

Digitized by Google

keit, deren er mit unterhöhlter Kraft vergeblich Herr zu werden strebt. Die sind sehr im Irrtum, die da meinten, über Sudermann kurzen Fußes hinwegschreiten zu können. Was will ein Mißerfolg besagen gegen so viele glänzende Erfolge? In Hermann Sudermann lebt nach meiner unerschütterten Überzeugung nicht nur eine originelle und bewegliche dichterische Persönlichkeit, sondern eine unverwüstliche dramatische Findigkeit. Darum soll er bilden, nicht aber reden — und ihnen die Zähne zeigen!

. . Nach Kunst gehen wir suchen, nicht nach Richtungen. Jeder hat recht, der etwas Eigenes zu sagen weiß, und der es uns eigen sagt. Die „Ismusse" in der künstlerischen Entwickelung haben nur bedingten Wert und stehen gleichberechtigt nebeneinander; wie in der Malerei und bildenden Kunst, so auch in der Dichtkunst. Denn wir wollen ja nicht so sehr uns selber in dem Dichter und seinem Werk spiegeln, sondern uns weiten und vertiefen an seiner Kunst und an seiner Persönlichkeit. Richtungen trennen, Gesinnungen verbinden. Es gibt auch in der Kunst Grenzen, die nicht übersprungen werden dürfen; diese Grenzlinien sind fein, aber fest. Innerhalb ihres festlich-heiteren Bezirks wollen wir uns tummeln, auch im kommenden Winter, und ehrlich jedem das Seine geben! Wir tun es im Schutz des Goetheschen Spruches:

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen.
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen.
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel weiter hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Streiflichter.

Das Ereignis der letzten Wochen ist der Friedensschluß von Portsmouth. Ist das zu Wasser und zu Land von Japan beständig geschlagene Rußland schließlich doch der Sieger geblieben? Hat Japan trotz seiner beständigen Siege eine Niederlage erlitten? Auf den ersten Blick erscheinen die Friedensabmachungen für das Inselreich unbefriedigend und in keinem Verhältnis stehend zu den Opfern, die es gebracht, zu den Erfolgen, die es auf den Schlachtfeldern errungen. Aber dies Mißverhältnis ist nur ein scheinbares, auch in Portsmouth ist Japan der Sieger und nicht Rußland; denn Japan hat nicht nur erreicht, was es wollte: die Vorherrschaft in Korea, die Verdrängung Rußlands aus der Mandschurei, sondern

Digitized by Google

es hat auch für seine beherrschende Großmachtstellung in Ostasien die wertvollsten Unterlagen gewonnen: Port Arthur, den südlichen Teil der Insel Sachalin und damit die unbeschränkte Herrschaft über die in militärischer und kommerzieller Beziehung höchst wichtige Meerstraße La Perouse mit dem Recht, sie zu befestigen. Diesen gewaltigen Vorteilen gegenüber kommt der Mangel einer Kriegskostenentschädigung nicht in Betracht; denn das intelligente und rührige Inselvolk wird diesen pekuniären Ausfall durch Ausdehnung seines Handels in kürzester Frist wett zu machen verstehen. Und erst der moralische Sieg, den Japan im ganzen Verlauf des Krieges errungen und im Friedensschluß behauptet hat! Rußland hat seine Rolle als Großmacht in Ostasien für lange, lange Zeit, wenn nicht endgültig ausgespielt, und seinen Platz hat Japan eingenommen. Ostasien, einschließlich China, mit seinen unermeßlichen ungehobenen Schätzen in intellektueller und materieller Beziehung steht fortan unter japanischem Einfluß; Japan ist in diesen ungeheuren Länderstrichen militärisch und volkswirtschaftlich die führende Macht. Das ist die Wirklichkeit, und alle hochtrabenden Kundgebungen russischerseits — ich erinnere an die geschwollenen Telegramme Wittes aus Portsmouth und an die bombastische Botschaft des Zaren an Linewitsch — ändern an dieser harten Wirklichkeit nichts. Sollen wir uns über Japans Sieg freuen? Daß es „der gelbe Mann" gewesen ist, der den „weißen Mann", d. h. daß Asien Europa besiegt hat, ist zweifellos, und daß der Sieg Japans wesentlich dazu beitragen wird, die annoch schlummernden Riesenkräfte der „gelben" Menschenmassen in mählichen Fluß zu bringen, ist ebenso gewiß. Gewiß ist also, daß das Ungeheuer, genannt „gelbe Gefahr", einen Schritt weiter auf uns zu gekrochen ist, aber es ist eben nur ein Schritt, und bis Europa der gelben Gefahr Auge in Auge gegenübersteht, deckt der Rasen unsere Kindeskindeskinder. Was ich schon vor Jahr und Tag an dieser Stelle schrieb, scheint mir auch heute richtig: die sogenannte „gelbe Gefahr" ist eine völkergeschichtliche Notwendigkeit, an der „der weiße Mann" nicht vorbeikommen wird, die er nicht einmal aufhalten kann; aber sie steht noch in sehr weitem Felde. Für uns wäre das siegreiche Rußland eine viel schwerere Gefahr, als es jetzt das siegreiche Japan ist. Das gründlich geschlagene Rußland ist eine Gewähr dauernden Weltfriedens.

Und was wird aus dem geschlagenen Rußland im Innern werden? Die revolutionäre Bewegung, die in ihrem tiefsten Grunde eine Kulturbewegung ist, wird weitergehen. Das Rußland der Vergangenheit liegt im Todeskampf, jenes Rußland, das einst von Guizot mit Recht als le péché de l'Europe bezeichnet wurde.

Ausgiebig sind in der letzten Zeit unsere Beziehungen zu England erörtert worden. Trotz Flottenbesuch und trotz vereinzelter vernünftiger Stimmen jenseits des Kanals sind diese Beziehungen herzlich schlecht. Schuld daran tragen in erster Linie der englische König, die englische Regierung und die englische Presse; Mitschuldiger aber, und zwar in erheblichem Maße, ist auch unser Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich. Gerade für diesen Posten ist er der ungeeignetste Mann, und zwar deshalb, weil er durch und durch verengländert ist. Ich kenne den Grafen Metternich von früher Jugend her. Stets war bei ihm die Vorliebe für das Ausland, die geringe Wertung des Heimatlandes eine

Digitized by Google

der hervortretendsten Eigenschaften. Seit er, verhältnismäßig spät, in die diplomatische Laufbahn trat, ist diese Vorliebe gewachsen und hat sich auf England konzentriert, wo er die längste Zeit seines Diplomatenlebens zugebracht hat. Ihm fehlt, was gerade für unseren Vertreter in England mit das Notwendigste ist, die starke deutsch-nationale Gesinnung, ein ausgeprägtes deutsches Selbstbewußtsein. Dieser innere Mangel läßt ihn in seinem äußeren Handeln nicht zu der Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit kommen, die England und seinen Politikern gegenüber allein Erfolg hat. Als er zum Botschafter in London ernannt wurde, habe ich mich gewundert über die schlechte Personenkenntnis des Reichskanzlers. Jetzt ernten wir die Früchte des Metternichschen Wirkens, und es scheint, daß diese Früchte an höchster Stelle teilweise so bitter schmecken, daß der Baum, der sie gezeitigt, umgehauen oder doch verpflanzt werden soll. Möchte es nur bald geschehen! Säße seit Jahren der richtige Mann in unserem Londoner Botschaftspalais, es wäre nie — um nur ein Kennzeichen, aber ein sehr bezeichnendes unserer schlechten Beziehungen zu England hervorzuheben — zu einer so starken Brüskierung unseres Kaisers durch den englischen König gekommen, wie sie in der Unterlassung des nun schon seit drei Jahren fälligen offiziellen Antrittsbesuches Eduards VII. am Berliner Hofe liegt, und wie sie in deutlichster Weise erst jüngst wieder bei der Marienbadreise des englischen Königs hervorgetreten ist. Unsere Beziehungen zu England werden sich niemals regeln durch Gefühle, durch diesen oder jenen wohlmeinenden Artikel, auch nicht durch verwandtschaftliche Beziehungen der beiden Herrscherhäuser, sondern lediglich dadurch, daß auf die Frage: Ist Deutschland zu Wasser und zu Land stark genug, England die Spitze bieten zu können? ein rundes Ja als Antwort gegeben werden kann. Nicht sentiments, auch nicht das Wort, daß Blut dicker sei als Wasser, sondern „Wehr und Waffen" sind der „Freundschaftskitt" zwischen uns und England.

Ein Buch ließe sich schreiben über den diesjährigen Katholikentag in Straßburg, und dies Buch müßte die Aufschrift tragen: „Der Ultramontanismus im Schafspelz". Was in Straßburg geleistet worden ist an Vertuschung, Täuschung, Unehrlichkeit, geht auf keine Kuhhaut. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Reden der Herren Gröber, Mausbach und Mayenberg, die es unternahmen, den Ultramontanismus darzustellen als Förderer staatlicher Selbständigkeit, freier Wissenschaft und freier Kunst! Wer lacht da, kann man mit Recht fragen. Lachen wird allerdings wohl niemand, aber Empörung erfaßt einen, wenn man sieht, wie die Katholiken von ihren Führern am Narrenseil herumgeschleppt werden, und wie die Kämpfer für „Wahrheit" der Welt ein X für ein U zu machen versuchen. Das wesentlichste Kennzeichen des Ultramontanismus, die Unwahrhaftigkeit war die Signatur der Straßburger Zentrumsparade. Der Abgeordnete Gröber und der Universitätsprofessor Mausbach wissen sehr gut, daß die ultramontanisierte katholische Kirche Selbständigkeit des Staates nicht anerkennt, daß sie die Oberherrschaft über ihn in allen Beziehungen beansprucht, und dennoch tun sie so, als betrachte die Kirche den Staat als vollständig unabhängiges, ihr durchaus ebenbürtiges Gebilde, und für diese Unwahrheit berufen sie sich sogar auf päpstliche Kundgebungen! Der Kanonikus Mayen

Digitized by Google

berg weiß sehr gut, daß nach kirchlich katholischer Lehre keine Rede sein kann von Freiheit der Wissenschaft, und dennoch tut er so, als ob die Kirche von jeher diese Freiheit hochgehalten habe. Gläubige, auch außerhalb der katholischen Hürde, werden aber solche Redner dennoch finden; denn wo findet ein predigender Fuchs nicht seine gläubigen Gänse? Und schon erheben sich wirklich auf nichtkatholischer Seite Stimmen, die Straßburg als Morgenröte preisen. Daß unter diesen Stimmen sich auch offiziöse befinden, ist bei den zärtlichen Beziehungen zwischen Zentrum und Regierung nicht zu verwundern. Das geistige Niveau des Katholikentages war übrigens ein unglaublich tiefes; es herrschte kritiklose Hurrastimmung; buchstäblich alles wurde beklatscht, bejubelt, betrampelt. Was soll man z. B. von der geistigen „Höhe" der Hörer denken, wenn unter „stürmischem Beifall" der Versammlung ein Rektor Görgen-Wallerfangen (Rheinland) in einer Rede über die Schule „Leitsätze" aufstellt, von denen der erste lautet: „Die Simultanschule erzieht Menschen, bei denen das Herz kalt ist wie das Eisfeld, leer wie die Wüste, der Wille regungslos wie die Gletscher, Menschen, bei denen schließlich die Leidenschaften im Herzen brodeln und kochen wie im Vulkan, bis es schließlich die Lava ausspeit" („Germania" 24. 8. 05), oder wenn der Abgeordnete Porsch wiederum unter „stürmischem Beifall" das törichtste Zeug vorbringt als „Beweise" für die Notwendigkeit des Kirchenstaates? Übrigens kam auch der Humor in Straßburg zur Geltung, freilich der sehr unfreiwillige. Der Präsident der Versammlung, Erbprinz zu Löwenstein, redete in seiner Begrüßungsansprache u. a. „im Namen der deutschen Wissenschaft"! Er dachte wohl dabei an die „Wissenschaft", die er von seinem Vater, dem Fürsten Karl zu Löwenstein, erlernt hat, nämlich den blöden Glauben an Leon Taxil und seine pornographischen Phantastereien, an den Teufel Bitru und an die nicht existierende „Miß Vaughan" mit ihren Schauermären. Daß auch sonst der ultramontane Humor sich betätigt, ergibt sich aus der Anregung der „Kölnischen Volkszeitung" (Liter. Beilage 10. 8. 05), von katholischer Seite aus eine „Geschichte der — Toleranz" zu schreiben! Ein besserer Witz ist lange nicht gemacht worden.

Das Ergebnis des Katholikentages ist im großen und ganzen das gleiche wie in den früheren Jahren: Zusammenschweißung der ultramontanen Welt aller Schichten zu einem Ganzen. Lernen wir vom Gegner! Eins war auch wie früher: beim Festessen galt das erste Hoch dem Papste und erst das zweite dem Kaiser. So etwas, besonders weil System in der Sache liegt, ist und bleibt eine Schande für Deutsche. Aber was ist deutsch auf diesen Zentrumsparaden? So gut wie nichts. Alles ist römisch. Ein Wort aus der Rede des Abg. Porsch, des ersten Vizepräsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, müssen wir uns noch merken. Er gab folgende Begriffsbestimmung des Zentrums: „Das Zentrum ist keine katholische Partei als solche, es ist aber in den schweren Jahren des Kulturkampfes die politische und parlamentarische Vertretung des katholischen Volkes geworden, so zwar, daß das corpus catholicum sich mit dem corpus centri deckt." Die „Germania" (25. 8. 05) verzeichnet nach diesem Satz „stürmischen Beifall". Also tatsächlich, und darauf allein kommt es an, ist das Zentrum eine katholisch-konfessionelle Partei.

Digitized by Google

In Afrika wollen sich die Dinge noch immer nicht bessern, weder im Westen, wo unsere Verluste an Gut und Blut eine erschreckende Höhe erreicht haben, noch im Osten, wo wieder einmal christliche Missionen durch ihr unkluges Vorgehen den Anlaß zu den Unruhen gegeben haben. Es sollte einmal von unserer Regierung klipp und klar ausgesprochen werden, daß der Staat mit seinen Machtmitteln nicht hinter den Missionaren steht und nicht hinter ihnen stehen will. Das Blut unserer Soldaten und das Geld unserer Steuerzahler deckt die Tätigkeit der Missionare nicht, sondern diese Deckung haben einzig und allein Blut und Geld der Missionare selbst zu leisten. Dieser allein richtige Standpunkt, der für jedes echt-christliche Empfinden eine Binsenwahrheit sein sollte, wird in unseren Kolonien zum Schaden von Christentum und zum Schaden unserer kolonialen Bestrebungen außer acht gelassen. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Tätigkeit des Prinzen Arenberg in dieser Richtung als unheilvoll bezeichne; es sind fast immer die katholischen Missionare, die uns in den Kolonien und auch sonst — ich nenne China — Schwierigkeiten und blutige Wirren bereitet haben, und hinter den katholischen Missionaren steht der im Reichskanzlerpalais sehr einflußreiche Zentrumsmann Prinz Arenberg. Seine ausgebreitete Tätigkeit in kolonialer Beziehung — er ist Vorsitzender der Kolonialgesellschaft Berlin-Charlottenburg — ist eine unheilvolle, weil wesentlich ultramontane.

12. IX. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland“ veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY,
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kleidung als Ausdruck.

Von Theodor Lipps.

[Teil II.]

Alle die bisher bezeichneten Momente der Symbolik der Kleidung nun gehören dem Kleide als diesem stofflichen Gebilde, sie gehören ihm also auch schon abgesehen von seiner Beziehung zum Menschen an. Darum sind doch auch sie schon nicht ohne Beziehung zum Menschen. Wie oben gesagt, das Kleid gewinnt erst seine Form durch den Menschen. Und diese Form ist in ihren Grundzügen die Form des Menschen, also Träger menschlichen Lebens, des animalischen und auch des geistigen Lebens des Menschen. Also liegt dies Leben auch im Kleide, nämlich genau so weit dies die Form des Menschen gewonnen hat. Das Kleid, das nicht im Kleiderschranke hängt, sondern seine Bestimmung zu bekleiden erfüllt, kann nicht umhin, Träger menschlichen Lebens zu sein. Es steckt in ihm der Mensch, nicht nur tatsächlich, sondern auch für unseren Eindruck, d. h. es kommt in ihm der Mensch zum Ausdrucke: Kleider machen Leute. So ist es, weil die Leute die Kleider machen, d. h. weil der Mensch erst im Tragen dem Kleide seine Form gibt. Dadurch wird das Kleid zum Repräsentanten des Menschen.

Und die Folge davon ist nun, daß alles, was das Kleid charakterisiert, auch den Menschen charakterisiert. So wirft die Fröhlichkeit der Farbe einen Schimmer der Fröhlichkeit, die Derbheit oder Zartheit, Festigkeit oder Weichheit des Gewebes, der Falten usw. einen entsprechenden Schimmer der Derbheit, Weichheit, Festigkeit und Zartheit über den Menschen. Der ruhige oder bewegliche Besatz läßt den Menschen in seinem gesamten körperlichen und weiterhin auch geistigen Dasein ruhiger oder beweglicher erscheinen usw. Die Leichtigkeit und Schwere der Falten wird, indem sie das Kleid charakterisiert, zu einem Elemente in dem Eindruck, den wir

Digitized by Google

von dem Menschen gewinnen. Dabei ist es erwünscht, daß diese Charakteristik nicht mit dem Eindrucke sich streite, den wir sonst von dem Menschen gewinnen oder haben. Denn es ist doch nicht so, daß die Kleidung allein den Eindruck eines Menschen bestimmt.

Des weiteren handelt es sich uns nun aber um solche Elemente der Symbolik der Kleidung oder um solche symbolische Motive, die nicht zunächst das Kleid an sich charakterisieren und dann indirekt auch den Menschen, sondern in welchen unmittelbar der Mensch zum Ausdrucke kommt.

Hier nun sind mancherlei Klassen von Motiven zu unterscheiden, von denen wenigstens einige ausdrücklich unterschieden werden sollen.

Daß ich das Kleid trage, und daß es dabei die Form meines Körpers annimmt, dies können wir auch kurz so ausdrücken: Das Kleid sitzt. In dieser allgemeinen Tatsache liegt es, wie schon gesagt, begründet, daß das Kleid überhaupt zum Träger menschlichen Lebens wird. Aber ein Kleid kann nun verschieden „sitzen"; vor allem in verschiedenen Graden, verschieden anschließend.

Hier ist vor allem zu erinnern an den Sitz der antiken Gewandung. Das antike Himation ist an sich nichts als ein rechtwinkliges Stück Zeug. Dies wird vom Menschen umgenommen und bald so, bald so um den Körper geschlungen. Damit macht das Individuum aus dem Kleide, was es will. Jede Bewegung, mag sie nun Triebbewegung sein oder bewußt gewollte Bewegung; mag sie Ausdrucksbewegung sein, natürliches Produkt einer inneren Erregung, oder mag sie einem praktischen Zwecke dienen, kann sich dem Kleide mitteilen. Dadurch wird dies zum umfassendsten Ausdrucksmittel. Keine Zuschneidekunst hindert es, ein solches zu sein, oder hindert das Gewand, sich zu schmiegen, zu fallen und sich zu falten, so wie es einerseits in seiner Natur, anderseits in der Natur der Bewegung, Stellung, Haltung des Menschen liegt; es ergibt sich ein freier und von beiden Seiten her klarer Kompromiß; ein Kompromiß sozusagen zwischen zwei freien „Persönlichkeiten"; auf der einen Seite der Mensch, auf der anderen das Gewand. Der Mensch hat die vollste Herrschaft über das Gewand; und das Gewand wiederum hat die vollste Freiheit in der Art, wie es vom Menschen in Anspruch genommen wird, sein Wesen zu betätigen. Dies ist kein Widerspruch. Die Herrschaft des Menschen über das Kleid ist eben nicht Vergewaltigung, sie ist nur Inanspruchnahme und damit Entfaltung solcher Funktionen

Digitized by Google

des Gewebes, die in seinem eigenen Wesen der Möglichkeit nach liegen. Das Gewebe ist dem Menschen dienstbar gemacht, aber eben dadurch gewinnt es Leben; und es gewinnt dabei nicht ein fremdes Leben, sondern ein solches, das seinem eigenen Wesen gemäß ist. Jene Herrschaft ist also die natürliche Einheit von Herrschaft und Freiheit. Daraus ergibt sich, wie aus jeder solchen Einheit, eine Schönheit von besonders reiner Art.

Vergleichen wir damit die Gewandung der Männer in einer Zeit der Frührenaissance. Hier „sitzt" das Gewand in einem völlig anderen Sinne. Es sitzt wie angegossen. Das Gewand umschließt straff die Glieder. Dies macht, daß jede körperliche Bewegung gefühlt wird, jede Kraft und Geschmeidigkeit desselben. Das Kleid gibt der bewegten Gestalt ein unmittelbares körperliches Lebensgefühl. Dies entspricht einer Zeit, in welcher das Individuum beginnt, sich in seiner eigenen Haut d. h. als dies lebendige Individuum zu fühlen und fühlen zu wollen. Das Streben, sich als Individuum zu fühlen, stellt sich zunächst dar als Streben, das eigene körperliche Dasein und die Kraft und Tüchtigkeit desselben zu fühlen. Und indem wir die straff anliegende Gewandung sehen, erleben wir dies Körpergefühl mit. Es liegt für uns in der Gewandung der Mensch, der sein körperliches Dasein fühlen will und fühlt. Das straff anliegende Kleid ist uns Symbol eines straffen Wesens.

Der Gegensatz zwischen dieser Kleidung und der antiken ist deutlich. Dort ist das Gewand freibeherrschtes Mittel jeglichen Ausdruckes. Hier ist es ein für allemal Träger des Körpergefühls.

Versetzen wir uns von da in eine spätere Zeit. Dann ist uns, als kämen wir in eine neue Welt. Man will auf breitem Fuße leben. Dies kommt zum Ausdrucke in dem breiten Schuhwerke. Es treten dazu die weiten, bauschigen Gewänder. Dies ist eine Zeit des Pathos, der Würde, die Lärm macht und Platz beansprucht.

In einer anderen Zeit wiederum verbindet sich das enganliegende Wams mit dem weiten, leicht übergehängten und leicht abgeworfenen Mantel. Dies ist die Tracht von Menschen, die mit straffer Tüchtigkeit einen freien Lebensgenuß zu verbinden wußten.

Oben nahmen wir das Wort „Sitz des Kleides" im allgemeinsten Sinne, als Weise der Beziehung des Kleides zum

Digitized by Google

Körper überhaupt. Dieser Sitz schließt aber im einzelnen mancherlei Symbole oder Motive in sich. Hierbei wird man gewisse Symbole, die man Richtungssymbole nennen kann, an den Anfang stellen dürfen. Ich denke an gewisse Linien oder heraustretende Nähte oder Streifen, die in bestimmter Richtung verlaufen und diese Richtung markieren. Die Wirkung derselben kann eine doppelte sein. Sie betonen vielleicht zunächst die in dem Gewande als solchem liegende Bewegung. Ist aber das Gewandstück an der Stelle, wo diese Linien sich finden, ein für allemal oder unverrückbar an diesen bestimmten Teil des Körpers gebunden, dann sind die Linien zugleich körperliche Kraftlinien, Linien des Wachstums und der körperlichen Tätigkeit; oder beanspruchen, dies zu sein. Sie machen, allgemein gesagt, den Eindruck des in der bestimmten Richtung verlaufenden körperlichen Lebens. Man denke an die Linien, Streifen, Litzen, wie sie bei Uniformen an den Beinen herablaufen, oder an die Rückenlinien von Uniformröcken. Wir sehen bei den letzteren etwa eine mittlere Linie vertikal emporsteigen, und sie begleitende seitliche Linien erst gleichfalls vertikal verlaufen, dann sich nach außen biegen und gegen die Ansatzstellen des Armes hinlaufen und vielleicht längs der Arme weiterlaufen. Oder man denke an die Linien, die an der Brust horizontal sich ausdehnen. Indem die zuerst genannten Linien die Streckung oder Biegung des Beines sichtbar mitmachen und ausdrücklich, und in eine einzige Linie gefaßt, uns vor Augen stellen, drängen sie uns die streckende und biegende Bewegung auf. Die im Rücken emporlaufende bezw. nach den Armen zu und in die Ärmel hineinverlaufenden Linien markieren ebenso die Streckung des Rückens und das Hineinströmen der Kraft des Gesamtkörpers in die Arme. Die horizontalen Brustlinien markieren die Ausweitung der Brust. Alle diese Linien geben der entsprechenden körperlichen Bewegung und Leistung für unseren Eindruck größere Kraft, sozusagen größere Entschlossenheit. Es braucht nicht gesagt zu werden, warum gerade bei Uniformen solche Motive auftreten. Der uniformierte Mensch kommt nicht sowohl in Betracht als ein solcher, der ein individuelles geistiges Leben führt; sondern er ist einer der vielen, die dienen und gehorchen, dem Staate oder einem einzelnen. Dies Dienen erfordert die Bereitschaft zum raschen und sicheren Vollzug gebotener äußerer Handlungen; auch zu prompter Ausführung gewisser äußerlicher zeremonieller Bewegungen. Sie schließt vielleicht einen körperlichen „Drill“ in sich.

Neben diese Richtungslinien stellen wir naturgemäß die

Digitized by Google

Trennungslinien, die wiederum nicht „Linien“ im strengen Sinne zu sein brauchen. Ich mache hier zunächst aufmerksam auf eine „Linie“, die im kleinen trennt. Der Fingerring trennt den Finger von der Hand. Er gibt ihm damit Selbständigkeit, d. h. er macht ihn für unseren unmittelbaren Eindruck zu etwas selbständig Beweglichem, zu etwas, das hinsichtlich seiner Bewegung von der Masse der Hand und damit zugleich von den übrigen Fingern relativ frei oder unabhängig ist.

Hier ist ein Punkt, wo die Symbolik der Kleidung, in welche wir, wie schon eingangs gesagt, den Schmuck sogleich mit einbeziehen, sich als ein sehr feines Instrument erweist. Man denke sich den Fingerring einen Augenblick angebracht an dem Daumen. Jeder wird sagen: Dies geht nicht, und jeder wird sogleich hinzufügen, warum es so ist. Der Daumen ist an sich von der Hand und den übrigen Fingern relativ unabhängig und vermag sich weit von ihnen wegzuspreizen. Und mitunter ist dies weite Wegspreizen notwendig, nämlich wenn wir ein breites Objekt mit der Hand umspannen oder überspannen wollen. Aber in solchem Spreizen liegt etwas Gewaltsames; es entbehrt der Grazie. Nicht umsonst bezeichnen wir das Gegenteil der natürlichen Grazie als Gespreiztheit. Grazie ist in solchen Bewegungen, die im Gegensatze zu allem Scharfen, Eckigen, Gewaltsamen, vor allem zu aller Gespreiztheit, ein leichtes, freies Körpergefühl geben. Graziös ist die fließende, mit scheinbar möglichst geringem Kraftaufwand vollbrachte Bewegung. Graziös sind die Bewegungen, die von selbst oder mit innerer Selbstverständlichkeit sich zu vollziehen scheinen. Diese Selbstverständlichkeit nennen wir auch Natürlichkeit.

Und zur graziösen oder freien, leichten, natürlichen Haltung der Finger nun oder zum entsprechenden Gebrauche der Hand gehört vor allem das Gegenteil jener gewaltsamen Wegspreizung des Daumens. Positiv gesagt, zum graziösen Gebrauch der Hand und der Finger gehört dies, daß der Daumen mit den benachbarten Fingern zusammengehörig scheint, daß er gegen sie hingeneigt ist.

Eine analoge üble Wirkung würde die Anbringung des Ringes am Zeigefinger oder gar am Mittelfinger haben. Der Zeigefinger ist selbständig. Er kann insbesondere selbständig nach außen gestreckt werden. Dies geschieht im Akte des entschiedenen Deutens. Der Zeigefinger ist dabei vorgestreckt, die übrige Hand kann zur Faust geballt sein. Aber auch diese entschiedene Be-

Digitized by Google

wegung oder dieſer Kontraſt zwiſchen dem geſtreckten Zeigefinger und der im übrigen geballten Hand entbehrt der Leichtigkeit. Und der Mittelfinger anderſeits verlangt ſeiner Natur nach den Zuſammenſchluß mit dem erſten und zweiten Finger.

Anders aber iſt es mit dem vierten und dem fünften Finger beſtellt. Wir haben ein Intereſſe daran, dieſelben als gegen die Hand und die anderen Finger frei beweglich erſcheinen zu laſſen. Man vergegenwärtige ſich hier etwa den „Zinsgroſchen“ Tizians; ein Bild, das neben dem Abendmahle Lionardos als ein Gemälde der Hände bezeichnet worden iſt oder bezeichnet werden kann. Hier ſtehen Chriſtus und der Phariſäer in ſtarkem Kontraſt. Alles dient dieſem Kontraſte. Achten wir aber ſpeziell auf die Hand. Der Phariſäer hält den Zinsgroſchen mit den ſämtlichen fünf Fingern ſeiner kurzen, dicken und roten Hand gepackt. Chriſtus ſtreckt in vornehm nachläſſiger oder vorſichtiger Bewegung die Hand dem Zinsgroſchen entgegen. Und wir ſehen, wie er ihn mit ſeinen weißen, ſchlanken Fingern faſſen wird. Nicht mit allen Fingern zugleich. Sondern er wird ihn leicht und leiſe faſſen mit den drei erſten Fingern der Hand. Oder man denke an die Art, wie die Finger zueinander ſich zu verhalten pflegen bei dem Maler der vornehmen Leute, van Dyck. Mögen auf ſeinen Bildniſſen die Finger leicht in das Wams faſſen oder auf dem Tiſche ruhen oder einen beliebigen Gegenſtand berühren. Immer wieder ſehen wir die drei erſten Finger der Hand ſich relativ zuſammenſchließen. Der vierte und der fünfte Finger dagegen wenden ſich leicht von den übrigen Fingern ab.

Dieſen Gebrauch der Finger nennen wir leicht, graziös, vornehm. Beim derben Zupacken ſchließen ſich die ſämtlichen Finger gegeneinander. Beim leichten Erfaſſen und Berühren eines Dinges mit der Hand dagegen, auch beim leichten Ruhen der Hand oder bei der leichten und freien Ausdrucksbewegung, erſcheinen die drei erſten Finger relativ zuſammengehörig. Der vierte und dann weiterhin der fünfte bleiben in leichter Bewegung etwas zur Seite. Und dieſe Unabhängigkeit des vierten und fünften Fingers beim leichten, freien, vornehmen Gebrauche der Hand ſymboliſiert der Ring, der am vierten und zum Überfluß vielleicht auch am fünften Finger angebracht iſt; er ſymboliſiert damit den entſprechenden Charakter oder das entſprechende innere Weſen.

Übertragen wir dies jetzt auf größere Glieder. Betrachten wir etwa die Hand in ihrem Verhältniſſe zum Arme. Dies

Digitized by Google

Verhältnis kann in verschiedenartiger Weise charakterisiert sein. Es sei etwa der Arm bekleidet und der Ärmel schließe vor dem Ansatz der Hand bestimmt ab. Jetzt erscheint die Hand in besonderem Grade als etwas gegenüber dem Arme Selbständiges und unabhängig von ihm Bewegliches. Der gegenteilige Eindruck entsteht, wenn etwa der Ärmel zurückgestreift ist. Wir sehen dann Arm und Hand ein fortlaufendes Ganze bilden, eine einzige Masse, und werden erinnert an Bewegungen, in denen die Hand an den Arm festgebunden erscheint und mit ihm zugleich sich bewegt. Ein extremes Beispiel für solche Art der Bewegung wäre diejenige, wie sie beim Holzhacken oder Steineklopfen stattfindet. Im übrigen sind Bewegungen der bezeichneten Art die Bewegungen des festen Zugreifens.

In der Mitte aber zwischen diesen Möglichkeiten steht eine dritte: Der Arm sei nackt, so daß die Einheit von Hand und Arm unmittelbar eindringlich wird. Zugleich sei der Arm oberhalb des Handgelenkes von einem Armreif nicht abgeschnitten, sondern umspielt. Jetzt gewinnen wir zugleich einen Eindruck der selbständigen Beweglichkeit der Hand im Armgelenke. Beides zusammen gemahnt uns an Bewegungen, die vom Arme in die Hand hineinfließen, und in denen doch zugleich die Hand mit ihrem Gelenke einen Grad der Freiheit und Selbständigkeit besitzt.

Solche, einerseits selbständige und freie, anderseits doch aus dem Arme und weiterhin dem gesamten Körper hervorfließende oder in ihn hineinfließende Bewegung nun hat für uns wiederum den Charakter des Anmutigen oder Graziösen.

In diesem, wie in den vorhin bezeichneten Fällen aber gewinnt die Person in ihrer sinnlichen Erscheinung durch das Bekleidungs- oder Schmucksymbol einen Charakter, welcher der Art der Bewegungen, auf die uns das Symbol hindeutet, entspricht. Es braucht nicht hinzugefügt werden, warum uns das zuletzt bezeichnete Symbol vor allem beim weiblichen Geschlechte angebracht erscheint. Von der Frau vor allem erwarten wir die Grazie, die in den freien und doch zugleich aus dem Arme hervorfließenden Bewegungen der Hand liegt.

Auch vom Manne erwarten wir freilich solche Bewegungen. Aber er soll uns zugleich den Eindruck der Fähigkeit und Bereitschaft zum kräftigen Zufassen machen. Darum fehlt beim Manne das Symbol der Verselbständigung der Hand nicht. Der weiße Manschettenrand bewirkt dieselbe. Aber die Manschette bewegt sich um das Armgelenk in einiger Entfernung, so daß zugleich der

Digitized by Google

feste und ununterbrochene Zusammenhang, die Masseneinheit von Arm und Hand, sichtbar wird oder für unseren unmittelbaren Eindruck bestehen bleibt.

Hier, ebenso wie in dem vorhin erwähnten Falle, besteht, wie man sieht, ein eigentümlicher Antagonismus. Ein Motiv ist da, und die Weise, wie es auftritt, schließt zugleich das Gegenteil von dem in sich, was das Symbol besagt. Zugleich ist doch zwischen den beiden oben einander gegenübergestellten Fällen ein charakteristischer Unterschied. Bei jenem Armreif, der die Stelle über dem Handgelenke umspielt, ist beides ineinander, die Kontinuität von Arm und Hand, und die selbständige Beweglichkeit der Hand. Aus diesem Ineinander ergibt sich der Eindruck des Fließenden. Bei der das Handgelenk in weiterer Entfernung umgebenden Manschette dagegen ist beides nebeneinander, der feste Zusammenhalt, das feste Gebundensein der Hand an den Arm, und daneben doch wiederum die Möglichkeit, daß die Hand für sich sich hin- und herbewege.

Einem ähnlichen Sachverhalte nun begegnen wir in noch ausgesprochenerer Form an der Stelle, an der sich auf den Rumpf der Kopf aufsetzt. Beim Manne ist der Kopf deutlich abgetrennt durch den heraustretenden weißen Kragen mit der Krawatte. Die Wiederkehr des gleichen Motivs bei der Frau gibt dieser einen entsprechenden männlichen Charakter. Hierin spricht sich deutlich eine verschiedene Auffassungsweise vom Wesen der beiden Geschlechter aus. Wir können dieselbe von zwei Seiten her betrachten. Der Kopf erscheint uns als der spezielle Ort des Intellektes. Nur beim Manne aber darf und soll, so meinen wir, der Intellekt selbständig über dem Menschen thronen. Darum darf hier der Kopf nach Möglichkeit verselbständigt erscheinen. Der Frau erkennen wir vielleicht den gleichen Intellekt zu. Aber er soll hier in höherem Grade als beim Manne in eines verwoben sein mit den anderen Seiten des Menschen. Vor allem mit dem Gefühle. Schließlich auch mit dem körperlichen Lebensgefühle. Der Intellekt soll hier nicht so selbstherrlich heraustreten, so als sei er etwas ganz und gar für sich, oder habe ein Recht, dies zu sein. Dies kommt zum natürlichen Ausdrucke, wenn bei der Frau der Kopf, der verkörperte Intellekt, in höherem Grade sichtbar mit dem übrigen Körper zusammenfließt.

Doch lassen wir den „Intellekt" zur Seite. Betrachten wir nur den Kopf selbst, diesen Teil des Körpers, in seiner Beziehung zum Rumpfe, so wie wir vorhin die Hand in ihrer Be-

Digitized by Google

ziehung zum Arme betrachtet haben. Der Kopf kann sich unabhängig vom übrigen Körper bewegen, sich abwärts wenden, mehr oder minder entschlossen zur Seite drehen, rasch sich aufrichten.

Diesen Bewegungen aber stehen auch hier fließende Bewegungen gegenüber, dem Nicken das Sichneigen, dem Bücken das Sichbeugen. Dabei meine ich ein solches Sichneigen und Sichbeugen, bei dem die Bewegung des Kopfes durch den Hals hindurch ununterbrochen, ohne darum doch ihre relative Selbständigkeit zu verlieren, in den Körper hineinfließt oder umgekehrt, die Bewegung des Oberkörpers durch den Hals hindurch in die Muskeln, die der Bewegung des Kopfes dienen, hineinfließt. Den letzteren Bewegungen nun eignet wiederum in höherem Grade der Charakter der Anmut oder der Grazie.

Hier kann aber wiederum beides zugleich, die Kontinuität der Bewegung und die relative Selbständigkeit des Kopfes innerhalb desselben, oder es kann das Ineinander dieser beiden Momente betont werden, indem ein Band oder ein Kettchen um den Hals gelegt wird, so daß diesseits und jenseits in gleicher Weise der Hals sichtbar bleibt. Das Hineinfließen der Bewegung des Kopfes durch den Hals hindurch in den Oberkörper oder aus dem Oberkörper heraus in den Hals hinein wird in höherem Grade betont, der Gedanke einer völlig selbständigen oder gar ruckweisen Bewegung des Kopfes wird in höherem Grade zurückgedrängt, wenn wir etwa eine Kette oder eine Perlenschnur so um den Hals gelegt sehen, daß sie nach vorn sichtbar vor dem Halse zurückweicht und unterhalb desselben lose und leicht beweglich aufliegt. Hier sind ausdrücklich der Kopf, der Hals und der Teil des Rumpfes, aus welchem der Hals herauswächst, als ein stetig zusammenhängendes und zur einheitlichen Funktion Bestimmtes charakterisiert. Zugleich ist, vermöge der Beweglichkeit der Kette oder Perlenschnur, dieser obere Teil des Rumpfes nicht etwa von seiner Fortsetzung nach unten abgeschnitten, sondern es bleibt auch hier die Kontinuität.

Ein Zusatz zu jenem Armreif sei noch gestattet. Gesetzt dieser ist breit und scheint den Arm über der Hand in gewisser Breite fest zu umspannen. Dann können wir den Eindruck gewinnen, er hemme das lose Spiel des Handgelenkes und binde die Hand an den Arm. In solchem Falle hat sich das Motiv des Armreifs in sein Gegenteil verkehrt. Wir gewinnen jetzt den Eindruck eines auf festes Zupacken gerichteten Wesens. So können

Digitized by Google

in allerlei Fällen äußerlich betrachtet gleichartige Motive in Wahrheit einen völlig verschiedenen Sinn haben. Die Größe und Form eines Stückes der Kleidung oder des Schmuckes, eine vielleicht nicht allzu beträchtliche räumliche Verschiebung, seine Beweglichkeit oder mindere Beweglichkeit, kann seine Symbolik modifizieren und schließlich in ihr Gegenteil verkehren.

Von hier aus werden wir in natürlichem gedanklichen Fortschritt hingeführt zur Trennung des Ober- und Unterkörpers durch irgendwelche Art von Einschnitt, von Absatz und neuem Ansatz. Dieser Punkt ist jetzt von besonderem, aktuellem Interesse; und mancherlei könnte dazu gesagt werden. Ich begnüge mich aber an dieser Stelle mit wenigen Bemerkungen. Ich brauche nicht zu sagen, daß dabei speziell das weibliche Gewand in Frage steht.

Bestimmte Trennung des Ober- und Unterkörpers über den Hüften durch irgendwelchen Einschnitt, außerdem vielleicht durch verschiedene Farbe oberhalb und unterhalb der Trennungslinie, lassen den Oberkörper als etwas vom Unterkörper in seinem Wesen Verschiedenes, Neues, relativ Selbständiges und vor allem selbständig Bewegliches erscheinen. Genauer gesagt, sie betont diese Selbständigkeit.

Und dies hat gewiß seinen guten Sinn. Eine solche Selbständigkeit besteht nicht nur, sondern sie hat für das Gesamtwesen des Menschen die größte Bedeutung. Brust, Schulter, Arme, Hals repräsentieren ein System von Funktionen und Lebensbetätigungen, die aufs innigste zusammengehören und relativ unabhängig vom Unterkörper sich vollziehen. Und auch daß der Oberkörper an dieser bestimmten Stelle, d. h. in der Linie unmittelbar über den Hüften, vom Unterkörper getrennt erscheint, ist durchaus sinnvoll. Hier ist ja der Punkt, in welchem der gesamte Oberkörper, und zunächst der selbständig in den Brustkorb eingeschlossene Teil desselben, in natürlicher Weise gegen den Unterkörper sich bewegt, von demselben nach vorwärts und seitwärts sich abbiegt; in dem er sich wiegt und dreht. Und es wäre übel um den Menschen und sein körperliches Dasein und Lebensgefühl bestellt, wenn diese Möglichkeit der freien Bewegung des Oberkörpers — von der bezeichneten Stelle an oder in derselben, — für ihn nicht mehr bestände.

Anderseits ist aber doch wiederum der Körper des Menschen ein Ganzes. Er besteht nicht aus zwei aufeinandergesetzten

Digitized by Google

Stücken, Ober- und Unterkörper genannt. Es ist, eben in jenem Punkte, ein Zusammenhang; der Punkt der Trennung ist zugleich der Ort, durch welchen die Bewegungen des ganzen Oberkörpers in den Unterkörper, und umgekehrt, natürlicherweise hinüberfließen. Und auch diese Kontinuität fordert Anerkennung. Es wäre eine Leugnung der Wesenheit des Gesamtkörpers, wenn die Gewandung den einen Körper sozusagen in zwei, die sich nichts angehen, zu zerteilen schiene.

Dazu muß hinzugefügt werden: Der Oberkörper — immer von jener Linie über den Hüften an gerechnet — zeigt seine Unabhängigkeit vom Unterkörper am deutlichsten in den entschiedenen und raschen Bewegungen des Gesamtoberkörpers gegen den Unterkörper hin, den entschiedenen und raschen Bewegungen des sich Bückens, der Rückwärts- und Seitwärtsbewegung, des sich Drehens. Und weil es so ist, so gemahnt uns die Abtrennung des Oberkörpers umsomehr, je entschiedener sie ist, an diese Art der Unabhängigkeit, d. h. sie gemahnt uns an die Möglichkeit solcher entschiedenen und raschen Bewegungen und verleiht der Person etwas von dem Gesamtwesen, das in der Verwirklichung solcher Möglichkeiten sich ausspricht.

Dies ist nun wiederum an sich gewiß kein Übel. Es ist wertvoll, daß der Mensch solcher Bewegungen fähig ist. Und er muß vor allem in der praktischen Betätigung seiner Kräfte, in der *Arbeit*, dazu fähig sein. Und auch abgesehen davon, ergibt der Gedanke an die Möglichkeit solcher Bewegungen einen Eindruck eigentümlicher Freiheit, Flottheit, Leichtigkeit, Unbekümmertheit.

Aber wir verlangen neben solchen Tugenden auch „Haltung", Würde, Gemessenheit und schließlich Gebundenheit. Nicht überall oder nicht überall in gleichem Maße. Aber zu einer Art der „Vornehmheit" gehört dieselbe notwendig. Und die Gebundenheit, die hier in Frage steht, kommt in nichts sprechender und unmittelbarer zum Ausdruck, als in der *Gebundenheit* des Oberkörpers an den Unterkörper.

Und so kann man denn zunächst auf den Gedanken kommen, statt den Oberkörper gegen den Unterkörper möglichst frei erscheinen zu lassen, ihn möglichst fest und eindrucksvoll an ihn zu binden. Eine Panzerung etwa, die über jene Grenzlinie hinwegleitet und mehr oder weniger weit nach oben und unten reicht, macht aus Ober- und Unterkörper eine kompakte Masse. Es wird durch dieselbe insbesondere, bald mehr bald minder, wie es

Digitized by Google

gerade die Mode befiehlt, das selbständige Dasein des oberen Teiles des Unterkörpers geflissentlich geleugnet und so eine Kontinuität besonderer Art hergestellt.

Aber dies Motiv hebt die freie Beweglichkeit des Oberkörpers gegen den Unterkörper, die doch nun einmal besteht und für das Wesen des Menschen entscheidende Bedeutung hat, auf oder schränkt sie künstlich ein.

Damit verbindet sich vielleicht ein eigenartiges Trennungsmotiv. Die Panzerung wird zugleich zur Einschnürung an der Grenzlinie zwischen Ober- und Unterkörper. Damit ist ein Doppeltes erreicht. Der Oberkörper erscheint als das Selbständige und damit gegen den Unterkörper frei Bewegliche, das er ist. Zugleich aber begibt sich der Mensch vermöge eines freiwillig auf sich genommenen Zwanges der Möglichkeit dieser Bewegung.

Und beides zusammen nun erzeugt den entsprechenden Eindruck. Es ist der Eindruck einer eigentümlichen aufgezwungenen Würde, affektierten Haltung und Vornehmheit, steifen Gemessenheit und Grazie der Gesamterscheinung.

Aber diese „Grazie" ist, eben als steife und aufgezwungene, keine Grazie. Die Seele der Grazie ist die freie Natürlichkeit. Sie ist das Gegenteil alles Erzwungenen und Gewaltsamen. Und jene „Würde" ist keine Würde. Die Seele der Würde ist der ruhige und maßvolle, weil seiner selbst gewisse Gebrauch der Freiheit.

Die beiden hier einander entgegengestellten Motive lassen sich nun in mannigfacher Weise gegeneinander ausgleichen. Oder, allgemeiner gesagt, der Gegensatz der Trennung des Ober- und Unterkörpers über der Hüfte und der Aneinanderbindung an dieser Stelle kann in mannigfacher Weise ausgeglichen werden.

Zunächst ist es natürlich etwas anderes, ob ein mehr linearer, momentaner, brüsker und tiefer Einschnitt Ober- und Unterkörper voneinander trennt, oder ob ein breiterer Gürtel, von seiner Mitte nach oben und nach unten greifend, die beiden Teile auch wiederum aneinander schließt. Es ist ebenso eine andere Sache, ob das trennende Gebilde fest anschließt, vielleicht einschnürt, oder lose die Grenze zwischen den beiden Körperhälften umspielt und damit die Kontinuität des Oben und Unten, das freie Hindurchgehen der Bewegung durch die Grenzlinie gewahrt, ja durch die sichtbar lose Gürtung geflissentlich angezeigt ist. Schließlich sind, wie man sieht, in diesem Punkte unendlich viele Möglichkeiten.

Ich will aber hier speziell eine jedermann bekannte Möglich-

Digitized by Google

keit erwähnen, die in eigenartig neuer Weise das hier in Rede stehende Problem zu lösen sucht. Vielmehr, ich will erinnern an zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten dieser Art. Ich denke zunächst an dasjenige weibliche Kleid, das, auf den Schultern hängend, ununterbrochen und an keiner Stelle gebunden oder gegürtet bis zu den Füßen fällt und vermöge seiner Einengungen und Ausweitungen ungefähr der Form des Körpers folgt, ihn aber im übrigen mehr oder minder sackartig umgibt. Bei dieser Form des Kleides ist zunächst wiederum die Kontinuität des Gesamtkörpers, und es ist zugleich die freie Beweglichkeit seiner Teile, sichtbar gewahrt.

Und es fehlt, vermöge jener Einengungen und Ausweitungen, nicht die Andeutung der Gliederung des Körpers und der relativen Selbständigkeit der Glieder. Und darin liegt die positive Bedeutung dieser Form des Kleides.

Aber damit verbinden sich Mängel dieser Form. Es fehlt in ihr die lebendige *Wechselbeziehung*, d. h. *Wechselwirkung* des Kleides und des Körpers. Jenes *hängt* nur eben auf diesem; es hat im übrigen die Form, welche ihm der Schneider oder die Schneiderin gegeben hat. Die Form ist dem Kleide nicht gegeben durch den Körper oder eine reale oder körperliche Beziehung zum Körper. Das Kleid deutet, wie gesagt, die Gliederung des Körpers an. Umgekehrt gesagt, die Gliederung des Körpers spiegelt sich in dem Kleid. Aber sie spiegelt sich nicht darin in dem Sinne, daß der Körper, oder eine sinnvolle und in der Natur des Körpers gegründete materielle Beziehung zwischen Kleid und Körper, ein körperlicher Zusammenhang zwischen beiden, die Spiegelung ins Dasein ruft. Die Gliederung des Körpers „spiegelt" sich im Kleide, d. h. lediglich: sie *wiederholt* sich vermöge der Kunst des Schneiders andeutungsweise darin.

Und damit zugleich „*wahrt*" das Kleid auch nur die freie Beweglichkeit der Teile des Körpers. D. h. wir sehen, daß die Bewegungen innerhalb der Grenzen, welche das Kleid steckt, stattfinden *können*. Aber das Kleid zeigt nicht an, welche Bewegungen stattfinden *sollen*. Es fordert nicht zu bestimmten Bewegungen auf und verbietet andere. Es ist in diesem Sinne uncharakteristisch.

Und die fragliche Form des Kleides ist endlich zugleich uncharakteristisch in dem anderen Sinne, daß in ihm die Einheit des Gesamtkörpers und anderseits die Selbständigkeit der Teile lediglich in einem Mittleren zusammenfließen oder sich ausgleichen.

Digitized by Google

Dies ist nicht eigentliche Differenzierung oder Gliederung. Sondern das Wesen der künstlerischen Differenzierung oder Gliederung besteht darin, daß beides nach Möglichkeit da ist, einerseits die volle Selbständigkeit der Teile, anderseits die volle Einheit des Ganzen. Künstlerische Differenzierung ist die Schaffung der vollen Einheit im vollen und klaren Gegensatz. Sie geschieht durch volle Trennung des Selbständigen, die doch auch wiederum keine Abtrennung ist, d. h. keine Zerteilung oder Zerfällung in Stücke, sondern Selbständigkeit in der Einheit und der freien Unterordnung des Selbständigen unter das Ganze. Eben die Selbständigkeit macht die Unterordnung zur freien. M. a. W. künstlerische Gliederung besteht nicht in der teilweisen oder gradweisen Anerkennung des Unterschiedes und der ebenso teilweisen oder gradweisen Anerkennung der Einheit, d. h. im Ineinanderübergleitenlassen der selbständigen Formen. Ein solches Ineinanderübergleiten der selbständigen Formen findet freilich am Körper selbst statt. Aber eben deswegen darf es im Kleide nicht stattfinden. Die Kleidung hat nicht die Aufgabe solcher Wiederholung, sondern sie hat als künstlerischer Schmuck des Körpers die eigene Aufgabe der selbständigen Heraushebung dessen, was im Körper ineinander übergeht, und anderseits ebensowohl der Betonung der Einheit. Kurz, ihre Aufgabe besteht in der charakterisierenden Gliederung.

Und so ist die hier in Rede stehende Art der Gewandung, mag ihr auch durch aufgesetzte Linien eine äußerliche, dem Sinn und Wesen des lebendigen Individuums fremde oder auch eine dieselbe andeutende oder „wiederholende" Lebendigkeit beigebracht sein, doch innerlich unlebendig und leer, und damit, im eigentlichen Sinne des Wortes, „unkleidsam". — Daß das Extrem eines solchen „Sackes", das ich hier zunächst im Auge habe, irgendwo vorkomme oder gar bei vielen Aufnahme gefunden habe, behaupte ich damit nicht.

Diesem Gewand nun stelle ich gegenüber dasjenige weibliche Gewand, das unmittelbar unter der Brust zusammengehalten, leicht gebunden oder gegürtet ist und von da faltig herabfließt.

Dabei liegt der Nachdruck zunächst auf der Stelle der losen Bindung oder Gürtung. Dadurch wird derjenige Teil des Oberkörpers abgetrennt und verselbständigt, von dem speziell dasjenige gilt, was ich oben ungenau vom Oberkörper überhaupt

Digitized by Google

ſagte, daß er nämlich ein eigenartiges Syſtem innig zuſammengehöriger Funktionen und Lebensbetätigungen in ſich ſchließe.

Die Eigenart dieſes Syſtems iſt jedermann unmittelbar einleuchtend. Sie beſteht darin, daß ſich in ihm die Perſönlichkeit in beſonderer Weiſe nach ihrer geiſtigen, noch ſpezieller geſagt, nach ihrer affektiven und Willensſeite zuſammenfaßt. Der durch die hier in Rede ſtehende Bindung oder Gürtung — unmittelbar unter der Bruſt — abgetrennte Teil iſt zunächſt die Sphäre des Atmens, genauer geſagt, er iſt die Region, in der wir die freie Bewegung des Atmens unmittelbar und eigentlich verſpüren, an der dieſe freie Tätigkeit des Atmens fühlbar ihren Anſatz oder Urſprung hat. Die Bewegung des Atmens erſtreckt ſich freilich weiter nach unten. Aber die loſe Gürtung, die hier vorausgeſetzt iſt, ſchneidet ja nicht ab, ſondern betont durch ihre Losheit ausdrücklich die Möglichkeit des Weitergehens oder Weiterklingens der Bewegungen, die da oben einſetzen. Anderſeits aber bleibt es dabei, daß da oben für unſer unmittelbares Gefühl der Urſprung oder eigentliche Ort der Tätigkeit des Atmens iſt. Und dieſe Tätigkeit iſt Willenstätigkeit. Und in der Art dieſer Tätigkeit, in der Ausweitung der Bruſt beim freien Atmen meinen wir unmittelbar die Freiheit unſeres Willens zu fühlen. Nicht umſonſt reden wir vom Mut und Stolz in der Bruſt. Dabei meinen wir aber mit der Bruſt nicht den vorderen Teil des Oberkörpers bis zur Hüftenlinie, ſondern jenen oberen Teil, nämlich eben den, wo wir eigentlich die freie Tätigkeit des Atmens fühlen oder zu fühlen meinen.

Und es braucht gar nicht geredet zu werden von der Bedeutung der Schulter, der Bewegungen des Halſes und durch ihn des Kopfes, vor allem auch der Bewegungen der Arme für die bewußte Willenstätigkeit und den Ausdruck innerer Erregungen. Arm und Hände ſind, von ihrer Bedeutung als Ausdrucksmittel oder als Mittel des „Sprechens“ abgeſehen, das Organ des „Handels“ im eigentlichen Sinne, d. h. der Tätigkeit, durch welche der Menſch zum Herrn über die Außenwelt wird. Wir bewegen die Beine, aber wir handeln damit nicht, noch auch pflegen wir damit zu ſprechen, ſo wie wir mit den Armen und Händen „ſprechen“. Und wir dürfen hinzufügen, in analoger, obgleich nicht in gleicher Weiſe handeln und ſprechen wir überhaupt mit den Teilen jener oberen Region, ſo gewiß wir mit dem darunter liegenden Teile des Oberkörpers weder „handeln“ noch „ſprechen“.

Digitized by Google

Dieser Sachverhalt ist aber freilich an sich nicht entscheidend. Sondern er wird es erst dadurch, daß beim weiblichen Körper, von dem hier die Rede ist, die Abgrenzung der fraglichen Region durch die Natur sichtbar gegeben ist. Das Kleid ist Umhüllung und Schmuck des Körpers und demgemäß zunächst Ausdruck des körperlichen Wesens und in seiner Gliederung Ausdruck einer Gliederung dieses körperlichen Wesens. Aber das Bedeutsame des Körperabschnittes, der beim weiblichen Körper durch die untere Grenze der weiblichen Brust nach unten abgegrenzt ist, liegt nun eben darin, daß in ihm zugleich jene obere Sphäre der Persönlichkeit, jene Willens- und Ausdruckssphäre, jene spezifische Sphäre des Sprechens und Handelns, ich könnte kurz sagen, daß in ihr die „obere", über dem übrigen Körper selbstbewußt thronende und darüber herrschende Persönlichkeit abgegrenzt ist. Niemand weist, dies mag zur Verdeutlichung des Gemeinten noch hinzugefügt werden, wenn er gefragt wird, wo „er" sei, auf seine Knie, noch auch auf seinen Magen, sondern jeder weist oder klopft auf seine Brust und sagt: Da, oder das bin ich.

Darin zunächst liegt die besondere Bedeutung oder Symbolik jener Gürtung des weiblichen Gewandes unter der Brust. Sie liegt in dieser sichtbaren Verselbständigung der „oberen Persönlichkeit" durch das Kleid, in dem sichtbaren selbständigen Zusammengenommensein derselben, in ihrem abgesonderten „Thronen" über dem übrigen Körper.

Aber damit ist nun zugleich das Weitere gegeben: Das ununterbrochene, nicht lebloſe, sondern faltige Herabfließen des so zusammengenommenen — nicht einfach im Schnitt verengerten — Gewandes von der Stelle der Gürtung an, das Herabfließen über die Hüftenlinie hinweg bis zu den Füßen.

Hierbei hat zunächst wiederum dies Bedeutung, daß das Gewand in Falten fließt, und im „Spiel" der Falten sein eigenes inneres Wesen „entfaltet", und daß es dies tut von einer Stelle aus, von der es frei fällt, also relativ sich selbst überlassen ist. Damit kann es frei sein inneres Wesen entfalten; und zugleich, in dem es am Körper herabfällt, was seine Biegungen mitmacht, an den Körper sich schmiegen und damit die Bewegungen des Körpers frei zum Ausdruck bringen.

Durch den Fluß der Falten aber sind die Bewegungen des Körpers charakterisiert als fließende, insbesondere vom Oberkörper in den Unterkörper hineinfließende. Man beachte dabei auch den Gegensatz zwischen diesem Fluß oder dieser Kontinuität der Be-

Digitized by Google

wegung des Gesamtkörpers einerseits, und der darüber thronenden und in sich zusammengenommenen, und dabei doch nicht etwa abgeschnürten „oberen" Persönlichkeit.

Bleiben wir aber noch bei den fließenden Bewegungen. Auch die Form des Kleides, von welcher wir hier reden, gewährt keine schrankenlose Freiheit der Bewegung. Die Falten fließen ihrer Natur nach ununterbrochen bis zu den Füßen. Aber damit fordern sie, daß sie so ununterbrochen fließen *können*. D. h. sie erheben sichtbaren Widerspruch gegen jede Bewegung, welche die Kontinuität dieses Fließens zu zerstören, d. h. vor allem durch Querfalten aufzuheben droht. Damit weist das fragliche Motiv hin auf *mäßigen* Gebrauch der verstatteten Freiheit der Bewegung, insbesondere der Bewegung des Oberkörpers gegen den Unterkörper hin. Es verbietet sichtbar jede rasche, heftige, übermäßige Bewegung dieser Art, das heftige und starke sich Bücken, das entschiedene und rasche sich Drehen in der Hüftenlinie. An die Stelle des Bückens tritt das leichte sich Neigen; an die Stelle jeder heftigen und raschen Bewegung die leise sich schmiegende oder die gleitende Bewegung. Wohl mögen die Falten — nicht nur in leichtem Spiele wechseln, sondern auch sich biegen und in *gebogener* Linie verlaufen. Aber es liegt in der Natur derselben, daß die Kontinuität und die *Grundrichtung* des Fließens — am Körper *herab* — gewahrt bleibe.

Und dies Wesen des fließenden und sich schmiegenden Gewandes, zusammen mit jener Verselbständigung der darüber schwebenden bewußt wollenden „oberen Persönlichkeit" gibt nun der Persönlichkeit einen entsprechenden Charakter. Wir gewinnen den Eindruck eines Wesens, das wohl im Biegen und sich Schmiegen, aber nicht in raschen und heftigen Bewegungen sich betätigt, und zugleich einer ruhigen Souveränität der Persönlichkeit über ihre Bewegungsmöglichkeiten.

Wir gewinnen, mit einem Worte, das Bild der souveränen Würde und Grazie, einer Vornehmheit, die in ruhig maßvollem Gebrauch der sichtbar vorhandenen Freiheit zum Ausdruck kommt.

Das Motiv, von dem wir reden, steht aber mit anderen Motiven in einem inneren Zusammenhang, fordert sie oder findet in ihnen eine Ergänzung. Einmal ist es mit jenem Motiv nicht wohl verträglich, daß nun der Kopf vom Oberkörper abgetrennt, oder anderseits unbeweglich an ihn gebunden erscheine. Sondern auch die Bewegungen des Kopfes müssen in den Körper,

Digitized by Google

den Hals, die Schultern, die Brust, frei hineinzuklingen scheinen.

Vor allem aber steht jenes Motiv in innerem Zusammenhang mit dem Motiv des langen Herabfallens des Gewandes bis über die Füße und schließlich mit dem Motiv der Schleppe. Der ringsum „fußfreie" Rock scheint zu freiem Schreiten, überhaupt zu relativ freiem Gebrauch der Füße aufzufordern. In der Natur jener fließenden Falten aber liegt es gegen alle allzu freie Bewegung der Füße, die diesen Fluß zerstören und in ihn Unruhe bringen würde, vor allem gegen jedes Hüpfen, Tänzeln, wohl gar Zappeln mit den Beinen, Einspruch zu erheben.

Schon der Umstand, daß die Rucke oder Stöße, die das Gewand durch jede ihm von unten her mitgeteilte heftigere oder raschere Bewegung der Beine erfährt, bei dem unter der Brust gegürteten Gewand erst an dieser relativ hochliegenden Stelle aufgehalten werden, während das unmittelbar über der Hüfte festgebundene Gewand diese Bewegungen schon über der Hüfte zum Stillstand bringt, sagt uns, daß im ersteren Falle gemäßigtere Bewegungen der Beine geboten sind. Dabei darf noch besonders daran erinnert werden, daß jede freie Bewegung der Beine eine Tendenz der Loslösung des Gewandes vom Körper ist, und auch diese Tendenz der Loslösung, die der natürlichen Bestimmung des Gewandes, zu umhüllen, entgegensteht, bei dem unter der Brust gegürteten Gewand weiter in den Körper hinein, d. h. weiter nach oben sich erstreckt. Dieser Tendenz der Loslösung nun wirkt das weite Herabfallen des Gewandes und gar die Schleppe entgegen. Dies Motiv beseitigt in jedem Falle den Widerspruch zwischen der Ruhe und Gemessenheit, die in den fließenden Falten liegt, einerseits, und der im fußfreien Kleid liegenden Aufforderung zu freierer und stärkerer Bewegung der Füße und damit der Beine anderseits.

Oder positiv gesagt, das lange Herabfallen des Kleides und die Schleppe vervollständigen, weil sie in sich selbst auf Ruhe und Gemessenheit der Bewegung hinweisen, das Wesen des unter der Brust gegürteten Gewandes, sofern auch dies eine Aufforderung zu solcher Ruhe und Gemessenheit in sich trägt.

Der zuletzt erwähnte Punkt ist, wie man sieht, ein nicht zu unterschätzendes praktisches Hindernis gegen den in Rede stehenden Kleiderschnitt. Im übrigen ist zu dem soeben Gesagten hinzuzufügen, daß es dabei jederzeit wesentlich ankommen wird auf die Natur des Stoffes und den Grad, in welchem derselbe etwa

Digitized by Google

dieſer ſeiner Natur zufolge nach unten fällt und, ſich ſchmiegend, den Körper umhüllt. Und nicht minder wird der Altersunterſchied von Wichtigkeit ſein. Jene freiere Loslöſung des Gewandes vom Körper widerſtrebt dem Charakter des Kindes nicht in gleicher Weiſe wie dem der Dame, noch beanſprucht das Kind die Ruhe und Gemeſſenheit oder den ruhig maßvollen Gebrauch ſeiner Bewegungsfreiheit wie die Dame.

Und für die Frage der Verwendung des unter der Bruſt gegürteten Gewandes überhaupt und in jedem Falle für die Frage nach der beſonderen Form, die es haben ſolle, iſt die Frage von Bedeutung, um welche körperliche Erſcheinung es ſich handelt. Es iſt wenig ſinnvoll, durch Falten, die beſtimmt ſind, zu fallen und frei abwärts zu fließen und dabei ſich anzuſchmiegen, ſolche Formen, die dem Abwärtsfließen durch weite Ausladung ſich ſichtbar widerſetzen, in noch helleres Licht zu ſtellen.

Man ſpricht jetzt viel von Reform der Frauenkleidung. Nun, ſolche Reform kann nicht darin beſtehen, daß an die Stelle einer alten eine neue allgemeingültige Schablone geſetzt wird. Die zur Mode gewordene Reform hebt ſich ſelbſt auf. Sondern „Reform“, das kann hier nur heißen: Freiheit, in der Kleidung diejenige innere phyſiſche und geiſtige Weſenheit kundzugeben, die man kundgeben will und ſinnvollerweiſe kann kundgeben wollen. Man kann aber ſinnvollerweiſe in der Kleidung nur diejenige innere Weſenheit kundgeben wollen, die erfreulich iſt, und diejenige, die nicht mit dem ſonſtigen Eindruck von der Perſon in Widerſpruch gerät. Dies beides faßt ſich zuſammen in dem Einen: Jeder hat das Recht, zu ſeiner Freude und zur Freude anderer aus ſeiner ſinnlichen Erſcheinung durch das Mittel der Kleidung das Beſte zu machen, was er, ohne das Gefühl des Widerſpruches zwiſchen Wollen und Gelingen zu wecken, machen kann. In der tatſächlichen Geltendmachung dieſes Rechtes wird zugleich jeder zeigen, was für ihn das „Beſte“ an der eigenen Perſon iſt.

Kehren wir jetzt noch einmal zurück zum weißen Halskragen des Mannes, von dem oben die Rede war. Die Mode fordert jetzt, daß er hoch ſei, alſo raſche und leichte Bewegungen des Kopfes verbiete. Hier iſt die Mode ſo fein, wie ſie zu ſein pflegt. Sie ſchafft durch dies Motiv eine eigentümliche Würde. Nämlich eben diejenige, die der Menſch dadurch zu erkennen gibt, daß er ſtraff emporgerichteten Hauptes durchs Leben geht. Vielleicht ſcheint ein ſolcher Menſch mitunter nicht nur in ſeinen Be-

Digitized by Google

wegungen, sondern auch in seinem Intellekt etwas eingeengt. Aber dafür entschädigt jene Würde.

Damit sind wir aber wiederum bei einer neuen Motivgattung angelangt. Es gibt allerlei Motive der Einengung. Ihnen stehen wiederum Motive der Befreiung, nämlich der Befreiung von solcher Einengung, gegenüber. Dabei können die Einengung wie die Befreiung verschiedener Art sein.

Einmal tatsächliche, zugleich aber für den unmittelbaren Eindruck bestehende Einengung bzw. Befreiung. Eine Befreiung dieser Art liegt etwa im fußfreien weiblichen Rock, der den Füßen Bewegungsfreiheit schafft und eine Wesenheit kundgibt, wie sie eben in der freien und flotten Vorwärtsbewegung naturgemäß sich äußert.

Dagegen schließt der breite, weit zur Schulter oder über diese herabreichende Kragen, sei er Kragen des Mantels oder übergelegter Spitzenkragen, keine tatsächliche Befreiung in sich. Dennoch symbolisiert er eine solche, nämlich eine Befreiung des Kopfes und Halses bzw. zugleich des unteren Halsansatzes, von welchem der Kragen vermöge der in ihm liegenden Bewegung zurückzuweichen scheint. Er symbolisiert ihre selbständige, also freie Beweglichkeit, und macht damit wiederum den Eindruck einer entsprechenden inneren Wesenheit der Person.

Der Zylinderhut schließt nicht nur das Verbot der freien Bewegung des Kopfes in sich, sondern er ist zugleich ein Motiv der Verlängerung der Person nach oben. Ihm entsprechen die hohen Absätze, die ein Motiv der Verlängerung nach unten sind. Dies heißt nicht nur, daß der Mensch durch den Zylinder und die hohen Absätze seiner Leibeslänge einen tatsächlichen Zuwachs verschafft. Sondern solche Verlängerungen wirken ähnlich wie der Stock, den ich in der Hand halte, oder mit dem ich einen Gegenstand, etwa die Wand vor mir, berühre. D. h. in jenen beiden Fällen fühlen wir eine unmittelbare Erweiterung unserer Machtsphäre. Wir haben das Gefühl der Beherrschung eines weiteren Raumes.

Ein gleichartiges Gefühl hat der Mensch bei sonstigen, durch das Kleid bewirkten Ausweitungen. Das Kleid erscheint vermöge seines engen Zusammenhanges mit dem Körper als ein Teil des Ich. Seine Erweiterung wird also zur Erweiterung des Ich. Man denke hier etwa an die Verwandlung des gesamten weiblichen Unterkörpers in die weit ausladende schwebende Glocke, die jetzt für eine Zeitlang verschwunden zu sein scheint. Auch daß die

Digitized by Google

Glocke schwankte, hatte seine Bedeutung. Sie wurde dadurch fühlbar und machte die in ihr liegende Ausweitung der Sphäre des Ich oder der Machtsphäre der Persönlichkeit fühlbar. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit auch an die künstliche Erhöhung der Schultern, durch welche unsere Frauen zuzeiten den soldatischen Schulterstücken nacheiferten. Das Emporziehen der Schultern ist ein Ausdruck des inneren Sichzusammennehmens und Sichanstemmens, wie umgekehrt das Hängenlassen der Schultern die Verzagtheit oder das Sichgehenlassen markiert. Nun, eine gleichartige Bedeutung hat die künstlich erhöhte Schulter.

Kehren wir indessen noch einmal zurück zum Motive des Zylinderhutes. Ich gewinne durch ihn das Gefühl der Verlängerung meiner selbst oder der Ausbreitung meiner Machtsphäre nach oben auf Kosten meiner Bewegungsfreiheit. Analoges ist auch bei anderen Teilen der Kleidung der Fall. Auch durch die Schleppe wird ein weiterer Raum ausgefüllt, und auch hier wird diese Ausfüllung des weiteren Raumes zugleich als Hemmung gefühlt. Auch die Schleppe zwingt zu einer bestimmten Art der Bewegung, nämlich zu ruhigem, sicherem Schreiten. Aber damit ist nun wiederum eine neue Würde gewonnen, nämlich eben diejenige, die sich im ruhigen, gemessenen Schreiten kundgibt.

Die Schleppe ist etwas Anhängendes. Insofern gehört sie zugleich in ein neues und besonders reiches Kapitel. Es ist das Kapitel von der Symbolik der anhängenden Formen. Diese Symbolik ist speziell Bewegungssymbolik. Mit Rücksicht auf dieselbe wollen wir gleich eine allgemeine Regel aufstellen: Kommt das eigentümliche Wesen eines anhängenden Teiles der Kleidung in einer bestimmten Art der Bewegung zur Geltung, so weist dieser Teil der Kleidung auf den Charakter oder Charakterzug hin, der in dieser Art der Bewegung seinen natürlichen Ausdruck findet.

Wenden wir hier unseren Blick einen Augenblick von der Schleppe hinweg zu den altassyrischen Priestergewändern. Am unteren Ende derselben hängen schwere Troddeln oder Quasten. Solche frei anhängende und zugleich schwere Gebilde nun fordern ihrer Natur nach eine ruhige Bewegung, ein würdevolles Schreiten. Sie widerstreben sichtbar jeder raschen, gar jeder springenden, hüpfenden oder tänzelnden Bewegung. Demgemäß geben sie der Person einen Charakter der ruhigen Würde. Man denke hier auch an die schweren Ohrgehänge. Diese fordern eine ruhige Bewegung des Kopfes und damit zugleich des ganzen Körpers. Gegen jede rasche Bewegung erheben sie als gegen einen ihnen widerfahrenen

Digitized by Google

Zwang Einspruch. Sie drängen vermöge ihrer Form und Schwere auf die ruhige Gleichgewichtslage hin. Wieder ergibt sich daraus ein Eindruck des entsprechenden Charakters. Den entgegengesetzten Eindruck wecken etwa die leichten, zum Flattern bestimmten Bänder der Rokokotracht. Sie sind zum Flattern bestimmt, d. h. ihr eigentliches Wesen oder ihre natürliche Funktion ist das Flattern. Sie symbolisieren damit Leichtlebigkeit bis zur „Flatterhaftigkeit".

Als besonders eindrucksvolles Motiv verdient hier der lange Schleier der Reiterin Erwähnung. Er ist zum Wehen bestimmt. Diese Bestimmung erfüllt er bei gleichmäßig rascher Vorwärtsbewegung. Damit gibt er der Person etwas kühn vorwärts Strebendes. Man denke hier auch an die Fahnen oder Flaggen von Schiffen.

Mit der Schleppe hat der männliche Frack einige Verwandtschaft. Die Schöße hängen relativ schwer herab und fordern damit eine gewisse Gemessenheit der Bewegung. Wir brauchen, um uns davon zu überzeugen, uns den Befrackten nur hüpfend oder springend vorzustellen. Mit diesem Motiv verbindet sich aber in einzigartiger Weise ein solches, das wir schon kennen, nämlich ein Motiv der Befreiung. Die vorderen Teile der Schöße unseres Gehrockes schlagen beim Gehen gegen die Knie. Sie hemmen damit die Vorwärtsbewegung, wenn auch nur mit leiser Mahnung. Sie bekunden auch durch die Querfalten, die beim Beugen und Sichverneigen entstehen, daß sie solchen Bewegungen widerstreben oder Schranken setzen. Die gegenteilige Symbolik nun liegt in dem Fehlen der Vorderteile der Schöße beim Frack. Wir werden dadurch eingeladen zum Vorwärtseilen, zur gesellschaftlichen Annäherung und zugleich zu den dabei erforderlichen Verbeugungen. Dies Motiv zusammen mit dem Motiv der hinteren Schöße redet eine außerordentlich feine Sprache. Die Gesellschaft ladet uns zur Vertraulichkeit ein und hält uns zugleich, an den langen Rückteilen der Schöße nämlich, zurück und warnt uns, daß unsere Vertraulichkeit nicht allzu groß werde.

Damit nehme ich aber vom Frack noch nicht Abschied. Derselbe ist eine Fundgrube feinster Symbolik. Der Gesellschaftsfrack erscheint deutlich als nicht zum Zuknöpfen bestimmt. Vollkommen natürlicherweise. Wer „zugeknöpft" sein will, bleibt besser zu Hause. In Gesellschaft sollen wir uns öffnen und uns mitteilen. Dies sagt die Unzuknöpfbarkeit des Gesellschaftsfrackes.

Aber diese eignet nicht jedem Frack. Kundige Kleiderkünstler unterscheiden scharf zwischen dem Gesellschafts- und dem Diplomaten-

Digitized by Google

frack. Der letztere kann zugeknöpft werden. Diese Unterscheidung zeigt deutlich, wie tief die Kleiderkunst von der Symbolik der Kleidung durchdrungen ist.

Hiermit sind wir nun aber bei den Knöpfen und der Symbolik der Knöpfe angelangt. Ich bitte hier zu den Knöpfen allerlei anderes, das eine ähnliche Funktion hat, hinzuzunehmen, etwa Broschen, Agraffen, Gürtel- oder Mantelschließen und dergleichen.

Die Symbolik der Knöpfe ist wiederum eine reiche. Zunächst verbinden die Knöpfe d. h. schließen die Teile der Kleidung zusammen. Sie bezeichnen die Punkte der Wechselwirkung gegeneinander selbständiger Teile; Punkte, in welchen Teile sich fassen und halten, zugleich auch wiederum voneinander gelöst werden können.

Insofern sind sie zunächst für das Kleid selbst, für seine eigene Lebendigkeit, abgesehen von seiner Beziehung zum Menschen, bedeutsam. Die Knöpfe rücken insoweit in eine Linie oder erscheinen vergleichbar mit der Naht, von welcher oben die Rede war. Der Unterschied ist nur der, daß die Wechselwirkung, welche durch die Knöpfe bezeichnet wird, eine freiere ist, eine solche, in welcher die in Wechselwirkung tretenden Teile gegeneinander selbständig sind, daß die Knöpfung zugleich als eine lösbare erscheint.

Darin ist aber zugleich eine Symbolik von anderer Art, d. h. eine Charakteristik des Menschen, der die Kleidung trägt, eingeschlossen. Zunächst eine allgemeine Charakteristik. Die Beziehung des Menschen zum Kleide erscheint durch das Motiv der Knöpfe als eine freiere. Statt dessen kann ich auch sagen, der Mensch erscheint gegenüber dem Kleide da, wo dies geknöpft oder durch Broschen, Agraffen, Schließen zusammengehalten ist, freier.

Aber die Knöpfe sind auch noch in besonderer Weise unmittelbar für das Wesen des Menschen symbolisch. Einmal pflegen die Knöpfe an der Vorderseite des Menschen aufzutreten; damit betonen sie die Vorderseite oder das Vorn. Sie lassen diese Seite in dem Lichte erscheinen, in welchem dieselbe naturgemäß erscheint, nämlich im Lichte der Hauptseite. Wiefern aber ist die Vorderseite die Hauptseite? Die Antwort lautet: Sofern sie die Seite ist, nach welcher der Mensch blickt und sich zu bewegen strebt, nach welcher er körperlich und geistig tätig ist; nach vorn ist sein Denken, sein Wollen und Handeln gerichtet. Und damit steht nun die vorn angebrachte Knöpfung in einer inneren Be-

Digitized by Google

ziehung. Die Knöpfe sind ja zum Auf- und Zuknöpfen, die Brosche zum Anstecken und Abnehmen, die Schließe ist zum Schließen und wieder Öffnen da. D. h. alle die bezeichneten Dinge sind sichtlich dazu bestimmt, Gegenstand dieser menschlichen Tätigkeit zu sein. Damit liegt in ihnen diese Tätigkeit des Menschen. Indem aber der Mensch diese Tätigkeit übt, betätigt er sich nach vorn, also in jener natürlichen und für sein gesamtes Wesen charakteristischen Tätigkeitsrichtung.

Sehen wir aber ab von dieser Richtung. Daß ich die Knöpfe nach Belieben auf- und zuknöpfen kann, darin liegt in jedem Falle ein Moment der Herrschaft über die Gewandung. Solche Herrschaft nun wird vermindert durch enge, vermehrt durch weite Knopfreihen. Das enger geknöpfte Kleid scheint untrennbarer mit dem Körper verbunden, der Träger des Kleides scheint gebundener. Man denke hier etwa an den Dienstrock des Soldaten und vergleiche damit den sogenannten Interimsrock des Offiziers. Die größere Weite der Knöpfung gibt dem Träger des letzteren einen Charakter größerer Freiheit.

Vielleicht entzieht man gelegentlich oder an einer Stelle die Knopfreihe ganz der Herrschaft des Individuums. Dabei denke ich etwa an eine Knöpfung im Rücken, wie sie wohl beim weiblichen Gewande vorkommt. Man sieht deutlich, daß hier das Kleid oder das Anziehen und Ablegen desselben, das Öffnen und Schließen, als der Herrschaft des Menschen entrückt erscheint und erscheinen soll. Darin liegt zugleich eine eigentümliche, obzwar freiwillig übernommene Gebundenheit des ganzen Wesens.

Oder man verbirgt die Knöpfe, um den Gedanken, das Kleid könne an der betreffenden Stelle geöffnet oder vom Körper losgelöst werden, gar nicht aufkommen zu lassen. Auch dies ist wiederum ein jedermann wohlbekanntes Motiv.

Im Gegensatze dazu wird in anderen Fällen die Herrschaft über das Gewand ausdrücklich betont. Dies ist jederzeit in dem Maße der Fall, als die Knöpfe oder die Broschen, Schließen usw. deutlich heraustreten. Dieselben können aber deutlich heraustreten einmal durch ihre Größe, dann aber auch, weil sie vermöge ihrer künstlerischen Bildung einen selbständigen Anspruch stellen.

Und mit Bezug darauf nun kann man sagen: je anspruchsvoller in beiderlei Hinsicht die Knöpfe sind, je mehr etwa die Mantel- oder Gürtelschließen anspruchsvoll heraustreten, um so größer erscheint die Herrschaft des Menschen über das, was durch sie zusammen gehalten ist, oder die Freiheit ihm gegenüber. Es drängt sich

Digitized by Google

eben, indem sie heraustreten, ihre Bestimmung auf, und die besteht darin, von dem Träger des Gewandes nach Belieben geöffnet und geschlossen zu werden. Man vergleiche hier miteinander die Reihung kleiner Knöpfe, die zugleich eine engere Reihung sein wird, mit gewissen großen Mantelschließen oder den großen Knöpfen frei umgehängter Mäntel.

Reden wir jetzt allgemeiner. Jede beliebige Bewegung des Menschen kann eine natürlichere und zwangloſere und ein andermal eine minder natürliche und zwanglose sein. Und immer können Teile der Gewandung oder des Schmuckes — den ich hier überall mit zur Gewandung rechne — zu einer Bewegung der einen oder anderen Art aufzufordern scheinen. Fordern sie aber sichtbar zu einer Bewegung der ersteren Art auf, so geben sie jedesmal an ihrem Teile der Person einen Charakter der Natürlichkeit oder Zwanglosigkeit.

Damit nun ziele ich wiederum auf ein neues Gebiet der Symbolik der Kleidung, einschließlich des Schmuckes. Wir können die fraglichen Symbole indirekte Bewegungssymbole nennen. Wir sehen den Symbolen die Bewegung an, deren natürlicher Zielpunkt oder Gegenstand sie sind, oder die erforderlich ist, um sie zu erreichen, sich in ihnen oder ihnen gegenüber in einer der Natur des Symboles entsprechenden Weise zu betätigen. Vorausgesetzt ist dabei immer, daß das Symbol zu solcher Betätigung bestimmt erscheine.

Unsere Jacketts etwa zeigen eine äußere Brusttasche. Aus ihr lugt vielleicht das weiße oder farbige Taschentuch hervor. Diese Brusttasche befindet sich auf der linken Seite. Wäre sie auf der rechten Seite angebracht, so würde die Gesamterscheinung des Menschen einen Charakter des Linkischen gewinnen. Der Grund leuchtet ein. Wir sind im allgemeinen Rechtshänder, und die Bewegung der rechten Hand nach der auf der linken Seite angebrachten Tasche, die Bewegung etwa, durch welche das Taschentuch aus ihr herausgenommen wird, ist eine frei ausgreifende. Die entsprechende Bewegung der rechten Hand nach einer auf der rechten Seite angebrachten Tasche wäre ungeschickt. Und auf jene Bewegung nun weist die links angebrachte Tasche unmittelbar hin. Dieselbe liegt in ihr oder liegt in der Stelle, wo sie angebracht ist, für uns eingeschlossen. Man denke auch an die Rose oder Nelke, die wir nicht in das rechte, sondern in das linke Knopfloch stecken, an das Täschchen, die Uhr oder allerlei Anhänge, die wir auf der linken Seite tragen.

Digitized by Google

Man denke anderseits auch an die Blume im Haar der Dame. Sie ist da lose hineingesteckt und muß so erscheinen; sie gehört ja weder zum Körper noch ist sie ein untrennbarer Bestandteil der Kleidung, sondern sie gehört einer ganz anderen Welt an. Sie ist ein freies Naturprodukt. Ihre Verbindung mit dem menschlichen Körper kann darum nur eine lose sein. Sie ist von dem Individuum frei in das Haar gesteckt, um ebenso nach freiem Belieben wiederum weggenommen zu werden. Und hier nun verlangen wir wiederum, daß die Bewegung, durch welche dies geschieht, selbst eine zwangloſe, freie sei. Diese Freiheit aber ist bedingt durch den Ort, wo sie angebracht ist. Damit gewinnt dieser Ort und das am ihm befindliche Objekt symbolischen Wert. Es trägt an seinem Teile zum Eindruck der Freiheit und gegebenen Falles der Anmut oder Grazie bei.

Es könnte hier auch daran erinnert werden, daß der Kneifer, der abgenommen werden kann und damit der Herrschaft des Individuums, das ihn trägt, unmittelbar unterworfen zu sein scheint, den Eindruck einer größeren Freiheit des Individuums macht, als die fester gehaltene und inniger mit dem Körper verbundene Brille. Freilich symbolisiert der Kneifer außerdem noch eine Herrschaft von besonderer Art. Indem ich den Kneifer aufsetze, bringe ich durch einen Akt der Willkür und eine Bewegung von mühelosester Art mir die Außenwelt näher oder mache sie zum Gegenstande einer schärferen Betrachtung. Ich verzichte dann wiederum, indem ich den Kneifer leicht abnehme, ebenso mühelos auf diese Betrachtung, weise souverän die Außenwelt von mir ab.

Noch sprechender, nur vielleicht allzu sprechend, ist in diesem Punkte die Symbolik des Monocles.

Im vorstehenden habe ich einiges gesagt über die Symbolik der Kleidung einschließlich des Schmuckes. Ich habe nicht alles gesagt, was zu sagen wäre. Die Mannigfaltigkeit dessen, was die Kleidung auszudrücken vermag, ist unendlich und unterliegt in jedem Punkte unendlich vielen Modifikationen. Aber die gemachten Andeutungen mögen genügen.

Die Menschen wollen mitunter etwas sein; immer aber wollen sie etwas zu sein scheinen. Und das, was sie scheinen wollen, ist dasjenige, was sie sein möchten. Sie suchen in ihrer sinnlichen Erscheinung das zu symbolisieren, diejenige Seite oder Art der Betätigung des menschlichen Wesens, auf welche sie Wert legen. Und sofern die sinnliche Erscheinung des Menschen am unmittelbarsten in der Kleidung uns entgegentritt, dürfen wir sagen: Jede

Digitized by Google

neue Tracht kennzeichnet eine neue Wertung des Menschen oder eine neue Lebensauffassung. Die Geschichte der Trachten ist die Geschichte der Lebensauffassungen und damit eine Geschichte der menschlichen Kultur. Man könnte eine Geschichte der menschlichen Kultur schreiben, die eine Geschichte der Kleidung wäre. Dieselbe würde die menschliche Kultur betrachten in einem bestimmt gearteten Spiegel, nämlich eben demjenigen, den die Kleidung darstellt.

Von der Tracht unterscheiden wir die Mode. Wie in jener der Charakter eines Volkes und einer Zeit sich ausspricht, oder dasjenige sich kundgibt, als was ein Volk und eine Zeit dauernd erscheinen will, so spricht in dieser eine vorübergehende Laune sich aus. Aber auch diese Laune ist der Wunsch des Menschen, sein Wesen oder diese oder jene Seite desselben zum Ausdrucke gelangen zu lassen oder sichtbar kund zu geben. Auch die Mode entstammt dem Drange der Symbolik. Je weniger tiefgehend und allgemein dasjenige ist, was eine Kleidermode zur unmittelbaren Anschauung bringt, je oberflächlicher und zufälliger die Seite des menschlichen Wesens ist, die in ihr zum Ausdrucke gebracht wird, desto rascher werden wir der Mode müde. Und um so rascher entsteht das Bedürfnis, nun uns selbst oder einen Teil unseres Wesens von anderer Seite zu zeigen. Und dabei herrscht das Prinzip der Gegensätze.

Noch eine Schlußbemerkung. Von der Frage nach der Symbolik der Kleidungs- und Schmuckmotive ist strengstens zu scheiden die Frage nach ihrem historischen Ursprung. Jene Frage ist einzig die Frage, was in den Motiven *liegt*. Wieweit die Symbolik der Motive zugleich ihr ursprüngliches Entstehen erklärt oder zum mindesten begreiflich macht, daß sie sich behaupteten und zur Herrschaft gelangten, dies ist eine weitere Frage.

Digitized by Google

Unsere „heidnischen" Volkslieder.

Von Mela Escherich.

Wenn alle Wasser fließen,
So soll man trinken.
Hessisches Volkslied.

Gleich den unterweltlichen Strömen der eddischen Mythen rauscht es aus fernem, rätselhaftem Ursprung unversieglich bis in unser modernes Heute und Morgen herein: der unablässig quellende, treibende Wellengang unserer germanischen Poesie. Wer an ihr auf verschlungenen und oft überwucherten Pfaden stromaufwärts wandern will, dem kann es gehen wie dem Tannhäuser der alten Sage, der ungetröstet von der Gegenwart scheidet und in den Berg geht auf Nimmerwiederkehr.

Unendlich reiche, vielfach noch ungehobene Schätze harren dort der Erlösung. Die herrlichsten Motive der Lebensfreude wie der Lebenstragik schlummern in unseren Volksliedern und Balladen. Und vor allem: sie gehen in die Tiefe unseres germanischen Wesens zurück. Sie geben Zeugnis der sittlichen, der religiösen Weltanschauung der Germanen. Durch die ausländischen Kultureinflüsse aller Jahrhunderte ist so viel verwischt und verwässert worden, daß man nicht oft genug auf das Ursprüngliche, das Germanische in uns deuten kann, auf daß Kinder und Kindeskinder es nicht vergessen.

Es bedarf nicht einmal einer streng wissenschaftlichen Untersuchung, um nachzuweisen, wie viel Altgermanisches noch in unserer Volkspoesie erhalten ist. Das Material drängt sich dem nur mit inniger Liebe Suchenden förmlich auf. Ich gebe im nachstehenden absichtlich nur Proben aus einer einzigen, allerdings vorzüglich zusammengestellten Volksliederausgabe,*) welche berufen sein dürfte, ein rechtes Hausbuch zu werden. Ist es doch gerade bei diesen einfachen, von Mund zu Mund gehenden Liedern von Wert, ihren Ursprung zu kennen.

Das Vornehmste unserer germanischen Vergangenheit ist unsere Mythologie. Ihren Spuren wollen wir hier folgen.

*) „Von rosen ein krentzelein", Auswahl deutscher Volkslieder. Herausgegeben von Hubert Stierling. Verlag K. R. Langewiesche. Düsseldorf 1904.

Digitized by Google

Gleich mitten ins Mythologische führt uns ein schlichtes Liebeslied hinein.

Goldmühle.

Dort nieden in jenem Holze
Leit (liegt) sich ein Mühlen stolz,
Sie mahlet alle Morgen
Das Silber und rote Gold.

Dort nieden in jenem Grunde
Schwemmt sich ein Hirschlein fein,
Das führt in seinem Munde
Von Gold ein Ringelein.

Hätt ich des Golds ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Mein'm Buhlen wollt ich's schicken
Zu einem Goldfingerlein (Goldringlein).

Das Milieu dieses Liedes entspringt der altgermanischen Vorstellung vom Sonnenaufgang. Die Mühle, die alle Morgen Silber und rotes Gold mahlt, ist das Sonnenrad, das heraufrollend Silber- und Goldglanz über Himmel und Erde verbreitet, das Hirschlein mit dem Goldring im Munde der Sonnenhirsch. Man erinnere sich hier auch des uralten Sprichwortes: Morgenstunde hat Gold im Munde. Der Dichter hat auf den Hintergrund dieser feinen Morgenschilderung den naiven Wunsch eines Liebenden gesetzt, der in vielfachen Variationen wiederkehrt (so z. B. in Scheffels Trompeterlied „Ich hol' Euch vom Himmel die Sonn' und den Mond"). Besonders bemerkenswert ist, wie rein sich hier die heidnische Idee ohne christlichen Beigeschmack erhalten hat. Solche Lieder sind immerhin selten.

Um so häufiger hingegen finden sich christlich-heidnische Mischungen, und hier läßt sich, wie nirgend wieder, der Wechsel der Zeitanschauungen und die religiös-kulturelle Entwickelung des Germanentums erkennen.

Zunächst ist es der Marienkult, dem das deutsche Gemüt die bereitwilligste Aufnahme gewährt. Die idealen Gestalten der germanischen Jahres- und Lebensgöttinnen vereinigen sich zu einer einzigen, zu höchster Idealität gesteigerten Erscheinung: Maria. Ganz fern liegt es dem germanischen Gefühl, sich mit der historischen Maria, der Jüdin aus Nazareth zu beschäftigen. Es erfaßt sie als das weibliche Prinzip der herrschenden Mächte, die ideale und ideelle Steigerung, deren Unterstufe Fricka, Freyja

Digitized by Google

Iduna und mehr oder minder die meisten anderen Göttinnen bilden. Der Marienkult bedeutet im Verhältnis zur Verehrung der Freyja und anderer Göttinnen in gleichem Maße einen Fortschritt wie das Christenthum zum Heidentum. Daraus ergibt sich ein Doppeltes: entweder der neue Kult wird als etwas Zeitgemäßes, Modernes aufgenommen und die alte Götterverehrung als überwundener Standpunkt verachtet oder, was die rückständigeren Gemüter sind, man hängt noch an der guten alten Zeit „da Frau Berchta spann" und dient ihr heimlich. Dann, im Laufe des Mittelalters, als das Christentum im Norden — nicht zum geringsten durch die deutschen Mystiker — eine Germanisierung erfahren hat, die es mehr und mehr der römischen Herrschaft entfremdet, zeigt sich klarer als im Anfang, da man das Alte zu überwinden hatte, der Zusammenhang mit dem Alten. Die Lebenslinie der religiösen Entwickelung tritt offen zutage. Die alten Ideen des Frühlings, der Liebe, der Mütterlichkeit — deren Verkörperung die Göttinnen waren — lösen sich in dem mystischen Prinzip der Jungfrau-Mutter.

Eines der fesselndsten Motive dieser mittelalterlichen Mystik, in der Heidentum und Christentum gleichsam wie zu einem kunstvoll gewebten Ornament, in dem sich die Fäden und Linien nicht mehr auseinanderhalten lassen, zusammentreten, ist die Verkündigung Mariä. Die Verkündigung in der Darstellungsform, wie sie in der mittelalterlichen Buchmalerei häufig ist und auch noch in der Tafelmalerei des 15. Jahrhunderts gelegentlich vorkommt: Gabriel als Jäger, der mit den vier Kardinaltugenden als Hunden das Einhorn in den Schoß der Jungfrau treibt. Dieses Motiv findet in einem Volkslied, dessen Alter sich etwa danach bestimmen läßt, folgende Ausführung:

Es wollt' ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron,
Was b'gegn't ihm auf dem Wege?
Maria, die Jungfrau schön.

Der Jäger, den ich meine,
Der ist uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel:
Gabriel ist er genannt.

Der Engel blies sein Hörnlein,
Das lautet also wohl:
Gegrüßt seist du, Maria,
Denn du bist gnadenvoll.

Digitized by Google

Eine Variation iſt hier, daß der Jäger mit dem hornblaſenden Engel jagt. Der Jäger iſt alſo der heilige Geiſt, und Gabriel erſcheint als ſein Begleiter, während auf den Gemälden und Stichen ſtets nur eine Perſon (Gabriel) erſcheint. Doch möchte man dieſe ſcheinbare Variation bei näherer Betrachtung faſt als die ältere Form erkennen. In einem Aufſatz, der die heidniſch-germaniſchen Einflüſſe in der ſpätmittelalterlichen germaniſchen Kunſt behandelt, habe ich kürzlich verſucht, die Beziehungen dieſer Verkündigungsallegorie zu dem alten Tagesmythus nachzuweiſen. Sie mögen hier kurz wiederholt werden: Aus der dreifachen Vermählung der Nacht gehen im germaniſchen Mythus die Abenddämmerung, die Erde und der Tag hervor. Der Vater des Tages iſt Döglingr (das Morgengrauen). Dieſe dreifache Vermählung findet, allerdings in etwas anderer Form, in der Marienlegende ihre Parallele in den drei Gatten der hl. Anna, aus deren letzter Verbindung Maria, die Mutter des Lichtes der Welt hervorgeht. Mit der Geburt des Tages erwacht zugleich die Sonne, deren Nahen Heimdall, der Hornbläſer, verkündet.

Dieſer Vorgang iſt in der ſymboliſchen Jagd in naiver Weiſe ins Chriſtliche übertragen. Der hl. Geiſt (Döglingr) naht als Jäger mit dem hornblaſenden Tagesverkünder Gabriel (Heimdall) und treibt das Einhorn (Sonnenhirſch) in den Schoß der Maria. Auf den gemalten Darſtellungen verſchmolzen dann Döglingr-Heimdall in eine Geſtalt, aber der Charakter Heimdalls als Verkündiger blieb in Gabriel gewahrt.*) In obigem Liede jedoch iſt der doppelte Auftritt, der dem alten Mythus noch näher kommt, geſchildert, und dürfte das Lied ſonach über das 14. Jahrhundert zurückzuſetzen ſein.

Einer weſentlich ſpäteren Zeit gehört gewiß das folgende oberſchleſiſche Lied an:

Ufm Berga da giht dar Wind,
Da wiegt de Maria ihr Kind
Mit ihrer ſchlohengelweißen Hand;
Se hat och derzu keen Wiegenband.

*) Gabriel wird auch, gleich Michael, in alten religiöſen Dichtungen „Gottes Stärke" genannt, und iſt auch hierin der Zuſammenhang mit dem von neun Rieſinnen geborenen Heimdall erſichtlich. „Geboren ward einer Am Anfang der Tage Ein Wunder an Stärke" (Hyndlalied).

Digitized by Google

„Ach Josef, liebster Josef mein,
Ach hilf mer wiegen mei Knabelein!"
„Wie kann ich dr denn dei Knabla wiegn,
Ich kann ja kaum salber de Fingerla biegen."

Der zweite Vers erinnert entfernt an eine Stelle im alten Passional, wo es „Auf der Flucht nach Ägypten" heißt, Maria habe unter einem Palmbaum gerastet und Josef gebeten, ihr Früchte herabzuholen. Der alte Josef aber weist wie hier ihre Bitte zurück, weil er zu müde ist, den Baum zu ersteigen. Es folgt dann das Wunder, daß der Baum auf des Kindes Befehl sich herabneigt und alle nach Herzenslust pflücken können, weil er „gute epfele frucht trug". Das schlesische Lied schildert offenbar auch eine Szene aus der „Flucht" und schien mir hier nur nennenswert, da sich darin das Bestreben zeigt, die fremde Legende ins Germanische zu übertragen. Wie dort über die Müdigkeit, klagt der alte Josef hier über die steifen Finger, und damit ist in zwei Zeilen der Szene ein nordischer Charakter gegeben. Fehlt hier jeder heidnische Zug, so ist es doch bemerkenswert, wie das deutsche Gemüt unablässig nach einer Germanisierung des Christentums strebte. Eine ähnliche nordische Milieugebung ist auch in einem anderen Liede erreicht:

Josef bei dem Kripplein saß,
Bis daß er schier erfroren was.

und folgt in demselben dann später eine Stelle, die sich wieder direkt an das alte Passional anschließt:

Es waren da zwei unvernünftige Tier (Vieh),
Sie fielen nieder auf ihre Knie.

Aus der religiösen Poesie des Mittelalters übertrugen sich auch manche Wendungen ins Profane. So heißt es in einem Scheidelied von der Geliebten:

Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art.

Eine direkte Nachbildung des Weihnachtsliedes „Es ist ein' Ros' entsprungen" mit der vierten Zeile des ersten Verses „Aus Jesse kam die Art" und dem Anfang des zweiten „Das Röslein, das ich meine". Man vergleiche auch im oben aufgeführten Verkündigungslied den Anfang des zweiten Verses: „Der Jäger, den ich meine".

Ein Landsknechtssprüchlein führt uns wieder ins alte Heidentum zurück: „Unser liebe Fraue Vom kalten Brunnen" heißt es

Digitized by Google

da, und wir denken an Frau Holle und Iduna, die Bewohnerin von Brunnakr, von denen Maria die Herrschaft des Brunnenreiches übernommen hat.

Der Brunnen spielt überhaupt in der deutschen Poesie eine große, geheimnisvolle Rolle. Aus dem Brunnen kommen die Kinder. Thales Idee, daß alles aus der Feuchtigkeit stamme, findet hier ihre Wiederholung. Bei Frau Holle, an deren Stelle dann Maria tritt, wohnen die Ungeborenen, und die Seelen toter Kinder kehren zu ihr zurück. In der Verchristlichung entsteht daraus der Lebensbrunnen. Zahlreiche Darstellungen zeigen Maria mit dem Kinde an diesem Brunnen sitzend. Die Sage indes bemächtigt sich seiner als Jungbrunnens. Hierauf bezieht sich eine rätselvolle Stelle in einem wohl sehr alten Liebeslied:

Bei meines Buhlen Füßen
Da fließt ein Brünnlein kalt,
Und wer des Brünnleins trinket,
Der jungt und wird nit alt;
Ich hab des Brünnleins trunken
So manchen stolzen Trunk,
Viel lieber wollt ich küssen
Meins Buhlen roten Mund.

Man möchte annehmen, der Text sei ursprünglich ein religiöser gewesen. Wie in obigem Scheidelied hat vielleicht auch hier eine Stelle eines Marienliedes ihre Übertragung in eine weltliche Weise gefunden, und war wohl die ursprüngliche Form eine heidnisch-christliche mystische Dichtung über den Lebensbrunnen.

An ein beliebtes Motiv der germanischen Mythologie knüpft auch die Sage von Maria und dem Schiffer an:

Maria wollt zur Kirche gehn,
Da kam sie an den tiefen See.

Als sie wohl an den See hinkam,
Der Schiffmann jung stand fertig da.

„Ach, Schiffmann, schiff mich über das Meer,
So geb ich dir, was dein Herz begehrt."

„Ich schiffe dich wohl über das Meer,
Wenn du willst meine Hausfrau sein."

„Soll ich erst deine Hausfrau sein
Viel lieber schwimm ich über das Meer."

Digitized by Google

Als sie wohl in die Mitte kam,
Fingen alle Glöcklein zu läuten an.

Sie läuten groß, sie läuten klein,
Sie läuteten wohl alle zugleich.

Maria kniet auf einen Stein,
Dem Schiffmann sprang sein Herz entzwei.

Man wird an allerlei erinnert. Zwiegespräche wie zwischen Maria und dem Fährmann sind in der Edda häufig. Das Begehren der Überfahrt und die Weigerung des Schiffers ist eines der ältesten germanischen Motive. Ein Gegenstück dazu bietet die Christophorussage. Auffällig ist in der Mariensage die fortwährende Verwechslung von Meer und See, ein Zeichen, daß die erhaltene Form des Gedichtes nicht die ursprüngliche ist. Zum mindesten handelt es sich um Entlehnungen aus älteren Sagen, da jedes lokale Gepräge fehlt. Das Schwimmen und Waten durch Meerengen oder Landseen ist in der Götter- und Heldensage häufig.

Welch eigenartige Umbildungen eine Idee zuweilen erfährt, beweist das Nornenmotiv, das in verschiedenen Liedern erhalten ist. Zuerst wandelten sich die Nornen in christliche Schutzheilige, Nothelferinnen, wie mir an einem rheinischen Altarwerk nachzuweisen gelang; dann, dem ritterlich minneschwärmerischen Geist des Mittelalters entsprechend, wagte die profane Poesie eine Verschmelzung von Heiligenkult und Minnedienst. Aus den Nornen wurden drei geheimnisvolle Jungfräulein, die in einem großen Haus wohnen oder in einem Walde, in dem sie mit vogelgleichem Gesang den Liebenden anlocken.

Mit Lust tät ich ausreiten
Durch einen grünen Wald,
Darinn da hört ich singen
Drei Vögelein wohlgestalt.

So sind es nit drei Vögelein,
Es sind drei Fräulein fein:
Soll mir das ein' nit werden,
Gilt es das Leben mein.

Das erst das heißet Ursulein,
Das ander Barbelein,
Das dritt hat keinen Namen,
Das soll des Jägers sein.

Diese anmutige Weise entspricht ganz dem mittelalterlichen Geschmack der heimlichtuerischen Liebesoffenbarung. Der Liebende

Digitized by Google

besingt öffentlich seine Herzensdame, aber auf eine so versteckte Art, daß Uneingeweihte nicht erraten können, wem die Huldigung gilt. Der dritte Vers nennt Heiligennamen, die mit dem Nornenkult in Zusammenhang stehen. Das obengenannte rheinische Altarwerk ist eine Dreiheiligendarstellung (Dorothea, Katharina (?) und Barbara). Ein anderes Werk, welches ebenfalls in Beziehung zu der Nornenerinnerung gebracht wird, ist der bekannte Grabstein im Wormser Dom. Dort heißen die heiligen Jungfrauen Embedt, Warbedt, Willibedt. Eine Legende bezeichnet sie als Gefährtinnen der hl. Ursula. In der Dreiheiligenverehrung variieren sonach die Namen, und könnte sehr wohl auch eine Variante mit der heiligen Ursula als einer der Jungfrauen existieren. Solche Verschiedenheiten ergeben sich durch die lokale Heiligenverehrung. In obigem Liede aber handelt es sich bei der Nennung der Namen Ursula und Barbara wohl schwerlich um Heilige. Die Stelle deutet schon eher auf eine, vielleicht ortsübliche, Rückübertragung der Heiligennamen auf mythologische Wesen. Das Heidnische ist hier schon soweit vergessen, daß aus den vorwissenden und schützenden Frauen drei märchenschöne Wesen geworden sind, deren Dreizahl der Dichter nur nennt, um, einem Paris gleich, der dritten den Preis zu geben. Wohl möglich, daß seine Angebetete den Namen der Dritten trug, den er auf diese Art, indem er ihn verschwieg, verriet. Solche Versteckrätsel waren in der alten Poesie beliebt.

Etwas verändert heißt es in einem wohl aus einer anderen Gegend stammenden Liede:

„Die eine, die heißet Susanna,
Die andere Bernharta, allein
Die dritte, die will ich mir nehmen,
Die soll es mein eigen sein."

Auch hier ist der Name der dritten verschwiegen, weil vielleicht als bekannt vorausgesetzt.

Ein echtes Heidenliedlein, obwohl schon mit der christlichen Hexenvorstellung vermischt, ist das folgende:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn
Alleweil bei der Nacht,
Und alles, was er blies, das war verlorn.
„Soll denn mein Blasen verloren sein,
Viel lieber wollt ich kein Jäger sein."
Er zog sein Netz wohl übern Strauch,
Da sprang ein schwarzbraunes Maidel heraus.

Digitized by Google

„Ach, schwarzbraunes Maidel, entspring mir nicht!
Ich habe große Hunde, die holen dich."
„Deine großen Hunde, die tun mir nichts,
Sie wissen mein hohe weite Sprünge noch nicht."
„Deine hohe weite Sprünge die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß heute noch sterben sollst."

Eine sonderbare Jagdunterhaltung! Wer ist der Jäger, der ein Netz über den Strauch wirft, wer das schwarzbraune Maidel? Daß die Geschichte in der Nacht spielt, läßt auf eine Szene aus der wilden Jagd schließen. Man denkt auch an Herodias. Aber der ruhelosen Herodias würde kaum mit dem Tode gedroht werden. Der Ursprung des Liedfragmentes ist jedenfalls in einem Göttermythus zu suchen. Man weiß, daß in der Erinnerung des Volkes die ehrwürdigen Asen sich zu immer unbedeutenderen Wesen verkleinerten. Aus Odin wurde die wenig heldenmäßige Spukgestalt des wilden Jägers. Aus den freundlichen Wanen und Elben unheimliche dummdreiste Schreckgespenster. So darf man unter dem hexenhaften schwarzbraunen Maidel wohl auch etwas anderes suchen als ein vom wilden Jäger aufgescheuchtes Buschweiblein. Die letzten oben angeführten Zeilen (das Lied hat noch einen Zusatz, aber aus wesentlich späterer Zeit, der auch in gar keinem Zusammenhang mit dem Fragment steht) von der Todesvoraussage des Jägers lassen die Vermutung einer symbolischen Schilderung aufkommen. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Jahres- oder Tagesmythus. Vielleicht das Fliehen der Schatten vor der Sonne. In diesem Falle wäre das Buschweiblein zwergischem Geschlecht angehörig gedacht. Die Zwerge ertragen die Sonne nicht. Sie nennen sie Zwergsüberlisterin. Beim Anblick ihres Aufgangs zerspringen sie in Stücke. Der Jäger mit den Hunden, der Odin oder, worauf sein Hornblasen deutet, auch Heimdall, der Tagesbote sein könnte, verstrickt das schwarzbraune Maidel ähnlich in ein Gespräch wie Thor den Zwerg Alwis. Nur daß hier die Hin- und Widerrede wesentlich kürzer — oder gekürzt — ist. Im Alwislied wird das Gespräch bis zum Sonnenaufgang hinausgezogen, in welchem Augenblick Thor triumphierend ruft:

Mit schlauen Listen
Verlorst du das Spiel,
Der Tag verzaubert dich, Zwerg:
Die Sonne scheint in den Saal.

Hier aber wird der Fliehenden nur gesagt, daß der Tod sie bald treffe. Man könnte sich daher das Fragment sehr wohl als

Digitized by Google

eine symbolische Szene denken, in welcher das Fliehen des nächtigen Dunkels vor der Morgendämmerung dargestellt ist. Der kühle Lufthauch, welcher dem Sonnenaufgang vorangeht und auf den das Bild des Hornbläsers (Bläser, Wind) wohl paßt, warnt das Dunkel, das sich aber noch sicher und unerreichbar fühlt, bis das Tageslicht naht und das Fliehende überall verdrängt.

Von solchen Motiven aus der Heidenzeit finden sich der Spuren noch genug. So in einer Ballade „Abendgang". Eine Herzogstochter geht abends heimlich aus dem Schloß zum Brunnen an den Waldrand, um einen Ritter, den sie liebt, dort zu treffen. Den Zorn des Vaters fürchtend, bittet sie den Torwächter, sie, falls sie die Zeit verschlafe (!), mit Hornruf oder Gesang zu wecken. Als sie aber zum Brunnen kommt, ist der Ritter noch nicht da, und wie sie eine Weile wartet, erscheint ein Zwerglein, das sich für einen Boten ausgibt und sie bei der Hand nimmt und zu seiner Mutter ins Zwergenland führt. Triumphierend prahlt es da mit seinem schönen Fang. Die Zwergenmutter aber sagt — ähnlich wie der Riese in der Sage vom Riesenspielzeug —: Gang, führ sie wieder geschwinde, da du sie genommen hast!" Nur daß die Sache hier nicht so gut ausgeht wie mit dem Riesenkind, das den Bauer mit seinem Gespann einfach wieder auf sein Feld setzt. Da der Zwerg des Morgens die Jungfrau zurückbringt, findet sie den Ritter, der an ihrer Treue zweifelte, erstochen, worauf auch sie sich den Tod gibt. Die Entführung durch den Zwerg läßt an eine Symbolisierung des Saatkorns denken, das, für kurze Zeit in den Schoß der Erde versenkt, von dort dem Lichte doch wieder zurückgegeben werden muß. Man wird an Trudhs Verlobung mit dem Zwerg Alwis und an den Proserpinamythus erinnert. Der traurige Ausgang braucht nicht einmal spätere Zutat zu sein. Er symbolisiert vielleicht einen schlechten Jahrgang, in dem durch ungünstige Witterungsverhältnisse das Korn zu lange in der Erde bleibt, wodurch eine schlechte Ernte entsteht.

Vielleicht nicht mythologischer, aber zweifellos altgermanischer Herkunft ist folgendes Trutzliedchen:

Ich weiß ein fein brauns Mägdelein,
Wollt Gott, sie wäre meine!
Sie müßte mir von Haberstroh
Wohl spinnen braune Seiden. —

Und nun entspinnt sich eine lustige Neckerei. „Sie" erklärt sich bereit, von Haberstroh braune Seide zu spinnen, wenn „er"

Digitized by Google

ihr von Eichenlaub zwei Purpurkleider schneiden wolle; dazu verlangt er aber eine Schere, die von „Cöllen an dem Rheine" geholt werden muß. Sie will auch die Schere holen, wenn er ihr die Sterne am Himmel zählt. Aber dazu fordert er wiederum, daß sie ihm eine Leiter baue, auf daß er zum Himmel hinaufsteigen könne. Das ist richtiger Skaldenhumor, wie er uns, noch in etwas geistreicherer Form im eddischen Fiölswinnsmal erhalten ist.*) Wie dort der Wächter von Menglöds Burg dem Fremden zu verstehen gibt, daß nur der Berufene, der die für andere unmöglichen Bedingungen erfüllen könne, Eintritt erhalte, so wird hier zwischen den Liebenden dem Unmögliches Fordernden Unmögliches scheinbar gewährt aber immer mit der Bedingung einer weiteren Unmöglichkeit. Hier wie dort ist die spöttische Tendenz die gleiche: erst können!

Ziemlichen Alters ist gewiß auch das an verschiedenen Stellen auftauchende Motiv von dem Ring, der, von einem Fisch verschluckt, auf des Königs Tafel kommt. Aber es frägt sich, ob der Ursprung germanisch ist. Vielleicht teilweise. So heißt es in dem „rheinischen Bundesring", nachdem der Liebende den Ring seiner Liebsten in den Neckar geworfen, der Ring durch den Rhein ins Meer geschwommen, von einem Fischlein gefressen worden und auf des Königs Tisch gekommen ist:

Der König tät fragen,
Wems Ringlein soll sein?
Da tät mein Schatz sagen
Das Ringlein g'hört mein!
Mein Schätzlein tät springen
Berg auf und Berg ein,
Tät mir wiederum bringen
Das Goldringlein fein.

Das Werfen des Ringes in die Flut und seine Wiedergewinnung ist nicht schwer auf die verschiedensten Naturvorgänge zu deuten. Man erkennt in ihm das Scheiden und Wiederkehren

*) Hans v. Wolzogen macht in seiner Eddaübersetzung auf den mythologischen Witz aufmerksam, der hier in das Zwiegespräch eingeschoben ist. Der Fremde, der frägt, wie die ihm den Eingang wehrenden Hunde zu besänftigen seien, erhält die Antwort, man müsse ihnen die Flügel des Hahnes Vidhofnir vorwerfen, erfährt aber auf seine weiteren Fragen, daß man, um die Flügel zu erlangen, den Hahn töten müsse, daß man dies nur mit dem Treffzweig könne, den Sinmara besitzt, daß diese aber den Zweig nur gegen eine Feder aus dem Flügel des Hahnes ausliefere!

Digitized by Google

der guten Jahreszeit oder auch der Sonne oder das Säen und Sprießen der Saat — mit einem Worte das Bild des ewigen Wechsels im Kreislauf der Natur.

Eine alte Erinnerung hat sich auch in dem schönen Liede vom Mühlrad erhalten:

Dort hoch auf jenem Berge
Da geht ein Mühlenrad,
Das mahlet nichts denn Liebe
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End;
So gesegen dich Gott, mein feines Lieb,
Jetzt fahr ich ins Elend.*)

Diese Mühle gleicht jener des dänischen Königs Frote, die nichts als Gold und Frieden mahlte, bis die der Arbeit unfrohen Mägde die Mahlstange zerbrachen.

So rauscht aus uralten Zeiten der Strom germanischen Gefühls, germanischer Poesie, germanischen Glaubens durch die Jahrhunderte. In seinen Leiden und Freuden gedenkt das Volk seiner Vergangenheit, knüpft an die Empfindungswelt der Väter an. Aber der Zeitgeist treibt vorwärts. Die Anschauungen des Christentums werden mehr und mehr Gemeingut des germanischen Nordens. Die alten Opferstätten sind längst verödet und die Kirche mit ihrem freundlich ladenden über Berg und Täler rufenden Glockenklang bildet den Mittelpunkt des neuen Lebens. Dem Wanderburschen, der sein Dorf verläßt, schleicht sich in die Heimatsehnsucht die Kirchturmserinnerung. Den alten Dorfturm grüßt der Heimkehrende zuerst, dann erst sucht der umflorte Blick das Elternhaus. Vom Kirchturm nehmen die Schwalben Abschied, ehe sie uns verlassen. Der Kirchturm ist die erhabene Hand, die segnend, mahnend, grüßend zum Wahrzeichen menschlicher Gemeinschaft wird.

Das Heidentum löst sich langsam im Christentum. Aber diese Lösung wird durch die katholische Priesterschaft ungemein erschwert. Die Verkündiger der Liebe sind immer da am kampflustigsten, wo der Friede am meisten not tut. Statt einem ruhigen Fort- und Vorwärtsführen wird gerissen und gezerrt. Es wurden Wunden geschlagen, die heute noch nicht geheilt sind. So entstehen jene tiefinnersten Konflikte, die schließlich zur Reformation

*) Ins Elend fahren heißt soviel als auswandern, ins Ausland gehen.

Digitized by Google

führen, obwohl auch diese bis heute den Frieden noch nicht gegeben hat.

Einen solchen Konflikt zwischen der alten und neuen Zeit schildert das Lied von der schönen Hannale. Er ist hier feinsinnig in einen religiös-sittlichen Widerstreit von Sehnsucht und Pflicht eingekleidet.

Es hatt' ein Bauer ein Töchterlein,
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Wie hieß es denn mit Namen sein?
Die schöne Hannale.

Er läßt ihr über den See eine Brücke bauen, und als sie darauf spazieren geht, zieht sie der Wassermann hinab. Sieben Jahre lebt sie bei dem Wassermann und schenkt ihm sieben Kinder, und als sie einst das jüngste wiegt, da hört sie einen Glockenklang:

Ach, Wassermann, ach, Wassermann,
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Laß mich einmal zur Kirchen gehen,
Mich arme Hannale.

Er fürchtet, sie könnte nicht wiederkommen; aber sie sagt, sie müsse es ja wohl um der Kinder willen. Da läßt er sie ziehen und sie eilt in die heimatliche Kirche. Dort findet sie im alten Kirchenstuhl die Eltern:

Der Vater macht die Bank ihr auf,
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Die Mutter legt das Kissen drauf,
Der schönen Hannale.

Dann nehmen sie sie mit nach Hause und bewirten sie. Aber da sie von den aufgetragenen Fischen essen will, fällt ihr ein Apfel in den Schoß. Sie weiß wohl, wer der Apfel ist, und bittet die Mutter, ihn ins Feuer zu werfen. Da beginnt aber der Apfel sie an ihre Pflicht zu mahnen:

Willst du mich denn verbrennen hier?
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Wer wird unsere Kinder ernähren mir,
Du schöne Hannale?

Dann schlägt er ihr vor, die Kinder zu teilen. Drei soll sie nehmen, drei er,

Digitized by Google

Das siebente wollen wir teilen gleich,
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Nehm ich mir ein Bein und du ein Bein,
Du schöne Hannale.

Da sieht die geängstete Mutter wohl, daß sie ihr Spiel verloren hat:

Und eh ich mir laß mein Kind zerteilen,
Zwischen Berg und tiefem Tal,
Wohl über die See —
Viel lieber will ich im Wasser bleiben,
Ich arme Hannale.

Der salomonische Urteilsspruch der Bibel ist hier zu Hilfe geholt, um zu beweisen, welch mächtige, durch keinen Glockenklang zu beschwichtigende Pflichten in der Tiefe des germanischen Wesens ruhen. Durch das ganze Mittelalter und weiter hinauf macht das uralt germanische Gefühl entgegen dem fremd aufgedrängten Wesen der verschiedenen Epochen mahnend seine Rechte geltend. Und zuletzt in Dingen des Glaubens bleibt durch die ganze Entwickelungsgeschichte des germanischen Geistes der schneidende Konflikt zwischen fremd und eigen schmerzlich fühlbar.

Der tragische Widerstreit läßt sich dichterisch kaum vollkommener lösen als in diesem Volkslied. In dem mit Pflicht und Sehnsucht ringenden Weibe sind die Leiden der nordischen Völker geschildert. Der der höheren Erkenntnis zustrebende Geist möchte sich schon aus den alten Fesseln befreien; aber immer wird er vor die Bedingung gestellt, sein Eigenes, sein Heiligstes zu töten.

Aber früh schon im Mittelalter erwacht die Erkenntnis: es ist nicht das Christentum, das feindlich zu uns kommt, nur Rom! Der Zorn wider Rom wird zur lodernden Flamme. In die ekstatische Himmelssehnsucht der Gotik, in die minnebrünstige Andachtsglut mönchischer Madonnentroubadoure oder vom „rosenroten Blut Christi" faszinierter Heilandsbräute klingt der höhnende Lebensschrei Tannhäusers, der zu der Frau Hulda in den Berg gegangen ist.

Neben Holbeins Totentanz ist die Tannhäusersage die bitterste deutsche Satire auf Rom. Richard Wagners wunderbare, einzig schöne Umdichtung ist ja vom künstlerischen Standpunkt aus gewiß im höchsten Maße gerechtfertigt, aber zu bedauern bleibt es doch, daß noch kein deutscher Meister der Kunst das ursprüngliche Motiv aufgegriffen und es zu einem deutschen

Digitized by Google

Nationalepos verdichtet hat. Der Stoff hat durch das Alter wahrlich nichts an populärem Gehalt verloren.

Die Tannhäusersage ist die alte Geschichte von der Geistesfreiheit im Widerspruch zu Pfaffenmoral. Viel muß ein Volk erlebt haben, bis aller zurückgedrängte Groll Gestalt gewinnt und sich zur Sage verdichtet.

Auch hier hat der Volksgeist eine Einkleidung gefunden. Und zwar hüllt er das heidnische vorsichtig ins antikische. Freyja-Hulda erscheint als Frau Venus, und ihre Lockungen sind sinnlicher Art. Aber das kann einen doch über das zugrunde liegende Motiv nicht irre machen. Kein Papst, nicht einmal ein legendarischer, hat sich je so über Sünden der Liebe erbost, daß er dem Sünder endgültig Absolution verweigert hätte. Das allein schon gibt ausreichenden Beweis, daß es sich hier um etwas ganz anderes als nur um die Verlockungen der Sündenliebe handelt.

Der ganze Streit Tannhäusers mit der Venus, womit das alte hochdeutsche Lied (ältester Druck ungefähr 1515) beginnt, ist nichts anderes als die Verkörperung des mit aller Kraft der Sehnsucht sich von der alten Anschauung losringenden germanischen Geistes. Es ist etwas Faustisches in der Gestalt des Tannhäusers, ein immer weiter Suchen und suchen Wollen. „Mein Leben, das ist worden krank!“ schreit er der Venus zu und: „Ihr seid eine Teufelin!“ Denn alles überwundene erscheint dem Weitereilenden sündig, verächtlich. Darum ruft er Maria an, das Ideal der neuen Zeit. Und er geht nach Rom zum Papst ein begeisterter Anhänger der neuen höheren Erkenntnis.

„Nun wollt ich Beicht und Buß empfahn,
Ob ich möcht Gott anschauen.“

Er sucht Gott! Aber sein Idealismus hat ihn blindlings in jenes Christentum hineingetrieben, das bereits ein Papsttum, ein Pfaffentum geworden ist. Der geistliche Diplomat hält ihm ein dürres Stäbchen vor:

„Als wenig das Stäblein grünen mag,
Kommst du zu Gottes Hulde.“

Da erfaßt Herrn Tannhäuser gut deutscher Zorn.

Maria Mutter, reine Maid!
Ich muß mich von dir scheiden.

Der Katholizismus mit seinem Madonnenkult kann ihn nicht mehr halten. Verzweifelnd kehrt er zurück in den Berg, es Gott anheimstellend, dereinst am jüngsten Tag mit ihm Frieden zu

Digitized by Google

machen. Da klingt bereits die Idee der lutherischen Gewissensfreiheit an!

Es stund bis an den dritten Tag:
Der Stab fing an zu grünen,
Der Papst schickt aus in alle Land:
Wo Danhauser hin wär kommen?
Da war er wiederum in den Berg
Und hatt sein Lieb erkoren,
Deß muß der vierte Papst Urban
Auch ewig sein verloren.

Die erschütternde Tragik einer enttäuschten Lebenssehnsucht — das ist der Inhalt der Tannhäusersage. In einer schweizerischen Dialektfassung findet das tragische Motiv einen einigermaßen versöhnenden Schluß durch zwei angehängte, aus der Kyffhäuserprophetie übernommene Verse:

Tannhuser sitzt am steinige Tisch,
Der Bart wachst im drum umma;
Und wenn er drü Mal ummen isch,
So wird der jüngst Tag bald chume.
Er fragt Frau Vreneli all Fritag spot,
— — — — — — — — —
Ob der Bart es dritt Mol umme goht
Und der jüngst Tag wall chume.

Da verwischt sich die Gestalt des Gottsuchers mit jener des Kaisers, verwischt sich die Sehnsucht nach der Geistesfreiheit mit jener nach dem neuen Reich. Tannhäuser wird zum verheißenen Retter der Zukunft, der dereinst hervortreten wird und Gericht halten.

So leuchten aus den verhüllenden Nebeln der Sagen allenthalben die handelnden oder sehnenden Wirklichkeiten hervor. Was heute ob seiner märchenhaften Form uns wie eine anmutige Erfindung erscheint, ist die durch die Jahrhunderte zu einer künstlerischen Abklärung gelangte Empfindung einer Zeit, ihre Sehnsucht, ihr Glaube, ihr Zorn. Was einst die Gemüter durchtobte und erschütterte, verbrandet wie Wellengekräusel nach dem Sturm. Im Liede, das Bauerndirnen singen, erhält sich die letzte verworrene Erinnerung, verzittert als leiser Seufzer, was einst der Jubel- oder Schmerzensschrei einer Epoche war.

Denen aber, die mit verschärften Sinnen hinablauschen in die Vergangenheit und horchen und schauen, denen erschließt sich in den Weisen, die das Volk singt, das Riesentor in das leuchtende Land deutscher Sehnsucht, Religiosität und Poesie.

Digitized by Google

Das österreichische Konkordat mit Rom.

[Ein Jubiläumsartikel]*).

Von Richard Charmatz (Wien).

Am 18. August 1855 unterwarf sich Österreich der Diktatur Roms. Ein halbes Jahrhundert ist seither verflossen, 35 Jahre sind seit der formellen Aufhebung des entwürdigendsten aller Staatsverträge: des Konkordats dahin gegangen. Eine lange Zeit, die überstandene Qualen vergessen läßt, die erduldete Schmach aus dem Gedächtnis zu tilgen vermag! Und doch: nichts verdient es so sehr, immer wieder und wieder erzählt zu werden, wie die traurigen Ereignisse der fünfziger Jahre des letzten Säkulums, durch die der Habsburgerstaat zum Paschalik der päpstlichen Kurie herabgedrückt wurde; lassen ja wenig historische Tatsachen die schrankenlose Herrschsucht und die kulturvernichtende Engherzigkeit der römischen Hierarchie in gleicher Ungeschminktheit und Ungebundenheit erscheinen, als die Eroberung Österreichs nach der Revolution. Leider fließen die publizistischen Quellen hierüber ungemein spärlich, und es scheint mir schon deshalb ein lohnendes Beginnen zu sein, dieses Stück Kulturgeschichte im Zusammenhange darzustellen, zu zeigen, welche Mächte im Spiele waren, um dem Staate, den einst das Genie Josefs II. durchblitzte, für ein Jahrzehnt den Anstrich voller Mittelalterlichkeit zu verleihen.

* * *

Im Jahre 1763 nahm von einer Frankfurter Buchdruckerei aus ein bedeutendes Werk seinen Weg in die Welt. „De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis liber singularis" war der Titel und hinter dem unbekannten Verfasser Justinus Febronius steckte der berühmte und gelehrte Weihbischof von Trier, Johann Nikolaus von Hontheim. In neun Kapiteln be-

*) Am 5. November d. J. sind 50 Jahre verflossen, seit das Konkordat österreichisches Staatsgesetz wurde. Im Jahre 1870 hob Österreich das Konkordat wieder auf, was vom Papste als „gottlose Tat" bezeichnet wurde. Das österreichische Konkordat brachte „das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Staat" zum Ausdruck. Deshalb ist es lehrreich, auch heute noch darauf hinzuweisen. D. H.

Digitized by Google

handelte der Autor die Kirchenverfassung, wie sie Christus geordnet, den geistlichen Primat in seinem ursprünglichen Wesen und in seiner geschichtlichen Verbildung, die allgemeinen Kirchengesetze, die Konzilien, die Befugnisse der Bischöfe nach göttlichem Rechte, die Kirchenfreiheit und die Mittel, sie dem Papste wieder abzugewinnen. Febronius erbrachte den Nachweis, daß die der Kirche zukommende Verfassung keinen monarchischen, sondern einen bischöflich-aristokratischen Charakter habe. So wenig die Apostel ihre Amtsgewalt von Petrus erhielten, so wenig hätten die Bischöfe die ihre vom Papste, vielmehr empfinge sie jeder Bischof unmittelbar von Gott. Demgemäß besitze er in seinem Sprengel das volle Diözesanregiment. Der Papst ist der Gesamtheit der Bischöfe unterworfen, den Generalkonzilien unterordnet. Gab doch Christus die Schlüsselgewalt nicht ihm, sondern vertraute sie prinzipaliter den Gläubigen, usualiter den Bischöfen an. Wie der Papst in kirchlicher Hinsicht nicht Monarch, nicht infallibel, nicht höchste Instanz sei, so vermöge er auch nicht allgemein verbindliche Gesetze zu geben, denn stets komme es darauf an, ob die päpstlichen Gebote vom Erzbischofe oder Bischofe angenommen werden. Allerdings erwarb der Statthalter Christi im Laufe der Zeit weitgehende Rechte, deshalb müsse die Kirchenverfassung auf den Zustand der ersten vier Jahrhunderte zurückgeführt werden; mindestens haben die Bischöfe Deutschlands das Anrecht auf die Machtbefugnisse, die dem französischen Episkopat eingeräumt sind.*)

Das Buch des scharfsinnigen Febronius war ein offenes Bekenntnis zum Gallicanismus, eine wissenschaftliche, von tiefem Ernste durchdrungene Streitschrift gegen die allumfassende Macht des Papstes. Das gründlich durchdachte Werk nahm auf die Geistesrichtung seiner Zeit einen ungeahnten Einfluß, und besonders für Österreich ist es zum Ausgangspunkte einer neuen, segensreichen Entwickelung geworden. Bis zum Tode Kaiser Karls VI. hatte sich der Habsburgerstaat in streng religiös-katholischen Bahnen bewegt. Unter Maria Theresia gelang es dem Fürsten Kaunitz, dem Jünger Voltaires, wenn auch unter Widerstreben der in kirchlichen Dingen konservativen Herrscherin, die Suprematie des Staates gegenüber der päpstlichen Kurie zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1767 wurde angeordnet, daß ohne das placetum regium keine Bulle veröffentlicht werden dürfe; die Willkür der

*) Dr. Otto Meyer, Febronius. Tübingen 1880. Seite 40 ff.

Digitized by Google

Priesterschaft erfuhr eine Einschränkung; die Neuordnung des Unterrichtswesens nach der Aufhebung des Jesuitenordens lockerte den Zusammenhang zwischen der Erziehung und Kirche; das Verbot gewisser Kirchenstrafen erschütterte die Macht der katholischen Herrschaft. Doch erst mit dem Tode Maria Theresias erreicht die Periode der Aufklärung in Österreich ihren Höhepunkt. Kaiser Josef II., der als Mitregent in kirchlichen und Schulangelegenheiten zurückhaltend geblieben war, begann nun als unumschränkter Monarch mit dem ihm eigenen Ungestüm das Staatswesen zu reformieren und im Geiste Febronius' von dem Einflusse der päpstlichen Kurie unabhängig zu machen. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung entwickelte der weitblickende Kaiser sein Neuerungsprogramm in einem Briefe an den ihm nahestehenden und gesinnungsverwandten Kardinal Hrczan, der Österreich in Rom zu vertreten hatte. „Seit ich die Krone der Welt trage" — heißt es — „ist die Philosophie zur Gesetzgeberin geworden. Die Logik, die in dieser Wissenschaft liegt, fordert, daß Österreich eine neue Form annehme. . . Es ist nötig, vom religiösen Gebiete Dinge zu entfernen, die ihrer Natur nach nicht dahin gehören. Da ich die Sadduzäer verachte, werde ich mein Volk von ihnen befreien. Zu diesem Zwecke will ich die Mönche vertreiben. . . Ich bin überzeugt, daß sie mich in Rom eines Eingriffes in göttliches Recht anklagen werden. Die Rechte der Bischöfe, die ich wiederherstellen will, werden dazu beitragen, die Volksirrtümer zu zerstören. An die Stelle des Mönches werde ich den Priester setzen, an die Stelle des Romanes heilig gesprochener Einzelner den Text des Evangeliums, und wenn ein Zwiespalt in Religionsmeinungen entsteht, wird man ausschließlich Moral lehren. Ich werde alle meine Anstrengungen dahin richten, dem Tempel, welchen ich erbaue, Diener zu verleihen. Die allgemeinen Seminare werden ebensoviele Pflanzschulen sein, in denen sich vernünftige Geistliche bilden. Die Hirten, die man dort erzieht, werden einen gebildeten Geist in die Welt tragen. So wird es denn nach Jahrhunderten voll Irrtum endlich wahre Christen geben. Wenn meine Pläne zur Ausführung gelangt sind, werden die Völker meines Reiches die Pflichten gegen Gott, gegen das Vaterland und gegen ihre Nebenmenschen kennen. Unsere Enkel werden uns segnen, daß wir sie von der Tyrannei Roms befreit haben"*). Zur Durchführung dieser Absichten fand der keines-

*) Alfred Michiels, Geschichte der österreichischen Politik seit Maria Theresia. Gotha 1866. 2. Auflage, Seite 161.

Digitized by Google

wegs atheistische, sondern vielmehr von einer edeln Frömmigkeit durchdrungene Kaiser ausgezeichnete Mitarbeiter, die sich um die Verjüngung Österreichs ein unsterbliches Verdienst erworben haben. Neben dem vorurteilsfreien, tapferen Abt Franz Stephan Rautenstrauch, neben dem „erleuchteten" Arzt van Swieten verdienten der Präses der geistlichen Hofkommission, Franz Karl von Kressel und der Hofrat Heinke einen Ehrenplatz. Nicht zuletzt muß auch der hohen Kirchenfürsten gedacht werden, die, dem Ideengang des Weihbischofs von Trier folgend, mit warmer Begeisterung und treuem Eifer das dornenvolle Beginnen ihres hochsinnigen Monarchen zu fördern suchten. Ihnen voran steht der Laibacher Bischof, Reichsgraf von Herberstein, dem Josef II. vergebens den Kardinalshut zu erwerben bemüht war. An ihn schließen sich mutig der Bischof von Königgrätz, Leopold Hoj, und der Erzbischof von Salzburg*).

Unterstützt von diesen ausgezeichneten Männern gelang es dem Kaiser, das Verhältnis von Staat und Kirche umzubilden und mit wohlbegründeter Entschlossenheit dem Reiche der Habsburger die volle Staatsgewalt zu erkämpfen. Die Verbindungen österreichischer Diözesen mit dem Auslande wurden unterbunden; eine große Anzahl von Klöstern verfiel der Auflösung, und die fortbestehenden 1425 Ordenshäuser erhielten eine geänderte Organisation; die religiösen Vereine wurden beseitigt. Der Staat nahm die Volkserziehung in die Hand und ersetzte die klösterlichen und bischöflichen Schulen für die Theologen durch Generalseminare, die von den geistlichen Oberen unabhängig waren. Der Staat behielt sich die Kontrolle der Verwaltung des kirchlichen Eigentums vor, der Kaiser schuf eine neue Gottesdienstordnung, die Kleriker wurden an die weltlichen Gerichte gewiesen und diesen auch die Ehesachen überantwortet. Mit einem Worte: Österreich erhielt eine Nationalkirche, die in fast gänzlicher Unabhängigkeit vom Papste stand; dabei bestimmte Josef II., daß die Bischöfe dem Landesherrn einen Eid zu leisten hatten, und dehnte das Placet auf die bischöflichen Hirtenbriefe aus. Der Herrscher unterließ es natürlich nicht, seine Schöpfung zu krönen. Am 13. Oktober 1781 beseitigte er den Druck, der seit Ferdinands des Zweiten Unduldsamkeit auf den „Akatholiken" lastete.

*) Siehe: Adam Wolf, Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich. Wien 1871. Seite 9 ff.

Dr. Franz Ritter von Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs. Berlin 1881. Band IV. Seite 497.

Digitized by Google

Allzufrüh erlag der Reformkaiser einer tückischen Krankheit. Sein Nachfolger, Leopold II., hielt wohl im ganzen und großen an den Grundsätzen seines menschenfreundlichen Bruders fest, allein die Neuerungen hörten auf, und einzelne Steine begannen sogar von dem Baue Josefs abzubröckeln. Der Toskaner gab den Klöstern die freie Wahl der Oberen zurück; er gestattete den Bischöfen die Errichtung theologischer Lehranstalten und hob die neue Gottesdienstordnung auf. Franz dem Ersten war bei aller privaten Frömmigkeit der Grundsatz der ultramontanen Politik, die Pflichten gegen den weltlichen Staat nach dem Interesse der römischen Kurie zu bemessen, gleich stark verhaßt, wie die Forderung der Liberalen, die Regierungsgewalt zu gunsten des Volkes einzuschränken.*) Eifersüchtig wachte der Monarch über die ungeschwächte Erhaltung seiner absolutistischen Macht, und in der Furcht vor der Überhandnahme fremden politischen Einflusses blieb er dem Adel ebenso wie dem Episkopat unzugänglich. Wenigstens in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung. Dennoch fand man sich schon unmittelbar nach der Jahrhundertswende bereit, die Oberaufsicht über die Volkserziehung den Konsistorien zu übertragen; gleichzeitig aber wurden einige lebensunfähige Klöster aufgelöst. Im Jahre 1820 zogen die Liguorianer in Österreich ein, und 1826 begann die offene Abkehr vom Josefinismus durch ein Gesetz, das die Errichtung von Klöstern gestattete, deren Mönche nur dem Gebete und der frommen Betrachtung lebten. Ein Jahr später wälzte sich der Jesuitenschwarm abermals nach dem Habsburgerstaate, wo ihm vorerst Galizien preisgegeben wurde. „Ich kenne diese Leute" — schrieb einst Kaiser Josef an den Grafen Choiseul — „ich kenne alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsternis über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Kap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren!" und nun konnten die Schüler Loyolas ihre Maulwurfsarbeit von neuem beginnen. Wohl war Fürst Metternich ein Gegner des Ordens, und auch Kaiser Franz wollte von ihm nichts wissen; deshalb jedoch fehlte es keineswegs an hohen Protektoren am „Hofe". Der Erzherzog Maximilian wandte den Jesuiten und Liguorianern seine Gönnerschaft zu, später begünstigte die einflußreiche Erzherzogin Sophie die klerikalen Bestrebungen in wirkungsvoller Weise. Unter der Regierung des gutmütig schwachen Ferdinand gewannen die Ultramontanen wieder

*) Anton Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden. Leipzig 1863. I. Band, Seite 125.

Digitized by Google

eine bevorzugte Stellung bei den Mitgliedern des Herrscherhauses, bei der Regierung im engeren Österreich. In Ungarn war es für die katholische Kirche schwieriger, festen Fuß zu fassen. Da standen die Calviner mit geschultertem Gewehr und schützten gegebenen Falles tapfer ihre Rechte. Außerordentlich heftig gestaltete sich die Abwehr, welche die in der westlichen Reichshälfte der Habsburgermonarchie fast widerstandslos hingenommenen, von der römischen Kurie diktierten Änderungen der Ehevorschriften im Lande der Stefanskrone fanden. Die katholische Geistlichkeit bemühte sich über höheren Auftrag, die aus Mischehen entstandenen Kinder für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen. Sie kümmerte sich dabei wenig um die Bestimmungen des XXVI. Gesetzartikels vom Jahre 1790/91, die neben der Anordnung, daß Ehen von Katholiken und Akatholiken vor dem katholischen Pfarrer zu schließen seien, noch die Verfügung trafen, daß die Kinder eines evangelischen Vaters in dieser Religion erzogen werden dürfen. Erst im Jahre 1843 wurden die Streitereien wegen des Übergriffes der katholischen Kirche in Ungarn zum Abschlusse gebracht. Sie endeten mit einer verdienten Niederlage der Römlinge, denn die ungarischen Reichstagsparteien einigten sich mit der Regierung auf den Grundsatz: Gemischte Ehen können auch vor dem Pastor eingegangen werden.

Trotz alledem ward die katholische Kirche im Habsburgerstaate allgemach zur Großmacht. Rechtlich bestanden zwar noch die josefinischen Bestimmungen zum großen Teile, aber das hinderte die Ultramontanen nicht, Österreich zu ihrer Domäne zu machen. In den Schulen hatten sie sich häuslich niedergelassen; die neu entstandenen Ordensniederlassungen wurden zu Pflegstätten des Klerikalismus, der Episkopat konnte die Priester nach seinen Bedürfnissen kneten und knechten. Die Bevölkerung, anfangs spröde und ausweichend, geriet in die Netze des Ultramontanismus, dessen Geist zum Regierungsgeiste geworden war. Das Österreich Josefs II. hatte ausgerungen, doch ehe der Staat Ferdinands II. neu erstehen konnte, durchkreuzte die Revolution die dunklen Pläne.

Als die Ketten gesprengt und klirrend zu Boden gefallen waren, verkündete die „Wiener Zeitung“ am 25. April 1848 ein kaiserliches Patent, das mit den verständnisvollen Worten: „Überzeugt, daß die Staats-Institutionen dem Fortschritte folgen müssen, welcher in der Kultur- und Geistesentwicklung der Völker eingetreten ist . . .“ anhebt und für alle „Untertanen“ ohne Aus-

Digitized by Google

nahme sowie „allen Geistlichen, Zivil- und Militärautoritäten“ zur unverbrüchlichen Richtschnur dienen sollte. Dieses Patent proklamierte in seinem dritten Teile die vollkommene Glaubens-, Gewissens- und persönliche Freiheit. § 25 statuiert einen „gleichen persönlichen Gerichtsstand“ für alle Staatsangehörigen, woraus hervorgeht, daß die erste Verfassungskunde des Sturmjahres die geistliche Gerichtsbarkeit, den Traditionen Josefs II. getreu, ausschließt, wie die „tolle Zeit“ überhaupt vielfach eine Rückkehr zu den religiösen Ideen von 1780 bis 1790 bedeutet. Am 7. Mai wurden die Orden der Jesuiten und Liguorianer aufgehoben; diese Maßregel erfolgte in Berücksichtigung der Volksstimmung, die sich bedenklich gegen die eifrigsten Diener Roms kehrte. Ende März bereits stellte der neuernannte Unterrichtsminister Sommaruga in der Aula der Wiener Universität eine unbehinderte Lehr- und Lernfreiheit in Aussicht. Am 2. September erfloß eine provisorische Verordnung über die Methode des Volksschulunterrichtes, die den Geist des Fortschrittes und der Verfassung atmete.*) Für den Reichstag wurde eine Vorlage über das Verhältnis von Schule und Kirche vordereitet, die der Zeitrichtung Rechnung tragen sollte. Die traurigen Oktober-Ereignisse machten indes das Werk des bekannten Dichters Feuchtersleben — damals als Unterstaatssekretär Leiter des österreichischen Unterrichtswesens — hinfällig. Vorher befreite noch ein Dekret vom 20. September die Gymnasien, welche größtenteils den Geistlichen anvertraut waren, von der willkürlichen Besetzung der Lehrstellen durch die Ordensvorsteher.

Mit dem Niedergange der Volksbewegung, mit dem langsamen Verlöschen der Freiheitslichter, die das Revolutionsjahr in seiner ersten Hälfte entzündet sah, wuchs dem Episkopat von neuem der Mut. Kaum war der erste Schrecken überwunden, traten auch schon die einzelnen Kirchenfürsten mit langen Petitionen an die Volkvertretung heran. In den Adressen verwahrten sich die Bischöfe gegen die beabsichtigte Trennung von Staat und Kirche. Die Verfassung sei ein leerer Schall, wird ausgeführt, wenn der Kirche nicht die Rechte und Prärogativen erhalten werden, die sie nach göttlicher Anordnung und nach den kanonischen Satzungen zu genießen habe. Eine bunte Reihe von Forderungen folgt, und am Schlusse taucht sogar der Wunsch nach

*) Dr. S. Frankfurter, „Graf Leo Thun, Franz Exner und Hermann Bonitz.“ Wien 1893. Seite 9.

Digitized by Google

einem Konkordate mit Rom auf. Diese begehrliche Sprache bewies, daß die Bischöfe einen Szenenwechsel voraussahen. Ihr Witterungsvermögen täuschte sie diesmal nicht. Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten der Reaktion herab, die erst zaghaft den Horizont verdunkelt, dann später ganz verfinstert hatten. Der in Kremsier kaltgestellte österreichische Reichstag wurde auseinandergetrieben, und die Regierung oktroyierte eine Verfassung, die den Wünschen der Bevölkerung nicht im geringsten entsprach. Dennoch: der erste Paragraph des kaiserlichen Patents vom 4. März 1849 „über die durch die konstitutionelle Staatsform gewährleisteten politischen Rechte" sicherte jedermann die volle Glaubensfreiheit zu, machte den Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte von den Religionsbekenntnissen unabhängig und sprach aus, es dürfe den Staatsbürgersrechten durch den Glauben kein Abbruch geschehen. § 2 räumt jeder gesetzlich anerkannten Kirche und Religionsgesellschaft das Recht der öffentlichen Religionsübung ein, überläßt ihr die Ordnung ihrer Angelegenheiten, die Verwaltung ihres Vermögens, unterwirft sie jedoch „wie jede Gesellschaft den allgemeinen Staatsgesetzen". Der vierte Paragraph endlich sagt, es sei für die Volksbildung durch öffentliche Anstalten zu sorgen. Der Religionsunterricht falle den betreffenden Religionsgesellschaften zu, allein der Staat bewahrte sich über das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen die Oberaufsicht.

So die Märzverfassung. Indes, schon arbeitete die weltliche Staatsmacht an ihrem Leichentuche. Auf Einladung des Ministeriums versammelten sich die österreichischen Bischöfe in Wien, um die Regierung in kirchlichen Fragen zu beraten. Vom 29. April bis zum 17. Juni 1849 wurden von den Kirchenfürsten unter Vorsitz des Kardinals Schwarzenberg alle den Glauben betreffenden Angelegenheiten besprochen und die Ergebnisse der Auseinandersetzungen durch Eingaben dem Ministerium bekannt gegeben. Diese Schriftstücke hatten zum Inhalte *):

1. eine einleitende Erklärung; 2. die Regelung und Verwaltung der geistlichen Ämter und Pfründen, das Patronatsrecht, den Gottesdienst; 3. die geistliche Gerichtsbarkeit; 4. den Unterricht; 5. das Klosterwesen; 6. die Ehefrage; 7. das Religionsstudium und 8. das Gotteshausvermögen. Die Hauptforderungen

*) „Aktenstücke, die bischöfliche Versammlung zu Wien betreffend." Wien 1850. Seite 77.

Digitized by Google

des Episkopats waren: Die Aufhebung des placetum regium und die unbedingte Freigabe des Verkehrs der Bischöfe mit Rom und mit den Gemeinden. Das geistliche Gerichtswesen sollte auferstehen und auch die Ehesachen umfassen. Die Überwachung der Lehranstalten und Klöster wurde für die Kirche in Anspruch genommen. Für die Verwendung des von Kaiser Josef II. aus dem Ertrage der aufgelösten Klöster geschaffenen Religionsfonds — der selbstverständlich unter die Verwaltung des Staates gestellt war, denn der Monarch ging von der Ansicht aus, daß er zur Aufhebung der Orden und zur Einziehung ihrer Güter juristisch berechtigt sei — reklamierte der Episkopat ein Mitbestimmungsrecht.

Zur Unterhandlung mit der Regierung wählte die bischöfliche Versammlung ein Permanenzkomitee das an Rührigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Unter dem beständigen, sehr wirkungsvoll gehaltenen Hinweis, daß die Revolution bloß eine Frucht des Unglaubens darstelle — als hätte die Kirche nicht schon vor dem Jahre 1849 über die Geister in Österreich geherrscht —, gelang es dem Episkopat tatsächlich, die höchsten Kreise einzuschüchtern. Nur der Glaube und die Allgewalt der Kirche könnten den Staat vor neuen Erschütterungen bewahren, könnten einer Wiederholung des Aufruhrs vorbeugen, versicherten die geistlichen Einbläser bei Hofe, und sie fanden Gehör. Am 7. April 1850 hielt der Kultus- und Unterrichtsminister Graf Thun dem Kaiser einen Vortrag, in dem er ganz im Sinne seiner bischöflichen Schützlinge dem jugendlichen Monarchen ausführte: „es müssen alle Staaten einem Zustande innerer Auflösung entgegen gehen, wo die religiöse Überzeugung ihre Macht über die Gemüter verloren habe". Und da in dem nachjosefinischen Österreich immer die Interessen des Glaubens und der Gläubigen mit den Interessen der römischen Kirchengewaltigen verwechselt wurden, empfahl der Minister für einige Wünsche des Episkopats die sofortige Genehmigung, bezüglich der anderen, nicht kurzer Hand lösbaren Fragen erbat er sich die Erlaubnis, sie im Wege eines Konkordats mit dem Papste zu ordnen. Kaiser Franz Josef, damals 21 Jahre alt, ging auf die Vorschläge des Grafen Thun ein; Österreich war für Rom vogelfrei geworden, Schritt für Schritt eilte es seinem Verderben entgegen.

Der 18. April 1850 brachte die erste folgenschwere Verordnung über das Verhältnis der katholischen Kirche zur Staatsgewalt. Den Bischöfen und den ihnen unterstehenden

Digitized by Google

Gläubigen wird es freigegeben, in geistlichen Angelegenheiten ohne vorherige Zustimmung der weltlichen Behörden mit dem Papste zu verkehren. Die Bischöfe können nach Belieben Ermahnungen und Anordnungen erlassen, nur müssen sie eine Abschrift der Behörde übersenden. Außerdem werden gewisse Kirchenstrafen wieder zugelassen. — Am 23. April erschien eine Verordnung, die von den Beziehungen der katholischen Kirche zum öffentlichen Unterrichtswesen handelt. Die Religionslehrer an den niederen und höheren Anstalten müssen hiernach vom Bischofe die Unterrichtsermächtigung erhalten haben, die dieser jederzeit zurückziehen kann. Der Bischof darf seinen Alumnen die Vorträge, welche sie an der Universität zu besuchen haben, vorschreiben, also die Lernfreiheit aufheben. Niemand vermag die theologische Doktorwürde zu erlangen, der nicht vor dem Bischofe oder seinem Beauftragten das tridentinische Glaubensbekenntnis abgelegt hat. — Ein Erlaß vom 22. Juni traf wegen der Feier der Sonn- und katholischen Festtage Anordnungen. — Am 28. Juni wurde die Stellung der katholischen Religionslehrer an Gymnasien und anderen Mittelschulen in folgender Weise geregelt: Die Landesschulbehörden haben dahin zu wirken, daß an allen vollständigen Gymnasien zwei Religionslehrer vorhanden seien. Da durch diese Vorschrift auf die einzelnen Religionslehrer bloß wenige Lehrstunden entfallen, ist ihnen „nicht nur aus finanziellen, sondern auch aus wichtigen pädagogischen Gründen" ein anderer Gegenstand zuzuweisen. In Wirklichkeit dreht es sich bei dieser Maßregel um eine künstliche Steigerung des Einflusses in der Schule. „Insofern es sich darum handelt" — bestimmt § 13 — „daß der Religionslehrer die Schüler zu Religionsübungen verhalte, welche auf die äußere Ordnung der Gymnasien eine Ingerenz üben, kann dies nur mit Zustimmung des Direktors geschehen. Hält der Direktor die Anträge des Religionslehrers für unzweckmäßig, so hat er sie abzulehnen. Dem Religionslehrer steht es frei, sich an seinen Bischof zu wenden, durch welchen der Gegenstand mit der Landesschulbehörde und mit dem Ministerium in Verhandlung gebracht werden kann". Mit einem Wort: Der Direktor wird zum Hampelmann in der Hand des Religionslehrers. — Der 30. Juni brachte den Behörden ein neues Zirkular des Grafen Thun, das die bischöflichen Beschlüsse betreffs der theologischen Diözesan- und Klosterlehranstalten ausführte; 15 Tage später wurden die gemischten Kommissionen für Disziplinaruntersuchungen gegen Geist-

Digitized by Google

liche aufgehoben und alle Beschwerden geistlicher Art ausschließlich an den Bischof gewiesen.

Das bischöfliche Permanenzkomitee konnte mit der eifrigen Arbeit der Regierung zufrieden sein. Aber es scheint, daß die Kirchenfürsten ein noch schleunigeres Tempo wünschten. Im Mai 1850 waren die ungarischen Bischöfe in Gran unter Scitovßkis Leitung zusammengetreten, und im August wurde eine Synode abgehalten, von der aus eine Petition an das willfährige Ministerium abging, die es hauptsächlich auf die weitere Verpfaffung der Schule abgesehen hatte. Und richtig: am 23. Juni des nächsten Jahres erhielten die Jesuiten ihre früheren Rechte zurück. Die klerikale Reaktion siegte eben auf der ganzen Linie. Weihrauchwolken bedeckten Österreich, die Konkordatsluft begann zu wehen. Ende Oktober 1852 gab die halbamtliche „Österreichische Korrespondenz" bekannt, daß Graf Buol-Schauenstein infolge kaiserlichen Auftrages mit der päpstlichen Kurie in Unterhandlungen getreten sei. Der tiefste moralische Fall des Kaiserstaates bereitete sich bereits hinter den Kulissen vor.

Welches waren nun die Männer, die in Österreich die Fäden des Konkordats spannen? Als Kultus- und Unterrichtsminister hatte Graf Leo Thun ein gewichtiges Wort mitzureden. „Eine hohe, fast reckenhafte Gestalt, mit einem ernsten und doch eines Zuges von Wohlwollen nicht entbehrenden Antlitze, mit einem Organe von wohlklingender Tiefe, all das verbunden mit den einfachsten und edelsten Formen"; so erschien der Minister seinem Nachfolger aus der liberalen Ära Leopold Ritter von Hasner. An dem Bilde Thuns wurde viel retouchiert und viel vergröbert. Walter Rogge erniedrigt ihn zum „Laufburschen des Jesuitenpaters Beckx*)," der konservativ-klerikale Freiherr von Helfert hebt ihn dagegen in den Himmel, und ein anderer Biograph, Dr. Frankfurter, feiert den Unterrichtsminister — den nach Grillparzers bekanntem Wort der Kultus erschlagen hat — als den Reformator der Mittelschule. Allerdings mit Unrecht, denn Graf Thun setzte lediglich seine Unterschrift unter den bei seinem Eintritt in die Regierung bereits fertig gestellten „Entwurf der Organisation für die Gymnasien und Realschulen in Österreich," der von Exner und Bonitz nach preußischem Muster abgefaßt war; sonst tat er alles, um die groß angelegte Reform des

*) Walter Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart. Leipzig 1872. I. Band, Seite 323.

Digitized by Google

Schulwesens zu diskreditieren. Doch wie immer man sich zu dem Konkordatsminister stellt, er ist eine interessante Gestalt. Der Freund Toquevilles, der seine literarische Laufbahn mit einer Schrift über die Verbesserung des Gefängniswesens begann, der später als Sohn einer sächsischen Mutter für das Slaventum manch eine Lanze brach, und als Leiter des Unterrichtswesens die tschechischen Mittelschulen ausmerzte; ein Mann, der in seinen jungen Jahren dem Wiener „Juridisch-politischen Lesevereine," dem Herde der antimetternichschen Bewegung, beitreten wollte und 1848 als Statthalter in Prag mit der Verhängung des Standrechtes debutierte; dieser eiserne Aristokrat, von dem in der Zeit des Kulturkampfes die Herrenhausmitgliedschaft gleichsam weggeschleudert wurde: nein, eine einfach zusammengesetzte Erscheinung war Graf Leo Thun keinesfalls. Er legte Zähigkeit im Handeln an den Tag, doch ihm gebrach die Festigkeit im Wollen, im Charakter. Ein hochgebildeter, begabter Mann mit großen Anlagen, aber zu einer, über die eigenen Kräfte gehenden Mission berufen, wurde er — selbst nicht genug reich an Initiative — das Opfer seiner Umgebung. Ein umgekehrter Luther, bei dem der Ruf: Ich kann nicht anders! ein Symptom der Schwäche ist.

Der Minister des Innern, Dr. Bach, der „Barrikadenmann", der einst die zündendsten Freiheitsreden im Munde führte, der seine Laufbahn als Gesandter Österreichs beim päpstlichen Stuhle beschloß und in Rom durch seine Bigotterie hervorstach, lenkte des Habsburgerstaates Geschicke in einer schweren Zeit. Bach hat als Organisator große Kraft und bedeutenden Scharfblick, wenn auch wenig Verständnis für das augenblicklich Mögliche gezeigt. Er erwarb sich um die Durchführung der Grundentlastung Verdienste, allein all diese Vorzüge werden durch seinen Treubruch an der Kulturfreudigkeit, durch seine Selbstauslieferung an den Klerikalismus aufgehoben. Bach war ein Sklave seines Ehrgeizes; seine Fähigkeiten trugen ihn mit der Demokratie in die Höhe, aber seine Eitelkeit verhinderte ihn, mit ihr zu fallen. Er war Minister geworden, er wollte es bleiben. Als das Volk ausgespielt hatte und andere Mächte die Bühne beherrschten, mußte er sich um Bundesgenossen umsehen. Der Adel blickte ihm stets über die Schulter, die Militärpartei lag mit ihm in fortwährender Fehde; es gab also nur eine Stütze, und Bach schloß sich den neuerdings emporkommenden Klerikalen an. Das mag vielleicht psychologisch zu verstehen sein, zu vergeben ist

Digitized by Google

es gewiß nicht. Der „Barrikadenminister“ hat schwer gebüßt. Er mußte als ein Vergessener sterben.

Solcherart waren die Vertreter der Staatsgewalt. Da hatte die Kirche sich besser versorgt. Kardinal Fürst Schwarzenberg — des Ministerpräsidenten Bruder — verkörperte in ihren Kreisen die Energie und Josef Otmar Ritter von Rauscher repräsentierte den Diplomaten. Dieser — der Sohn eines Wiener Hofsekretärs — war erst Direktor der Orientalischen Akademie, Erzieher Kaiser Franz Josefs, dann Bischof von Seckau und Erzbischof von Wien. Ungewöhnliche Begabung, ganz außerordentliche Bildung und die glatten Formen des Höflings zeichneten ihn aus. Mit scharfem Blick für das Erreichbare, wußte er stets, was er begehren konnte, und immer auch, wie er es verlangen mußte. Der junge Kaiser vertraute ihm wie wenig anderen, die charakterlose Regierung wich vor ihm zurück. Selten hat ein Diener der römisch-kirchlichen Weltmacht günstige Gelegenheiten so auszunützen verstanden wie Rauscher. Er ebnete dem Vertreter des Papstes Kardinal Prela die Wege zum Konkordat. Dafür erhielt er den Kardinalshut und wahrlich nicht unverdient.

* * *

Am 21. August 1855 brachten die Wiener Blätter die lakonische Notiz: „Das Geburtstagsfest Seiner Majestät erhielt in diesem Jahre eine besondere Weihe. Am 18. August wurde das zum Abschlusse gekommene Konkordat zwischen dem heiligen Stuhle und Österreich in der hiesigen Residenzstadt unterzeichnet. Die Veröffentlichung desselben kann, wie sich von selbst versteht, nicht geschehen, insolange die Ratifikation der allerhöchsten Vollmachtgeber nicht erteilt und gewechselt ist.“ Durch ein kaiserliches Patent vom 5. November wurde das Konkordat „im ganzen Umfange des Reiches“ zum Gesetze erhoben; und acht Tage später erfolgte die amtliche Bekanntmachung des Textes, der allerdings bereits früher durch eine Indiskretion publik geworden war. Ein offizieller Artikel in der „Wiener Zeitung“ pries das Abkommen mit Rom als eine Perle in der Krone des Kaisers und Papstes. Den Schluß in der amtlichen Lobeshymne bildete die Versicherung, „der Geist, der das Konkordat geschaffen, werde auch seine Vollziehung leiten und überwachen“.

Der Vertrag vom 18. August 1855 besiegelte die Auslieferung der wichtigsten Staatsrechte an die päpstliche Kurie, beurkundete die vollzogene Preisgebung

Digitized by Google

des Kaiserreiches an Rom. Zuerst wird der „heiligen römisch-katholischen Religion mit allen Befugnissen und Vorrechten", deren sie nach Gottes Anordnung und nach den Kirchengesetzen teilhaftig werden soll, für „immerdar" die Aufrechterhaltung in Österreich zugesichert. (Artikel I.) Zweitens erhält der Papst, der „den Primat der Ehre wie der Gerichtsbarkeit" inne hat, den Wechselverkehr mit den Bischöfen, der Geistlichkeit und dem Volke freigestellt. (Artikel II.) In dritter Hinsicht wird den Bischöfen die freie Amtsausübung gewährleistet. Zu diesem Behufe wiederholt das Konkordat die Bestimmungen des April-Patentes von 1850, enthebt aber die Bischöfe der Pflicht, ein Exemplar des Hirtenbriefes an die Behörde zu leiten. (Artikel III.) Außerdem erhalten die Erzbischöfe und Bischöfe die Befugnis eingeräumt, „alles zu üben, was denselben zur Regierung ihrer Kirchensprengel laut Erklärung oder Verfügung der heiligen Kirchengesetze nach der gegenwärtig vom heiligen Stuhle gutgeheißenen Disziplin" zukommt. (Artikel IV.) Weiter werden die Erzbischöfe, Bischöfe und Ordinarien Bücher, welche der Religion verderblich sind, als solche bezeichnen und die „Gläubigen" von der Lektüre derselben abhalten. „Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserstaate verbreitet werden." Die weltliche Staatsmacht als Büttel des Episkopats: das ist der Inhalt des IX. Artikels.

Viertens sollen der Unterricht und die Erziehung der katholischen Jugend gemäß der katholischen Lehre stattfinden. Zu diesem Ende werden die Bischöfe kraft des ihnen eigenen Hirtenamtes die religiöse Ausbildung der Jugend leiten und sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft. (Artikel V.) Auch hier werden die betreffenden „heilsamen" Verordnungen aus dem Jahre 1850 aufgenommen und ausgestaltet. (Artikel VI, VII.) Weiter jedoch unterwirft das Konkordat alle Lehrer der für Katholiken bestimmten Volksschulen der kirchlichen Beaufsichtigung; die Schuloberaufseher sollen vom Kaiser über Vorschlag des Bischofs ernannt werden. (Artikel VIII.) Also nicht mehr und nicht weniger wie die unbegrenzte Preisgabe des Erziehungswesens an den Episkopat war vereinbart worden! Die bischöflichen Seminare bleiben bestehen, sie können von den Bischöfen „mit vollem und freiem Rechte" geleitet werden, sagt der Artikel XVII.

Digitized by Google

Ferner ist zu bemerken, daß die kirchliche Gerichtsbarkeit wieder hergestellt wurde. Die Artikel X—XIV handeln hierüber. In kirchlichen Rechtsfällen, besonders in jenen, welche den Glauben, die Sakramente, die geistlichen Verrichtungen und die mit dem geistlichen Amte verbundenen Pflichten und Rechte betreffen, hat das geistliche Tribunal zu entscheiden. Ihm fallen auch die Ehesachen zu, die nur in ihren bürgerlichen Wirkungen vor das weltliche Forum kommen. Die Bischöfe können wider Geistliche nach den Kirchengesetzen vorgehen. „Ingleichen sollen dieselben durchaus nicht gehindert sein, gegen alle Gläubigen, welche die kirchlichen Anordnungen und Gesetze übertreten, mit kirchlichen Strafen einzuschreiten. Aus „Rücksicht auf die Zeitverhältnisse" bequemt sich der heilige Stuhl, die weltlichen Rechtssachen der Kleriker (Schulden, Erbschaften usw.) der Staatsgewalt zur Entscheidung zu überlassen. Desgleichen gehören die Verbrechen der Geistlichen vor das weltliche Gericht, doch muß der Bischof ohne Verzug von der Klage verständigt werden, ebenso wie ihm unter Umständen die Gerichtsakten vorzulegen sind. Die Geistlichen müssen vom Gerichte in jedem Falle mit der ihrem Stande gebührenden Achtung behandelt werden.

Die römische Kurie behält sich weiter die Einteilung des Staates in Kirchensprengel vor, will aber mit der kaiserlichen Regierung diesbezüglich ein Einvernehmen pflegen. (Artikel XVIII.)

Den siebenten Gesichtspunkt bildet die Besetzung der Bistümer, Kanonikate und Pfarren. Die neuen Bischöfe wird der Kaiser nicht frei auswählen, sondern sich des Rates der Kirchenfürsten bedienen. (Artikel XIX.) Der Papst nimmt für sich die Befugnis in Anspruch, an den Metropolitan- oder erzbischöflichen Kirchen die erste Würde zu vergeben, ein Privileg, das der Kurie durch das erste Wiener Konkordat vom Jahre 1447 eingeräumt ward, später jedoch „durch die Ungunst der Zeit" verloren ging.*) „Um Seiner, des Kaisers und Königs Franz Josef Apostolischer Majestät einen Beweis besonderen Wohlwollens zu geben," konzediert die Kurie dem Herrscher und seinen Nachfolgern die Ermächtigung, bezüglich der Besetzung von verschiedenen Kanonikaten und Pfarren „zu präsentieren". (Artikel XXV.) Aus der schwulstigen Abfassung dieses „Zugeständnisses" könnte man schließen, daß es sich um ein weitreichendes Entgegenkommen des

*) „Studien über das österreichische Konkordat." Wien 1856. Das anonym erschienene Buch stammt aus dem klerikalen Lager, vertritt aber das Konkordat mit Würde.

Digitized by Google

Papstes handle. Davon ist indes keine Spur. Es stehen hier Kanonikate und Pfarren in Frage, welche einem auf dem Religions- oder Studienfonds beruhenden Patronate untergeordnet sind. Diese Fonds wurden, wie früher erwähnt, mit dem Vermögen der aufgelösten Klöster gespeist. Die Patronate, welche einst von den Klöstern geübt wurden, nahm der Staat an sich. Es ist somit die Bestätigung einer alten Vollmacht, die der Papst mit so tönenden Worten vollzieht.

Achtens wird das Eigentum der Kirche als heilig und unverletzlich erklärt; sie kann auch neue Besitzungen frei erwerben. Die Verwaltung des Kirchengutes ist von denjenigen zu führen, denen sie nach den Kirchengesetzen obliegt. Die Güter des Religions- und Studienfonds sind zum Eigentum der Kirche geworden und werden in ihrem Namen verwaltet. Die Einkünfte des Religionsfonds sind für den Gottesdienst, für Kirchenbauten, Seminare usw. zu verwenden. Zur Ergänzung des Fehlenden wird Seine Majestät in derselben Weise wie bisher „künftighin gnädige Hilfe leisten". Das Einkommen des Studienfonds soll einzig und allein „nach dem frommen Willen des Stifters" für den katholischen Unterricht Verwendung finden, obwohl dieser — aus dem Vermögen der unter Maria Theresia unschädlich gemachten Jesuiten stammend — für den öffentlichen Unterricht im allgemeinen bestimmt war. (Artikel XXI, XXVII, XXIX bis XXXIII.)

Die religiösen Orden sollen im Geiste ihrer ursprünglichen Stifter geleitet werden. (Artikel XXVIII.)

Schließlich wird die katholische Kirche unter den besonderen Schutz des Staates gestellt. Das besagt der Artikel XV, durch den die Immunität der katholischen Gotteshäuser — soweit es die öffentliche Ordnung zuläßt — zum Grundsatze erhoben wurde. Der Kaiser verspricht, nicht dulden zu wollen, „daß die katholische Kirche, ihr Glaube und ihre Einrichtungen, sei es durch Wort oder Tat der Verachtung preisgegeben oder den Vorstehern und Dienern der Kirche Hindernisse in den Weg gelegt werden". (Artikel XVI.) Zuletzt folgt die Erklärung, daß alles die kirchlichen Personen und Sachen betreffende, soweit davon im Konkordate keine Rede war, nach den Satzungen des heiligen Stuhles geleitet und verwaltet werden müsse. (Artikel XXXV.)

Das ist das Konkordat, wohl der traurigste Staatsvertrag, den Österreich jemals geschlossen hat. Allein die Kurie machte zu dem für sie so frohen Spiele eine ernste Miene und warf sich

Digitized by Google

in die Pose des gnädig Gewährenden; ja sie ließ sich sogar durch den Bruder des Kaisers für die huldvolle Ermöglichung der Selbsterniedrigung des Habsburgerstaates ehrerbietigen Dank sagen.*) Natürlich übten die ungewöhnlichen Triumphe Roms auf einzelne Kirchenfürsten eine berauschende Wirkung aus. Die Streitaxt wurde nun da und dort um so kräftiger geschwungen. Der Erzbischof von Venedig veröffentlichte einen Hirtenbrief, der kaum als Beispiel christlicher Nächstenliebe angeführt werden kann. „Es vermag niemand ein guter Christ und nicht zugleich ein guter Bürger zu sein" — doziert das sonderbare Schriftstück —; hieraus folgt, daß die weltliche und geistliche Macht in der Ausübung ihres Berufes das gleiche Ziel anstrebt. Es muß überdies bemerkt werden, daß die weltliche Gewalt in ihrer Verpflichtung, die Rechte der Menschen zu schützen, auch verbunden ist, ihnen den Kultus der Religion zu sichern; nicht etwa was immer für einen, sondern die wahre Religion, weil niemand das Recht auf Irrtümer und Lüge hat. Wenn ein Fürst eine falsche Religion in dem Glauben, daß sie wahr sei, beschützt, so kann er wohl vor Gott sträflicher Unwissenheit schuldig, mit sich selbst und seinen Prinzipien aber in Übereinstimmung gewesen sein. Ein katholischer Fürst jedoch, der durch den Glauben weiß, daß seine Religion die allein wahre ist, wird wohl einen anderen Glauben aus politischen Gründen dulden können, nie indes wird er ihn schützen oder fördern dürfen. Es hieße dies den Irrtum und die Wahrheit in gleicher Weise behandeln und in offenbare Apostasie gegen Gott verfallen.**)

Andere Hirtenbriefe waren dagegen von einer starken Befriedigung durchtränkt, so die Kundgebungen der Kardinäle Rauscher und Schwarzenberg und des Erzbischofs Haulik. Dennoch hatte die katholische Kirche noch nicht den Höhepunkt ihrer Machtentfaltung erreicht. Für den April des Jahres 1856 waren Bischöfe von der Regierung nach Wien berufen worden, um über die Durchführung der Konkordatsbestimmungen zu beratschlagen. Unter der Einwirkung dieser Versammlung erließ das Ministerium eine Verordnung, durch die für die katholischen Vereine eine Ausnahmestellung begründet wurde, ein Privileg, das bei der drakonischen Handhabung des allgemeinen Versammlungsrechtes schwer in die Wagschale fiel. „Vereine von Katholiken unter

*) Walter Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart, I, 406.
**) „Allgemeine Zeitung", Augsburg, 1856, Seite 196.

Digitized by Google

geistlicher Leitung zu Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe werden, insofern sie keine Rechtsverbindlichkeiten eingehen, von dem Versammlungsgesetze emanzipiert"; auf einen Vorstoß mehr oder weniger gegen die Rechtsgleichheit vor dem Gesetze kam es ja nicht an. Den Ultramontanen jedoch wurde durch diese Bestimmung ein großer Dienst erwiesen, denn sie konnten nun, jeder lästigen Kontrolle enthoben, an den Ausbau ihrer Organisationen schreiten. Unterdessen schickte sich die Regierung an, ihr letztes Versprechen einzulösen. Das Einführungspatent zum Konkordat hatte gesagt, daß die Zeit für die Einsetzung der Ehegerichte im Einvernehmen mit den Bischöfen festgesetzt werden wird; bis dahin seien die notwendigen Abänderungen des bürgerlichen Gesetzbuches kund zu machen. Dies geschah jetzt durch das mittelalterlich anmutende Patent vom 8. Oktober 1856. Das merkwürdige legislatorische Werk zerfiel in drei Teile: In ein Einführungspatent mit 14 Artikeln, in das eigentliche Gesetz mit 77 Paragraphen und in einen Anhang, der die Anweisung für die geistlichen Gerichte, das heißt die Grundsätze des kanonischen Rechtes enthielt und 251 Paragraphen zählte.

Mit der Ansicht, die Ehe stelle ein bloßes Vertragsverhältnis dar, war es in der österreichischen Gesetzgebung vorbei. Die katholischen Gatten unterstanden fortab den geistlichen Gerichten; in der Regel waren sie zum Tribunale des Kirchensprengels zuständig, in dem der Mann seinen Wohnsitz hatte. Der Bischof bestellte die Ehegerichte, er berief einen Präses und 4—6 Räte. Das Gesetz sagt diesbezüglich: „Der Bischof ernennt die Mitglieder des Ehegerichtes und, wenn der Zweck es ihm zu erfordern scheint, stellt er ihnen die Ausübung des übertragenen Amtes ein. Doch wird seine Wahl nur auf Männer fallen, welche die erforderlichen Eigenschaften besitzen und wider welche von keiner Seite eine Einwendung erhoben werden kann." Mit dieser Anordnung war die Garantie für die persönliche Beschaffenheit der Richter und für die Qualität der Ehegerichte erschöpft.

Neben den Ehen, welche von zwei Katholiken geschlossen wurden, unterstanden der ausschließlichen Gerichtsbarkeit der katholischen Kirche auch die Eheverbindungen zwischen katholischen und akatholischen Christen. Die Paragraphen 74 und 75 setzten ausdrücklich fest, daß ein katholischer Österreicher in allem, was nicht lediglich die Form der Eheschließung betrifft, selbst im Auslande an das österreichische Gesetz gebunden bleibe und deshalb

Digitized by Google

im Habsburgerstaate seine Vermählung von dem Pfarrer immatrikulieren zu lassen habe. Der Paragraph 66 der Anweisungen lautete: „Die Kirche verabscheut die Ehe zwischen Christen und solchen, welche von dem Christentume abgefallen sind. Sie mißbilligt die Heiraten zwischen Katholiken und nichtkatholischen Christen und mahnet ihre Kinder vor Schließung derselben ab." Der Paragraph 77 endlich stellte es dem Bischof frei, die Eingehung einer Ehe zu verhindern, „wenn er besorge, daß sie zu großen Zwistigkeiten, Ärgernissen oder anderem Unheil Anlaß geben werde".

Mit dieser Durchbrechung des bürgerlichen Gesetzbuches hatte das Konkordat seinen Ausbau erfahren. Der Schlußstein war gelegt, in herrlicher Vollendung stand das Werk römischer Machterrungenschaften da. Man sollte meinen, die Kirche hätte nunmehr, im Besitze der höchsten Gewalt über die „Gläubigen", im Genusse unvergleichlicher Privilegien, über „eines der ersten und mächtigsten Reiche des Kontinents" fast souverän gebietend, ihre Ansprüche eingestellt. Man würde glauben, die Kirchenfürsten hätten mit dem unterworfenen Staate gute Beziehungen herzustellen versucht und nicht zuletzt im Schoße des Katholizismus das beste Einvernehmen erstrebt. Nichts dergleichen! Da wollten beispielsweise die Bischöfe von Mailand und Bergamo in ihrem Bereiche die Präventivzensur einführen. Am 15. Januar 1856 erging aus dem Kultusministerium an die erzbischöflichen und bischöflichen Konsistorien eine Weisung, die diesbezüglichen Zirkulare zurückzuziehen. Als Antwort veröffentlichte ein in der erzbischöflichen Druckerei zu Mailand hergestelltes Blatt „die kirchlichen Gesetze betreffs der Presse", in denen es hieß: „Die kirchliche Präventivzensur ist bei jeder Publikation von Drucksachen eine Gewissenspflicht für alle Katholiken . . . Keine bürgerliche Gesetzgebung könne dieselbe beseitigen" und der Bischof von Bergamo nannte die Aufhebung der Zensur ein „Werk des Teufels".*) Wie nicht anders zu erwarten, zog Österreich den kürzeren! Doch genug der trüben Reminiszenzen.

Beachtung verdient ferner der Streit, der sich innerhalb der Kirche abspielte, ein Kampf um den Futtertrog, ein Ringen um Unabhängigkeit von dem Machtworte der geistlichen Fürsten im Reiche Christi. Durch das Konkordat wurde die niedere Geistlichkeit dem Episkopat auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

*) Walter Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart, I, 433 ff.

Digitized by Google

Die Bischöfe hatten die Erziehung des priesterlichen Nachwuchses in ihre Hände genommen; sie saßen über ihre Untergebenen zu Gericht und konnten die Gefügigkeit belohnen, die Nackensteife brechen. Nicht nur das: sie bedrückten auch das geistliche Proletariat in wirtschaftlicher Hinsicht. Zu einer Zeit, in der die Bischöfe im üppigsten Reichtume lebten und Geld- und Goldströme nach Rom geleitet wurden, mußte ein Hilfsseelsorger mit 50—100 Gulden jährlich nebst Wohnung und Kost, ein selbständiger Seelsorger mit 300—400 Gulden auskommen. Die kirchlichen Lehrämter trugen für Katecheten 400—600, für Professoren 800 bis 1200 Gulden. Dessenungeachtet enthielt der XXVI. Konkordatsartikel bloß die nebelhafte Versprechung: die Ausstattung der Pfarre solle „sobald es möglich sei" vermehrt werden. War das nicht weit mehr Hohn als Trost für die Darbenden, die den ungeheuren Besitzstand der Kirche in Österreich kannten? Wurde doch der Grundbesitz allein mit 200 Millionen Gulden bewertet!*) Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht wundernehmen, daß die erbitterten Diener der Kirche ihrem Schmerze laut Ausdruck gaben und, da sie im Habsburgerstaate mundtot gemacht waren, im Auslande ihre Stimme erhoben . . . .**)

Wie ist es nun gekommen, daß sich Österreich so tief erniedrigte, willig unter das Joch römischer Cäsarenwillkür beugte? Wo blieben die Kräfte, deren heilvolles Walten im Sturmjahre alles Morsche niederriß, die Barrieren und Schutzdämme zertrümmerte, die beschränkter Staatsmännerverstand dem geistigen Leben im Kaiserreiche setzte? Fürwahr eine ernste Frage! Die Revolution war halb ergebnislos verraucht, weil sich die Völker in den Habsburgerlanden nicht geeinigt hatten. Die Bevölkerung entzweite sich national, während die sozialen Unterschiede scharf hervortraten. Die Bürgermassen zersetzten sich in unzählige Teile. Mit dem geeinigten, geschlossenen Volkskörper wäre die reaktionäre Staatsgewalt sicherlich nicht fertig geworden, die schwachen Häuflein rang sie — im Westen zumindestens — fast spielend nieder. Ein zweiter Metternich — Fürst Felix Schwarzenberg — nahm die „Pazifikation" des noch zuckenden Staates in Angriff. Ihm sprang der führende Klerus hilfsbereit bei. Das Schicksal der Revolution war damit entschieden; fast alles, was noch an Ergebnis übrig geblieben, wurde nun ausgelöscht. Zensor und Kleriker, Polizei und

*) Walter Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart, I, 384.

**) Vergleiche beispielsweise die Wiener Briefe eines „Theologen" über die Bischofskonferenz. „Allgemeine Zeitung", Augsburg, 1856, II. Band.

Digitized by Google

Episkopat arbeiten einander in die Arme. Erst sacht, dann immer kühner und schneller vollzog sich die Tragödie der Gegenrevolution. 1850 erschien eine neue Vorschrift für die Theaterzensur. Die Bühne wurde nach dem Sinne der Mucker zur „Moralität" gezwungen. Das Vereinswesen erfuhr eine Knebelung, das Versammlungsrecht ward konfisziert, die Presse mußte sich den „Ordonnanzen" fügen. Die geringste Widersetzlichkeit, und sie erhielt eine Verwarnung, noch ein „unbedachter" Satz und sie wurde unterdrückt. Der „Vormärz" lebte auf, durch die ungenierten klerikalen Umtriebe beträchtlich verschärft. So konnten dem Volke die erkämpften Rechte Zug um Zug genommen werden, ohne daß darüber auch nur gesprochen oder geschrieben werden durfte. Über die Bischofskonferenzen zu berichten war den Blättern verboten. Das Konkordat mußte ohne jede Glosse hingenommen werden. Ein einziges Wiener Blatt wagte im Jahre des Unheils einen kritischen Artikel loszulassen, der freilich nicht allzu kritisch war. Die anderen Organe der öffentlichen Meinung füllten ihre Spalten mit Finanzberichten. Mit Rom wurde der Knechtschaftsvertrag vereinbart, und in Wien und im Reiche las man bloß von der Gründung der Kreditanstalt. Im weiten Kaiserreiche (Österreich, Ungarn, Österreichisch-Italien) existierten im Jahre des Konkordatsabschlusses überhaupt bloß 78 politische und 377 nichtpolitische, periodisch erscheinende Druckschriften, oder Tagblätter, Wochen- und Monatsschriften. Nicht mehr als 141 verschiedene Bände und Hefte mit Gedichten, 504 mit Romanen und 170 mit Theaterstücken wurden gedruckt. Dagegen erschienen 247 verschiedene Hefte und Bände theologischen und kirchengeschichtlichen Inhaltes und 836 Bände und Hefte mit Gebeten und Predigten!*)

Um das Wesen des Konkordats zu bestimmen, genügt es nicht allein, ins Auge zu fassen, welche materiellen, politischen und ideellen Vorteile daraus für die römische Kurie erflossen, man muß auch in Betracht ziehen, inwieweit sich das Kaiserreich seiner Rechte begab. Nicht genug, daß die Gleichheit vor dem Gesetze zu gunsten der kirchlichen Hierarchie und keineswegs zum Nutzen der Katholiken gebrochen wurde; nicht genug, daß der römischen Kirche eine Ausnahmestellung im Staate und eine dominierende Stellung über dem Staate zugebilligt wurde; nicht bloß, daß in

*) Kurt Freiherr von Czoerning, Österreichs Neugestaltung 1848—1858, Stuttgart 1858, S. 623 ff.

Digitized by Google

der Schule, in der Justiz, in Kulturangelegenheiten, in Finanzfragen, in Problemen des Kulturlebens die Staatshoheit zu Scherben zerschellt und das Gesetzgebungsrecht an den Papst überging: nein, alles, alles wollte Rom umklammern, in seine Arme pressen. Durch eine Generalvollmacht der österreichischen Regierung war — wie erst im Oktober 1867 bekannt geworden ist — Kardinal Rauscher in die Lage gekommen, dem heiligen Stuhle beim Konkordatsabschlusse zu verbürgen, daß der Staat in allen konfessionellen und nichtkonfessionellen Fragen, einerlei, ob sie im Vertrage vom 18. August 1855 behandelt seien oder nicht, keinerlei Gesetz erlassen werde, ohne sich vorher mit dem Papste hierüber auseinandergesetzt zu haben. Kurz, die Habsburgermonarchie wurde nicht in Wien, sondern in Rom regiert. Der Kaiser behielt Szepter und Krone, aber der Statthalter Christi herrschte. Und da wagten die Lobredner des Konkordats noch ihre Verteidigung auf die Behauptung zu stützen, der Staatsakt berühre lediglich die Katholiken und behindere die nicht römisch-katholischen Bürger in keiner Weise!

Allzu scharf gespannt zerbricht der Bogen. Die Kurie war zu weit gegangen; indem sie ihre Macht immer fester und fester zu verankern suchte, lockerte sie unbewußt ihre Herrschaft über und in Österreich. Die Umwälzung kam. Der Liberalismus erhielt das Oberwasser, doch die Liberalen waren nur halbe Leute, Männer halber Taten. Vergebens beschwor Dr. von Mühlfeld*) das Parlament, ganze Arbeit zu leisten. Die Scheidung der Kirche und des Staates wurde nicht gewagt. Man griff zur Spezialgesetzgebung, die den österreichischen Kulturkampf von 1868 bis 1874 ausmacht. Am 31. Juli 1870 konnte die „Wiener Zeitung" endlich melden, daß die Konkordatsbestimmungen „außer Wirksamkeit" gesetzt seien. Indes, die Ketten, die einst um den Körper des Reiches geschlungen worden waren, wurden nicht vernichtet, man hat sie bloß schlaffer gelegt und durch Gesetzesdraperien zu verbergen versucht. Das Konkordat ist wohl tot, aber die Konkordatssplitter sind noch vorhanden. Was die Kulturkämpfer verabsäumt, das bleibt in Zukunft zu leisten übrig. Die kirchliche Frage ist nicht gelöst, sie steht noch im Mittelpunkte des Interesses, oder richtiger: sie sollte dahin gerückt werden. Besonders für die Habsburgermonarchie, und hier in erster Linie für Österreich, gilt

*) Protokoll des österreichischen Abgeordnetenhauses, 23. Sitzung der I. Session, am 20. Juli 1867, S. 492 ff.

Digitized by Google

das Wort des scharfsinnigen Historikers der Stadt Rom, Gregorovius: „Es überlebte die Hohenstaufen der Kulturgeist, an dem sie mächtig gebildet hatten, das große Prinzip der Trennung der weltlichen und geistlichen Macht, welches auf ihrer Fahne stand, und der Gedanke der politischen Monarchie, der mit jenem Prinzip genau zusammenhängt; es war und ist noch das wahrhaft ghibellinische Prinzip, um welches sich die ganze Entwickelung Europas bis auf den heutigen Tag bewegt."

Kulturideale und Frauentum.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Von Henriette Fürth.

[Teil II.]

Der Beruf und die Frauen.

Durch breite Massen unseres Volkes geht ein tiefes Sehnen nach dem Glück und Zusammenhalt der Familie, das im Getriebe des modernen Wirtschaftslebens weiten Kreisen verloren gegangen ist. Aus der Fabrik, aus der Werkstatt möchte die Frau wieder zurück in die trauliche Enge des Heims ..... Auf der anderen Seite der gesellschaftlichen Stufenleiter macht sich, im Gegensatz dazu, der Drang geltend, aus der Enge des häuslichen Daseins hinaus zu gelangen auf den großen Plan des geschäftlichen, gewerblichen und geistigen Berufslebens*) ....." Diese beiden so grundverschiedenen Strömungen, die, obwohl sie nebeneinander herlaufen, sich zu widerstreiten scheinen, sind im Grunde nur der gleiche Ausdruck der Sehnsucht nach Lebensluft und Sonne, eine Betätigung des wachsenden Persönlichkeitsgefühles der Frau und eine ins Gebiet des Ideellen übersetzte Folgeerscheinung wirtschaftlicher Geschehnisse. Um diesen Zusammenhang in seinem ganzen Umfang und seiner allseitigen Wirksamkeit zu

*) Fürth: „Die Ehefrage und der Beruf" in „Die Frau", 4. Jahrg., Sept. 1897.

Digitized by Google

verstehen, müssen wir uns durch einige kurze Daten die einzelnen Phasen dieses Entwickelungsganges ins Gedächtnis zurückrufen.

Die Entdeckung und Nutzbarmachung der Dampfkraft, die sich schier überstürzende Erfindung kraft- und zeitsparender Maschinen mannigfachster Art haben auch auf dem Gebiete des menschlichen Gemeinschaftslebens, wie es sich in der Familie, in der Gesellschaftsordnung darstellt, Wirkungen und Umwälzungen von unvergleichlicher Tragweite ausgelöst. Nicht mehr wie früher ist das feste, unbewegliche Eigentum mit seinem Ertrag an Naturalien der Grundstock der gesamten Wirtschaftsordnung: An seine Stelle trat die flüssige Form des Besitzes, das bewegliche Kapital und der reine Geldlohn; an Stelle der zugleich hervorbringenden und verzehrenden, an den Boden geknüpften Hauswirtschaft, die nichts mehr hervorbringende, nur verwaltende und verzehrende Haushaltung, die zu ihrem Fortbestand ganz ausschließlich auf Geldeinkommen (Lohn, Kapitalzins 2c.) angewiesen ist. Das Aufhören der produktiven Eigenwirtschaft setzte einen beträchtlichen Teil der Arbeitskraft von Frauen und Töchtern frei, die aus dem Aufhören der Eigenwirtschaft hervorgehende Nötigung, alles gegen Geld einzukaufen, ergab die Notwendigkeit, die freigesetzte Arbeitskraft zur Erlangung größeren Einkommens nutzbar zu machen, sie gegen Geldlohn auf dem Arbeitsmarkt anzubieten. So entstand die reine Lohnarbeit, die nach und nach alle verfügbaren Familienmitglieder, sehr oft einschließlich der Ehefrauen, in ihren Dienst einbezog. Was nun folgt, ergibt sich mit Notwendigkeit aus der Eigenart privatkapitalistischer Produktionsweise: dem wachsenden Angebot von Arbeitskräften folgt die relative Senkung des Geldlohnes, der maschinellen Vervollkommnung des Betriebes die wachsende Intensität der Arbeit mit ihrer Überspannung und Verwüstung der Nervenkraft auf dem Fuße. Nehmen wir die den Ehefrauen daneben aufgebürdete hauswirtschaftliche Arbeit, die vermehrte Last der Säuglingspflege und Erziehung, dazu die von uns bereits gewürdigte, in der gesamten Kulturentwickelung begründete Steigerung des Persönlichkeitsgefühles, und wir haben die Gründe zusammen, die heute das Dasein des größten Teiles der lohnarbeitenden Frauen zu einem unerträglichen machen und eine Änderung der Zustände gebieterisch fordern.

Aber nicht gegen die Arbeit an sich kehrt sich der Eifer, sondern nur gegen ihr Übermaß. Das beweisen die Tausende und Abertausende von Frauen, die aus der Fülle sorgloſen Be-

Digitized by Google

sitzes hinausstreben zu ernster, verantwortlicher, aber auch das Leben füllender und bereichernder Arbeit. Die Frau in der Charitas, die Frau in der gesamten sozialen Hilfsarbeit, im kommunalen Ehrenamt, die Frau überall bei der Arbeit, der Arbeit um ihrer selbst willen.

Und Arbeit statt Ehe, statt erzwungener Ehe. Wir dürfen dieser mächtigen Triebkraft nicht vergessen, daß sie einen nicht unbeträchtlichen Teil der weiblichen Bevölkerung dem Beruf zuführt. Die einen, weil die Notwendigkeit der Selbsterhaltung es verlangt, die anderen, weil sie es ablehnen, in der Ehe eine Versorgungsanstalt zu sehen, aber dennoch nicht darauf verzichten wollen, in und für die Welt etwas zu sein, aus dem instinktsicheren Gefühl heraus, daß im Reich der materiellen wie der ideellen Güter nur der hoffen darf, etwas zu empfangen, der in dem einen oder anderen Sinn eine Gegengabe zu bieten hat. Nach Aufstellungen, die in sorglichster Weise das reichsstatistische Material verwerten*), sind durchgängig elf Prozent aller ehemündigen Frauen oder rund eine halbe Million dauernd von der Möglichkeit, zur Ehe zu gelangen, ausgeschlossen. Aber selbst die, die sich verheiraten, tun gut daran, sich vor oder während der Ehe eine berufliche Ausbildung anzueignen, die es ihnen ermöglicht, jederzeit für sich selbst und ihre Kinder einstehen zu können. Wie häufig diese Nötigung an sie herantritt, geht aus der Tatsache hervor, daß etwa eine Million verwitweter Frauen, darunter 600000, die mehr als 50 Jahre alt sind, im Erwerbsleben stehen müssen. Dazu kommen die verheirateten Frauen, die neben ihrer mütterlichen und hauswirtschaftlichen auch noch Erwerbsarbeit in größerem Umfange zu leisten haben. Ihre Zahl belief sich im Jahre 1895 auf 1057595, so daß von der sechs Millionen (5973237) betragenden Gesamtzahl der ehemündigen, d. h. über 16 Jahre alten weiblichen Erwerbstätigen 2 Millionen, also ein volles Drittel, verheiratet oder verwitwet waren. Diese Zahlen reden eine noch deutlichere Sprache, wenn wir sie durch die Angaben vervollständigen, daß 12,04 Prozent aller Verheirateten, 44,14 Prozent aller Witwen und 66,95 Prozent aller ehemündigen Ledigen als erwerbstätig ermittelt wurden. Wenn sonach $^2/_3$ aller Ledigen, die Hälfte aller Witwen und $^1/_8$ aller Verheirateten im Jahre 1895 für den Erwerb arbeiten mußten,

*) Vgl. Gnauck-Kühne: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende" und Fürth a. a. O.

Digitized by Google

und diese Zahlen sich seitdem nachweisbar um ein Beträchtliches erhöht haben und fortgesetzt erhöhen, so zeigt das an, daß wir mit der weiblichen Erwerbstätigkeit und Berufsarbeit als einer gegebenen und auch im Zukunftsbilde unerläßlichen Größe zu rechnen haben.

Nun wendet man ein, daß aus der derzeitigen, aus der Not der Verhältnisse geborenen Gestaltung der Dinge kein Schluß auf deren Fortbestand gezogen werden könne, ja, daß es im Interesse der Volkswohlfahrt unerläßlich sei, den Auswuchs des heutigen Wirtschaftslebens, der sich Frauenerwerbsarbeit nennt, nach Kräften zu bekämpfen und die Frau ihrem eigentlichen Lebensgebiet, dem Heim, vollständig zurückzugeben. Man weist auf die Schädigungen hin, die das Familienleben dadurch erfährt, daß die Mutter dem Hause und den Kindern entzogen, das Mädchen nicht auf seine häusliche und mütterliche Aufgabe vorbereitet werde.

Noch schärfer sind die Einwendungen, die man gegen die Notwendigkeit beruflicher Schulung und Betätigung der Frauen in den sogenannten höheren Volksschichten, insbesondere in den Kreisen der reinen Geistesarbeit erhebt. Von der verlorengehenden Anmut und sogenannten Weiblichkeit bis zu dem „physiologischen Schwachsinn" des Weibes, und der von intensiver Geisteskultur der beiden Geschlechter zu befürchtenden Entartung der Nachkommenschaft werden alle möglichen, wirklichen und vorgeblichen Gründe gegen die Berufsarbeit der Frau geltend gemacht.

Hätten alle diese Warner recht, so handelte es sich in der Tat bei der ausgedehnten Berufstätigkeit der Frau nur um eine bedenkliche und gar nicht nachdrücklich genug zu bekämpfende Entwickelungsphase, die mit besseren Lohnbedingungen für die arbeitenden Klassen, mit besseren Eheaussichten für die den oberen Ständen angehörenden Frauen aus der Welt geschafft werden könnte.

Es ist aber nicht an dem. Die Zahlen, die Tatsachen, die wir kennen gelernt haben, sind nur das Wahrzeichen einer tiefgehenden, niemals wieder zurückzuschraubenden inneren Entwickelung, die sich bis zum Ende durchsetzen wird und muß, weil sie zugleich zweckmäßig und notwendig ist. Niemals wieder, innerhalb unserer Kulturwelt, wird es dahin kommen, daß die Hauswirtschaft ihre vormalige Bedeutung erlangt. Niemals wieder dahin, daß sie der Frau, allen Frauen ein ihren allseitigen

Digitized by Google

Kräften und Wünschen genügendes Wirkungsfeld geben könnte. Niemals auch dahin, daß, selbst die ökonomische Möglichkeit vorausgesetzt, das differenzierte, mit unserer ganzen Kultur gesättigte, an ihr zur Persönlichkeit herangereifte Weib sich zur Drohne, zum unnützen Hemmschuh des Fortschritts, zum bloßen Luftwerkzeug des Mannes herabwürdigen könnte.

Das Weib ist nicht nur Geschlechtswesen, ist nicht nur Mutter, sondern auch Mensch — Selbstzweck. Und als solcher erhebt sie den Anspruch, im Strom der Entwickelung ihrem eigenen Leben, ihrem selbstgewählten, selbstverantwortlichen Schicksal entgegenzutreiben. Nicht von, sondern zur Arbeit wollen sie frei werden, jene, denen man auf den angeblichen Höhen des Lebens ein Lotterbett bereit hält, und jene andern, die die doppelte Fron um Menschenrecht und Entwickelungsmöglichkeit betrügt.

Wer aufmerksamen Blickes die Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte zurückverfolgt, dem muß sich die Überzeugung aufdrängen, daß es sich da nicht um eine ausschließlich wirtschaftlich begründete, vorübergehende Entwickelungsphase, sondern um eine grundstürzende Wandlung aller materiellen und ideellen Lebensgrundlagen und Beziehungen handelt, nicht um eine Sache der Wahl, sondern um ein aus tausend äußeren und inneren Gründen gerechtfertigtes Muß.

Ganz gewiß aber ist die Frage nach der etwaigen Genialität der Frauen von der des Berufs und der beruflichen Vorbildung zu scheiden. Es ist ein Taschenspielerstückchen der Gegner oder Neider des aufstrebenden Frauentums, hier das eine für das andere zu setzen. Sie geben ihre durchaus unbewiesene These, „die Frau ist nicht genial und dem Manne geistig nicht ebenbürtig", für eine Tatsache aus und folgern dann: Ist sie nicht befähigt, so bleibe sie auch den Berufen fern, die irgend welche höhere Anforderungen stellen. Dabei wird vergessen oder geflissentlich übersehen, daß es, abgesehen von den Frauen, die nicht zu ihrem natürlichen Beruf gelangen können, Tausende gibt, die mit ausgesprochenen Neigungen und Fähigkeiten auf geistigem eine bedauerliche, aber darum nichts desto weniger vorhandene Sterilität auf dem mütterlichen Gebiete verbinden. Mit welchem Recht will man ihnen das Streben nach den ihnen einzig und allein konformen Lebenswerten verbieten?

Weiter wird gesagt, die Frau ist den beruflichen Anforderungen auch körperlich nicht gewachsen. Das bezeugt der

Digitized by Google

unbefriedigende Gesundheitszustand der Post- und sonstigen Beamtinnen, der kaufmännischen Angestellten, der Fabrikarbeiterinnen, der Lehrerinnen und sonstigen Angehörigen liberaler Berufe.

Das wird leichthin behauptet und nacherzählt, ohne daß man sich die Mühe nimmt, den sich doch eigentlich von selbst aufdrängenden Gründen für den zweifellos schlechteren Gesundheitsstand der meisten weiblichen Berufstätigen etwas nachzugehen. Man bürdet im allgemeinen und als etwas ganz Selbstverständliches der Frau neben einem vollgerüttelten Maß von Berufsarbeit Nebenarbeit mannigfachster und manchmal recht umfassender Art auf. Die verheiratete Frau hat im Haushalt zu tun, die unverheiratete muß mindestens ihre Garderobe instandhalten, Abendbrot richten ꝛc., die Lehrerin sich mit Stundengeben abrackern, und alle zusammen ernähren sich schlechter als ihre männlichen Kollegen, weil sie schlechter bezahlt werden und dadurch weder für Ernährung noch für Erholung soviel erübrigen können wie diese.

Spencer spricht einmal davon, daß man durch bessere Lebenshaltung und verkürzte Arbeitszeit den minder leistungsfähigen kontinentalen Arbeiter auf die Leistungshöhe des englischen und amerikanischen Arbeiters bringen könne. Dasselbe gilt für die Frau. Eine Zukunft, die ihr die gleichen körperlichen und geistigen Vorbedingungen gewährleistet wie dem Mann, die ihr die gleich hohe Bezahlung und damit die Möglichkeit des Verzichtens auf Nebenerwerb und Arbeit sowie gute Verpflegung gibt, wird erweisen, daß die berufstätige Frau gesundheitlich nicht ungünstige steht als der Mann.

Dann wird die berufstätige Frau eine selbstverständliche Erscheinung sein, und man wird es natürlich finden, daß man das Mädchen ebenso wie heute den Knaben auf einen die wirtschaftliche Selbständigkeit verbürgenden Beruf vorbereitet. In demselben Augenblick wird aber auch die hauswirtschaftliche Arbeit ihres Charakters einer nebenamtlichen und gering geschätzten Beschäftigung entkleidet sein, und man wird dazu übergehen, die ökonomisch zu erfassenden Bestandteile hauswirtschaftlicher Tätigkeit ökonomisch zu werten und als festen Posten in die Haushaltsrechnung einzustellen.

Jedenfalls wird die an Berufstätigkeit und ökonomische Selbständigkeit gewöhnte Frau es ablehnen, für die Befriedigung der allgemeinen und ihrer persönlichen Bedürfnisse von dem nicht immer „guten“ Willen des Hausvaters abhängig zu sein. Sie

Digitized by Google

wird das Wirtschaftsgeld als ihr gutes Recht und darüber hinaus eine entsprechende Entlohnung bezw. Bewertung ihrer hauswirtschaftlichen Tätigkeit verlangen, je nachdem diese Bruchteile (wo Säuglinge oder eine größere Kinderschar vorhanden ist) ihre ganze Arbeitszeit in Anspruch nehmen. Dabei braucht man nicht gleich an kalte Rechenexempel zu denken, die dem unermüdlichen Walten der Hausmutter, den psychischen Werten, die sie einsetzt, niemals gerecht werden können. Auch ist die Furcht unbegründet, daß das in einer guten Ehe zu Weiterungen führen müsse, während in der minder guten diese Maßnahme ein nicht zu unterschätzender und begrüßenswerter ökonomischer und ethischer Rückhalt für die Frau wäre, deren sofortige Durchführung in tausenden von Fällen reichen Segen stiften könnte.

Fassen wir zusammen. Die alte hauswirtschaftliche Gemeinschaft ist samt ihrer ökonomischen Unterlage unwiederbringlich dahin, der Wert des Menschen, Mann und Weib, ist vom Besitz losgelöst und in Potenzen persönlichster Art hineinverlegt. Diese Errungenschaft wird das Weib nie wieder aufgeben. Und so, wie die im Haus freigewordene Arbeitskraft geradezu nach Betätigung, nach differenzierter Ausbildung und Verwertung ruft, so, wie auf der anderen Seite die Notwendigkeit ökonomischer Selbständigkeit und Verantwortlichkeit für alle Glieder des Volkes mit jedem Tage wächst, so wird das Weib auch niemals wieder auf seine schwer errungene geistige Selbständigkeit und das Recht der Selbstbestimmung auf allen Lebensgebieten verzichten. Sie wird zu einer allseitig entwickelten, harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit werden, die weiß, was sie will und kann, aber auch, was sie soll und muß, und, was die Hauptsache ist, die mütterliche Funktion und alles, was mit ihr zusammenhängt, wird von diesem Fortschreiten zu Selbstbehauptung und Verantwortlichkeit nicht Schaden, sondern Gewinn haben.

Vorschläge und Reformen.

Geblendet von den Lichtwirkungen des Heute, verdunkelt sich den meisten der Blick in das Morgen, so daß sie Schatten erblicken, wo keine sind, und zu Folgerungen kommen, denen die Voraussetzung fehlt. So geht aus den unleugbaren Schädigungen, die durch die intensive Erwerbsarbeit der Frauen dem Heim und der heranwachsenden Generation erwachsen und drohen, keineswegs die notwendige Verewigung derartiger Mißstände hervor. Denn die vorhandenen Unzuträglichkeiten sind nicht organisch mit der Arbeit

Digitized by Google

verbunden, und deutlich erkennbare Ansätze lassen darauf schließen, daß es eine Brücke gibt, die zu einer zweckmäßigen und allseitig befriedigenden Vereinigung von beruflicher und hausmütterlicher Funktion führt.

Da ist zuerst das Streben nach Verkürzung der Arbeitszeit. Man könnte und man wird eines Tages den heute angestrebten Arbeitstag von 10 Stunden durch den 8stündigen, für verheiratete, durch die Hauswirtschaft in Anspruch genommene Frauen durch den 6stündigen Arbeitstag ersetzen. Und man wird finden, daß weder das Gewerbe, noch der liberale Beruf dabei zu Schaden kommt, liegen doch zahlreiche Erfahrungen und amtliche Bekundungen dafür vor, daß bei verkürzter Arbeitszeit durch die gesteigerte Intensität der Arbeitsleistung ein relativ weit höheres Arbeitsresultat erzielt wird. (Erfahrungen in England und Österreich nach Einführung des Achtstundentages in Textilfabriken. Auch Zeiß in Jena. Dort wurde, obwohl es sich ausschließlich um qualifizierte Akkordarbeit der Feinmechanik handelt, nach Einführung des Achtstundentages ein ebenso hoher durchschnittlicher Jahreslohn erzielt, während die Generalunkosten sich nicht unwesentlich verminderten.)

Neben der Herabsetzung der Arbeitszeit lassen sich weitere Erleichterungen gewinnen durch den zweckmäßigen Ausbau heute schon vorhandener konsum- und hauswirtschaftsgenossenschaftlicher Einrichtungen, durch Schaffung kommunaler Veranstaltungen, Beleuchtungs- und Feuerungsanlagen, Volksküchen und Speisehallen, Wasch- und Trockenhäuser*) und ähnliche mehr. Hier wird nun die Befürchtung ihr Haupt erheben: also doch allgemeine Abfütterung, doch Vernichtung des Familienlebens! Nichts kann törichter sein als diese Furcht. Gewiß wird für Hunderttausende, deren Leben heute eine freudlose Hetze zwischen Fabrik und Küche ist, selbst die Zentralspeisehalle eine wesentliche Erleichterung und Verbesserung bedeuten, während andere es vorziehen werden, sich der weitgehenden Vorteile zu bedienen, die mit Leichtigkeit von den Konsumgenossenschaften geboten werden können. Bei sachgemäßer Disposition**) wird es möglich sein, dort geschälte oder gekochte Kartoffeln, gebratenes Fleisch, vorgerichtetes oder ab-

*) Vgl. Fürth: „Fabrikarbeit verheirateter Frauen". Verlag Schnapper. Frankfurt 1902, S. 62 ff. und „Gleichheit" 11. Jahrg. 1901, Nr. 2 und 3. 1905, Nr. 6 und 7.

**) Vgl. Fürth: „Das genossenschaftliche Prinzip in der Hauswirtschaft." Blätter für Volksgesundheitspflege. 3. Jahrg. 1903, Heft 15.

Digitized by Google

gebrühtes Gemüse beim Heimweg von der Berufsarbeit mitzunehmen und diese Lebensmittel daheim einer dem persönlichen Geschmack entsprechenden Endzubereitung zu unterwerfen. Für Leute mit höherem Einkommen und einer nicht zu großen Kinderzahl wird sich der Eintritt in eine Wirtschaftsgenossenschaft empfehlen*), die die Vorzüge des Gemeinschafts- mit denen des Familienlebens vereinigt.

Aber die erziehlichen Pflichten, die der Gattin, die ganze Gestaltung des Familienlebens? Wären auch sie mit der regelmäßigen Berufsarbeit in Einklang zu bringen? Auch sie und besser, als es den heute im Beruf stehenden Millionen Frauen, besser auch, als es den meisten der nur hauswirtschaftlich tätigen Frauen möglich ist.

Wir haben die Folgen einer Verkürzung der Arbeitszeit zu kennzeichnen und auch anzudeuten versucht, wieviel von der hauswirtschaftlichen Arbeit, die heute die Frauen überbürdet, auf Rechnung mangelhafter Einrichtungen zu setzen ist und durch zweckmäßige Verbesserungen in Wegfall kommen könnte. Aber auch im Bereich der eigentlichen mütterlichen Funktion fehlt es nicht an Möglichkeiten, die Arbeitsleistung zu erleichtern und zugleich zu verbessern. Eigentlich unentbehrlich ist die Mutter nur dem Säugling. Als erste Aufgabe ergibt sich sonach hier ein ausgedehnter Mutter- und Säuglingsschutz, der der Mutter die Möglichkeit gibt, sich während der ersten Monate und, wenn der Mutterschutz erst einmal eingebürgert und ausgebaut sein wird, während der ersten zwei Lebensjahre ganz ausschließlich der Pflege des Kindes zu widmen**). Eine Gesellschaft, die die Mutterschaft gebührend zu schätzen weiß, wird nicht anstehen, in weitestem Umfang alle die Vorkehrungen zu treffen, die zu Schutz und Gedeihen von Mutter und Kind nötig sind. Und, was gewiß nicht zu unterschätzen ist, auch vom nationalökonomischen Standpunkt aus werden sich derartige Maßnahmen in Form der Verminderung der Säuglingssterblichkeit, des verbesserten Gesundheitszustandes und der vergrößerten Arbeitsfähigkeit der Frauen bezahlt machen. Des weiteren hätten Kindergärten und Horte, Spielplätze und ähnliche Einrichtungen die mütterliche Pflege- und Erziehungsarbeit zu erleichtern und zu unterstützen.

---

*) Vgl. Braun: „Frauenarbeit und Hauswirtschaft," Berlin 1901.

**) Vgl. Fürth: „Schutz der Mutterschaft!" im II. Bd. dieser Zeitschrift. 1903.

Digitized by Google

Von sentimentalen Seelen ist manchmal behauptet worden, daß es eine schmerzliche Entbehrung für eine Mutter sei, sich für 5 bis 6 Stunden des Tages von ihren Lieblingen zu trennen. Die so reden, sind entweder unwahr oder — sie kennen die Sache nicht. Keine Mutter möchte und wird wohl je auf das schöne Vorrecht verzichten, in der Stunde der Krankheit und Not um ihr Kind zu sein, und sich, wenn es not tut, ohne Besinnen aufopfern. Die Kinder aber im normalen Fall, und wenn man sie gut aufgehoben weiß, vorübergehend zu entbehren, wird niemandem schwer fallen und wird auch keineswegs eine Entfremdung oder verminderte Einflußnahme auf die Seele der Kinder zur Folge haben.

Dann die Schule. Auf ihrem Gebiet und im Zusammenhang mit ihr wird sich eines Tages die wichtigste Reform zu vollziehen haben. Sie hat zu beginnen mit der unentgeltlichen Einheits- und der Gemeinschaftsschule für beide Geschlechter. Es ist hier nicht der Ort zu langatmigen pädagogischen Auseinandersetzungen, aber sowohl die Erfahrung wie auch die einfachste Überlegung spricht dafür, daß es dem Ganzen in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung zum Heile gereichen muß, wenn Knaben und Mädchen, die doch im Elternhause miteinander aufwachsen, auch im Schulleben nicht getrennt werden, wenn sie sich miteinander tummeln in fröhlichem Spiel wie in der Arena des Geistes, miteinander aufwachsen zu der echten Kameradschaftlichkeit, die von dem Versteckenspiel geschlechtlicher Erregungen nicht angefault werden kann.

Die Einheitsschule vereinigt die beiden Geschlechter beim Elementarunterricht. Sie gabelt sich nach oben hin in höhere Unterrichtsanstalten und Handwerker- bezw. Haushaltsschulen, deren Schüleraufnahme nicht auf Grund des Geldbeutels der Eltern, sondern wirklicher Befähigung und Neigung vollzogen würde.

Diese Schule beginnt ihre Tätigkeit um 8 bezw. 9 Uhr vormittags und endet sie um 4 bezw. 5 Uhr nachmittags. Die Aufgaben werden in der Schule gemacht. Eine einfache, aber gut zubereitete und kräftige Mittagsmahlzeit wird allen gemeinsam gegeben.

Auf die Einzelheiten dieses Planes müssen wir an dieser Stelle verzichten, da es sich für uns hier um die Schulreform nur als Mittel zum Zweck einer geeigneten Um- und Neugestaltung des Familienlebens handelt.

Digitized by Google

Wenn also die Schule die Pflichten festhält, und für die Kleineren in den entsprechenden Bewahranstalten gesorgt wird, sind die Erwachsenen während dieser Zeit zur Berufsarbeit verfügbar. In den Spätnachmittagsstunden vereinigt sich dann die Familie wieder im eigenen Heim. Ein gemeinsames Mahl wird eingenommen, und der Rest des Tages nach Wunsch und Jahreszeit im Freien oder daheim verbracht. Geeignete Ferienzeiten, deren auch die Hausmutter teilhaftig wird (Ausbau der Hauspflege ꝛc.) unterbrechen das Einerlei der Tage und des Tagewerks, und ein ganzes Volk verwirklicht den Wahrspruch des Dichters: Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!

Und mit einem Schlage sehen wir die Familie nicht aufgelöst, sondern durch die Bande geistiger und gemütlicher Zusammengehörigkeit enger verknüpft, als es zuvor in der ewigen unbarmherzigen Jagd nach dem Glück oder auch nur nach des Lebens Notdurft möglich war. Die Familie ist aus einer wirtschaftlichen in eine ethische Einheit umgewandelt, in der beide Eltern nebeneinander und miteinander walten, beide verständnis- und liebevoll auf die Eigenart der Kinder eingehend, sie unmerklich beeinflussend, und ihnen als unentreißbares Erbe die Lebensfreude und den Durst nach Wissen und Lebensschönheit mitteilend.

Diese flüchtige Skizze genüge, um uns zu zeigen, daß die Berufstätigkeit der Frau keineswegs den Fortbestand der Familie in Frage stellen müsse, und daß vielmehr eine Vertiefung und Bereicherung des Familienlebens mit ihr verknüpft sein könne und werde.

Wird aber die Entwickelung in der Tat diese Richtung einschlagen? Wird die ökonomisch selbständige Frau, die im Manne nicht mehr den Versorger zu sehen braucht, nicht häufiger und immer häufiger ihr sorgloses Einzelleben der Belastung durch Haushalt und Kinder vorziehen?

Wird ferner nicht die verstärkte Verstandeskultur die weibliche Psyche an Gemütswerten verarmen lassen, wird sie die Frau nicht selbstsüchtiger, minder hingebungs- und opferfähig machen? Und welcher Art wird unter solchen Umständen das Schicksal der Einehe sein?

Die Zukunft der Einehe.

Wir haben in früheren Betrachtungen aufzuzeigen versucht*), daß die heutige Auffassung des Geschlechtsproblems sowie die

*) Vgl. Deutschland: „Das Geschlechtsproblem und die moderne Moral". Oktober 1904. Bd. V.

Digitized by Google

heute übliche gesetzliche Ordnung und Regelung der Mutterschaft ihre ausschließliche Legalisierung nur innerhalb der Grenzen der staatlich anerkannten Monogamie keinen Ewigkeitsanspruch hat oder erheben darf. Diese unsere gegenwärtige Eheordnung ist das Produkt ökonomischer Strömungen und Notwendigkeiten, denen sich der sittliche Überbau des Gesellschaftslebens angepaßt hat. Ebenso gewiß ist freilich, daß der ideologische Überbau nun auch seinerseits die materielle Gestaltung der Dinge beeinflußt und Strömungen und Notwendigkeiten ethisch-ästhetischer Art geschaffen hat, stark genug, um wechselwirkend den Gang des wirtschaftlichen Geschehens zu modifizieren.

Es wird unsere Aufgabe sein, diese Abstraktion durch das sinnenfällige Beispiel zu erläutern, doch sei zuvor eine Abschweifung gestattet, die mir zur Vermeidung von Mißverständnissen geboten scheint. Es handelt sich um die materialistische Geschichtsauffassung. Man beschuldigt ihre Vertreter, in öder Einseitigkeit alles Weltgeschehen materiell und mechanisch, so quasi als eine automatische Reflexbewegung der Materie zu erklären. Nichts liegt dem Geschichtsmaterialisten ferner als dieser platte Rationalismus. Er sagt vielmehr: alles Weltgeschehen, einschließlich der feinsten psychischen und geistigen Ausstrahlungen und Äußerungen, ist in der Tat letzten Endes stofflich begründet. Die erstaunlichsten Leistungen unseres Geistes, die erhabensten Moralanschauungen sind ursächlich an die stofflichen Organe unseres Leibes geknüpft. Das hindert aber nicht, daß sie sich zu höchst realen, das Stoffliche überwindenden und beherrschenden Potenzen auswachsen und eine geistige und ethische Weltordnung schaffen können, die in unserem Bewußtsein dem Rein-Stofflichen übergeordnet ist und ihm nun seinerseits Gesetze diktiert. So ist beim Kulturmenschen die Wechselwirkung dieser beiden einer Wurzel entstammten Potenzen das das Geschehen Bestimmende.

Und nun zu unserer Frage. Wir sahen die Einehe bei den Kulturvölkern als ein Produkt wirtschaftlicher Entwickelung entstehen. Wäre damit ihr Wesen erschöpft und begrenzt, so wäre das gleichbedeutend mit einer bedingungslosen Verurteilung der Einehe, die eben nur solange Daseinsberechtigung hätte, als die wirtschaftlichen Voraussetzungen für sie vorhanden wären.

Die wirtschaftlichen Tragbalken der Ehe sind aber heute bereits stark erschüttert, da und dort sogar völlig unterwühlt. Die früher nur ausnahmsweise zugestandene berufliche Ausbildung der Töchter ist zu einer Regel geworden, die sich ständig verall-

Digitized by Google

gemeinert. Damit entfällt die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau, und das Verhältnis der Geschlechter zueinander wird auf einen völlig neuen Boden gestellt. Immer weniger bedarf das Mädchen des Mannes als eines Versorgers, und nicht selten überwiegt der Beitrag, den die Ehefrau zur Bestreitung des Hausstandes zu steuern vermag, den Verdienst des Mannes. Auch der Wunsch, seinen Besitz legitimen Erben zu hinterlassen, muß in einer Zeit gegenstandslos werden, in der der Haupt- und oft der einzige Besitz des Menschen seine Arbeitskraft ist.

Nachdem so das auf das Eigentum begründete Legitimitätsprinzip hinfällig geworden, die ökonomische Abhängigkeit des Weibes im Prinzip aufgehoben erscheint, müßte logischerweise dem Mantel auch der Herzog, dem taubgewordenen Kern auch die Schale folgen, wenn die beiden von uns gekennzeichneten Postulate in der Tat aber immer noch die ganze Einheit des monogamischen Gedankens, den ganzen Inhalt der Einehe, umschlössen. Dem ist aber nicht so. Wir sind im Laufe der Entwickelung aus animalisch sich auswirkenden Lebensautomaten zu differenzierten Einzelpersönlichkeiten geworden, denen ihr Leben ein reich zu erfüllender Mikrokosmos ist, in dem jede Lebensäußerung, jede Schwingung harmonisch zusammenstimmen sollen. Zum mindesten ist das unsere große Sehnsucht, auf die wir ganz gewiß nicht auf dem zentralsten Lebensgebiet, dem der geschlechtlichen Beziehungen, verzichten wollen. So wurde aus dem naiv empfundenen und naiv geübten Naturrecht der Geschlechtlichkeit eine von psychischen Momenten durchsetzte und wesentlich bestimmte Naturfunktion. Es wurde aus ihr die individuelle Liebe, das geschlechtliche Begehren nicht einer zufälligen, sondern einer ganz bestimmten, als wesensähnlich und darum ergänzend empfundenen Person des anderen Geschlechts. Zuerst vereinigten sich die Tiermenschen, später ehelichten sich die Sippen, dann die Vermögen: heute begehren die Menschen einander. Der differenzierte Kulturmensch verlangt nicht einen Menschen zu vorübergehender Paarung, sondern einen Lebensgenossen, der im Tiefsten und Größten seines Sinnes ist, mit dem er Leid und Freude gemeinsam trägt, der ihm im Laufe eines langen Lebens ganz zu eigen wird. Da gibt es kein Drüber- oder Drunterstehen, sondern ein treues und unentwegtes Für- und Miteinandersein, wie es ähnlich weder im Freundschafts- noch im Verhältnis von Kind und Eltern denkbar ist. Aus der natürlichen Interessengemeinschaft, aus der Gemeinsamkeit des Erlebens und Erfahrens, der Sorge um die Kinder

Digitized by Google

entsprießt eine Zusammengehörigkeit, die soweit gehen kann, daß sie einer gegebenen Sachlage gegenüber den gleichen Gedanken, ja, selbst das gleiche Wort bei beiden Ehegatten auslöst. Solche Ehen gibt es heute schon und wird es weit häufiger geben, sobald erst einmal die Vorbedingungen zu einer rechten Ehe ganz allgemein so viel günstiger geworden sein werden, daß statt der ökonomischen Erwägungen von heute die freie Entschließung zweier wirtschaftlich gleich kräftiger und unabhängiger Persönlichkeiten die Regel wird, statt der tiefgehenden geistigen Unterschiedenheit ein gemeinsam und zu gleichen Zielen vorgebildetes Geschlecht sich gleich an Kraft und Können, sich gleich an klarer Einsicht und gereiftem Wollen zum Lebensbund sich zusammenfindet.

Denn auch dann wird noch Einehe sein, oder vielmehr: dann erst recht wird Einehe sein. Einehe und Gebundenheit nicht ökonomischer sondern sittlich-verpflichtender Art, die eine Belastung um so eher vertragen kann, als sie nicht auf der Übereinstimmung der Vermögen sondern der Charaktere ruhen wird.

Sollen wir also der Einehe ein Prognostikon stellen, so ergibt sich das unschwer aus dem, was wir miteinander kennen gelernt haben. Die eigentumsrechtliche Auffassung der Ehe und die auf ihr beruhenden Ehegesetze werden schwinden. Die Einehe aber wird fortbestehen in Form freier Verhältnisse oder als ein von einem Beamten zu bestätigender Gegenseitigkeitsvertrag. Eine Lösung der Ehe wird vor dem gleichen Forum erfolgen, wenn ein oder beide Ehegatten ihren Willen zur Trennung an zwei zeitlich getrennten Terminen aussprechen. Es gibt Leute, die selbst diese Art der das Temperament berücksichtigenden äußeren Gebundenheit für überflüssig und die freie Liebe, das ist die lediglich auf die nicht von außen bestätigte freie Übereinkunft gegründete Lebensgemeinschaft, für ausreichend oder vielmehr für allein zulässig halten. Ich fürchte, daß die hier vorauszusetzende sittliche Reife noch auf lange hinaus ein Vorrecht und eine Auszeichnung der wenigsten bleiben und eine gewisse äußere Gebundenheit für die weitaus meisten das Notwendige sein wird. Ich schließe mich darin Magnaud, dem berühmten französischen Richter, an, wenn er sagt: „Ich wünsche aufs lebhafteste, daß man eine freie Verbindung einrichte, die durch einfache Erklärung vor dem Standesbeamten herbeigeführt wird und genau dieselben Familienrechte zur Folge hat, wie die gewöhnliche Ehe, und die auch durch

Digitized by Google

übereinstimmende oder einseitige Erklärung vor dem Standesbeamten ihr Ende fände. . ."*)

Mit alledem ist freilich das letzte Wort darüber, ob der Mensch zur lebenslänglichen Ehe tauge, noch nicht gesprochen. Es gibt in der Frauenwelt Strömungen, die das auszuschließen scheinen, ja, die überhaupt ein längeres Gemeinschaftsleben an Mann und Weib als Regel ablehnen. Ein Kind und Arbeit! ist die Parole jener Gruppe. Ihnen ist der Mann nur Mittel zum Zweck der Mutterschaft, und sie gestehen ihm darüber hinaus keinen Platz in ihrem Leben oder dem des Kindes zu. Wie mich dünkt, schießen sie damit weit übers Ziel hinaus. Mann und Weib, das ist die untrennbare Einheit, die große Syntheſe des Lebens und ihrer Erfüllung, der Wunsch und Wille zum Kinde.

Der Wunsch zum Kinde! In tiefster Seele entartet müssen die Frauen sein, die beim Wunsch zum Kinde den Vater ausschließen, oder denen er eine gleichgültige Nebensache ist. Das Kind ist beider Eltern, und daß auch der Mann mehr Anteil an ihm haben will und beanspruchen kann, als ihm die bloße Zeugung gibt, ist doch wohl zu selbstverständlich, als daß man es erst beweisen müßte. Wer Kinder erzogen hat, der weiß, daß am Schluß die Eltern sowie die Erzogenen auch die Empfangenden sind. Die Pflicht gegen die Kinder ist für sie eine gute Schule der Selbstverleugnung und Hingabe, der Selbstzucht und Beherrschung, und sie gewinnen an inneren Lebenswerten, was sie an Kräften einsetzten. Das gilt für Mutter und Vater.

Aber auch das Kind bedarf des Vaters. So wie es der Sproß beider Eltern ist, so braucht es auch den wechselwirkenden und sich ergänzenden Einfluß beider, um sich in allseitig glücklicher Weise entwickeln zu können. Und so wenig ein Weib das Recht hat, dem Vater das Kind und mit ihm tausend Glücks- und Entwicklungsmöglichkeiten vorzuenthalten, so wenig hat es das Recht, dem Kinde den Vater zu nehmen. Schlimm genug, daß das heute noch in so vielen Fällen geschieht, daß es Väter gibt, die mit oder ohne Not auf das Kind verzichten: diese Anomalie zur Regel machen wollen, heißt, die naturgemäße Entwickelung auf den Kopf stellen, die naturgegebene Ordnung verzerren.

Nicht also ein Eingängerleben für beide Geschlechter, nicht ein flüchtiger Jugendrausch der Leidenschaft, gefolgt von dem trostlosen Katzenjammer eines einsamen oder eines einseitigen Lebens, sondern eine Lebensgemeinschaft, die ihre Festigung nicht von

*) M. bei Jacques Mesnil: „Die Freie Ehe". S. 47.

Digitized by Google

außen empfängt, sondern in sich trägt. Eine Familie, Vater, Mutter, Kinder, die aus einer wirtschaftlichen zu einer ethischen Einheit geworden ist, zu einer schönen und kräftigen Blüte am Lebensbaum, die in der Sonne einer leichteren und freieren Daseinsgestaltung zu der verheißungsvollen Frucht einer lebensvollen und lebensfreudigen Generation heranreift.

Wir zeichnen hier keine Utopie. Die bodenständige Grundlage wurde ersichtlich: die ökonomische Tüchtigkeit, das selbständige Wissen und Können, die geistige Ebenbürtigkeit, die Gemütsreife und Tiefe, die eine geeignete Erziehung und Lebensvorbereitung den beiden Geschlechtern zu geben vermögen, und auf dieser sicheren Grundlage ein Lebensbau, in dem alle Faktoren gleich tragfähig und gleichwertig sind, jeder sicher an seinem Ort und jeder Teil sich fügend zum harmonischen Ganzen.

Da wäre auch kein Raum mehr für eine Prostitution im heutigen Sinne. Ein Bund von geistig und gemütlich vollwertigen, ökonomisch unabhängigen, sittlich freien und hochstehenden Menschen unter Formen geschlossen, die eine ethische Bindung, aber keinen äußeren Zwang bedeuten, würde der so wesentlich in den unzulänglichen ökonomischen und ethischen Verhältnissen begründeten Prostitution, wie sie heute ist, wenig Spielraum gewähren. Kein Zweifel, daß das kein völliges Aufhören der Prostitution oder überhaupt des irregulären Geschlechtsverkehrs bedeuten würde. Es gibt eben Menschen, die jeder ethischen Erfassung unzugänglich sind, und die Umwelt, zu der sie sich in Widerspruch setzen, hat das Recht, sie als abnorme Typen in ihrem Sinne zu bezeichnen, ohne indes dem zeitgenössischen Urteil einen moralischen Ewigkeitsanspruch zuzuerkennen. So wäre es ja beispielsweise nicht ausgeschlossen, daß die Ethik einer künftigen Zeit die Zuständigkeit der lebenslänglichen Ehe für den Menschen verneinte und ihm das Recht polygamen Verkehrs zusprächе. Das sind Hypothesen, die man in unserem Zusammenhang erwähnen mag, für deren Wahrscheinlichkeitsbestimmung und nähere Besprechung indes heute, in der Zeit der gesetzlichen Zwangsmonogamie und der ihr entsprechenden Ausschreitungen nach der Seite der Zügellosigkeit und sittlichen Verwilderung, noch jede Handhabe fehlt. Die tatsächlich, wenn schon nicht gesetzlich auch in den sogenannten monogamischen Kulturgemeinschaften bestehende Polygamie, die gelegentlich auch außerhalb der Prostitution vorkommende Polyandrie, sind unter den heutigen Zwangsumständen zu wenig stichhaltig, als daß man irgendwelche Folgerungen daran knüpfen könnte.

Digitized by Google

Das eine aber läßt sich wohl heute schon mit Sicherheit aussprechen, daß unter den von uns geschilderten Lebens- und Ehebedingungen die Prostitution, das ist die gewerbsmäßige geschlechtliche Hingabe gegen Entgelt und ohne jeden Zusammenhang mit dem individuellen Empfindungsleben, ein Unding wäre. Alle Vorbedingungen dafür werden entfallen, und wenn es auch denkbar ist, daß eine künftige Geschlechtsmoral die flüchtige Augenblicksverbindung mit allen ihren Konsequenzen sanktioniere: als völlig ausgeschlossen hat zu gelten, daß die allgemeine Anschauung einen andern Bund gutheiße als den, der, gleichviel ob für kurze Zeit oder auf die Dauer, auf gegenseitige Übereinstimmung und Freiwilligkeit der Teilnehmer gegründet ist. Nichts ist unsittlicher und wird es allezeit sein, als der Kauf eines Menschen zu Geschlechtszwecken, einschließlich des heute üblichen, von Gesetz und Kirche sanktionierten Ehekaufs.

Schluß.

Wir sind am Ende. Es wäre müßig, unsere Zukunftsvoraussicht und Hoffnung durch Einzelschilderungen zu umgrenzen und zu erhärten, die nur den Wert von Phantasien haben könnten.

Wir mußten uns daran genügen lassen, aus den festen Grundlinien dessen, was ist, zu bestimmen, was sein wird. So haben wir den Wurzeln nachgegraben, mit denen der lebensvolle Baum unserer Hoffnung im Erdreich des Seienden verästelt ist. Und wir sahen die braunen Hüllen seiner Knospen schwellen und können getrost des Tages harren, der die Knospen sprengt, und an dem die siegende Sonne den Frühling heraufführt — den Menschenfrühling.

Mag da auch mancher kommen, der uns phantastisch und unseren Zukunftstraum eine trügerische Luftspiegelung schilt. Und mag es auch sein, daß manche Imponderabilien von uns ungesehen und darum unberücksichtigt blieben, die eines Tages die vorausgesetzte Entwickelung in etwas von der erhofften Bahn ablenken können: Doch wird der Tag kommen, an dem ein Geschlecht von freien, einander gleichgeordneten und gleichwerten Menschen, Männer und Frauen, erhobenen Hauptes durch die Welt schreitet und ein arbeitsfreudiges und lebensfrohes Geschlecht zeugt.

Ein Sklave keiner!
Keiner Knecht!
Ein jeder er selbst!
Und jeder recht!

Digitized by Google

Berlin—München—Bremen.

Ein Beitrag zur Dezentralisationsfrage.

Von Andreas Gildemeister.

[Teil I.]

Vor ein paar Jahren sah ich zum erstenmal Straßburg. Vom Münster ganz abgesehen, wie viel Feines in den ältesten deutschen und den späteren französischen Teilen dieser schicksalsreichen Stadt! Gerade die französischen Bauten von bestrickender Anmut und feinstem Reiz. Das Statthalterpalais ein altes baumumkränztes Haus, schlicht vornehm, von großer Stimmungskraft. Und der Fremdling schritt in die neuen Stadtteile, die nach 1870 und in jüngster Zeit entstanden sind. Wie verstand er jähe, daß ein alter Elsässer an der französischen Zeit hängen muß mit dem Herzen, mit der Seele. Haben wir denn vor 1870 keine Geschichte gehabt? Hat mit 1870 Deutschland alle historischen Fäden zerrissen? Waren es nicht echt aristokratische Geister — der alte Kaiser, Bismarck, Roon und Moltke —, die das neue Reich gegründet haben? Und dies Neu-Deutschland sieht so heillos parvenühaft aus?!

Es ist ein unseliger, in Berlin produzierter Stil, viel allgemeiner: ein dort produzierter Geist, der über Neu-Deutschland hereingebrochen ist. Der Geist, der den französischen Geist zum Spott herausfordern muß — wenn man unsere materielle Macht auch bewundert —, der den traditionsreichen englischen Geist nicht versteht, ja haßt, obwohl gerade der uns vieles Segensreiche bringen könnte. Jedoch, was geht uns das Ausland an! Arg ist nur dies: jener Geist nivelliert, uniformiert, parvenüsiert, tötet unser eigenes Bestes.

Man hämmert da ein Neu-Deutschland zusammen, das ja wohl zur materiellen Welteroberung brauchbar sein soll. „Eine halb erdrosselte Seele trägt sich leichter und verursacht dem geschäftigen Körper weniger Umstände als eine vollentwickelte, traumbeladene." (H. St. Chamberlain.) Wir wollen durchaus nach außen wirken und müssen uns daher von innerem, seelischem Ballast befreien. Selbst solche Berliner Stimmen, die für die Erhaltung deutscher Innerlichkeit eintreten, machen den allgemeinen Berliner Fehler mit und konstruieren ein allgemein gültiges deutsches

Digitized by Google

Normalgemüt, eine deutsche Normalseele. So kommt der fürchterliche Begriff des deutschen Michels zustande, an dem die Abwesenheit jeder weltmännischen Faser für das spezifisch Deutsche gehalten zu werden scheint. Berlin muß durchaus normieren, konstruieren, uniformieren. Es hat uns einen „deutschen Geist" neuer Art, eine entsetzliche Architektur geschenkt. Es möchte uns mit einer normierten und reglementierten Kunst beschenken. Uniformierung auf geistlichem Gebiete arbeitet dem Jesuitismus vor. Für ihn und seine paragraphierte Religion muß — ganz abgesehen von der gefälligen Akkomodation und Nachsicht dieser Geister an und für weltliche Gepflogenheiten — ohnehin ein juristisch gebildeter Staatsbeamter viel mehr Verständnis haben als für den religiösen Geist, der sich in Paragraphen nicht fassen läßt, vielmehr ein intuitives Ergreifen voraussetzt. Auch die ultramontane äußere Disziplin ist unwiderstehlich anziehend für „Ordnungsmänner." Berlin exportiert einen ganz spezifischen Patriotismus, der von dort als der allein richtige und „gutgesinnte" angepriesen wird. Die Armee, die wir Berlin — Berlin für Preußen gesetzt — verdanken, und über die es Mode ist, ihrer Fehler halber den Stab zu brechen, bringt diese Gefahr der geistigen Uniformierung am allerwenigsten über Deutschland. Auf diesem ihrem eigensten Gebiete ist die Uniform von unberechenbarem Segen und bringt nicht Erstarrung, sondern Erfrischung, physische und seelische, über unser ganzes Volk.

* * *

Deutschland ist doch nicht so ohne weiteres geneigt, seinen ganzen geistigen Bedarf aus dem großen Warenhaus Berlin zu beziehen. Das Individuelle und Persönliche lehnt sich auf gegen Normierung und Uniformierung und Nivellierung.

Der schärfste Antipode — d. h. vom geistigen, nicht vom politischen Gegensatz ist hier die Rede — gegen das uniformierende Berlin ist das rücksichtslos anti-uniforme München.

Persönliche, individuelle, anarchistische Laune, die um des ästhetischen Reizes willen mit jedem spielt, jedes antastet, persifliert, parodiert, profaniert. Eine jenseits von Gut und Böse sich ergehende Ungebundenheit voll Geist, voll sensitivsten Reizempfindens, sich unendlich erhaben dünkend über Staat, Kirche, konventionelle Sittlichkeit und — leider — über jede Gemütswärme. Und dann doch gelegentliches Durchbrechen von Pathos, tiefer, leidenschaftlicher Empfindung für das Elende, Verlorene, von der reich besetzten Tafel des Lebens Ausgeschlossene.

Digitized by Google

Wir wollen diese sozialen, sozialistischen, aufreizenden Töne nicht verdammen, weil sie uns unbequem wären, und weil uns die Aufreizung nicht, ganz und gar nicht der Weg zur Heilung sozialer Schäden zu sein scheint. Wir wollen hier das Ethos und Pathos und die künstlerische Bedeutung der Form anerkennen.

Aber jenes rücksichtslose Spielen mit sittlichen und sozialen, auch mit ästhetischen Werten?

Die Menge der Künstler sind Freischärler, Vorläufer der langsameren Kulturentwickelung der Gesamtheit, Entdecker von Neuland. Sie müssen daher von den Zügeln des Alten und Herkömmlichen, des Feierlichen und Korrekten gelöst, wenigstens gelockert sein. Sie tasten und irren, vergreifen sich und fallen — wie viele gehen verloren! —, aber diese Irr- und Tastwege, diese Rücksichtslosigkeiten und Frechheiten gegen das Alte, diese verfrühten und verkehrten und so oft lächerlichen Trompetenstöße über das Neue, die Übermenschheit, das tausendjährige Reich, die Weltversöhnung, den ewigen Frieden — noch nichts Großes ist erreicht worden ohne Selbstüberschätzung und eschatologischen Glauben! —: all dies ist unvermeidlich und selbst notwendig, damit die Kunst an ihrem Teile der Menschheit voranhelfe auf ihrem Wege. Nur die wirklich, die ganz Großen in der Kunst, sind groß genug, das Neue zu finden und anschaulich hinzustellen, ohne das Bleibende im Alten zu verkennen.

Also haben wir Geduld mit künstlerischen Exzentrizitäten ästhetischer, religiöser und sittlicher Art. Es sind Begleiterscheinungen eines im ganzen doch für die Gesamtheit heilsamen Prozesses.

Aber diese Einsicht von der Pflicht der Duldsamkeit verbietet uns nicht das Recht, besser gesagt: entbindet uns nicht von der Pflicht, den verderblichen Begleiterscheinungen des Künstlertums entgegenzutreten. Wir dürfen und wollen ihre — ihnen subjektiv zu gute zu haltende, aber objektiv doch ungerechte und schädliche — Verkennung des Guten im Alten korrigieren.

Wir sind keine Philister; wir glauben also nicht, daß irgend eine Form des Staates, der Ästhetik, der sittlichen oder religiösen Dogmatik je endgültig sein kann. Aber wir halten irgend eine Form für notwendig, wir glauben an den relativ objektiven Wert gewisser politischer, ästhetischer, sittlicher und religiöser Güter für die Menschen und die Gesellschaft und unsere Nation, wie sie sind und wie sie ist. Wir protestieren gegen das lediglich Auf-

Digitized by Google

lösende eines gewissen Künstlertums, gegen sein rücksichtsloses Spielen mit Sittlichkeit, Nationalgefühl, Religion und was sonst noch, bloß um des ästhetischen Reizes willen. Wir lassen Ihnen jede mögliche Freiheit, wir weisen auf das entschiedenste staatliche, gesetzliche, polizeiliche Mittel ab, aber, meine Herren Künstler, wir halten uns berechtigt, uns gegen das Übermaß Ihrer ausgelassenen Laune im Namen gewisser Ideale, die wir noch haben und haben wollen, als Privatleute zur Wehr zu setzen.

Es ist schließlich in Ihrem eigenen Interesse. Zuchtlosigkeit provoziert Zwang, staatlichen oder — was schlimmer ist — geistlichen. Ihre Auflösungsarbeit bereitet noch mehr Uniformierung, Jesuitismus und die rettende Flucht in eine allein selig machende Kirche vor, als ein auf Vereinheitlichung alles geistigen Lebens tendierender Berliner Geist.

Und bei diesem Widerspruch zu Ihren — nennen wir es einmal anarchistischen — Tendenzen — dieses Adjektivum in durchaus unpolitischem Sinne genommen — sind wir nicht Anwalt des Hergebracht-Engen, -Kümmerlichen, -Philiströsen.

Zum Beweise dessen nur ein paar Worte über ein Gebiet, das Sie vorzugsweise zum Spielplatz Ihres — wie ich unbedingt zugebe — oft sehr graziösen Witzes ausersehen haben: über das Gebiet geschlechtlicher Sittlichkeit. Wir vertreten nicht die Philistersittlichkeit, welche irrtümlicherweise einmal für die christliche gegolten hat und vielfach noch gilt, daß nämlich Naturalia eigentlich doch turpia seien, im geheimen leider allgemein und sündlicherweise um so beliebter. Unser Standpunkt ist vielmehr derjenige, in dem es keine Inkonsequenz gibt: alles Natürliche ist heilig. Man soll es durch Spielerei weder des Wortes noch der Tat — auch nicht um des graziösesten ästhetischen Reizes willen — entweihen und schädigen.

* * *

Uniform und Anarchismus: beides bedeutet den Tod der geistigen Kultur. Die Uniform erstickt die Persönlichkeit, im Anarchismus rast sie sich zu Tode. Und Persönlichkeit, Individualität — das Höchste in der Begrenzung —: das ist das allein Wertvolle.

Dies ist ebensosehr germanische als protestantische Überzeugung. Sie richtet sich gegen staatliche und kirchliche Schablone, gleicherweise gegen den sozialistischen Zukunftsstaat wie gegen mechanischen Bureaukratismus — keineswegs gegen die Monarchie

Digitized by Google

als solche —, gegen uniforme evangelische Dogmatik wie gegen das ganze System der jesuitierten Kirche von Rom. Persönlichkeit, Individualität, das bedeutet anderseits gesunde Geschlossenheit, kraftvolle Einheitlichkeit — und hat nichts zu tun mit faulem Holz, das in der Zersetzung, im anarchischen Zustande der Selbstauflösung begriffen ist, im Gifte entwickelnden Sterbezustand, wie amüsant seine Phosphoreszenz sich auch ansehen möge.

Germanisch-protestantische Eigenart besitzt der Nordwesten Deutschlands dank seiner geschichtlichen Entwickelung in besonderer Reinheit. Wir haben hier keine slawische Beimischung. Das Feudalsystem hat längs der friesischen Küste nie ganz festen Fuß gefaßt. Es wäre widerwärtig, mit diesen Vorzügen zu prahlen. Aber bedroht von uniformierenden und auflösenden Tendenzen, müssen wir uns dieses Besitzes und der aus ihm erwachsenden Pflichten bewußt werden: der Pflicht, unsere Art zu erhalten um unsrer selbst und um des großen Ganzen willen, der Pflicht, diese Art in die Nation hinein geltend zu machen. Wenn sie denn da in Berlin eine neudeutsche „Volksseele", einen modernen Typus Deutschtum zusammenkochen wollen, so sollen die einzelnen deutschen Landschaften und Persönlichkeiten wenigstens sich kräftig aufraffen und ihre Eigenarten mit in den Topf hineinwerfen — nicht um sie zu verlieren, nein, um das Gesamtgericht reicher, würziger, womöglich schmackhaft, um es zu einer wahren Repräsentation des ganzen deutschen Geistes zu machen. Und wenn München in künstlerhafter Einseitigkeit ganz Deutschland mit seinen reichen ästhetischen Anregungen überströmeu möchte, so wollen wir zeigen, daß wir fruchtbar machende Fluten aufzunehmen verstehen, aber unsern Grund und Boden nicht von ihnen wegschwemmen lassen. Bremen darf sich als aufstrebende Kunststadt — im Sinne des Kunstgenießens wenigstens — ansehen. Vielleicht tut es in diesem Momente gut daran, sich über seine geistige Stellungnahme klar zu werden.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Der Soracte.

Von E. v. Hoerschelmann.

[Teil I.]

„Tu dal piano alta s'elevi
O Montagna solitaria:
Nell' azzurro ergi la fronte
Quasi un' isola nell' aria.
Vedi il mare e laghi e monti
E del Tevere i vaghi giri
E la cupola pur miri
Che su Roma il genio alzò."

So besingt in klangvollen Strophen ein einheimischer Patriot den Soracte. Nur Eines vergaß er in seinem Hymnus zu erwähnen — und gerade das, was den Soracte, abgesehen von der Eigentümlichkeit seiner Lage, die ihm das „inselartige" Ansehen gibt, zu einer in ganz Italien einzigen und unvergleichlichen Erscheinung macht: die gleichsam in Stein gehauenen Wahrzeichen der Vorzeit, die ihm zum historischen Rahmen dienen.

Dieses mächtigen Rahmens würdig, den in seiner Art kein zweiter Berggipfel nicht nur Italiens, sondern unseres gesamten Kontinentes wieder aufzuweisen hat, erhebt sich auf der äußersten Spitze des aus weit umlagernder Ebene majestätisch aufsteigenden Felsenkolosses die uralte, von Sagen umwobene und auch im realhistorischen Sinne ehrwürdige Cappella di San Silvestro.

Wer dem verwitterten, erbarmungslosem Verfall anheimgegebenen Bau, der trotz alles an demselben geübten Vandalismus doch den Charakter frühmittelalterlicher Architektur gewahrt hat, den Namen gab, den er noch heute trägt — wer mag es wissen!

„Hierher," so berichtet eine der zahllosen Legenden, die den Soracte und seine Geschichte zum Gegenstande haben, „war Sylvester I. vor seinen Feinden aus Rom geflohen, die ihm nach dem Leben trachteten. Zu diesen Feinden zählte auch Konstantin der Große. Da geschah es, daß der Kaiser, mit der Lepra behaftet, die er sich im Orient zugezogen, auf den Rat byzantinischer Magier sein Heil suchte in Bädern, die er sich

Digitized by Google

aus dem Blute neugeborener Kinder bereiten ließ. Nach einem jener grauenvollen Bäder erschienen dem noch von dem Blute seiner unschuldigen Opfer triefenden Tyrannen die Apostelfürsten Petrus und Paulus und befahlen ihm, „abzustehen von solch verruchtem Treiben und auf den Soracte zu pilgern — und zwar allein und ohne Gefolge. Dort würde er Heilung finden.“ Diesem Befehle gehorchte Konstantin. Nachdem der Kaiser, wie es ihm anbefohlen war, einsam und im Bußgewande den wilden Felsenweg zum Gipfel des Soracte emporgeklommen war, sah er sich, an der äußersten Spitze desselben angelangt, dem vertriebenen, hier als Eremit sein Leben fristenden Pontifex gegenüber. Zu heiligem Zorn entbrannt, hielt Sylvester ihm das fluchwürdige Verbrechen vor, zu dem er sich von seinen gottlosen Ratgebern hatte verleiten lassen. Da brach der von den Schwielen und Knoten seines entsetzlichen Leidens am ganzen Körper bedeckte Imperator in die Knie und empfing aus der Hand Sylvesters den Segen der heiligen Taufe. Alsbald wich auch der Aussatz von ihm.

Zum Andenken an seine Bekehrung und die mit ihr zugleich ihm zuteil gewordene Erlösung von seinem Übel erbaute Konstantin an eben der Stelle, wo er die Taufe empfangen, das Kloster des Soracte.“

Nach einer anderen Version war der Stifter des ersten, ursprünglichen Baues nicht Konstantin, sondern um ganze vier Jahrhunderte später Carloman, der Sohn des Carl Martell, der von seinem Vater, dem „Hammer“, wie schon dessen Zeitgenossen den trotzigen Recken und mächtigen Bezwinger der Saracenen nannten — zwar große militärische Eigenschaften, aber nicht den jenem im Blute liegenden elementar kriegerischen Sinn geerbt hatte.

„Carloman“, so berichten die zeitgenössischen Chronisten, „war der Erstgeborene Carl Martells, des königlichen Majordomus der Merovinger, und seiner ihrer Schönheit wegen berühmten Konkubine Chalpaidas. Er teilte das Reich mit seinem Bruder Pipin. Nachdem Carloman mit jener den Begründern der Carlovingischen Dynastie im Blute liegenden Energie den ihm unterstehenden Teil des Reiches regiert, die Aufstände seines vom väterlichen Erbe ausgeschlossenen Stiefbruders Gripkon gemeinsam mit Pipin unterdrückt, ferner dem Aufstand der Alemannen mit dem Blutbade von Cannstatt ein Ende gemacht, entsagte er — vielleicht durch Gewissensbisse infolge der Cannstatter

Digitized by Google

Bluterzesse bewegt — dem Thron, trat als Mönch in den Benediktiner-Orden ein und gründete das Kloster auf dem Soracte — Ob Konstantin — ob nach der Chronik des „Benedetto del Soratte" der Papst Damasus — ob endlich Carloman der Gründer des Urbaues gewesen, von dessen ursprünglicher Anlage nur die jetzige Krypta noch übrig ist, blieb bisher eine offene Frage. Dagegen ist Carlomans Verweilen auf dem Soracte nach seiner Abdankung nicht in das Gebiet der Sage zu versetzen, wie Konstantins Bekehrung durch Sylvester.

„Der Welt und ihres Treibens satt, war der Frankenfürst ohne Zweifel gewillt, in der Felseneinsamkeit des Soracte als Solitarier sein Leben zu beschließen. Aber dem sollte nicht so sein. Auch die Einsamkeit und Ruhe, die er dort zu finden gehofft, war nicht die, die der kampfmüde Krieger sich geträumt hatte. Noch in demselben Jahr seiner Abdankung besuchte ihn in seiner Klause der Sabnia sein mit Übergehung seiner Söhne, von denen der ältere, Drogo, ebenfalls der Welt entsagt hatte, von Carloman selbst als Erbe und Nachfolger eingesetzter Bruder Pipin; drei Jahre später dessen Sohn, Carlomans Neffe: Carolus Magnus.

„Auch an anderen Besuchern aus dem Frankenlande fehlte es nicht. Wer unter den Repräsentanten des hohen fränkischen Adels nach Rom wallfahrtete, unterließ es nicht, dem fürstlichen Einsiedler auf dem Soracte seine Aufwartung zu machen. Carloman aber, dem es um seinen Lebensausgang im Gebet und in der Buße Ernst war — als er einsah: die Weltabgeschiedenheit, nach der es ihm verlangte und die er auf dem einsamen Felsenstock der Sabnia zu finden gehofft, würde ihm dort nimmer blühen, überließ das Kloster, das von ihm erbaut oder nur erneuert worden war, anderen Brüdern seines Ordens und setzte seine Weltflucht gen Süden fort. Sein nächstes Ziel war Monte Cassino.

„Aber wie auf dem Soracte so auch hier gingen die Persönlichkeiten und die Ereignisse, die die Geschichte der Zeit, der er angehörte, bedeuteten, ihm nach. Umsonst suchte die hohe Gestalt des „Dux Francorum" sich den auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen. Die hervorragende Stellung, die er in dem mächtig aufstrebenden Reich eingenommen, die kriegerischen und diplomatischen Eigenschaften, die ihn während seiner Regierung ausgezeichnet hatten, verflochten ihn als den Sohn seines Vaters, d. h. einer der epochemachendsten Erscheinungen der Zeit, immer wieder in

Digitized by Google

die Händel jener Welt, der er umsonst zu entfliehen suchte. Als Opfer der gewaltsamen Politik seines Bruders endete Carloman sieben Jahre nach seiner Übersiedelung auf dem Soracte — als Gefangner. Nachdem er sich dazu herbeigelassen, von Monte Cassino aus den mächtigen, aber ränkevollen und, wo es sich um Gefährdung seiner ehrgeizigen Pläne handelte, skrupellosen Pipin als Unterhändler im Namen des von jenem bekämpften Longobardenkönigs Aistuef aufzusuchen, beschloß er sein vielbewegtes Leben im Jahre 754 in einem Kloster zu Vieune. In letzterem ließ Pipin, der sich drei Jahre zuvor zum König von Frankreich wählen und von Bonifazius salben ließ und der zuvor Carlomans Söhne in der gleichen Weise beseitigt hatte, ihn für den Rest seiner Tage einschließen. Aber diese Tage waren gezählt, und schon in demselben Jahre sah Pipin sich durch Carlomans Tod seiner geheimen Befürchtungen enthoben."

Dies das erste Beispiel der mönchischen Weltentsagung aus freiem Willen von seiten eines Herrschenden. Ein Beispiel, das bekanntlich von Karl V. an bis auf Johann den Grausamen (von Rußland) in der Folgezeit bei noch so manchen Mächtigen der Erde Nachahmung fand, die, jener vom Soracte aus gegebenen Parole folgend, den Feldherrnmantel mit der Kutte vertauschten.

Wer selbst auf dem Gipfel des Soracte gestanden, wer von dieser seiner Höhe aus durch nichts behindert seinen Blick über Berg und Wald und Tal bis an den fern am Horizont herüberschimmernden Meeresspiegel schweifen ließ, der wird leicht begreifen, daß kampfmüde Seelen hier gern eine Zufluchtsstätte suchten.

So ehrfurchtgebietend, in starrer Majestät hebt der Koloß sich von dem ganzen üppigen Landschaftsrahmen ab, der ihn in weitem Kreise umschließt. Etwas wie ein Hauch der Ewigkeit, ein eigenes, geheimnisvolles Wehen kreist um seinen Gipfel.

Wer etwa von Rom aus die Wallfahrt auf den Soracte unternimmt, dessen harrt, wenn er am Ziele steht, das ist gewiß, das großartigste Schauspiel, das die „Campania felix" überhaupt aufzuweisen hat.

Es schreibe sich aber jeder, bevor er sich auf den Weg macht, den alten Spruch auf die Fahne: „Per aspera ad astra". Denn die Reise von Civita Castellana (der letzten Bahnstation) über Oreste bis auf den Gipfel des Soracte ist mit Mühseligkeiten und Plagen verbunden, zu deren Überwindung ein ge-

Digitized by Google

wisser Heldenmut und ein entsprechender Vorrat sieghaften Humors gehören.

Ferner sehe jeder zu, die zur Besteigung geeignete Jahreszeit — den Frühling oder den Herbst zu wählen. Während der Sommermonate: Juni, Juli, August wird das Verweilen in beiden genannten Ortschaften, sowohl in dem noch in der Ebene gelegenen Civita Castellana, als in Oreste, auf halber Höhe des Soracte, einen mehr oder weniger Danteskus-Charakter tragen. Wer zu dieser prekären Jahreszeit, d. h. während der üblichen Erntefreiheit, seinen Weg durch die Sabnia nimmt, der wird öfter, als es ihm lieb sein dürfte, Gelegenheit haben, mit dem Dichter der göttlichen Komödie auszurufen: „Ahi, quanto a dir qual era è cosa dura!“

Sowohl in der einen als in der anderen dieser zwei Stationen, die der Tourist nicht umgehen kann, gilt's, sich bezüglich des wenig urbanen Charakters der Bevölkerung sowohl als der sozialen und — der sanitären Verhältnisse überhaupt auf ein Äußerstes an Mißbegehren gefaßt machen.

Wenn hier das „Mietère“ (das Kornscheiden) angeht — so galt seit Menschengedenken und so gilt zur Stunde noch der Brauch, geht zugleich ein Pandämonium an, dessen Tollheit und Ausgelassenheit keine Grenzen kennt — und dem sich niemand widersetzen darf!

Das ist die Freiheit der Schnitter!

Jeder noch so grobe Unfug, sei es bei Tag, sei es bei Nacht verübt, ist dem Schnitter erlaubt. Wehe dem, der ihn zurechtsetzt! Wenn der Zurechtgewiesene die noch so wohlverdiente Rüge mit einem Faustschlag ins Gesicht des andern heimzahlt, so darf letzterer sich nicht wehren. Das heißt: wenn ihm sein Leben lieb ist, so ist eine Gegenwehr vom Übel. Dieser unwürdige, mit Toleranz der Behörde auch heute noch sanktionierte Usus dürfte unter allen Umständen im Volksleben seine Giftblüten tragen. Bei einer ohnehin wegen ihrer Wildheit und Zügellosigkeit berüchtigten Bevölkerung ist er, wie jeder sich's leicht denken kann, erst recht vom Übel.

„Der Mensch versuche die Götter nicht!“ sei diesbezüglich jedem zugerufen — zumal wenn sich's um den Bacchus-Kultus der Schnitter der Sabnia handelt.

In St. Oreste, wo der eigentliche Aufstieg beginnt, ist die Bevölkerung etwas zahmer als in dem wegen seiner nächtlichen Straßenszenen, die fast tagtäglich einen mehr oder minder blutigen

Digitized by Google

Ausgang nehmen, insbesondere berüchtigten Civita Castellana. Aber auf einen den primitivsten Anforderungen herkömmlichen Anstandes entsprechenden Empfang darf der Fremde auch hier nicht rechnen.

Gleich einer Schar hungriger Wölfe werden jugendliche Unholde beiderlei Geschlechts ihn umzingeln und johlend und brüllend ihren Spott mit dem „Förster" treiben. Wehe letzterem, wenn er versucht, zu reagieren! — Bei der geringsten Gegenwehr von seiten des zur Zielscheibe Erkorenen wird der Unfug sich bis ins Ungeheuerlichste steigern — und niemand wird diesem Unfug entgegentreten.

Wohlgenährte, turmhohe Karabinieri werden mit untergeschlagenen Armen dastehen oder in der Pergola (Laube) der Locanda ihren café nero schlürfen und dem ganzen wüsten Treiben apathisch zusehen. Auf die Frage an den Vetturino, der den Besucher dieses ungastlichen Bodens in das übrigens grandios gelegene Felsennest (St. Oreste) heraufbefördert hat: „Warum die Karabinieri sich solchem Teufelsspuk nicht widersetzten — wozu anders wären sie denn da?" wird er zur Antwort erhalten: „Non si murrono — eeh! — perche hanno paura!"

Wie bereits erwähnt, beginnt in St. Oreste der eigentliche Aufstieg, den ich auf den Rat des Vetturino, der mich aus Civita Castellana herausgebracht hat, in seiner und in Begleitung des „Padrone del Sommaro", den er mir als zuverlässigen Führer empfohlen, nicht eher antrete, als bis die Glut der Mittagssonne bereits in Abnahme begriffen ist.

Durch wildes Geklüft vulkanischer Natur, das sich gleich einem versteinerten Spitzengewebe rings um St. Oreste ausbreitet, geht's von vornherein steil bergauf.

Die Aussicht auf den weiten Talgrund, den der Tiber mit bizarren, jeder Vorstellung spottenden Schnörkelwindungen in labyrinthischem Lauf durchfließt, wird rechts vom Sabiner-Gebirge umgrenzt, das sich — gleich einer Art Vorposten, den Soracte an dem linken Tiberufer aufgestellt hat. Links hemmen die Felsenwände des letzteren den Blick ins Weite.

Die an und für sich mächtige Wirkung der landschaftlichen Szenerie wird durch die „via infernale" — als solche verdient der Weg zum Gipfel wahrlich bezeichnet zu werden, dermaßen beeinflußt, daß von einem eigentlichen Genuß kaum die Rede sein kann.

Digitized by Google

Während des ganzen ungefähr ein- bis anderthalbstündigen Aufstieges würde der geringste Fehltritt, sei's der „guida", sei's der „sommaro", unfehlbar den Absturz zur Folge haben. Und trotz aller Vorsicht sowohl von seiten des Führers als des wohlgenährten Langohrs, das nach Kräften seine Pflicht tut und jedesmal, wenn ersterer den seltsamen Ruf: „Arriquar!" ertönen ließ, schnuppernd zu fragen schien: „Was es gäbe?" — wer weiß, wies gegangen wäre, wenn der Vetturino, ein athletischer Geselle, nicht gewesen wäre!

Eine wahre Notsäule, stand er fest genug zwischen mir und dem Abgrund, um mehr als einmal mich mitsamt dem Tier zurückzusetzen, wenns allzu schief zu gehen drohte!

Wer nach überwundener Strapaze den Gipfel des Soracte und zwar in dem Moment erreicht hat, in dem das beginnende Vorspiel des Sonnenunterganges sich durch jene Farbenmagie ankündigt, wie sie nur die Campagna kennt, der wird sich fragen: Ob Meister Böcklin etwa hier oben gestanden hat, als seine Phantasie ihm eine ihrer holdesten Töchter, genannt: Das Schweigen, gebar!

So souverän erscheint die von Welt und Leben abgeschnittene Wüsteneinsamkeit, so sehr scheint sie hier das einzige herrschende Element zu sein, daß jedes lebende Wesen als etwas Unerwartetes und Unvorhergesehenes Bedeutung gewinnt. So eine unweit von mir stumm ihres Weges hinschleichende Gruppe bettelhaft dürftiger Gestalten: Ein in Lumpen gehüllter Greis, der ein Bündel Reisig auf dem Rücken trägt, und zwei ebenso beladene und ebenso gebückt einherschreitende Frauen. Wie in Äther getaucht zeichnen sie sich in scharfen Umrißlinien gegen den schwarzen Felsenkant ab, an dessen Rand sich ein Riesenkreuz, als Warnungszeichen aufgerichtet, turmhoch erhebt. — — Und weiterhin die schlanken Gebirgsziegen mit ihren klingenden Glöcklein, die mit verwunderten Augen den fremden Eindringling in ihr Gebiet groß und neugierig ansehen. Gleich einem bizarren, schwarzen, beweglichen Rahmen umstehen sie, unter dem fortwährenden Geklingel ihrer Glöcklein, die weiße Kapelle. Gravitätisch hebt sich von der letzteren eine ebenso gespenstisch weiße Gestalt ab. Gemessenen Schrittes hat sie sich genähert. Jetzt winkt sie mir mit der erhobenen Rechten zu, als wollte sie durch diese beschwichtigende Geste den aus der Ferne empfangenen, in der Tat gespensterhaften Eindruck verwischen.

Es ist einer der Mönche des nur wenige hundert Schritte

Digitized by Google

entfernten Trinitarie-Klosters (moderneren Ursprungs). Mit einem gewissen feierlichen Pathos in Blick und Bewegung heißt er mich willkommen und fordert mich auf, „falls es mir gefällig wäre", unter seiner Führung das ehemalige „Convento di San Silvestro" in Augenschein zu nehmen.

Über gähnende Felsenrisse hinweg ohne Weg und Steg, von der dürren Knochenhand meines Begleiters unterstützt, ist es mir gelungen, bis zum offenstehenden Torweg emporzuklimmen.

Durch einen unbedeckten, von öden weißen Mauern eingefaßten Vorhof sind wir in das Innere der Kirche getreten, in der übrigens nichts mehr auf das einstige Kloster hinweist. Es läßt sich nicht einmal mehr ermitteln, ob dieselbe ursprünglich mit der jetzigen „Cappello di San Silvestro" identisch war, oder ob Kirche und Kloster in ihrer ursprünglichen Anlage getrennt zu denken wären.

Durch die vielleicht schon seit Jahrhunderten ihrer Scheiben beraubten Fenster fällt ein blinkender Sonnenstrahl und wirft seinen belebenden Hauch über die Reste uralter Wandmalereien, die einst Plafond und Wände schmückten, und über den Marmoraltar der Apsis, den Carloman, der Frankenfürst, nachdem auf päpstlichen Erlaß das Kloster ihm als persönliches Eigentum zuerkannt worden, demselben gestiftet haben soll.*)

Gleich dem Altar, den alten Fresken, den altertümlichen Säulen der Apsis in Glut getauft, steht in der Mitte der Halle der Frate: — in seinem weißen Ordenshabit auch aus der Nähe betrachtet mehr dem seinem Grabe entstiegenen Atom einer nicht mehr existierenden Welt, als einem lebenden Wesen gleich.

Mit hohler Stimme zählt er die wenigen Namen und Daten her, von denen er zu sagen weiß.

Bei dem totalen Verfall von allem und jedem, von den zerstörten Plafondmalereien bis auf die an sich nicht übel erhaltenen Heiligengestalten der Umbrischus-Schule an den quadratförmigen Säulen der Apsis — die aber derart besudelt und von frecher Hand mit Inschriften des vulgärsten und mitunter des pöbelhaftesten Inhalts überkritzelt sind, daß von den zarten, peruginesker Formen kaum noch etwas erkennbar — hat die Besichtigung der Oberkirche nicht eben viel Zeit in Anspruch genommen.

Indem er eine Kerze aus den Falten seiner Kutte hervor-

*) Der Altar in seiner jetzigen Gestalt ist ein Werk des XII. Jahrh., die dekorativen Elemente aber stammen aus der Carolingischen Ära.

Digitized by Google

zieht, schreitet mein Führer einer finsteren Wendeltreppe zu, deren enge, jedes Stützpunktes entbehrende Stufen, die das flackernde Kerzenlicht nur dürftig erhellt, in die „Chiesa sotterranea“ führen. Mit ausgestreckter Hand die Kerze hochhebend, ist er vor einer rauhen, unbehauenen Steinmasse stehen geblieben, die sich von der rückwärtigen Mauer aus mitten in die Halle vorschiebt: „Ecco li il letto di San Silvestro!“ Da im übrigen dieser einzige Überrest des Urbaues keinerlei Extravaganzen oder Unregelmäßigkeiten der Konstruktion aufweist, in denen sich die Phantasie der Architekten etwa gefallen hätte, so fordert die breite, an dem einen Ende leicht aufsteigende, einer anachoretischen Lagerstatt nicht unähnliche Steinmasse in der Tat zu der von dem Frate erwähnten und im Laufe der Zeiten völlig in den Volksglauben übergegangenen Deutung heraus: „Dies sei während seines Verweilens auf dem Soracte San Silvesters Lagerstatt gewesen. — Hier hätte er in langen Winternächten, wenn der Schnee den Gipfel des Soracte in sein Leichentuch einhüllte und kein menschliches Wesen ihm zu nahen vermochte, mit den Geistern des Jenseits Zwiespruch gehalten. Hier hätte er auch im Traume die Blutbäder Konstantins geschaut und sein Erscheinen vorausgesehen“.

[Fortsetzung.]

Im Heidekraut.

Von Paul Schulze-Berghof.

[Teil II.]

Johanna ging noch ein paarmal hin und her; dann war das Essen aufgetragen. Günther hatte neben der Großmutter auf dem Sofa Platz nehmen müssen, zu seiner Linken saß Johanna, ihm gegenüber Michel mit seinem Charakterkopf und am anderen Ende Guste, des Hauses und Herdes robuste Verwalterin, die Michel in den Jahren nicht viel nachgab und im Anfang der Fünfziger stehen konnte. Johanna hatte ihre Freude daran, Michel die Zunge zu lösen und ihn mit Günther in ein Gespräch zu verwickeln, was ihr auch bald gelang.

„Ich möchte wohl mal sehen, wie ein Bildhauer das macht,“ sagte Michel; „das kann wahrhaftig nicht leicht sein, die widerspenstigen, harten Steine so zurecht zu formen. Was macht einem das Holz schon mitunter zu schaffen, und unsereins hat doch dazu ein ordentliches Messer.“

Digitized by Google

„Was du nur immer von deinem Messer redest, als ob du Engel damit machen kannst," fuhr ihn Guste an, die etwas gescheiter war und mehr Taktgefühl in sich hatte.

„Ja, Guste, du denkst auch, das Kartoffelschälen ist die größte Kunst," fertigte Michel die Sprecherin überlegen ab und wandte sich wieder an Günther: „Das dauert wohl ein paar Tage, bis Sie einen Kopf fertig haben?"

„Nicht nur Tage, Wochen vergehen darüber."

„Himmel auch! Das kostet aber Tabak, wenn man so lange sitzen muß."

„Nein, das brauchen Sie nicht; dann würden uns die Leute wohl alle davon laufen. Sie wissen doch, unser Herrgott nahm einen Erdenkloß und machte Adam daraus. Und sehen Sie, wir machen's ihm nach. Wir nehmen einen Klumpen Lehm und kneten den Menschen mit unseren Fingern daraus zurecht, so gut und schlecht, wie ihn unser Herrgott geschaffen hat, und nach diesem Entwurf arbeiten wir dann weiter und hauen den Stein zurecht." — Michel machte ein so dummes, fragendes Gesicht, daß Günther sich des Lachens nicht enthalten konnte und fortfuhr: „Sie denken wohl, ich binde Ihnen einen Bären auf? Es verhält sich wirklich so. Töpfe und Kacheln werden doch aus Ton geformt, warum sollte man nicht daraus ein Gesicht zustande bringen."

Das schien Michel einzuleuchten; er nickte lebhaft mit dem Kopfe und meinte: „Dann muß ich's ja glauben; aber man sollte nicht denken, daß es möglich wäre." Michel schwieg und kaute sein Brot mit einer Miene, als ob er noch seine besonderen, geheimen Gedanken hätte.

Als die Mahlzeit beendet war, erhoben sich Michel und Guste und gingen hinaus. Günther wandte sich nochmals an Michel: „Sie verstehen sich doch gewiß auch aufs Wetter, wird der Regen nicht bald nachlassen?"

„Heute nicht mehr; das regnet noch mehr zur Nacht."

„Sehen Sie," wandte sich Günther zu Johanna, „kein Mensch entgeht seinem Schicksal; ich soll durchaus getauft werden. Hätten Sie mich nachmittag in den Karpfenteich kollern lassen, so wäre ich jetzt schon trocken."

„Leider gehört ja der Treppenwitz zu den verbreitetsten und unheilbaren Geisteskrankheiten, sonst hätte ich vielleicht auch anders gehandelt und mir das Vergnügen gegönnt, einen leibhaftigen Nixen aus den Fluten emporsteigen zu sehen."

„Und wenn dieser Nix nun wirklich an Gefühl und Gesinnung ein echter Wassermann gewesen wäre, der nur ans Land kommt, um eine schöne Sabinerin in sein leeres Haus zu holen; was würden Sie dann gesagt und getan haben?"

„Gesagt?" Johanna machte eine kleine Pause, ein ganzes Wellenspiel lief über ihre Lippen und um die Mundwinkel hin — „Gesagt, hätte ich wahrscheinlich wie die meisten Weiber nichts und wäre, äußerlich widerstrebend, willig dem süßen Kerl gefolgt." Das kam mit einer so reizenden Keckheit und feinen Ironie über die Lippen, daß sich Günther vor Lachen schüttelte.

Die Großmutter wiegte ein wenig den Kopf und meinte: „Johanna, du bist auch etwas zu übermütig heute."

„Hab' keine Sorge, Großmutting, ich glaube, wir verstehen uns."

Digitized by Google

„Ganz gewiß", versicherte Günther, „und ich schulde Ihnen Dank für Ihr Vertrauen. Die Jugend muß mitunter über die Ufer schäumen, und ein heiterer, leichter Sinn ist das beste Lebenselixier. Allerdings, wenn Frösche zu übermütig quaken, verstopft man sich die Ohren, und wenn Strohpuppen, vom Wind bewegt, die Tarantelle tanzen wollen, schließt man gern die Augen."

„Und in Milchtöpfe gießt man keinen Champagner — um Ihnen doch auch eine Schmeichelei zu sagen," spann Johanna den Gedanken fort, und neckte sie weiter.

„So schwer es mir auch wird, diesen goldenen Minuten ein Ende zu machen," sagte Günther mit einem Blick nach draußen, wo es schon stark dämmerte, „so muß ich doch aufbrechen, wenn mich die Nacht nicht überrumpeln soll, und Sie gestatten, meine Damen, daß ich mich erhebe."

Die Großmutter faßte gemütlich seine Hand und zog ihn wieder sanft auf das Sofa nieder.

„Bitte einen Augenblick noch! Durch den Scherz bin ich ganz von dem abgekommen, was ich vorhin sagen wollte. Es ist wahrhaftig nicht nötig, daß Sie in dem Regenwetter nun noch nach dem Dorfe gehen. Wenn wir Ihnen auch einen Regenschirm mitgeben, so sind Sie nach hundert Schritten in dem hohen Heidekraut bis zu den Knien durchnäßt. Zum anderen ist es mit dem Nachtquartier auch sehr fraglich bestellt. Ein Gasthof ist nur hier, nicht größer als alle unsere Dorfschenken, und gewöhnlich haben sich in dieser Zeit Fremde auf Tage und Wochen da einquartiert. Große Wahl würde Ihnen also nicht bleiben, und sie müßten sich wahrscheinlich mit einem Sofaplatz begnügen. Wenn Sie sonst nichts dahintreibt, schlage ich Ihnen vor, hier zu bleiben. Es ist alles in Ordnung und macht uns weiter keine Arbeit."

Günther konnte nicht sogleich zustimmen, weniger aus Formalität, sondern weil es überhaupt nicht seine Art war, die Gutmütigkeit und Freigebigkeit anderer Leute auszunutzen.

„Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie auf dem Lande sind," zerstreute die Großmutter seine Bedenken, „und was wir Ihnen anbieten, ist nichts Außergewöhnliches; in jedem Bauernhause würde Ihnen dasselbe widerfahren."

Günther blieb. Die Großmutter ging mit Johanna, um das Zimmer herzurichten, und bald danach kehrte diese zurück und lud Günther ein, den Raum anzusehen. Nachher saßen alle drei wieder in dem Zimmer und plauderten über ernste und heitere Dinge. Die alte Frau wurde allmählich stiller und stiller und fuhr mit der Hand wiederholt nach dem Gesicht, um das Gähnen zu verbergen. „Großmutters Zeit ist gekommen," sagte Johanna; „wenn die Uhr neun schlägt, ist für Großmutter der Tag vorbei."

„Plaudern Sie nur noch, so lange Sie Lust haben," wandte sich die alte Frau an Günther, „mich müssen Sie entschuldigen, je älter man wird, um so herrischer wird die Gewohnheit."

Das alte Mütterchen verabschiedete sich durch einen Händedruck von Günther; Johanna faßte sie zärtlich unter den Arm und begleitete sie zum Schlafgemach.

Günther blieb hinter seinem Sessel stehen und blickte in Gedanken versunken nach der Tür, wo die beiden Frauen verschwunden waren. Ihm

Digitized by Google

war die Brust so voll, sein Herz war so warm von stillem Sommersonnenglück; der süße Traum der Kinderzeit war wieder lebendig geworden, und liebe, vertraute Bilder aus seinem Elternhause zogen an ihm vorüber. Seine Seele schlürfte begierig den Geist der Ruhe und des Friedens; er wollte sich satt, recht satt trinken, denn der schöne Traum mußte ja bald zerflattern.

Johanna kam wieder.

„Wollen wir hier bleiben oder nach dem anderen Zimmer gehen, wo ich gewöhnlich noch meine Zirkel abhalte und meine Geister zur Konversation empfange, wenn Großmutter schlafen gegangen ist?"

„Es ist äußerst gemütlich hier, aber ich folge gern und, offen gestanden, nicht ohne Neugier."

„Klopfgeister sind's nicht, mit denen ich dort verkehre. Einen Augenblick!" Johanna ging in das anstoßende Zimmer und zündete die Lampe an.

„Bitte!" rief sie, und Günther folgte. Er blieb überrascht auf der Schwelle stehen und nickte Johanna, die ihn etwas gespannt beobachtete, mehrmals beifällig zu: „Solches Damenzimmer habe ich noch nicht betreten. Das nenne ich Stil. Wer hier wohnt, weiß man, sobald man den Fuß ins Zimmer setzt."

„Und wer wäre das?"

„Der Geist einer fröhlichen Wissenschaft, einer poetischen Weisheit, die doch das Leben über alles liebt."

Es war ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mit einer aparten, hell terrakottfarbenen Tapete bekleidet waren. In der Mitte stand ein eichener Diplomatenschreibtisch, links von der Tür nach dem Fenster zu eine in Schwarz gehaltene Truhe mit reicher Bildhauerarbeit, auf deren Deckel eine grüne Plüschdecke lag. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein ebenfalls aus eichenem Holz gefertigtes, großes und voll besetztes Bücherregal mit Glastüren; rechts davon, aus der Ecke heraus kommend, eine Chaiselongue und an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand ein massiver Tisch mit Büchern und Zeitschriften belegt. Ein paar Felle am Fußboden machten den Raum mollig, und was ihn besonders hob und belebte, waren die Bilder an den Wänden. Dem Eintretenden fiel zunächst ein Frauenporträt auf, das in der Nähe von der Chaiselongue ihm gegenüberhing und in dem Günther sofort die Züge der Mutter erkannte. Es war die ganze Tochter, nur etwa zehn Jahre älter als Frau; weicher und zarter in den Formen, und eine träumerische Melancholie im Auge. Außerdem waren noch zwei größere und mehrere kleine Landschaften in Öl vorhanden, fast alles Dämmerungsbilder und durchweg voll Stimmung und Poesie.

„Wollen Sie Platz nehmen," fragte Johanna und deutete auf den Sessel vor dem Schreibtisch.

„Können wir uns nicht dort auf die Truhe setzen, die Ecke lockt mich sehr. Meine Augen sind nämlich noch nicht satt, und da können sie am meisten schwelgen."

Günther ließ sich in der Ecke nieder, und Johanna lehnte sich in den Schaukelstuhl, der schräg davorstand.

„Das ist das Zimmer meines seligen Vaters," begann Johanna, „ich

Digitized by Google

habe es erst im vorigen Sommer ein wenig nach meinem Sinn eingerichtet, weil ich mich immer nicht entschließen konnte, das liebe, von tausend Erinnerungen durchwobene Bild zu zerstören. Neu sind nur die Tapeten, die Chaiselongue, ein paar Bildchen und die Lampe. Einige vergilbte Kupferstiche und ein Bücherschrank mit zu finstern dickleibigen Folianten haben weichen müssen."

„So war Ihr Vater ein stiller Gelehrter, der sich aus dem Lärm und Geschwätz des Tages in die Einsamkeit zurückzog, um hier seinen Ideen zu leben?"

„Nein, er zog sich nicht mit seiner Gelehrsamkeit, sondern mit seinen Enttäuschungen, mit seinem wunden und verwaisten Herzen hierher zurück. Gelehrter im landläufigen Sinne ist er nie gewesen, obschon ich glaube, daß er sehr gut eine Professorstelle hätte ausfüllen können. Er ist zehn Jahre Offizier gewesen, hat die drei Feldzüge mitgemacht und widmete sich dann der Landwirtschaft. Sein Idealismus, seine altruistische Lebensauffassung und seine sozial-reformatorischen Ideen, die er in seinem Kreise zu verwirklichen suchte, brachten ihn in einem weiteren Jahrzehnt um den größten Teil seines Vermögens. Dann kam der härteste Schlag, meine Mutter starb. Damit war das letzte Band zerrissen, das ihn mit der Welt verknüpfte. Er zog sich mit Großmutter und mir und den beiden knorrigen, aber biederen Seelen, die wir noch um uns haben, hierher zurück. Seine Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war die Erziehung seines Kindes, und treuer und redlicher kann sie von keinem Vater erfüllt werden."

„Und ist Ihnen die Einsamkeit, nachdem Sie der gute Vater verlassen, nicht mitunter zu groß geworden, wird es Ihnen hier nicht zu öde und zu langweilig?"

Johanna sah ihn mit ihren großen, tiefen Augen an: „Wie oft habe ich diese Frage schon hören müssen; gewöhnlich von solchen Leuten, denen gegenüber ich nicht einmal die Lust verspürte oder es für überflüssig hielt, ihnen eine ehrliche, offene Antwort zu geben, weil sie doch nachher wie vorher den Kopf geschüttelt hätten. Warum fragen Sie so? Was suchen Sie denn allein hier in unserer Heide?"

„Seien Sie mir nicht böse, ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Ich verlangte nur danach, aus Ihrem Munde eine Bestätigung meiner innersten Gedanken zu vernehmen. Ich wollte nur von Ihnen hören, daß es noch mehr Menschen gibt, denen die Einsamkeit ihr reinstes Glück bewahrt."

„Gelangweilt und gödet habe ich mich bisher nur in Gesellschaft von Menschen, deren Geist zu dürftig war, um mich zu fesseln, und die doch zu laut waren, um mich nicht zu stören, wenn ich mich in mein Inneres zurückziehen wollte. — Und doch glaube ich, daß es mich einmal von hier wegtreiben wird, wenn es nämlich für mich hier keine Pflicht und Aufgabe mehr zu erfüllen gibt. So lange Großmutter da ist, kenne ich meine Tagesarbeit; aber sollte sie einst von mir gehen, dann wüßte ich nicht, wie ich meinem Leben einen Inhalt geben, welchen Wirkungskreis ich mir hier schaffen sollte."

„Und glauben Sie, daß Ihnen das Leben da draußen mehr bieten würde, daß Sie in dem Kampfgewühl der Leidenschaften sich ein Glück erobern könnten, das echter und wahrer wäre als das geistige Paradiesesglück dieses idyllischen, beschaulichen Lebens?"

Digitized by Google

„Ein Ja oder Nein sagt hier gar nichts, auch wenn es das Amen eines philosophischen Systems ist; denn so verschieden die Naturen der Menschen sind, so verschieden ist auch der Begriff des Glückes. Mein Vater behauptete immer, die Menschen würden glücklicher sein, wenn sie weniger nach dem Glück trachteten. Nicht dieses Haschen nach dem Glück ist es, was mich jemals hier wegtreiben könnte, sondern allein das lebendige Bedürfnis, das Verlangen, von dem, was in mir ist, andern mitzuteilen, das Dasein anderer zu ergänzen und zu bereichern. Daraus allein quellen mir meine reinsten Freuden. Das Unreife zur Reife, Licht in die Finsternis zu bringen, Mißklänge in Harmonien aufzulösen. Wunden verbinden, Lücken ausfüllen, Berge in der Menschenbrust versetzen: das ist der Inbegriff meines Glückes, oder besser gesagt: daraus allein können mir meine reinsten Freuden quellen."

Johanna hatte sich aus ihrer bequemen Lage emporgerichtet: eine leichte Röte flammte auf ihrem Gesicht, und ein heiliges Feuer leuchtete in ihren Augen. Günther hätte vor ihr auf die Knie sinken und sein Haupt in ihren Schoß drücken mögen. Was ihr da so begeistert über die Lippen quoll, das war ja der Kern seines Fühlens und Denkens. Er griff nach ihrer Hand, drückte sie warm und sagte:

„Möchten Sie nie den Schmerz kennen lernen, der auch aus dieser reinen Freude quillt! Möchten Sie nie erfahren, wie das tut, wenn die Flamme der Liebe immer nur auf feindliches Element trifft, wenn sie, anstatt zu erwärmen und zu erleuchten, anfängt, den eigenen Herd zu verzehren. Auf dieser Wahlstatt bleichen die Gebeine unserer Edelsten. Die brutale Menge hat die Liebe immer für ein gutes Düngemittel der Erde angesehen. Je voller unser Herz ist, das wir der Menschheit entgegenbringen, um so mehr Enttäuschung tragen wir heim. — Und das tut weh, bitter weh, nie verstanden zu werden. Ein Stiernacken, Schultern von Eisen und ein Herz voll Entsagung und Geduld gehören dazu, um durch den Stumpfsinn, die Gleichgültigkeit und Trägheit der Masse zu einer solchen Höhe zu dringen, von wo aus man mit Posaunentönen die Herde wecken kann. Aber auch für den Stärksten kommen Stunden, wo er stöhnt: meine Kraft hat mich verlassen! Stunden, wo Verachtung und Haß sich wie Tiger zum Sprunge ducken und sein Herz zur Beute erkoren haben, wo er nur zwei Wege offen sieht: den Tod oder die Flucht in die Einsamkeit."

„Nicht nach dem großen öffentlichen Turnierplatz der Geister steht mein Sinn, mein Wirkungsplatz ist kleiner. Großmutter den Lebensabend so mild und heiter zu stimmen, wie ich es nur vermag, die Wunden zu lindern und vergessen zu machen, die ihr das Leben schlug; denn auch sie hat gekämpft und gelitten — ein Sohn blieb auf dem Schlachtfeld, der andere starb als blühender Jüngling, der Gatte folgte und zuletzt auch die einzige Tochter, meine Mutter. — Die große Lücke nach Kräften in ihr auszufüllen: das ist meine jetzige Aufgabe und nach nichts anderem, als einem ähnlichen Beruf steht mein Sinn."

Johanna schwieg. Günther hob den Kopf, sah hinüber nach dem Porträt der Mutter, blickte Johanna wieder an und sagte mit Nachdruck: „Das Erbteil der Mutter" — und während seine Gedanken im stillen weiter eilten — „darf ich mir das Porträt einmal genauer ansehen?"

Johanna nahm die Lampe, stellte sie auf ein kleines rundes Tischchen,

Digitized by Google

welches in der Nähe von der Chaiselongue stand, und hob den Lampenschirm ein wenig, damit das Bild in die rechte Beleuchtung kam. Günther betrachtete das Gemälde aufmerksam und wandte sich dann zu Johanna:

„Der Maler muß ein feiner Psychologe gewesen sein. Er hat die Linien der Schönheit und den Abglanz des Geistes festzuhalten gewußt. Je länger man in das Antlitz schaut, je mehr wird der Gedanke frommer Glaube, daß das Urbild uns mit einer Welt versöhnen konnte, die uns nicht hielt, was wir von ihr erhofften. Wahrlich, Venus und Madonna sind hier vereint; mit Bewunderung füllt die eine, mit Rührung und Andacht die andere unser Herz."

„Vater schätzte das Bild sehr. Ich selbst kann über die Treue des Porträts nicht urteilen; denn ich stand erst im fünften Jahre, als uns Mutter verließ. Es fällt mir auf, daß Sie den Madonnenzug im Gesicht betonen, und erinnert mich an eine Liebhaberei meines Vaters, die mir immer etwas rätselhaft geblieben ist, und von der er sonderbarerweise nie gesprochen, obschon er mich doch in den letzten Jahren fast in alle Gedankenkreise eingeführt hat. Er, der von dem ganzen Kirchentum so gut wie nichts wissen wollte, am allerwenigsten von dem katholischen Kult, hatte eine große Vorliebe für Madonnenbilder und war ein eifriger Sammler von den Reproduktionen derselben."

„Madonnenbilder! Ich liebe sie auch, wenn sie gut sind. Was hat die Kunst in letzter und höchster Instanz mit Dogma und Priesterwirtschaft und -deuteln zu tun? Nicht der in Farbe und Form gebrachte biblische Mythus fesselt mich an den Bildern eines Raffael, Rembrandt und van Dyk, sondern das rein Menschliche, das sich in der Verkörperung des weiblichen Ideals ausspricht, wie es vor ihrem inneren Künstlerauge stand. Wer einmal eine solche Seele besessen, wie sie Ihr Vater wohl sein genannt hat, der klammert sich an die Schöpfungen großer Geister, an die bevölkerte Welt der Phantasie und vergißt darüber die Leere und Kälte des Tages. Ihr Vater ist glücklich und selig gewesen im Besitz eines Weibes, das bei allen Vorzügen des Körpers und Geistes sich die Reinheit und Heiligkeit des Gefühls bewahrt hat, das den Müttern unserer großen Geister und Männer innewohnte. Und was seine Seele erfüllte, die Sehnsucht nach einem Weibestypus, der mit klarem Geist und gesundem Gefühl aus der Überkultur und Unnatur unserer hysterisch sinnlichen Zeit hinüberschwebt in eine höhere, reinere Region und uns den Geistesmenschen gebiert, die spricht aus den edelsten Schöpfungen auf diesem Gebiete. Das Häuflein wächst, dem der Sinn an diesen Bildern aufgeht, die auf einmal blühend vor sich sehen, was in ihrer Brust so lange keimte, und ich glaube, die Verehrer und stillen Anbeter der Madonnenbilder mehren sich in unseren Tagen wie nie zuvor, weil die Sehnsucht auf den Straßen umherirrt und so selten findet, was sie sucht!"

Wie seine Augen leuchteten! Er hatte ganz vergessen, daß er hier zu einem zwanzigjährigen Mädchen sprach, und sie lauschte seinen Worten ohne kindisches Erröten und blickte zu ihm auf wie ein Jünger zu seinem Meister.

„Ein Schleier schwindet vor meinen Augen," entgegnete Johanna. „Jetzt versteh ich auch die Worte meines Vaters, als wir Zarathustras Kapitel über das Kinderzeugen lasen, die er da hinzufügte: „Ein Kapitel,

Digitized by Google

das jede junge Frau mit in die Ehe bekommen sollte, damit unsere jungen Mütter lernten, sich am Geist berauschen, ihre Seele mit Harmonie zu füllen, wie die griechischen Mütter sich in den Anblick der plastischen Werke ihrer Künstler vertieften. Kinder, an Gestalt den Göttern gleich, wollten sie gebären; nach Kindern, die auch geistig zum Olymp aufsteigen, sollten unsere Mütter sich sehnen."

„Sie Glückliche! Unter solchem Vater und in solcher Höhenluft aufzuwachsen, muß ja gesund erhalten."

„Mit Klapperstorchgeschichten bin ich nicht aufgepäppelt worden," gab Johanna in ihrer schelmischen Art zurück. „Wie ist's, wollen wir die Mappe einmal durchblättern?"

Johanna nahm die Bilder aus einem Fach des Schreibtisches, an dem dann beide Platz nahmen. Sie hatte Günther trotz seines Sträubens in den bequemen Sessel gedrückt und selbst auf einem Stuhl neben ihm Platz genommen.

„Da saß Vater immer, Sie nehmen heute seine Stelle ein, und ich will wieder aufmerksam lauschen. Solche Stunden habe ich lange entbehrt."

„Erwarten Sie nur keine ästhetischen Weisheiten. Ein Kunstkenner sieht anders aus."

Die Mappe enthielt Bilder von den Meistern aller Länder und Zeiten. Da waren die alten italienischen Farbenkünstler mit ihren Huldigungen der Schönheit, dazwischen lagen die Blätter der bedeutendsten Protestanten diesem Kultus gegenüber, Dürer und Holbein mit ihrem schlicht bürgerlichen, tiefen und reinen Kunstempfinden. Ein Gabriel Max, der auf modernem Wissen fußende, feinsinnige Seelenkünder lag neben einer Wiedergabe eines alten, starren Gemäldes der byzantinischen Schule. Nirgends die Spur von irgend einem Prinzip der Anordnung. — Der eine Deckel der Mappe enthielt noch eine besondere Tasche, in der vielleicht einige zwanzig Blätter saßen, die auf den ersten Blick verrieten, daß es die Lieblinge des Sammlers waren. Unter diesen Auserwählten befand sich auch ein van Dyk: Maria mit dem Jesusknaben an der Brust.

Die Unterhaltung hatte sich bisher auf kurze Bemerkungen beschränkt. Bei diesem Bilde kam Günther wieder ins Erzählen.

„O! Anton van Dyk! Für den habe ich eine Vorliebe, wie eine Mutter für dieses oder jenes Kind, auch wenn es nicht das beste aus ihrer Schar ist. Als ich vor der Sixtinischen Madonna in Dresden stand, war ich noch zu jung und unreif, um sie einigermaßen zu erfassen. — Das Verständnis für den tiefen, mystischen Gehalt der Madonnenbilder ist mir erst viel später gekommen, und zwar vor einem van Dyk. Vielleicht hänge ich deshalb so an ihm; aber ich kann mich auch nicht satt sehen an den feingeschnittenen, edlen schmalen Gesichtern, die so rein menschlich und doch so tief, so unerforschlich tief uns anschauen oder in Muttergedanken auf das Kind sehen. Immer wieder drängt sich mir die Frage auf, was sinnen und träumen diese Augen doch nur, was birgt sich hinter diesen schweigenden Lippen? Wer mag das Urbild gewesen sein? — Ich weiß es nicht; aber schon damals vor dem ersten Bilde mußte ich an das Gedicht Heines denken, in dem der Dichter die Züge der Geliebten im Muttergottesbilde wiederfindet. Und seit jener Zeit sind mir die beiden, der Maler und der

Digitized by Google

200 Jahre später geborene Dichter zu einem Doppelbilde verschmolzen. Beide Künstler gehörten zu den Menschen, die viel geliebt und viel enttäuscht worden sind, weil ihnen das flüchtige Glück des Augenblicks nicht genügte. Ihre phantasievolle Seele machte größere Ansprüche, die Wirklichkeit entsprach nicht ihren Idealen, sie blieben unbefriedigt, und um so heißer wurde ihr Begehren nach neuem, reicherem und tieferem Glück. Manche ihrer Schöpfungen berühren mich deshalb wie Seufzer und Gebete ihrer Seelen nach gesunder Natürlichkeit, wahrem Gefühl und hohem Geiste."

Günther schwieg, und Johanna sah sinnend auf das Blatt.

„Und selbst, wenn wir die feinen weißen, ich möchte sagen, durchgeistigten Hände ansehen, erinnern sie uns nicht an die Lilienfinger, die der Dichter nicht genug besingen konnte?" nahm Johanna das Gespräch wieder auf und mit interessierterer Stimme, als käme sie jetzt erst auf den Gedanken, der sie beschäftigt hatte, fuhr sie fort: „Ich glaube, ich habe Sie heute nachmittag auch aus ähnlichen Phantasien aufgeschreckt?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich glaubte, daß Sie auch mit ihren Gedanken bei der Madonna gewesen wären?"

„Ach so, weil ich aus meiner Ekstase nicht zu mir kommen konnte und für die Schönheit dieser Erde kein Auge hatte."

„Nein, ich will nicht foppen. — Sie richteten ihr Gesicht nach oben und sahen mit offenen Augen und dem Ausdruck der Verzückung in die Wolken, als ob Sie dort die Himmelskönigin auf ihrem Throne erblickten."

„Es ist recht," nickte Günther nach einigem Besinnen, „mir schwebt so etwas vor, ich weiß nur noch nicht recht den Anfang."

„Dann fangen Sie mit dem Ende an," meinte Johanna.

„Tot! Ich war gestorben, mit klarem Bewußtsein hörte ich noch die letzten Perpendikelschläge des Herzens und dann stand's still."

„Danach war auch der Seufzer, den Sie ausstießen."

„Sterben ist auch meistens eine saure Arbeit. — Jetzt hab' ich's. Interessiert Sie's?"

„Sehr!"

„Der Anfang ist lauter konfuses Zeug. Schließlich war ich in einer Galerie vor einem Gemälde, von dem ich nicht recht weiß, ob es eine Madonna oder nur ein Frauenbildnis war. Wie ich so, in Träumerei versunken, das Bild ansehe, beginnt es zu leben. Langsam heben sich die Wimpern, die Augen schauen mich mild und fragend an, sonnenklares Licht strömt von ihnen aus und erhellt das Innere meines Herzens. Ich will auf die Knie sinken, aber ich kann nicht, und nur meine Lippen murmeln — einen Augenblick! ich komme darauf — eine bekannte Strophe von Heine:

„O, Madonna! Deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher."

Dann war das Bild verschwunden, vor mir stand die Himmelskönigin in ihrer ganzen Glorie; ich streckte die Hände flehend aus und hauchte:

„Maria!" Wieder wollte ich auf die Knie sinken und vermochte es nicht. Schon war sie neben mir; ich fühlte ihre Hand auf meinem Kopfe,

Digitized by Google

zart und weich lag sie auf dem Haupte, Linderung und Balsam für meine Stirn. Der schwere Druck und schwüle Dunst schwand dahinter, leicht und ätherklar wurde mir hier oben. In seliger Wonne sank ich in die Arme der Holdseligen und lag nun selbst wie das Kindlein an ihrem Herzen, das ich deutlich pochen hörte, aber viel sanfter, im ganz anderen Tone und Rhythmus als das unruhige Menschenherz. Aus meinem Körper wich alle Erdschwere, und wir schwebten, erst nur wenig und tief wie Nebelwolken, dann ging es hoch und immer höher durch den blauen Himmelsraum. Im Schatten eines mächtigen, nie gesehenen, unbekannten Baumes ließen wir uns nieder, und ganz nahe neben mir sprudelte eine Quelle, die war silberklar und sandte erfrischenden Hauch, daß ich ein unwiderstehliches Verlangen empfand, aus der Quelle zu trinken. Und wie ich mich zum Schöpfen wenden will, geht mir ein schmerzhafter Stich durchs Herz, und ich sinke zurück ins Gras. Aus meinen Augen quellen die Tränen und aus meinem Herzen die Worte:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!
Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
‚Gelobt seist du, Marie!'"

Kaum hatte ich die letzten Worte gelallt, da hatte sie schon mein Herz in der Hand, mein blutrotes, zuckendes, krampfgequältes Herz, tauchte es in das Wasser und wusch und wusch. — Von fernher schollen die schwermütigen, ergreifenden Töne eines Pilgerliedes, und ungezählte, unabsehbare Beterscharen zogen am Bergeshange dahin. — Sie aber, die Himmlische, schien nichts zu hören und nichts zu sehen, sondern wusch und wusch und sah mich dann an — lange, lange mit den Blicken der mater dolorosa und nickte traurig" — Günther schwieg und sann; denn er hatte den Faden verloren. — Von der Erzählung inspiriert und von der Stimmung ergriffen, setzte Johanna im halblauten Flüstertone ein:

„Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar ist dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!"

Ein Stich ging Günther durchs Herz; er biß sich auf die Unterlippe, fuhr mit der Hand übers Gesicht, um die Blutstockung zu verbergen, und versuchte dann zu lächeln und mit einer kleinen Spöttelei, die aber ziemlich sarkastisch ausfiel, über den unbehaglichen Moment hinweg zu kommen.

Johanna fühlte, was sie angerichtet hatte, und versuchte den Eindruck wieder zu verwischen. „Waren das wirklich die Worte? — Die sprachen Sie so laut im Traume, daß ich sie verstehen konnte."

„Es stimmt alles und fehlt nichts mehr."

Durch den geöffneten Oberflügel des Fensters strömte die kühle Nachtluft. Leise und müde rieselte der Regen in seiner monotonen Weise auf die Blätter nieder, und auch die Dachrinne war schläfrig geworden. Nur

Digitized by Google

wenn der Wind zwischen die Blätter fuhr, klatschten die großen Tropfen lauter auf den feuchten Boden.

„Ein süßes Schlummerlied," begann Günther, um das Schweigen zu brechen.

„Der Regen hat nachgelassen," entgegnete Johanna und ging zum Fenster. „Da oben steht schon ein Sternlein, zwei, drei, und der Mond will auch durchs Gewölk. Morgen wird's wieder gut. Vielleicht haben wir morgen Mondschein und Sternenhimmel; dann müssen wir zum Totengrunde gehen."

„Wenn ich im Dorfe Unterkommen finde; sonst dürfte der schöne Plan sich wohl schwerlich verwirklichen lassen."

„So lange Sie hier verweilen wollen, bleiben Sie auch unser Gast, vorausgesetzt, daß es Ihnen bei uns behagt; denn aufdrängen wollen wir uns auch nicht," sagte Johanna, die letzten Worte durch den Ton und das liebenswürdige Lächeln als kleine Spötterei charakterisierend.

Nebenan schlug die Uhr. „Mitternacht schon?" fragte Günther erstaunt. Dann wird's wohl Zeit, daß wir unsere Konversation abbrechen und für morgen auch noch ein paar Gedanken behalten."

Johanna gab Günther die Lampe aus der Wohnstube; er wünschte gute Nacht, und beide gingen hinaus. An der Treppe reichten sie sich nochmals die Hände; noch einmal ein leiser Gutenachtwunsch, und jeder schlich auf den Zehen an seinen Ort, damit die Großmutter nicht gestört würde.

Günther war das Herz zu voll von den letzten Stunden; es war ihm unmöglich, sich sogleich ins Bett zu legen. In seinem Innern war ein unbestimmtes Drängen und Wogen, ein Auf- und Niedersteigen von Gedanken und Gefühlen, ein trübes, unruhiges Brodeln wie in einem mit Wasser gefüllten Kessel, das kurz vor dem Kochen ist, und dessen innere Expansivkraft doch noch nicht ausreicht, es zum Überwallen und Sieden zu bringen. Endlich kam der befreiende Augenblick, der die Brust von den niederdrückenden, unklaren Gefühlen erlöste. Sein geistiges Ringen stand verkörpert vor ihm; sein Ideal erschien ihm in der Gestalt Johannas, und sie selber löste sich wieder auf im Ideal, zwei Dinge waren's, die sich ihm in einem Wesen vereinten, und er schrieb:

Mein Ideal.

Du Geist aus meinem Geist geboren,
Du Lotosblüte meiner Phantasie,
Du Stern, durch Finsternis gebrochen,
Und Lichtstrahl meiner langen Nächte,
Du letzter Quell aus Schmerzensgrund,
Der mir die dürre Lippe labt:
O komm, o komm, mein Engel du!
Schwer tropft das Blut mir aus den Wunden,
Mein Knie versagt, mein Haupt sinkt hin;
Die Erde will die Glieder wieder.
Die schwarze Nacht gähnt ringsumher;
Der Wind folgt mir wie Wolfsgeheul;
Mein Schrei erstickt in Moos und Moor,
Und Nattern zischen Antwort mir.
Verzweiflung starrt mich aus den Tümpeln an:
O komm, mein Ideal, mein Engel du!

Digitized by Google

Wie oft, wenn wütend der Sturm
Die Glockenschläge vom nahen Turm
Durch die Mitternacht warf über das Land,
Die Philister sich satt und selig drückten in die Kissen,
Und selbst das Arbeitsvieh Atem schöpfte
Auf seinem erbärmlichen Lager,
Wie oft starrt' ich da durch die trüben Scheiben
Hinauf nach den ziehenden Wolken,
Des Tages Schmutz verfluchend,
Den meine Füße kneteten,
Der meine Füße an den Boden kittete.
Wie oft ruhte der Schmerz dann, der große Schmerz,
Der Jammer und das Elend meiner Brüder
Schwerer und schwärzer auf mir als die Nacht!
Ich aber reckte mich. —
Dann ließ ich Wolken und Sterne
Und die herben Schlehbeeren der Enttäuschung
Und wandte den Blick in mein Inneres,
Und träumte von dir, mein Ideal,
Mein guter Engel du!

Und immer lauter rief mein Herz nach dir,
Und immer heißer wurde mein Sehnen nach dir,
Und immer stärker wurden mein Glaube
Und meine Liebe zu dir.
Was war mir der Tag noch!
Ich freute mich auf die Nacht, wo ich allein war
Und mit goldenen Gedanken,
Mit blühenden Phantasien
Dein Bild umkränzen durfte.
Dann ging mitunter ein weiches Wehen durchs Zimmer,
Als ob ein Genius seine Schwingen reckte.
Ich schaute mich um und meinte,
Du müßtest hinter mir stehen,
Mein guter Engel du!
Mit deiner Hand meine ernste Stirn erheitern,
Mein müdes Haupt in deinen heil'gen Schoß betten,
Mit deinem göttlichen Mund meine Lippen,
Die zernagten, zuckenden Lippen schließen,
Aus deinen Augen mir Trost und Kraft spenden,
Mein Ideal, mein Engel du!
Sieh', so träumt' ich von dir, so rief ich nach dir:
O komm, o komm, mein Engel du!
Schwer tropft das Blut mir aus den Wunden,
Mein Knie versagt, mein Haupt sinkt hin;
Verzweiflung starrt mich aus den Tümpeln an:
O komm, mein Ideal, mein Engel du!

Und Johanna lag in ihrem Bette, halb aufgerichtet, hatte die Fenstervorhänge ein wenig zurückgeschlagen und schaute hinaus. Hoch oben im

Digitized by Google

tiefen Blau stand der Mond; das Heer der Sterne wuchs von Minute zu Minute, und darunter lag die weite, weite Heide. Unendliche Fernen, unendliche Ruhe ringsumher, nur unterbrochen von den gleichmäßigen Atemzügen der Großmutter, und dazwischen die kleine, enge Menschenbrust mit ihren ewigen Träumen, ihrem ruhelosen Hoffen und Wünschen, mit ihrer über Sterne und Sternenweiten hinauseilenden Sehnsucht. „Großmutting, Großmutting, wenn du wüßtest --“ flüsterte Johanna, zog die Vorhänge schließlich zu und legte sich nieder, um weiter zu träumen.

Es war am andern Morgen in der neunten Stunde, als Günther sein Zimmer verließ und die Treppe hinunterkam. Die Haustür stand offen, und Günther trat hinaus auf die Rampe. Er war überrascht, Johanna dort schon in Tätigkeit zu sehen. In einem schlichten, blaugestreiften Kattunkleide, mit einer großen Pichelschürze darüber, stand sie zwischen dem flatternden Leinenzeug und klammerte Wäsche an. Bei ihrem Anblick führte der innere Kinematograph an Günthers Augen eine kleine Serie von lebenden Bildern vorüber, und Günther wußte nicht, welchem Bilde er den Vorzug geben sollte, auf welchem Johanna reizender und schöner sei.

Jetzt hatte sie ihn erblickt und begrüßte ihn lustig: „Guten Morgen, Herr Langschläfer!“ „Guten Morgen, schöne Bleicherin,“ gab er schlagfertig zurück, indem er sich vor ihr verneigte und dann die Treppe hinunterging, um sie zu begrüßen. „Gut geschlafen?“ fragte Johanna und reichte ihm die Hand. „Danke! Ausgezeichnet, und zwar so bombenfest, daß ich mit Schrecken wach wurde und dachte, es sei schon Mittag.“

„Weit sind wir auch nicht mehr davon ab. Ich hatte mich gefreut, daß Sie mir das Ziehen der Leine besorgen würden, aber die Freude geriet auch in die Wäsche.“

„Das bedaure ich sehr, dafür nehme ich sie aber auch ab.“

„Na, na, wenn Sie nur damit umzugehen verstehen.“

„Das will ich Ihnen aber gleich zur Beruhigung beweisen.“

Günther nahm das an einem Pfahle freihängende Ende der Leine, bog den linken Arm, so daß der Unterarm rechtwinkelig nach oben stand, und begann die Leine zwischen dem ausgespreizten Daumen und Zeigefinger hindurch um die Ellbogenkrümmung herum aufzuhaspeln. Johanna lachte, und hinter Günthers Rücken lachten noch zwei. Er wandte sich um und sah die Großmutter und Guste in der Waschküche, die in dem kleinen, massiven Nebengebäude lag. Günther ging auch dorthin, blieb nach der Begrüßung gemütlich in der Tür stehen und begann zu plaudern. Guste arbeitete rüstig auf dem Waschbrett herum; die alte Frau besorgte den Kessel und hatte einen kleinen Korb Feinwäsche geblaut. Günther drückte seine Verwunderung darüber aus, daß schon solche Arbeit geleistet war, und die alte Frau antwortete: „Unsere Arbeitszeit richtet sich immer nach der Sonne; wenn sie uns weckt, geht's an die Arbeit und nachher gebietet sie uns auch Feierabend und Ruhe.“

Da mischte sich Guste darein, die sich hier in ihrem Element fühlte und mit mehr Sicherheit auftrat, als am Abend vorher.

„Was sind die Städter doch für sonderbare Menschen! Sie sind klüger als unser Herrgott, und seine Sonne kann es ihnen nicht mehr recht machen.“

„Wie meinen Sie das, Guste?“

Digitized by Google

„Wie ich das meine? — Na, unser Herrgott schickt uns doch die Sonne, damit wir aufstehen sollen; aber die Städter bleiben fast bis Mittag in den Federn liegen, laufen dann wie die Jagdhunde umher und haben am Abend doch nicht ihre Arbeit bewältigt und hocken dann bis in die tiefe Nacht hinein. Das Sonnenlicht haben sie den ganzen Tag umsonst; aber sie müssen doch zeigen, was sie für schöne Lampen und Kronleuchter, Laternen und Kandelaber haben. Na, sie müssen's ja wissen! — Was sollen denn die Leute mit ihrem Gelde auch anfangen? Da verbrennen sie es eben."

„Ja, Guste, da haben Sie recht; es ist eine alte rapplige Welt heutzutage. Vielleicht wird es nochmal wieder besser; denn wir erkennen doch schon mitunter selbst unsere Fehler. Und wenn wir merken, daß hier im Oberstübchen bei uns nicht alles in Ordnung ist, dann kommen wir aufs Land, um hier zu lernen, um wieder vernünftig und gesund zu werden."

„Davon schweigen Sie nur still! Der feine Städter wird von dem dummen Bauer etwas lernen! Lustig machen sie sich über uns, und mit ihren tollen Streichen bringen sie das ganze Dorf in Aufruhr. Was haben die beiden Maler im vergangenen Jahr nicht alles im Dorfe angegeben!"

„Recht so, Guste, immer raus die Meinung!" sagte Johanna lachend und zu Günther gewandt: „Merken Sie's nun, daß Waschtag ist?"

Günther hatte währenddessen unwillkürlich den Blick längere Zeit auf Johannas Hände gerichtet, die der Großmutter die letzten Stücke ausdrehen half, und ihre Bewegungen beobachtet. Johanna bemerkte das und sagte: „Das sind keine klassischen Damenhände."

„Den Gedanken hatte ich nun gerade nicht. Die können sich immer noch sehen lassen und sind mir lieber, als die künstlich verzärtelten. Die Schönheit ruht in der Natur, und Formen der Verweichlichung und des extremsten Wohllebens machen auf mich mehr einen krankhaften als schönen Eindruck" — und zum Scherz übergehend, fuhr er fort: „Ich bitte um Verzeihung, wenn meine Augen ihre Hände belästigten, aber meine Gedanken haben sich nicht gegen sie versündigt."

„Ach Sie, uns hier noch uzen, nicht Guste!" sagte Johanna, faßte mit der Hand in den mit klarem Wasser gefüllten Kübel und sandte einen kleinen Sprühregen zu dem in der Tür stehenden Günther hinüber.

„Johanna," mahnte die Großmutter und wandte sich dann zu Günther: „Ich bin auf Ihrer Seite. Angestaunt habe ich solche Händchen auch schon mitunter, die immer unter Essenzen und Puder sind und Tag und Nacht in Handschuhen stecken; aber lieben kann ich sie nicht. Es brauchen nicht alle Hände ins Waschfaß greifen, aber gar nichts mit ihnen anfangen zu können, ist unnatürlich."

Guste hielt mit dem Waschen inne, stemmte beide Hände in die Seiten und sagte: „Was? — In der Nacht ziehen die Menschen Handschuhe an?"

„Gewiß, vorher werden die Hände noch einbalsamiert, dann kommen Handschuhe darüber, damit die Betthitze sie nicht rötet," belehrte Johanna.

„Solche Verrücktheit!" sagte Guste, schüttelte ihren Kopf und rieb erbost das nächste Stück, als hätte sich aller Unsinn der Welt darin festgesetzt.

An der Gartenseite des Hauses lag eine von wildem Wein umrankte geräumige Veranda, die durch eine Tür mit dem Studierzimmer verbunden war. Dort trank Günther seinen Kaffee in Gesellschaft der Großmutter

Digitized by Google

und Johannas, die das Frühstück einnahmen. Hierbei wurde Günther von der Großmutter eingeladen, und wie immer, wenn die Wünsche sich entgegenkommen, wurden die drei sich bald einig. Johanna erzählte auch, daß am Nachmittage Besuch käme, nämlich der Herr Pastor und Frau.

[Fortsetzung.]

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Im letzten dieser Kunstberichte war die Rede von dem neuen Streit, der sich um Böcklin erhoben und von hier aus weitere Kreise gezogen hat. In den Debatten, die er entfesselte, standen sich schließlich zwei gegensätzliche Grundanschauungen einander gegenüber: die eine, die lediglich auf eine Verfeinerung der malerischen Ausdrucksmittel bedacht ist und zu diesem Zweck in erster Linie die modernen Franzosen als Muster hinstellt; die andere, die in einer Pflege der Phantasie und der Empfindung spezifisch deutsche Kunsttendenzen sieht und diese Elemente in unserer nationalen Kunst nicht durch eine einseitige Ausbildung des Geschmacks und des Farbensinnes unterdrücken lassen will. Ein Zufall wollte es nun, daß nach dem theoretischen Zeitungskrieg des Sommers der Beginn der winterlichen Kunstsaison die Parteien schlachtbereit in Kolonnen aufmarschiert zeigte: bei Schulte Böcklin, in dem wiederauferstandenen Salon Gurlitt Hans Thoma, und bei Cassirer Claude Monet. Doch das gleichzeitige Studium dieser Ausstellungen bewies sofort, daß hier wie stets alle prinzipiellen Deduktionen vor der Macht künstlerischer Individualitäten ihre Bedeutung verlieren. Alles allgemeine Gerede von „Deutschtümelei" und „Ausländerei", von Naturalismus und Idealismus verflog, und sieghaft erhob sich über der Trümmerstätte der Doktrinen die persönliche Schöpferkraft großer Künstler, die hier wie dort ihren natürlichen Ausdruck sucht und die verschiedenen Spielarten des malerischen Genies in einer freieren Atmosphäre wieder zu höherer Einheit verbindet.

Claude Monet, der Impressionist, kennt nur ein Ziel: die malerischen Geheimnisse der Natur zu ergründen. Seit Jahrzehnten wandert er durch die französische Landschaft, um die Widerstrebende von allen Seiten zu bezwingen, und wo er Halt macht, schneidet er sich ein Eckchen Natur aus, um es sich zu eigen zu machen, d. h.: um den farbigen Abglanz abzulösen, den sein Malerauge daran entdeckt. Um den Eindruck neu zu schaffen, den er selbst gehabt. Um in der Sprache, die seine spezielle künstlerische Veranlagung ihm liefert, die Empfindung auszudrücken, die ihn beim Anblick

Digitized by Google

beseelte. Er sieht den milden Schimmer des Lichtes bei bedecktem Himmel. Das lustige Geflimmer der Sonne bei strahlendem Frühlings- oder Sommerwetter. Den bunten Jubel erblühter Büsche und Blumensträucher. Die stille Trauer der Natur, wenn sie sich ins bleiche Schneetuch des Winters hüllt. In jedem Falle möchte Monet das farbige Urphänomen erfassen, die Zufälligkeiten der Landschaft zusammenpressen bis zu der malerischen Formel, die ihm darin verborgen scheint. Er gibt damit nicht objektiv wieder, was er physisch gesehen. Es ist vielmehr ein überaus zartes und kompliziertes Empfinden, das seine Schwingungen in Pinselstrichen ausklingen läßt, und eine ganz eigenartige malerische Phantasie spielt mit der Realität der Erscheinungen; freilich, eine Phantasie, die es nur mit den Farben zu tun hat, aber sich im Spiel mit diesen in einen Rausch versetzt. Wann hat das Portal der Kathedrale von Rouen je in Wahrheit so ausgesehen wie auf dem Bilde Monets, das man jetzt bei Cassirer fand? Niemals! Was wir sahen, war ein aus Licht und Luft und zarter Farbe gewobenes Gedicht auf die Schönheit dieses gotischen Wunders, die letzte Essenz eines Anblicks, der das Auge entzückt hatte. Die Phantasie des Malers dringt bei jedem Stück Natur durch die Hülle der Wirklichkeit in das Wesentliche seines Farbengehalts.

Nun tritt Hans Thoma auf. Auch er fühlt sich entzückt und angeregt und beginnt nun in seiner Art das künstlerische Spiel mit der Natur. Seine Phantasie aber ist anders gerichtet. Monet ging analytisch vor; Thoma synthetisch. Der Franzose sah alles noch komplizierter, als es dem Laien zu sein scheint; er fühlte sich gedrängt, die Elemente des malerischen Eindruckes bloßzulegen und dadurch den Reiz des Naturbildes zu verstärken. Der Deutsche sieht alles einfacher, er faßt zusammen, sucht sich die Hauptzüge heraus und verbindet sie miteinander. Auch er dringt in die Geheimnisse der Farbe ein, aber dann hebt er sich über die Natur empor. Oft so hoch empor, daß die Wirklichkeit sich seinem Auge langsam verändert. Sie belebt sich. Allerlei Gestalten tauchen auf, die den Stimmungsgehalt der Landschaft bedeutungsvoll verkörpern. Ein Landmann, ein Reitersmann zieht des Wegs dahin. Ein Schwan gleitet lautlos über einen stillen Teich. Und seltsame Geschöpfe bevölkern plötzlich die Natur. Die Wolken werden zu einem Gedränge von Engelsköpfen. Die hochgetürmte Meereswoge zu einer Gruppe triefender Wasserzentauren. Die tanzenden Fluten des Wasserfalles zu spielenden nackten Knabengestalten. Die Phantasie des Künstlers hat sich hier aus dem rein Malerischen ins Dichterische gewandt und greift zu Geschöpfen ihrer eigenen Zeugungskraft, um die Schönheit der Natur im Symbol zu feiern.

Und nun naht Böcklin. Mächtiger noch und gewaltiger und selbstherrlicher. Auch Monet bezog die Natur auf sich, aber er beugte sich vor ihr. Thoma und Böcklin machen die Wirklichkeit sich untertan. Thoma als ein Lyriker, ein Märchenerzähler und Volksliedsänger. Böcklin als ein Epiker von dröhnendem Schritt und ein Dramatiker von erschütternder Wucht. Seine Bilder aus der großen Sammlung des Freiherrn von Heyl in Darmstadt, die man bei Schulte sah, bewiesen aufs neue, mit welcher Kraft dieses Meisters schöpferische Phantasie sich ihre eigenen Ausdrucksmittel gebildet hat. Freilich, einzelne darunter ließen auch seine gelegentlichen malerischen Schwächen erkennen. Doch wir wußten längst, daß Böcklin in der Farbe

Digitized by Google

hier und dort porzellanhaft werden, daß seine Zeichnung manchmal eine seltsame Steifheit annehmen, sein dekoratives Streben in eine etwas leere Dekoration hinabgleiten konnte. Das alles sind letzten Endes doch nur die Fehler seiner Vorzüge, die seiner tausendfach bewiesenen Größe nichts anhaben können.

Wer hat nun recht? Monet oder Thoma oder Böcklin? Oder alle drei? Wer will dem Genie Vorschriften machen, wer es wagen, die malerische Phantasie auf eine bestimmte Richtung festzunageln? Man kann nicht sagen: dieser kann nur malen und jener hat nur Empfindung und der dritte nur Phantasie. Sie haben alle drei alle drei Eigenschaften, nur in anderen Mischungen und anderen Verhältnissen. Und so ergänzen sie und ihre Art sich gegenseitig in wunderbarer Weise. Wir werden auf keinen dieser drei künstlerischen Typen je verzichten wollen; ja wir brauchen alle drei, um nicht die Balance zu verlieren.

Im Künstlerhause sah man eine Ausstellung deutscher Pastellkunst, die man mit Vergnügen durchwanderte. Die Malerei mit trockenen Farbenstiften genießt heute bei den Künstlern wie beim Publikum ein Ansehen und eine Liebe wie niemals zuvor, auch im achtzehnten Jahrhundert nicht, da das Pastell als ein willkommenes Mittel erschien, die Puderatmosphäre des Rokoko im Bilde festzuhalten. Eine Zeit wie die unsere, die einen besonderen Reiz darin findet, die Impressionen des Augenblicks zu erhaschen, muß besonders dankbar für eine Technik sein, die es gestattet, jeden Natureindruck und jeden koloristischen Plan im Nu farbig zu fixieren. Das Pastell ist die geborene Technik für die andeutende Skizze, weil seine Farbe mit dem Ton des rauhen Kartons ohne weiteres organisch zusammengeht. Es gibt Aufgaben, die von selbst zur Pastellbehandlung drängen und sich mit keinem anderen Mittel ihrer Lösung so nahe bringen lassen. Von Rechts wegen sollte der Pastellmaler nur solche Aufgaben suchen und nie darauf ausgehen, mit dem Stift die Wirkungen des Öls und des Aquarells oder gar graphischer Kunstübungen nachzuahmen. Legte man diesen strengen Maßstab an, so konnten die Bilder im Künstlerhause nicht durchweg bestehen. Es spiegelte sich darin wieder der Mangel eines Zusammenhanges unserer Künstler mit den handwerklichen Grundlagen ihrer Arbeit. Die heutigen Maler, die nur selten wie die Meister der Vergangenheit ihre Farben selbst reiben und mischen, sie vielmehr meist fertig vom Fabrikanten beziehen, haben nur zum Teil den erforderlichen Respekt vor dem Material, mit dem sie hantieren, und berücksichtigen darum zu wenig seine inneren Gesetze. Doch fand man im Künstlerhause immerhin auch eine Reihe von Beispielen echter Pastellmalerei, die sich der Eigenart ihrer technischen Mittel bewußt ist. An der Spitze standen dabei Kollektionen von Skarbina, Oettmann, O. H. Engel und C. A. Brendel, dem begabten Sohn des berühmten Schafmalers.

Das wiedererwachte stärkere Interesse des Berliner Publikums an der alten Kunst und an den großen öffentlichen Kunstanstalten erhielt neue Nahrung durch zwei bedeutsame Erweiterungen im Bestande des Kaiser Friedrich-Museums: durch die Sammlungen des Prof. Friedrich Sarre und des verstorbenen Herrn Adolf von Carstanjen, die beide als Leihgabe für mehrere Jahre dem Museum zur Verfügung gestellt worden sind. In beiden Fällen darf man einen erfreulichen Beweis für den seit einiger Zeit so überraschend aufgeblühten Berliner Sammeleifer erblicken sowie für die wichtige,

Digitized by Google

früher vermißte, nun durch Direktor Wilhelm Bode erweckte Teilnahme der privaten Kunstfreunde an unserem Museumswesen. Die Aufstellung der Sammlung Sarre stellt sich überdies in Verbindung mit einem Nachbarsaal, dessen Inhalt gleichfalls durch die tatkräftige Beihilfe opferwilliger Kunstfreunde zusammengebracht ist, als der Grundstock einer Abteilung für islamische Kunst dar, die als ein völlig neues Glied in den Organismus unserer Museen eintritt. Über den Herrlichkeiten der ostasiatischen, namentlich der japanischen Kunst hatte man lange Zeit die Kunst des näheren Orients, also Persiens und Vorderasiens, vernachlässigt, bis vorm Jahre die Überweisung der M'schatta-Fassade die Verwaltung des Kaiser Friedrich-Museums vor die unerwartete Aufgabe stellte, für dies großartige sassanidische Bauwerk eine passende Umgebung zu schaffen. Die jetzt eröffneten Säle gewähren nun bereits einen höchst genußreichen und instruktiven Einblick in die Kunst des Islam, die in der Hauptsache, als eine durchaus angewandte Kunst, im Dienst der Architektur, der Ausstattung der Innenräume und der Herstellung von Gebrauchs- und Luxusgegenständen steht, während sie auf freie Schöpfungen der Malerei und Plastik schon durch die Gesetze des Koran, der die Darstellung lebender Wesen im Prinzip verbietet, verzichten muß. Doch in dieser innig mit dem Handwerk verbundenen Kunst waren die Asiaten von jeher Meister. Wir sehen schöne Proben der orientalischen Keramik, der kunstvollen Fliesen, die als Wandbekleidungen der Moscheen dienten, der zierlichen und delikaten Lüstregefäße, dann vor allem der kunstvollen Teppiche, von denen ausgezeichnete Vertreter aller Typen der Webekunst vorhanden sind, der merkwürdigen silbertauschierten Bronzen, in denen die Geschicklichkeit und der dekorative Geschmack der mohammedanischen Meister wahre Triumphe feiern, der wundervollen syrischen Gläser mit ihren Vergoldungen und Emailarbeiten, der Elfenbeinschnitzereien und Miniaturen.

Die Sammlung Carstanjen führt dem Museum eine Reihe von Meisterwerken, namentlich der holländischen Schule zu, wie sie kaum eine andere deutsche Privatgalerie aufzuweisen hat. Allen voran drei herrliche Rembrandts, drei Werke von Frans Hals, zwei große Bilder von Cuyp, die als Ergänzung des Besitzstandes unserer niederländischen Abteilung besonders wichtig sind, einen Ruysdael, einen Hobbema, einen Potter, zwei Teniers, die kleineren Kostbarkeiten ungerechnet. Von den Flamen ist van Dyck mit einem schönen Bildnis seiner italienischen Zeit vertreten, von den Spaniern Murillo und Ribera, und von der älteren nordischen Kunst Quinten Massys mit den berühmten kleinen Altarflügeln, auf denen der Evangelist Johannes und die heilige Agnes erscheinen. Betritt man den Saal, in dem die Stücke dieser erlesenen Sammlung, die ihr Begründer mit seltenem Geschmack und Glück zusammengebracht hat, vereinigt sind, so hat man das Gefühl, in eine Gesellschaft von Fürsten getreten zu sein, und mit Ehrfurcht und Bewunderung wandert man von Bild zu Bild.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Wenn zu Beginn der heißen Jahreszeit die ständigen Opernbühnen Berlins ihre Pforten schließen, taucht regelmäßig in einem der gerade leerstehenden Theater eine „Sommeroper" auf. Einige Opernsänger aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, ein paar Dutzend Orchestermusikanten, geführt von anderthalb bis zwei Kapellmeistern, und als Prunkstück noch ein Name, der vor langen, meist sehr langen Jahren gefeiert wurde: diese erlesene Schar stürzt sich auf „Troubadour", „Regimentstochter", „Zar und Zimmermann" und ähnliche altbewährte Opern. Das sind natürlich Veranstaltungen, die mit Kunstübung nichts zu tun haben, sondern ihren Umriß ausschließlich von dem „Geschäft" empfangen. Der vergangene Sommer hat seit langer Zeit wieder zum erstenmal ein zweimonatiges Gastspiel im „Neuen Königlichen Operntheater" gebracht, das auf dem Fundament künstlerischer Bestrebungen errichtet war. An allen Punkten des vom Hofrat Koebke geleiteten Unternehmens waren Kräfte tätig, die erheblich über den Durchschnitt hinausgingen. Wie es sich für ein ernsthaftes derartiges Unternehmen ziemt, war der Auswahl der darzustellenden Opern die genügende Sorgfalt zuteil geworden. Geradezu als Verdienst anzurechnen, war die Vorführung der Götzschen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung". Das seit mehr als zwanzig Jahren in Berlin nicht gesehene Werk wirkte wie eine Novität. Aus vielen Gründen eignet sich das derbe Shakespearesche Lustspiel vorzüglich zur Herstellung eines Operntextes. Die notwendige Umgestaltung ist von J. V. Widmann mit ausreichendem Geschick besorgt. Bedauerlich ist freilich, daß in der Bearbeitung das Gegenspiel der fügsamen Bianka nicht zu dem witzig zugespitzten Schluß gediehen ist. Der gezähmten Katharine entspricht keine obstinat gewordene Bianka. Vielleicht jedoch, daß diese Beschränkung der Anschaulichkeit der Haupthandlung zu gute kommt.

Die entzückende Götzsche Musik, die sich überaus feinfühlig dem glücklichen Text anschmiegt, ist wohl für die große Menge zu zart in der Wirkung. Wie bei dem Corneliusschen „Barbier von Bagdad" liegt ein Hauptreiz des Werkes in dem spezifisch Deutschen, das überall in der Partitur lebt. Das ist ja nun allerdings das einzige, was unserm Publikum gänzlich fremd ist. Unsere Opernrepertoires, die heute französische, morgen italienische und übermorgen slavische Musik bringen, vernichten ja das geringe Stilgefühl, das hier und dort im Keime vorhanden sein mag; allein sieghaft bleibt die internationale Sensation. —

Die im gegenwärtigen Herbst neu einsetzende Spielzeit findet eine der drei ständigen Opernbühnen, die uns das vergangene Jahr gebracht hatte, nicht mehr vor. Das „Nationaltheater" im Norden Berlins hat nach zehnmonatigem Bestehen ausgelebt und gelitten. Woran starb diese jüngste Stätte für dramatische Musik? Eine amtliche Ermittelung der Todesursache liegt nicht vor, und sonach ist der Vermutnng unbegrenzter Spielraum gelassen. War kein Bedürfnis für diese dritte Opernbühne vorhanden, oder war nur das Stadtviertel ungeschickt gewählt? Waren die Eintrittspreise für eine Volksoper, die ja beabsichtigt war, zu hoch? die Leistungen zu

Digitized by Google

minderwertig? der Spielplan zu steril? Es war es alles nicht! Die Unternehmung mußte an dem entsetzlichen Raum scheitern, in dem sie geboten wurde. Eine pensionierte Ausstellungshalle läßt keine Stimmung aufkommen, und Stimmung ist nun einmal das Lebenselement der Oper. Auch die überwältigende Verschwendung an rotem Sammet, der die Blößen des Zuschauerraumes zu decken hatte, hat die Besucher nicht andauernd zu fesseln vermocht. Man kann Rheinwein nicht ungestraft in einer Bunzlauer Kaffeekanne servieren.

Die erste Neuheit hat dieses Mal die Königliche Hofoper gebracht. Es war die dreiaktige Oper „Das Fest auf Solhaug" von Wilhelm Stenhammar. Das Werk gehört zu der Reihe ausländischer Opern, die ihre Uraufführung in Deutschland erlebt und sodann erst den Weg in ihre Heimat — in diesem Falle Schweden — gefunden haben. Die Stuttgarter Hofoper hat sich vor sechs Jahren dem jungen Ausländer zuerst zur Verfügung gestellt. Solange die fremden Völker nicht daran denken, deutsche Werke aus der Taufe zu heben, sondern erst abwarten, welche Werke in Deutschland große Erfolge erzielen, um sie alsdann zögernd, sehr zögernd und unter sparsamster Auswahl ihren Landsleuten vorzuführen, ist dieses einseitige Verhalten deutscher Bühnen als bedauerliche Unschicklichkeit zu bezeichnen; die kaum halbwahren Phrasen von der Internationalität der Kunst im allgemeinen und der Musik im besonderen können einen derartigen Mangel an nationalem Taktgefühl doch nur für den Pöbel ausreichend drapieren. Und obenein werden diese würdelosen Aufdringlichkeiten noch gelegentlich mit einem Fußtritt erwidert.

Nimmt man das Ibsensche Jugenddrama „Das Fest auf Solhaug", das den Text der Stenhammarschen Oper bildet, zur Hand, so kann man leicht glauben, einem hervorragenden Operntext gegenüberzustehen. Bildet schon die Liebe, dieses musikalischste aller Motive, den ausschließlichen Inhalt des Werkes, so verstärken die vielfachen, die Handlung widerspiegelnden hochromantischen Balladen den Eindruck einer Bühnendichtung, die „nach Musik schreit". Das hat wohl Stenhammar verleitet, den Text — abgesehen von geringen und durchaus belanglosen Kürzungen — in Pausch und Bogen zu komponieren. Diese Naivität hat sich gerächt. Ibsen konnte die Liebe der Margit zu Gudmund spröde und eckig, versteckt und andeutend gestalten, ohne den Zuschauer darum auch nur einen Augenblick im Zweifel zu lassen, wie es um die beiden Hauptpersonen steht. In der Oper mußte die Empfindung der Heldin erst einmal auf irgend eine Art handgreiflich klar gestellt werden; die bloße Rede und Gegenrede ist hier zu wenig zuverlässig. Da dieses verabsäumt ist, erwirbt Margit nicht unser Mitgefühl; sie wirkt anspruchsvoll und langweilig mit ihrer säuerlichen Leidenschaft. Einzig der Anfang des dritten Aktes, wo Margit ihre Empfindung nicht mehr zu zügeln vermag, gibt dunkle Farbentöne, durch die man nicht beständig die Theaterpappe hindurchschimmern sieht. Leider folgt aber hier die geradezu dilettantische Szenenfolge mit dem Motto: „Das Gift, das nicht getrunken wird, hat seinen Zweck verfehlt." Der Schluß macht in der musikalischen Dehnung einen unleidlich süßlichen Eindruck.

Die Stenhammarsche Musik ist nicht ohne Reize. Erfindung und Wärme sind allenthalben zu spüren. Was auf uns skandinavisch wirkt, ist uns von Grieg her bekannt. So vor allem das in der Melodie ge-

Digitized by Google

brauchte Abspringen von der siebenten Stufe der Tonart nach der fünften, wo die regelmäßige Auflösung eine Führung nach dem Grundton natürlicher erscheinen ließe: die alte Cambiata in neuem Gewande. Ferner die überaus einfache, häufig fast nur aus den drei Tönen des tonischen Dreiklanges bestehende Melodiebildung, die durch immer neu dazuerfundene Harmonisierung den Zauber einer zärtlichen Schwermut empfängt. Endlich die Bevorzugung der Molltonarten, oder richtiger gesagt: die überreiche Verwendung der kleinen Nebendreiklänge in Dur und das damit erzielte wundervolle Schillern zwischen Dur und Moll. — Das dramatische in Stenhammars Musik wirkt recht äußerlich; meist muß eine geräuschvolle Instrumentation den Mangel an empfundener Tragik verdecken.

Die Wiedergabe des Werkes in der Königlichen Hofoper war durchaus lobenswert. Frau Götze gab die Margit mit dem Aufwande ihrer ganzen stark stilisierenden Kunst und fand viel Beifall. Herr Grüning sang den vielgeliebten Gudmund mit seiner eindringlichen Stimme und vorzüglichen Aussprache. Köstlich war Herr Hoffmann als Bengt Gautesson, Margits Gatte. Daß dieser liebenswürdige alte Herr, der so tapfer seinen Schoppen zu schwingen weiß, eingeschlachtet wird, während all das langweilige Volk mit dem Leben davonkommt, ist das einzig tragische in der ganzen Oper. Herr Dr. Muck dirigierte; das heißt soviel als: die Oper war vortrefflich einstudiert.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Ein Weltanschauungsdrama.

Otto Borngräber: König Friedwahn.

(Germanisches Trauerspiel in 5 Aufzügen.*)

„Dem Könige des Weltfriedens" widmet Otto Borngräber seine neue Dichtung, die am 30. März im Königlichen Schauspielhaus zu Dresden ihre Uraufführung mit bemerkenswertem Erfolg bestanden hat, und von der man wünschen muß, daß auch eine große Berliner Bühne sie uns zur Prüfung bald darbieten möge. Borngräber ist durch sein Stück über Giordano Bruno, das vor drei Jahren in Leipzig aufgeführt wurde, schnell bekannt geworden; er hat einen jungen guten Namen zu hüten. Sein neues Werk zeigt, daß er dazu mit allem Ernst entschlossen ist. Wie in der Tragödie des Nolaners, deren Hintergrund das Zeitalter der italienischen

*) Verlag von E. A. Schwetschke und Sohn, Berlin 1905.

Digitized by Google

Renaissance ist, so kommt es ihm auch im „König Friedwahn“ zuerst und zuletzt auf Weltanschauung an, auf ein Herausarbeiten seiner geschichtsphilosophischen Ideen über König und Volk im Gewande einer vorgeschichtlichen Begebenheit, deren gigantische Maße ihm eben recht sind, um mit den Gesetzen der Geschichtskritik und der Psychologie nach Belieben schalten zu können. Diese Freiheit, die sich der Dichter genommen hat, bringt eine Unebenheit in die ganze Darstellung. Wir sollen von Geschehnissen aus, die unserem Gesichtsfelde völlig entrückt sind, Vorgänge und Stimmungen beurteilen, die mit der modernen Entwickelung des geschichtlichen Völkerlebens und mit unserer heutigen sozialen und kulturellen Anschauung unlöslich zusammenhängen. Die Zeit der Dichtung ist vorgeschichtlich, aber das Problem ist es nicht. König Friedwahn ist undenkbar ohne Richard Wagner, an dessen Wahnfried schon der Name des Helden deutlich anklingt, ohne Ibsen, dessen „Kronprätendenten“ immer wieder in der Linienführung kenntlich werden, und ohne Friedrich Nietzsche, dessen Betrachtungen über Staat und König in der Zarathustradichtung den jungen Autor, wie alle seine dichtenden und denkenden Zeitgenossen, stark beschäftigen. Das Königsproblem ist in der dramatischen Dichtung nicht neu, es gehört zu den stetig wiederkehrenden Experimenten jeder Generation. Wenn es noch nicht geschehen ist, so schreibt uns demnächst ein tüchtiger Literarhistoriker ein lesbares Buch über das Königsthema in der Weltliteratur, von den alten Griechen an bis zu Hebbel, Björnson und Borngräber.

Der geborene König (Friedwahn) kennt keine Schranken im stolzen Bewußtsein seiner Kraft. Er tritt den Bruder, der sich ihm nicht bedingungslos unterwirft, zu Boden, bis in dem Übermenschen das soziale Gefühl erwacht, die tiefe Sympathie mit dem Leidenden, hinter dem ihm die ganze leidende Menschheit als eine große Familie erscheint. Still legt er Krone und Schwert ab, um als einsamer Wanderer die Wunden kennen zu lernen, die der Krieg und die Not des Lebens den Menschenbrüdern bereiten. So von innen her wahrhaft zum König gereift, will er die Menschheit zu seiner eigenen Höhe emporziehen. Aber er findet bei seinem Volk kein Verständnis. Man verlacht ihn als einen schwärmerischen Träumer und wendet sich von ihm dem praktischeren Bruder zu, der die alten Verhältnisse im Lande wieder herstellt, wonach der König regiert und das Volk gehorcht, in der historischen Sonderung der Stände. Friedwahn bleibt allein, nur das liebende Weib folgt ihm. Die Fabel ist geschickt ersonnen, die diesen Gedanken zum Kleide dient: König Siegmark steht in grimmer Fehde mit dem Erbfeind König Trutzwolf. Dieser überfällt mit bewaffneter Macht die Burg, auf der Siegmarks Gattin soeben die Zwillingssöhne Friedwahn und Volkmund geboren hat. Er läßt die Mutter in die Tiefe eines Bergsees versenken und tötet alle, die das Geheimnis der Erstgeburt, das verhängnisvoll über den beiden Söhnen liegt, lüften könnten. Die Zwillinge aber schickt er dem Vater mit den Rätselworten des Seherweibes:

Der Erstgewordne dieser Zwillinge
löst auf des Erbfeinds Leben, Reich und Wesen,
wenn nicht im Kampf, ob er der Erstgewordne,
er selbst sich auflöst . . .

Digitized by Google

Die feindlichen Brüder geraten hart aneinander, jeder beansprucht den Vorrang. König Siegmark wird als Sterbender auf seinem Schilde hereingetragen. Das Reich ist im Zweifel. Im zweiten Akt, der mit dem Bruderkampf um die Krone einsetzt, wird Volkmund verwundet, Friedwahn aber erwacht zur Menschlichkeit. Er dünkte sich ein Gott zu sein und stellte alles auf seines Schwertes Spitze. Nun will er die Menschheit, die in dem von ihm getroffenen Bruder sich zu seinen Füßen windet, von dem Fluch des Leides erlösen. Der König erfaßt das Menschliche in sich als das eigentlich Göttliche und will diese Würde mit jedem, auch dem geringsten Menschenbruder teilen. Die Krönung wird bis zur Genesung Volkmunds vertagt, die Gefangenen werden freigegeben. Dem unerkannten Wanderer auf dem Götterberge, der ihnen von dem seligen Lande der Zukunft spricht, jauchzt das arme Volk zu; wie aber der Unbekannte sich bei dem Zusammenstoß mit seinen gewalttätigen Adelingen als König zu erkennen gibt, der die alten Runentafeln zerbricht und die neuen Gesetze schreibt mit dem Königreif, den er am Schwurfinger trägt:

Mensch ward zum Menschen; und der Mensch ist Gott —
Mensch ward gleich Mensch; denn nichts ist über Gott;
Heut wird der Fröner frei und jeder Fröner
dem ersten Adling gleich . .
Das ganze Land in so viel gleiche Teile
verteile ich, als in ihm Menschen atmen —

da ist der neue Erdenheiland zum Kreuzesgange verurteilt. Er kehrt in die Residenz zurück, kann sich aber gegen die Volksbewegung, die stürmisch den Bruder fordert, nicht behaupten, und wird auf die Märchenburg am walchenden Bergsee verbannt. Mit müdem Sinn zieht er schwermütig das Fazit seines Lebens. Das Können hat dem Wollen nicht entsprochen, sein Gedanke eilte seiner Zeit weit voraus; die Menschheit ist noch nicht reif zur Erlösung. Die treue, innige Friedlieb begleitet ihn ins Exil, und der ehrwürdige Sänger mit dem Prophetenblick sieht über einsamem Gipfel einen Stern aufgehen: den König der Erde, der jauchzend seine Krone nimmt.

In jedem Akt und nicht zuletzt im Schlußakt, zu dessen Ergänzung nach der Seite der Stimmung sich Borngräber von dem Komponisten Schjelderup eine musikalische Begleitung hat schreiben lassen, ist dichterisches Erfindungsvermögen und ein manchmal ergreifendes poetisches Anschauungsmaterial vorhanden. Aber neben den empfindungsreichen Lyrismen finden sich auch arge Sprachverrenkungen, zu denen der alliterierende Jambenvers den Dichter verleitet hat; das Maßlose und Uferlose geht durch das ganze Drama. Borngräber will zu viel auf einmal. Es scheint, daß der Verfasser zu wenig Berührung hat mit dem realen Leben, das zu weiser Selbstbeschränkung als der höchsten Meisterschaft erzieht. Er träumt zu viel am „walchenden See“ und auf dem Götterberg seiner üppigen Phantasien, und könnte von Volkmund das nachdenkliche Wort, das er ihn sprechen läßt, sich selbst gesagt sein lassen:

Das Greifbare
soll man auf kluge Art zu fassen suchen

Digitized by Google

auf jede Art! Das Wirklich-Wirksame!
Es fragt sich eben sehr,
wer der zum Ersten in der Welt Geborne:
wer stürmt und träumt oder — wer denkt und sieht!

* * *

Nach dem „Sturmgesellen Sokrates", der kein Erfolg war, war es eine Weile still gewesen um Hermann Sudermann. Manche mochten wünschen, daß diese Stille nicht wieder unterbrochen werde; hatten sie doch übermütig proklamiert, daß Sudermann tot sei, mausetot. Um so erfreulicher ist es für die, die sich nicht mit Haut und Haar an die Zunft verkauft wissen, daß dieser ungemein begabte Dramatiker, in dem ein feiner Dichter steckt, das Schweigen gebrochen hat und mit seinem neuesten Werke „Stein unter Steinen" einen neuen, tragfähigen Stein mit fester Hand eingefügt hat in das Gebäude seiner Lebensarbeit, die uns wertvoll ist. Das neue Stück, das im Lessingtheater, der Stätte seines ersten Ruhmes, mit der „Ehre" ans Licht trat, ist ein soziales Bild. Der Titel hat eine Doppelbeziehung: die Handlung spielt auf dem Werkplatz eines Steinmetzen, also „unter Steinen"; unter den Menschen aber, die sich hier bewegen, ist einer, sind mehrere, die das Leben selbst zu „Stein" verhärtet hat oder doch zu verhärten droht. Der Wirklichkeit ist also ein Symbol unmittelbar abgewonnen. Auf der Höhe der Handlung wird dies Sinnbildliche, als dessen Vorgänger man etwa Björnsons „Dagland" bezeichnen kann, in die Worte gefaßt: „Die Steinmetzen erzählen: der Stein wird durch Druck. Hunderttausende und Millionen Jahre müssen die darüberliegenden Schichten drücken, dann wird die lebendige Erde zu Stein. Beim Menschen dauert's nicht so lang. Das hab' ich ausprobiert. N' paar Jährchen Druck — immer derselbe Druck. Das genügt. Man lacht und man weint und man schläft und arbeitet — ach, lustig sein kann man sogar, — man is überhaupt ein Mensch wie andere und is doch lang' keiner mehr. . . . Drin im Innersten lebt man gar nich mehr. . . . Man is willenlos wie'n Stein. . . . Man läßt sich mit dem Fuß stoßen wie'n Stein. Man wird gegen alles gleichgültig wie'n Stein." Das Leben verhärtet, es ertötet die lebendige Seele, es walzt platt und macht fruchtbares Erdreich unfruchtbar. Muß das so sein? Gibt es dagegen keine Rettung?

Der ältliche Steinmetzmeister Zarncke hat den „Besserungspuschel". Vom Verein für entlassene Strafgefangene läßt er sich Schützlinge schicken, die er auf seinem Platz einstellt und die er durch sein unbedingtes Vertrauen wieder zu Menschen umwandeln möchte, den steinigen Boden in weiches Erdreich. Er hat bei dieser menschenfreundlichen Praxis nicht nur Enttäuschungen erlebt, sondern auch schon manchen schönen Erfolg zu verzeichnen. Es ist ihm, wenn er diese Unglücklichen bei sich aufnimmt, als leiste er damit eine Abbitte an den Himmel. Er fühlt: Spreu sind wir im Winde, es kommt nur darauf an, von wo er bläst; und er hat sich den Lebenssatz zurecht gemacht, daß jeder Mensch sein Geheimfach habe, dessen Schlüssel er ängstlich hütet. Der wackelige Hausnachtwächter Eichholz, der den Dienst verschläft, muß abgedankt werden. Er tut fortan Handlangerdienste, schustert

Digitized by Google

im Nebenamt und säuft im Hauptamt. Der Ersatzmann ist zur Stelle in der Gestalt eines armen Teufels, der zerfetzt und gehetzt von der Landstraße eintrifft. Jakob Biegler hat wegen eines Totschlags, bei dem ein Weib im Spiele war, fünf Jahre „gesessen". Auf dem Lande und dann in der Stadt hat er vergeblich Arbeit zu finden gesucht, immer wieder warf ihn der Fluch seiner Vergangenheit aus der Stellung. Als ehemaliger Steinmetz setzt er eine letzte leise Hoffnung auf den guten Meister. Als Zureicher möchte er auf dem Werkplatz beschäftigt werden, um doch von weitem den Klippelschlag zu hören und in der Nähe seines Handwerks zu sein, das er sich verscherzt hat. Stammelnd und zitternd nimmt er das Glück, als ihn Herr Zarncke mit dem Vertrauensposten des Nachtwächters beamtet und ihm Mantel, Pfeife und Schnarre für seinen Dienst übergibt. Lore Eichholz, die die Kantine besorgt, reicht dem Verkommenen freundlich einen Imbiß, und Zarnckes kränkelnde Tochter herzt Lores uneheliches Kind, die der versoffene Eichholz gekränkt eine „Mestize" nennt, als wär' es ihr eigen.

Auf dem Steinplatz herrscht lustiges Treiben. Mehr als der Polier hat Göttlingk hier zu sagen, ein Kraftmensch, der dem Meister durch seine ausgezeichneten Leistungen unentbehrlich ist. Er war in Italien und hat sich von der Wanderschaft außer vielen süßen Erinnerungen an die wilden Mädelchen eine Mandoline mitgebracht, zu der er verführerische italienische Weisen singt. Er ist der Vater des Kindes der Lore und tyrannisiert die Arbeitsgenossen, die sich vor seinem dreikantigen Dolchmesser im Hosensack fürchten. Göttlingk ist wild über die Nachlässigkeit des neuen Nachtwächters, der seit drei Wochen im Amt ist; eine fremde Hand hat sich nämlich über Nacht an dem Granitblock zu schaffen gemacht, den er jetzt bearbeitet, und besonders ärgerlich ist ihm, daß sich in der unerbetenen Weiterführung seiner Ornamentik ein Schwung verrät, der seiner eigenen Begabung ebenbürtig ist. Mit munteren Witzen würzen sich die Gesellen ihre Frühstückspause. Ihren Hauptspaß haben sie an Struve, der seinen mehrfachen unfreiwilligen Aufenthalt auf der „hohen Schule" mit den eisernen Gardinen noch immer nicht verleugnen kann, obschon er (wie er wenigstens findet) „eben scharf in de Besserung begriffen" ist. Was wissen die anderen von den Reizen des Zuchthauses mit seinen Freuden und Ehren! Den scheuen Biegler suchen sie mit derben Witzen gesprächig zu machen, und als der Exnachtwächter ihn anrempelt und Biegler ihn fortstößt, führt Göttlingk eine brutale Szene herbei. Marie versucht vergeblich in einer Unterredung, durch die eine leise Sehnsucht sich schwingt, den Mandolinenbesitzer zu seiner Pflicht gegen Lore zurückzuführen. Ein Kriminalkommissar nimmt Struve, den Unschuldsengel, ins Verhör: Zarncke hat einen versuchten Einbruch in seinen Geräteschuppen der Polizei gemeldet. Jedermann ist überzeugt, daß dieser Schelm der Täter ist; aber Struve ist gerieben genug, sich weder einschüchtern noch einfangen zu lassen. Als der Meister nach seinem Urteil über „das Subjekt" von dem Beamten befragt wird, übergibt er Struve zur Antwort — den Magazinschlüssel, und doch war es bei dem Einbruch gerade auf die dort befindlichen Zahnsägen mit ihren Diamantsplittern abgesehen. Der Beamte aber hat Bieglers Position auf dem Steinplatz vollends erschüttert durch eine rücksichtslose Bemerkung über den „Mörder", den Zarncke zum Überfluß jüngst bei sich aufgenommen habe. Wie ein Lauffeuer eilt dies Wort von einem zum andern. Biegler hat sich für die drei Arbeiter, die freundlich

Digitized by Google

mit ihm sprachen und ihm sogar eine Zigarre anboten, in der Kantine drei Zigarren gekauft und bietet sie seinen neugewonnenen „Freunden" mit keimender Lebensfreude an. Sie weichen dem „Mörder" aus.

Biegler ist geächtet. In der Kantine berichtet Marie der Lore, das zweite Motiv verbergend, von der Unterhaltung mit Göttlingk; sie will ihren Vater um eine Aussteuer bitten für das Kind, damit die beiden sich heiraten können. Lores Resignation weiß sie für eine flüchtige Stunde zurückzudrängen. Ein heller Schein ist über ihre Seele gegangen; der arme Biegler soll teilhaben an dieser Freude. In schweren Stößen beichtet er ihr die Ursache seines Unglücks; die leichtfertige Schustersfrau hat den jungen Schlafburschen langsam herumgekriegt, und als der Schuster, der zu der Tändelei erst lachte, das Paar auf frischer Tat ertappte und mit dem Messer sich auf Biegler stürzte, da hat er ihn mit dem Klopfstein der Schusterwerkstatt zu Boden gestreckt. Die Geschworenen haben die Frage der Notwehr verneint. Biegler fürchtet sich vor den Gesellen; Lore aber, in der der Mensch erwacht gegen den Menschen, zwingt ihn zu bleiben und verpflichtet ihn, den Spott der anderen durch tapferes Standhalten zu entwaffnen. Die Gesellen erscheinen. Struve trägt schwer an der Vertrauensstellung, die in dem Magazinschlüssel ausgeprägt ist. Die Genossen aber erkundigen sich spöttisch bei Lore nach einer leistungsfähigen Lebensversicherung und bringen den armen Wächter durch ihre Sticheleien zur Verzweiflung. Vater Eichholz tritt an im Sonntagsanzug; er will beim Meister sich Gewißheit holen, ob „ein Mörder" sein Nachfolger geworden sei, ehe er gegen seine alkoholische Leberverhärtung etwas tut und seine Leiche an die Anatomie verkauft. Die Tochter weist ihn zur Ruhe und reizt Göttlingk, der durch die Zugänglichkeit von Marie noch kecker geworden ist und sich schon als Meister auf dem Bauplatz sieht, zur offenen Gemeinheit gegen sich und gegen Marie. Da kommt die Wendung. Biegler steht auf und nennt ihn in furchtbarer Erregung einen Schuft; er erklärt, daß e r an Göttlingks Block im Morgengrauen weitergearbeitet habe, und als dieser sinnlos vor Wut mit dem Dolch gegen ihn anrennt, springt der Verfemte wie eine Katze zum Schustertisch am Fenster, ergreift den schweren Klopfstein und dringt mit erhobenem Arm auf Göttlingk ein, den der Mannesmut verläßt. Biegler drängt ihn zum Lokal hinaus. Aber er hat sein Geheimnis verraten: „Mit so'nem Schusterstein hab' ich schon einen erschlagen!"

Der vierte Akt bringt die überraschende Lösung. Mariens „Geheimfach" ist erbrochen; schamvoll birgt sie das Gesicht an der Brust des Vaters, der ihr milde zuspricht: „Halt still, die Stillen sind die Klugen, und nur wer von der Welt weit, weit ab ist, der hat sie ganz." Dem Biegler hat sein Todfeind Göttlingk Rache geschworen. Eichholz lockert auf sein Anstiften die Ketten des Flaschenzuges auf dem Platz, die einen Steinkoloß tragen; der Block soll den Verhaßten, der ihn gestern vor allen blamiert hat, auf der Treppe zermalmen, wenn er die Kontrolluhr bedienen geht. Ehrenstruve schlägt im nächtlichen Mondenschein Biegler, der am anderen Morgen sein Bündel schnüren und ins graue Elend zurückwandern wird, eine gemeinsame „Kundenfahrt" vor mit dem Anlagekapital der Diamantsplitter aus den Zahnsägen. Er sieht sich aber „schwer enttäuscht". Lore, die glücklos

Digitized by Google

der endlichen Heirat mit Göttlingk entgegensieht, gegen den sich ihr bestes Empfinden sträubt, findet sich mit dem armen Wächter, der ihr geholfen, im schlichten freundschaftlichen Verstehen. Von ihr hört er, was er kaum glauben kann: die Steinmetzen haben nach der Szene in der Kantine beschlossen, Biegler durch eine Bitte beim Meister in ihren Kreis aufzunehmen, nachdem seine technische Fertigkeit ebenso erwiesen ist, wie seine mutige und anständige Gesinnung. Er wird also wieder Krönel und Scharriereisen zur Hand nehmen und die blaue Schürze umbinden dürfen; sein vergangenes Leben soll vergessen sein. Als er fröhlich abgeht, die Kontrolluhren zu stechen, hängt sich Lore, von unsicherer Angst gepeinigt — sie hat den Vater mit Göttlingk fortgehen sehen —, dem Wächter an den Arm, mit lauter Stimme hinaufrufend, daß sie zugleich mit ihm die Treppe ersteige. Der Block, auf der hohen Kante schwebend, stürzt über die Stiege; Biegler rettet sich durch einen schnellen Sprung. Göttlingk flüchtet auf Nimmerwiedersehen. Alles läuft auf den Lärm zusammen; Biegler schont Lores Vater. Zwei Menschen, die unter dem Druck zu Stein zu erhärten drohten, sind dem Leben wiedergewonnen. Die Liebe, das gütige Wohlwollen, der eigenen Schwachheit sich bewußt, hat gesiegt über Gesetz und Bosheit. Die Amsel baut ihr Nest und das Glück pfeift. . .

Sieghafte Theaterqualitäten! Man kann mit Recht einwenden, daß der gute Ausgang, nachdem man eine Katastrophe erwarten mußte, der zwingenden dramatischen Konsequenz entbehre, zumal auch Lore erhalten bleibt, an deren Bund mit Biegler wir kein sonderliches Interesse nehmen. Doch wird der dem Dichter diese Konzession an die „Tendenz" willig verzeihen, dem die Innerlichkeit des Motivs ans Herz greift. Hier wird ein Menschenleben aufgebaut, das zerbrochen war und verloren schien. Sehr glücklich ist die Vereinigung von bitterem Ernst und saftigem Humor in den beiden Kontrastfiguren der ehemaligen Zuchthäusler. Neben Lore und Marie steht in episodenhafter Zeichnung noch Jarnckes Wirtschafterin, die schwatzhafte und nicht stubenreine Frau Homeyer, die gern eine „blonde Ida" wäre. Nicht zu verkennen ist eine gewisse Neigung Sudermanns zu typischen Gestalten, die die Schattierungen seiner Idee in allzu schöner Arbeitsteilung darstellen. Aber das zusammenfassende Urteil muß trotz mancher Punkte, die man zur Diskussion stellen könnte, lauten: ein lebendiges, bühnengerechtes, wertvolles Schauspiel, das von Sudermanns bestem Können Zeugnis ablegt.

Die Aufführung zeitigte einige hervorragende Leistungen; vor allem Albert Bassermann, der das Zertretene, Versteinte in Biegler, die würdelose, scheue Angst und dann das Durchbrechen der besseren Natur, den Kampf mit den finstern Schatten und das langsame Erstarken zum Lebensmut mit erschütternder künstlerischer Vollendung zeigte. Rudolf Rittner gab seinem vergnügten Lumpen Struve die ganze derbe Komik mit auf den Weg, die Sudermann in ihm angelegt hat; Reicher hatte sich für den alten Eichholz eine originelle Maske und eine Menge charakterisierender Details ausgedacht. Leider ging Else Lehmann (Lore) nicht leidenschaftlich genug aus sich heraus, sodaß sie etwas bläßlich blieb; vielleicht faßte sie auch die Nachtwächterstochter und Kantinenbedienerin, die

Digitized by Google

von dem brutalen Bildhauer ein Kind hat, zu zart und empfindsam auf. Der Ehrenpunkt spielt im Leben dieser Kinder des Volkes keine so wichtige Rolle. Das ist ähnlich wie mit der „Psyche" der Dienstmädchen, die in der Literatur so kompliziert und im Leben so einfach ist. Oskar Sauer verkörperte erquickend die alles verstehende Güte in Zarncke; doch hätte er sein seelenvolles Spiel weniger dehnen und den süßen Kern des Philanthropen in einer rauhen Schale bergen sollen. Solche Naturen poltern, weil sie weich sind. Hans Marr erfreute mit seinem kraftmeiernden Göttlingk, und der Kriminalbeamte war bei Herrn Patry wie immer gut aufgehoben. Durch eine von unerzogenen persönlichen Widersachern Sudermanns inszenierte Unruhe im Haus ging manches vom Dialog verloren, das zum Verständnis wichtig ist; in die gleiche Kategorie der Rüpelei gehörte nach meiner Empfindung auch das systematische Brüllen nach Bassermann, sobald Sudermann vor den Vorhang trat. Dennoch konnten diese zielbewußt Bösartigen, eine verschwindende, aber lungenkräftige Minorität, den starken Erfolg nicht ruinieren, der schon nach dem ersten Akt einsetzte und nach dem Schlußakt zu einer herzlichen Ovation für den Autor sich auswuchs.

Streiflichter.

Also wirklich! Frankreich und England wollten über uns herfallen. Der liebe „Vetter" von jenseits des Kanals hat Herrn Delcassé versprochen, unsere Flotte zu vernichten, den Kaiser Wilhelm-Kanal zu besetzen und 100000 Mann in Holstein zu landen! An der Wahrheit dieser posthumen Delcasséschen Enthüllungen scheint nach den Auslassungen unserer Offiziösen kein Zweifel zu sein. Mit dem Verschwinden Herrn Delcassés vom Quai d'Orsay ist nun allerdings die Gefahr des augenblicklichen Ausbruchs des von ihm gewünschten und geförderten europäischen Krieges beseitigt, aber die gewaltige Gefahr einer französisch-englischen Verbindung zur Vernichtung des Deutschen Reiches bleibt bestehen. Und dafür, daß diese Gefahr aufgedeckt worden ist, sind wir Herrn Delcassé, diesem fou dangereux, wie man ihn selbst in Frankreich nennt, aufrichtigen Dank schuldig.

Wer das Wort vom „perfiden Albion" geprägt hat, weiß ich nicht, daß es ein selten treffendes ist, hat aber die Geschichte seit Jahrhunderten bewiesen und beweist heute der französische Ex-Minister. England ist unser Todfeind! Je klarer wir diese Wahrheit erkennen und je energischer wir durch sie unser Handeln bestimmen lassen nach dem Grundsatze si vis pacem,

Digitized by Google

para bellum, um so besser. Wir wollen keinen Krieg, wir wollen den Frieden, aber um dies hohe Kulturgut uns und der Welt erhalten zu können, müssen wir mehr noch als gegen Frankreich dem „Vetter" gegenüber gerüstet sein. Daß dieser „Vetter" ein Vetter ohne Anführungszeichen unseres Kaisers ist, d. h. daß Eduard VII. selbst so „schön" intrigiert, ist bemerkenswert. Allerdings, es war nicht zu erwarten, daß sein Charakter als König besser sein werde, als da er noch Prinz von Wales war. Ein in jeder Beziehung unzuverlässiger Mensch war er immer. Eine mächtige Flotte, mächtig nicht zum Angriff, sondern mächtig zur Verteidigung, ist für uns Daseinsbedingung. Die Notwendigkeit einer starken Flotte mit Bezug auf unsern Kolonialbesitz will ich hier nicht betonen, um in nichts die Aufmerksamkeit von der Flottennotwendigkeit Englands wegen abzulenken. Hier liegt der Antrieb zum Flottenausbau. Englands hinterlistige Feindschaft, die vor Entfesselung des fürchterlichsten Krieges nicht zurückschrecken würde, falls die Hoffnung winkte, Deutschland durch ihn zu vernichten, muß — leider! — die Triebfeder sein zur Bewilligung hoher Summen für unsere Seestreitkräfte. So lächerlich, vom militärischen Standpunkte aus, das echt falstaffisch-großmäulige Versprechen der Besetzung des Kaiser Wilhelm-Kanals und der Landung von 100000 Mann auch ist, so sicher es auch ist, daß die englische Flotte weder in bezug auf Schiffs- noch auf Menschenmaterial das ist, was sie zu sein vorgibt, so unzweifelhaft ist es doch, daß England mit seinen Schiffen uns ungeheuern Schaden zufügen und durch die Drohung einer Landung hunderttausende unserer Truppen an der Nord- und Ostseeküste festhalten und sie so für Verwendung an der West- oder Ostgrenze Deutschlands lahmlegen kann. Wollen wir weiter existieren unter den Großmächten, wollen wir im friedlichen Wettbewerb mit den übrigen Kulturvölkern unsern eigenen und der Menschheit Fortschritt fördern, so bleibt uns nichts anderes übrig, als dem Inselreiche gegenüber gerüstet dazustehen. Es sinnt und trachtet auf unsere Schwächung.

Ich befürworte gewiß nicht die Engländerhetze. Das englische Volk so gut wie das deutsche ist ein Kulturfaktor ersten Ranges, und als solchem strecken wir ihm die Hand hin zu gemeinsamer Arbeit, in der Überzeugung, daß das englische Volk die Hand gern ergreift. Aber es ist nun einmal eine Tatsache sehr alter Bewährung, a fact of long standing, wie man drüben sagt, daß die englische Politik eine Politik brutalsten Egoismus ist, dem, sobald seine Sonderinteressen in Frage kommen, die Gesamtkultur und der Gesamtfortschritt der Menschheit Hekuba ist. Mit dieser geschichtlichen Tatsache ist zu rechnen.

Wie steht übrigens — und das ist eine wichtige Frage — im Lichte der Delcasséschen Enthüllungen unser Botschafter in London da? Nach den Auslassungen der Regierungspresse sind unsere leitenden Kreise von den „freundlichen" Angeboten Englands an Frankreich überrascht worden; sie enthielten für sie ein novum. Wäre es bei genügender Wachsamkeit des Grafen Metternich möglich gewesen? Schon im letzten Heft machte ich darauf aufmerksam, daß Graf Metternich für den Londoner Posten deshalb ungeeignet ist, weil seine stark ausgeprägte Vorliebe für England, seine Verengländerung, wie ich es nannte, ihn unfähig oder doch

Digitized by Google

weniger fähig macht, englische Dinge vom deutschen Standpunkt aus zu betrachten und zu behandeln. Ich wiederhole diese auf genauester Kenntnis der betreffenden Persönlichkeit und ihrer politischen Anschauungen beruhende Bemerkung und füge hinzu, daß eine Ersetzung des Grafen Metternich durch eine mehr deutsch empfindende Persönlichkeit eine nationale Notwendigkeit ist.

Die Welt bietet gegenwärtig trotz des Friedens von Portsmouth kein sehr friedliches Bild. Unter der Oberfläche, unter der Kulturdecke, um mich so auszudrücken, brodelt und kocht es. Die menschlichen Leidenschaften, in ihren politischen, nationalen und wirtschaftlichen Formen, sind stark an der Arbeit, und es bedarf aller Ruhe und Besonnenheit der Staatslenker, um von diesen Leidenschaften nicht fortgerissen zu werden. Der russisch-japanische Krieg mit dem Siege Asiens (Japan) und der Niederlage Europas (Rußland) hat das politische Gleichgewicht gründlich zerstört. Lange wird es dauern, bis die entscheidenden Mächte: Deutschland, Frankreich, England, Amerika, und jetzt auch Japan sich in den neuen Verhältnissen zurecht gefunden haben. Diese Neuheit liegt nicht in großen geographischen Veränderungen der Weltkarte — die Farben, mit denen bisher der japanische und der russische Besitzstand umgrenzt wurden, erleiden kaum eine Retouchierung —, sondern die Neuheit liegt in der innern Machtverschiebung und in den mit ihr hervorgerufenen Zukunftsaufgaben, Aufgaben, die in der Tat den Namen von Problemen verdienen. Deutschland steht in Europa durch seine Lage und in Asien durch seinen chinesischen Pachtbesitz in unmittelbarer Beziehung zu diesen Problemen. Die gebieterische Pflicht ist an uns herangetreten, das richtige Verhältnis zu der Neuordnung zu finden. Eine schwere Aufgabe! Liegt ihre Lösung in Eingehung eines ganz engen Bündnisses mit Rußland oder sogar in einer politischen Gemeinschaft mit Frankreich oder in einer Verständigung mit beiden Mächten? Denn nur diese Zwei kommen, abgesehen von unseren Dreibund-Verbündeten, für ein Zusammengehen in Frage, da England und Japan unter sich gebunden sind und Amerika mit keiner europäischen Großmacht und am allerwenigsten mit Deutschland ein Bündnis eingehen wird. Für die engste Fühlung mit Rußland trotz seines militärischen Zusammenbruches spricht vieles; aber eines ist vor jeder Gemeinschaft mit ihm Voraussetzung: Rußland muß im Innern zu geordneten Zuständen gelangt, der Zarismus, wie er bislang bestanden hat, muß endgültig beseitigt sein. Ohne diese Voraussetzung ist Rußland als Bundesgenosse ein Kadaver, dessen Fäulnis auch uns ergreifen würde. Auch sind wir es uns selbst als Kulturvolk schuldig, der himmelschreienden russischen Unkultur nicht die Hand zu reichen ohne bindende Gewähr, daß sie in absehbarer Zeit verschwindet. Und Frankreich? Eine Verbindung zwischen uns und ihm ist allerdings ein Ziel, das jedem Staatsmanne, dem es auf wahren Frieden und damit auf nachhaltige Förderung der Kultur ankommt, als ein sehr erstrebenswertes vorschweben muß. Sind wir diesem großen Ziele nah? Trotz des Marokko-Einverständnisses bezweifle ich es, und der Zweifel stützt sich auf die Beurteilung, welche die zahlreichen Interviews Bülows durch französische Journalisten in Frankreich gefunden haben. Mit seiner Vielgesprächigkeit hat Bülow das Gegenteil von dem erreicht, was er er-

Digitized by Google

reichen wollte: das Mißtrauen gegen Deutschland ist jenseits der Vogesen gewachsen. Man lese nur die Artikel der führenden französischen Blätter: Bülows Sommerreden in Baden-Baden sind der Förderung des großen Kulturwerkes, der Annäherung Frankreichs und Deutschlands, nicht förderlich gewesen. Ein o si tacuisses ist ihm zuzurufen.

In Jena hat die Sozialdemokratie den Gipfel der Unverschämtheit und zugleich der Lächerlichkeit erreicht. Maßlos unverschämt waren die Reden Bebels usw. über die blutige Revolution, über die Erdrosselung der bürgerlichen Gesellschaft; maßlos unverschämt und maßlos lächerlich. Leute, die gänzlich den Wirklichkeitssinn verloren haben, die sich an Phrasen berauschen, die nur hetzen, ohne auch nur einen einzigen positiven sozialpolitischen Gedanken zutage zu fördern, sind nicht zu fürchten. Lasse man sie ihr Gift ausspucken. Die sozialpolitischen, nationalökonomischen tatsächlichen Verhältnisse, die auch die sozialdemokratische Bewegung beherrschen, bleiben vom dröhnenden Wortschwall der Jenenser gänzlich unbeeinflußt. Damit ist nicht gesagt, daß solche giftigen Reden nicht hier und dort Schaden tun, daß sie nicht stellenweise bis zur Gewalttat aufreizen können. Leider! Aber der gesunde Sinn der Massen, auch der sozialdemokratischen, der auf die wirtschaftliche Wirklichkeit gerichtet ist, wird sich durch das Gift nicht anstecken lassen. „Die Schlacht von Jena" hat eindringlicher als frühere sozialdemokratische Parteitage gelehrt, daß ein Wesensunterschied zu machen ist zwischen giftig-hetzerischen sozialdemokratischen Phrasen, zwischen utopistischen Mitteln und Zielen, und zwischen zwar radikalen, aber ernsthaften sozialpolitischen Forderungen, deren teilweise Berechtigung und Verwirklichungsmöglichkeit nicht bestritten werden kann.

Viel äußerer Glanz war ausgegossen über den deutschen Kolonialkongreß; aber sein innerer Gehalt entsprach dem äußeren nicht. Sehr richtig sagt die „Nationale Korrespondenz", daß der Kongreß „im Zeichen der Beschwichtigungsmeierei" stand. In den Hauptversammlungen ließ man die Redner über die langweiligsten Themata sprechen, bei denen Meinungsverschiedenheiten so gut wie ausgeschlossen waren, und nur in den Abteilungssitzungen berührte man zuweilen die Dinge, die uns auf unsere kolonialpolitischen Fingernägel brennen. Sehr bezeichnend und sehr befremdlich machte sich der überstarke Einfluß der Missionare geltend. Abgesehen von anderm scheint mir dieser Missionseinfluß beim diesjährigen Kongreß geradezu eine Gefahr, da er in der Stellungnahme gegen die Suahelisprache seine Spitze gegen den Islam richtete. Daß der christliche Missionar ein Feind des Islam ist, ist selbstverständlich, aber er soll diese Gegnerschaft mit den ihm zustehenden und für ihn passenden Mitteln der religiösen Aufklärung betätigen, nicht aber kolonialpolitische und volkswirtschaftliche Mächte mit militärischem Hintergrund, wie sie im Kolonialkongreß vertreten sind, seiner Feindschaft dienstbar zu machen suchen. Dadurch fällt er aus seiner Rolle und stiftet schweres Unheil. Vom kolonialpolitischen Standpunkte aus ist ein freundnachbarliches Verhältnis mit dem Islam in unseren Kolonien durchaus geboten. Ein gegenteiliges Verhalten wäre der Anfang unabsehbarer blutiger Wirren. Wir wünschen dem

Digitized by Google

Missionar von Herzen den Sieg über den Islam; nur möge er ihn erfechten allein auf sich und Gottes Wort gestellt.

Durch verschiedene Zeitungen läuft die Nachricht, der Zentrumsführer Dr. Porsch solle als Nachfolger Stübels Kolonialdirektor werden. Sollte die Regierung — und ihr ist ja leider alles zuzutrauen — auch diesen Kuhhandel vollziehen, so wäre kein Wort der Verurteilung zu scharf. Der ultramontane Einfluß in kolonialen Dingen ist durch den Prinzen Arenberg leider schon groß genug. Er geht, wie mir ein Kolonialbeamter mitteilte, schon soweit, daß über die katholikenfreundliche Gesinnung der Beamten in unseren Kolonien Buch geführt wird und die „Unfreundlichen" in der Wilhelmstraße schwarz zu Buche geschrieben werden. Käme Herr Porsch ins Regiment, wir würden noch ganz andere Dinge erleben. Halten wir wenigstens unsern Kolonialtisch frei von konfessionell vergifteten Speisen! Diese schmackhaften Gerichte werden uns durch die Zentrumsköche in der Heimat schon übergenug aufgetischt.

Schlimm sieht es in der Ostmark aus. Die Verkäufe deutscher Güter an großpolnische Agitatoren mehren sich in erschreckender Weise. Der letzte Verkauf eines großen Besitzes durch das Herrenhausmitglied und Kurator der Ritterakademie Liegnitz, den Grafen Kospoth, ist geradezu ein Skandal. Man fragt sich solchen Vorkommnissen gegenüber, ob das bekannte Wort: „in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf" in der Ostmark etwa lautet: „in Geldsachen hört die deutsch-nationale Gesinnung" auf? Ist übrigens die Kospothsche Darstellung über die Verhandlungen vor dem Verkauf richtig, so trifft auch die Regierungskreise schwere Schuld. Das Abgeordnetenhaus muß diese und ähnliche Angelegenheiten in die Hand nehmen: es muß ein Gesetz zustande kommen, das dem Staate bei jedem Gutsverkauf in den Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen, Allenstein, Marienwerder, Danzig, Köslin, Stettin, Frankfurt a. O., Bromberg, Breslau, Liegnitz, Oppeln das Vorkaufsrecht sichert. Mit diesem Vorschlag hat die „Deutsche Zeitung" (15. 10. 05) sich um die nationale Sache wahrhaft verdient gemacht. So sehr ich den zielbewußten, energischen Widerstand gegen das Großpolentum befürworte, so sehr bin ich ein Feind der vielen kleinlichen Plackereien, mit denen man die Polengefahr vielfach bekämpft. Ein befreundeter Großgrundbesitzer der Provinz Posen hat mir Einzelheiten über solche Plackereien mitgeteilt, die es deutlich machen, warum die „Germanisation" keine Fortschritte zu verzeichnen hat. Daß, wer ein Amt erhält, auch den Verstand dazu bekommt, scheint für die Provinz Posen keine Wahrheit zu sein. Die Polengefahr ist zu solcher Höhe angewachsen, daß die Selbsterhaltungspflicht uns antreiben muß, nur die ausgesuchtesten Leute, vom Oberpräsidenten bis zum Dorfschulzen, nach Posen zu schicken. Männer mit deutscher Gesinnung bis in die Knochen, gewiß, aber beileibe nicht solche mit der sogenannten Assessoren- und Leutnantsschneidigkeit behaftet; die tun nirgends gut; in der Ostmark sind sie ein fressendes Übel.

Auch in Baden sind die Landtagswahlen für das Zentrum günstig ausgefallen; der liberale „Block" war nur zum Teil ein Block. Bedauerlich! Sind wir auf falschem Wege mit dem Kampfe wider den Ultramontanismus? Nein! Dieser Kampf ist eine innere Notwendigkeit und trägt die Gewähr

Digitized by Google

des Sieges in sich, nur muß er richtig geführt werden. Solange nicht die von mir vorgezeichneten Richtlinien innegehalten werden, kommt man nicht weiter. Das mag wie Überhebung klingen, ist aber Wahrheit, weil ich durch meine Vergangenheit Ultramontanismus und Katholizismus besser kenne als irgend ein anderer. Übrigens hat der „Block" tapfer gekämpft und manches erreicht. Besonders erfreulich ist, daß er in Freiburg das Zentrum geschlagen hat. Die Zentrumspresse zetert über das Bündnis des „Blocks" mit der Sozialdemokratie. Diese Heuchler! Das katholisch-sozialdemokratische Bündnis in Bayern ist wohl ganz vergessen.

Im Lippe-Detmoldschen Thronstreit ist Recht Recht geblieben. Ehrliche Freude wird darüber empfunden. Möge der neue Bundesfürst zum Wohle des eigenen Landes und des ganzen großen Vaterlandes seines Amtes walten!

20. X. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY. ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Ein Prophet des national-sozialen Programms.

Von Otto Pfleiderer.

Der schwäbische Philosoph Karl Planck († 7. Juni 1880) gehörte zu den einsamen Denkern, die in ihrer Zeit nicht verstanden wurden, weil sie zu weit über dieselbe hinaussahen und Zukunftsideale aufstellten, für welche die Gegenwart noch nicht reif war. Heute, nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, ist vielleicht die Zeit schon günstiger für die Würdigung von Plancks politischen Idealen, die sich mit dem Programm der national-sozialen Partei sehr nahe berühren. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den bisher außerhalb seiner schwäbischen Heimat wenig bekannten Philosophen und Politiker zu lenken, ist die von seinem Sohne jetzt veröffentlichte Sammlung von Aufsätzen und Reden*) äußerst geeignet.

In der dunklen Reaktionszeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Planck mit seinem originalen politisch-sozialen Programm aufgetreten; die von allen Patrioten ersehnte Einigung des deutschen Volkes war auch sein Ideal, aber seine Verwirklichung erwartete er nicht von Leistungen des bureaukratischen Staates, sondern von einer Erneuerung des ganzen sozialen und innerpolitischen Lebens. Wenn erst einmal die jetzige Erwerbsgesellschaft, wo nur einer den anderen auszubeuten suche, sich in eine Berufsgesellschaft, deren rechtlich geordnete Berufsgruppen sich selbst verwalten, umgewandelt haben werde, dann, hoffte er,

*) „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Aufsätze und Reden von Karl Chr. Planck. Zur Erinnerung an die 25jährige Wiederkehr seines Todestages, 7. Juni 1880, herausgegeben und eingeleitet von R. Planck." Tübingen, Verlag von Mohr (Siebeck) 1905.

Digitized by Google

würde dieser aus den Berufsständen erwachsene Staat von selbst auch seinen krönenden Abschluß in der Einigung des deutschen Volkes finden. Als dann aber diese auf dem Wege der Bismarckschen Politik zustande gekommen war, stellte sich zwar Planck von Anfang an auf den Boden der gegebenen Tatsachen, konnte aber natürlich hierin noch nicht die volle Verwirklichung seines Ideales erblicken; vielmehr sah er in dem Gang der inneren Politik der 70er Jahre, in den Exzessen des Gründertums und in der Verbitterung der sozialen Kämpfe eine Bestätigung seiner Überzeugung, daß die innere Einigung unseres Volkes nur durch die Herstellung einer „wirklichen Berufsgenossenschaft" auf Grund der sozialen Berufsstände zu erreichen sei. Diese Überzeugung suchte nun Planck auf verschiedenen Wegen zu begründen, durch Kritik der ökonomischen Übelstände der jetzigen Erwerbsgesellschaft mit ihrer freien Konkurrenz und ihren Überproduktionen und Handelskrisen, dann durch eine Philosophie der Geschichte, des Rechts, der Religion, sogar durch literarhistorische Abhandlungen, wie die über Goethes Entwickelung. Der Angelpunkt dieser vielseitigen Studien, von denen die obengenannte Sammlung nur eine kleine Auswahl gibt, ist immer wieder das national-soziale Programm.

Den prinzipiellen Fehler des Liberalismus sieht Planck in seinem einseitigen Individualismus und seinem dürftigen, nur negativen Begriff vom Recht (als einer Schranke der individuellen Freiheit des einzelnen im Zusammensein mit anderen). Vielmehr müßte das Recht verstanden werden als der positive Inbegriff der äußeren Bedingungen zur Erfüllung der menschlichen Lebensbestimmung; da dieser umfassende Rechtszweck nur durch eine gegenseitig sich ergänzende und demgemäß gegliederte Berufsarbeit aller zu erreichen ist, so muß das Recht eine umfassende, mannigfach gegliederte Berufspflicht aller gegen die Gemeinschaft enthalten. Die Erwerbsgesellschaft muß also zur rechtlich gegliederten Berufsgemeinschaft werden, die sich im Staate zusammenfaßt. Der Gegensatz einer Gesellschaft, in der jeder nur seine Privatinteressen verfolgt, und eines Staates, der als bureaukratischer Mechanismus über dieser Masse von selbstischen Individuen thront, muß verschwinden. Darauf zielte die ganze bisherige Entwickelung der Staatengeschichte ab: erst mußte die mittelalterliche Ungebundenheit und Selbständigkeit der einzelnen Stände sich unter die Einheit der absoluten fürstlichen Staatsgewalt fügen und die Ungleichheit der Sonderrechte weichen vor der gleichmäßigen Ordnung des modernen Staates; aber die hiermit verbundene

Digitized by Google

Unfreiheit der Einzelnen unter der Vormundschaft des absoluten Staates verschwindet erst dann, wenn das Eigenrecht aller zur Berufspflicht sich erhebt und als rechtliche Berufsstellung dem umfassenden Zweck des Volksganzen sich einordnet. Die soziale Umgestaltung, der die jetzige Gesellschaft zugeht, ist nicht eine bloß materiell ökonomische, sondern eine rechtlich sittliche Erneuerung des ganzen Prinzips: in der rechtlichen Berufsordnung wird die Arbeit über das bloße selbstische Erwerbsinteresse erhoben und zur Berufsarbeit geweiht werden, und damit wird die Hauptbedingung gegeben sein für jene erneute Schönheit und Veredelung der ganzen Lebensform, nach der die Sehnsucht unserer größten Geister gerichtet war. Aus den Vertretungen der Berufsgenossenschaften einerseits und denen der Gemeinde- und Provinzialkörperschaften anderseits soll dann nach Plancks Vorschlag „die wahre Volksvertretung" hervorgehen, in der die Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse und Zwecke des Volks ganz anders gewährleistet wäre als in den jetzigen zufällig zusammengewürfelten Land- und Reichstagen.

Auch für die internationale Politik erhofft Planck eine neue Ära des friedlichen Zusammenwirkens der Völker an Stelle des jetzigen Naturzustandes des latenten oder aktuellen Krieges aller wider alle. Auch unseres Sieges von 70/71 kann er sich nur mit halbem Herzen freuen, denn so gerecht dieser Sieg Frankreich gegenüber gewesen sei, so findet er es doch „tieftraurig", daß das zum universellen Zentrum der Völkervereinigung bestimmte Volk der Deutschen jetzt vielmehr „als bloßer militärischer Nationalstaat dastehe" und zum Anlaß allgemeiner gesteigerter Rüstung geworden sei. Hier wirkt die kosmopolitische Stimmung früherer Generationen nach, die übersieht, daß Deutschland nur dadurch ein fester Rückhalt des Weltfriedens sein kann, wenn es in sich selbst national gefestet dasteht und den anderen Völkern gegenüber eine imponierende Macht bildet, die man lieber zum Bundesgenossen als zum Gegner haben mag. Im übrigen ist es gewiß dem Philosophen nicht zu verwehren, daß er die friedliche Organisation der Völker als letztes Ideal aufstellt, wofern nur darüber die realen Bedingungen der gegenwärtigen Wirklichkeit nicht übersehen werden.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den schwäbischen Politiker zu lenken, in dessen kritischen und prophetischen Gedanken über die deutsche Politik

Digitized by Google

in Gegenwart und Zukunft man vielfache Anklänge an Lagarde finden wird; beide waren Propheten, die, über den Parteien ihrer Zeit stehend, den Blick auf die Ideale der Zukunft richteten.

Mit dem „Meteor" nach Norwegen.

Von Franz Schreck (Magdeburg).

Reisen im Auslande, ohne den vaterländischen Boden zu verlassen, ist nach den Grundsätzen des Völkerrechtes möglich, indem heimatliche Schiffe auch in der Fremde als Heimatland gelten. So gingen wir am 2. Juni d. Js. mit dem „Meteor" der Hamburg-Amerika-Linie unter Führung unseres freundlichen und zuverlässigen Kapitäns Brunswig in See, um als eine geschlossene große Familie eine Nordlandsfahrt nach dem Lande zu unternehmen, welches in jüngster Zeit durch das sichere und zielbewußte Handeln seiner Volksvertreter von sich reden gemacht hat. Wir waren gekommen, um die nordischen Fjorde in ihrem Frühlingsschmucke zu bewundern; wir waren Zeugen des Momentes, welcher auch im politischen Leben des Landes einen Umschwung bedeutet, welcher von den Norwegern selbst als der Beginn eines neuen Frühlings angesehen wird. Ob mit Recht, das mag die Zukunft lehren — wir hoffen es zum Besten dieser ruhigen, festen und gelassenen Nachkommen der stolzen und tapferen Wikinger.

Wir waren gerade auf der Reede von Drontheim angekommen und nahmen die Stadt in Augenschein, als unter den Klängen der Militärmusik die Zöglinge der Unteroffizierschule aufzogen, um der Proklamation der Unabhängigkeit Norwegens beizuwohnen. Wenn man bedenkt, daß dieser Akt nach staatsrechtlichen Begriffen und nach den Auslassungen König Oskars eine wirkliche Revolution darstellte, so kann man aus dem Ernste und der Feierlichkeit dieses Vorganges berechtigte Schlüsse auf die Eigenart des norwegischen Volkes ziehen. Man war sich voll

Digitized by Google

der Tragweite einer Loslösung von Schweden bewußt und wollte die sich ergebenden Konsequenzen nicht von sich abschieben. Die Truppen salutierten, und die Bevölkerung entblößte das Haupt, als die bisherige Unionsflagge herabgeholt und die neue, eine norwegische Fahne ohne das schwedische Bruderkreuz aufgezogen wurde; die Geschütze des Forts begrüßten das neue Zeichen mit 21 Schüssen, ein kurzes mehrmaliges Hurra erschallte, die ganze Stadt legte Flaggenschmuck an und — die Revolution war beendet. Kein lautes Wort erschallte, nirgends standen Menschen zusammen, jeder ging seiner gewohnten Beschäftigung nach. „Wir haben heute Revolution; aber wir sind ein friedliebendes Volk," sprach ein alter Norweger zu uns. So ist es auch wirklich, und diese Ruhe und Feierlichkeit mußte uns imponieren. Dabei ist der Norweger nicht etwa gleichgültig; er geht nur schwer aus sich heraus. Als wir nachmittags das Fort besuchten, konnte sich der wachthabende Posten nicht enthalten, uns auf die vollzogene Unabhängigkeit aufmerksam zu machen; da er nicht deutsch sprechen konnte, sagte er nur immer: „Fahne, Fahne!" und wies darauf, um seine Freude zum Ausdruck zu bringen. Die Freude leuchtete auch aus aller Augen; denn die reinen norwegischen Farben sind schon lange die Sehnsucht vieler, ja aller Herzen gewesen. Es ist ihnen nicht lieb gewesen, dem König Oskar den Stuhl vor die Tür setzen zu müssen; aber es war ihnen nun zur Notwendigkeit geworden. Als am Tage vorher, während unserer Anwesenheit in Molde, ein Telegramm eintraf, nach dem König Oskar die norwegischen Vertreter nicht empfangen wollte, sagte ein Kaufmann recht wehmütig zu uns: „Wir haben nun keinen König mehr; wenn wir Kaiser Wilhelm als König bekommen könnten, würden wir das sehr gern sehen." Es ist Tatsache, daß unser Kaiser durch seine vielen Besuche und besonders durch die schnelle Hilfeleistung, welche auf seinen Wunsch die „Phönizia" von der Hamburg-Amerika-Linie der unglücklichen Stadt Aalesund brachte, sich dort viel Freunde erworben hat und ein gern gesehener Gast ist. Nicht gerade angenehm wurde es empfunden, als bekannt wurde, daß er in diesem Jahre nicht nach Norwegen kommen werde, aber in voller Würdigung der Verhältnisse hat man sich über die Tatsache hinweggesetzt. „Wir hätten es gern gesehen, wenn Kaiser Wilhelm gerade in diesem Jahre nach Norwegen käme. Da er aber nicht will, können wir es auch nicht ändern." So wird man auch jetzt wohl nicht darüber aufgeregt sein, daß Deutschland die norwegische Regierung nicht anerkannt hat; wir

Digitized by Google

auf unserem „Meteor" in köstlichster Frühlingsstimmung waren nachgiebiger. Vielleicht war der „Meteor" das erste deutsche Schiff, welches die neue norwegische Fahne begrüßte; denn als wir am Tage der Unabhängigkeitserklärung nach unserer Abfahrt von Drontheim an einem auf einsamem Felsen gelegenen Fort vorüberdampften und dort die neue Fahne schon wehen sahen, dippten wir und sahen mit großer Freude, wie auch dort die Flagge sich zum Gruße senkte.

Noch größer war freilich unser Jubel, als auf unserer Rückfahrt uns S. M. Kreuzer „Lübeck", bekanntlich das einzige größere Kriegsschiff unserer Reichsmarine, das durch Turbinen getrieben wird, einholte, um durch den Kaiser Wilhelmkanal hindurch nach Kiel zu gelangen, woselbst die Kieler Woche allerlei Gäste erwartete. Das stolze Schiff fuhr in größter Nähe an uns vorüber, und unter den Klängen der Nationalhymne wurde beiderseits die Flagge gedippt. So fühlten wir uns auch in der Fremde stets als Deutsche, und mit Begeisterung wurde dem Vorschlage zugestimmt, an Se. Majestät den Deutschen Kaiser ein Glückwunschtelegramm zur Vermählungsfeier des Kronprinzen zu senden. Die festlich geschmückte Tafel zum Diner, das Hoch, welches unser Kommandant Brunswig auf den Kaiser und der Reichstagsabgeordnete Büsing auf ein einiges Deutschland ausbrachten, ließ uns nichts von den Festlichkeiten in der Heimat vermissen. Sogar ein Ball an Bord, beim Schein der nordischen, so schönen Sonne, verherrlichte unsere Feier, auf die unsere amerikanischen Mitpassagiere mit Staunen sahen. Noch mehr steigerte sich unsere Lust, als zwei Tage nachher der Kapitän die Antwort Sr. Majestät verlesen konnte: „Se. Majestät der Kaiser und König lassen für die treuen Glückwünsche herzlich danken und dem „Meteor" weiter gute Fahrt wünschen. Auf Allerhöchsten Befehl. Der Geheime Kabinettsrat von Lucanus."

Dieser Allerhöchste Wunsch ist denn auch in des Wortes höchster Bedeutung eingetroffen; Kaiserwetter vom Anfang bis zum Ende. So hat sich uns der nordische Frühling aufgeschlossen in einer Pracht, die alle Erwartungen überflügelte, und in einem Glanze und Lichte, das unsere kühnsten Hoffnungen überstrahlte. Wunderherrliche Fjorde, im hellsten Grün bis zum tiefsten Blau schimmernd, prächtiger Blütenschnee auf allen Obstbäumen, angenehme und süße Düfte der Traubenkirsche und des Flieders, saftiges Gras auf lang dahingestreckten Matten — so erglänzte der Lenz in wohliger Wärme. Daneben himmelanstrebende Fels-

Digitized by Google

kolosse mit schneeigen Häuptern in sattem Violett erstrahlend und duftige Staubgewässer in Regenbogenfarben schildernd, gewaltige Wasserstürze tausende von Metern hoch ins Tal sendend, oft gehüllt in leicht durchsichtige Nebelschleier, die einen wunderbaren Reiz ausübten, da sie nichts von den reichen Schönheiten verhüllten. Dazu die in allen Farbentönen leuchtende nordische Sonne, die, erst gegen elf Uhr untergehend, alles mit einem goldigen Glanze übergoß, in den wunderbarsten Farbenspielen ein Alpenglühen hervorrief, ehe sie lautlos und zur Andacht einladend im Meere versank, um bald wieder in neuer Pracht und mit neuem Zauber zu erstehen!

Das waren Genüsse, die keine Feder zu schildern vermag, die aber jedem unvergeßlich bleiben werden.

Was bist in des Meeres unermeßlicher Weite,
Wie fühlst du gering dich in Gottes Natur
Du kleinlicher Mensch!
Schau auf zu den Bergen, die riesengetürmt stehen,
Erkenne im Spiegel der Allmacht die Güte
Des Herren der Welt!
In Norwegens Schönheit, Mensch, anbetend stehst du,
An Nordlands Gestaden drum Preis, Ehr und Dank Dir,
Allmächtiger Gott!
In Ehrfurcht betrachten wir stumm Deine Werke,
Vergessend im Glanz Deiner Sonne die Erde!
Du bist das Licht!

Berlin—München—Bremen.

Ein Beitrag zur Dezentralisationsfrage.

Von Andreas Gildemeister.

[Teil II.]

Wir gehen aber zunächst über die Betrachtung der nur künstlerischen Gesichtspunkte hinaus.

Bremen ist keine gegen das deutsche Binnenland starr abgeschlossene Stadt mehr. Sie hat auf allen Gebieten, zuletzt auf

Digitized by Google

dem Kunstgebiete, den Anschluß an das übrige Deutschland vollzogen. Zollschranken sind gefallen, Fremde wandern zahlreich zu — auch in die höheren Stellungen hinein, da der Bremer die Unabhängigkeit im Beruf vorzieht und vielfach die Beamtenposten seines eigenen Staatswesens verschmäht —, homines novi steigen, und Alteingesessene, die das deutsche Binnenland besser kennen lernen, als ihre Altvordern es kannten, vergessen der Tradition, mit der Beschränktheit des alten Geistes dessen wertvolle Eigenart verständnislos von sich werfend.

Da erscheint denn die Vaterstadt ein Dorf und Berlin, o Berlin so groß! Die Münchener Formlosigkeit und Wirtshäuslichkeit und Zuchtlosigkeit und „Gemütlichkeit" wahrhaft weltförmig. Der noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren herrschende freie Erziehungsgeist, dessen sich kein Bremer aus jenen Jahrgängen ohne tiefe Dankbarkeit erinnern kann, soll er einem Drill — der Kaserne und Schule als wesentlich gleichartig behandelt — das Feld räumen? Schon gibt es den Professortitel für die höheren Lehrer, vielleicht ist es auch einem anderen außer dem Schreiber dieses bereits geschehen, daß er aus Lehrermunde das Wort und die Sache „Instanzenzug" und „Beschwerdeweg" hat rühmen hören. Wird es bald auch bei uns den normalen deutschen Oberlehrer geben, der in der überraschend richtigen Erkenntnis davon, daß ihm etwas fehlt, nach Hebung seiner — äußeren Lage und „Rangklasse" ruft? Ach, Menschen gebrauchen wir als Erzieher, nicht Beamte!

Der Anschluß an größere Strömungen und Strebungen, an moderne Kunst und moderne Kultur ist an sich ja nur mit Freuden zu begrüßen. Aber Eigenart, wenn denn vorhanden und wertvoll, sollte dabei nicht weggeworfen werden.

Wenn wir, anstatt zu bleiben, die wir sind, eine lokale Ausgabe des allgemeinen neudeutschen Parvenütums werden wollen, nicht Hanseaten und Bremer mit ihrer alten engweiten Art, so wird uns das nicht hindern, diejenige bremische Aufgabe zu lösen, die einmal im Hannoverschen Landtage mit Recht als die spezielle deutsche Aufgabe Bremens bezeichnet worden ist: unsere wirtschaftliche, unsere Handelsaufgabe. Aber wenn wir bleiben, die wir sind — Anregungen aufnehmend, um von ihnen zu lernen und sie uns zu assimilieren, aber wesensfremdes bewußt abweisend, wie einzelne und Landschaften das instinktiv tun, wenn sie Persönlichkeiten sind — dann sind wir auch imstande, trotz unserer geographischen Kleinheit noch eine andere Aufgabe im Interesse Deutsch-

Digitized by Google

lands zu lösen (an unserem bescheidenen Teile): eine Kulturaufgabe.

Wir kennen weder Untertanen noch einen populus docendus et ducendus, der sich mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit vor Thron und Altar beugt. Hier lebt etwas von dem Mitverantwortlichkeitsgefühl der sich selbst regierenden Bürger, hier die obrigkeitlich nicht protegierte und nicht normierte Kirchlichkeit und Religiosität, wie sie dem Einzelnen nach seiner gewissenhaften Überzeugung ansteht. In der Kirchenverfassung kommt die echt protestantische und urchristliche Auffassung von der Kirche als der frei verbundenen Genossenschaft der Gläubigen (Gierke) zum Ausdruck. Das aus dem Notstande erwachsene Provisorium (Hinschius), der Summepiskopat des Landesherrn, diese Inkonsequenz der Reformation (Geffcken), die katholische Auffassung der Kirche als einer Anstalt, dieser fortgesetzte Abfall von dem Ideal, das den Reformatoren vorgeschwebt, kommt praktisch in Bremen kaum zur Erscheinung. Das Verhältnis des Staats zur Kirche ist das prinzipiell idealste, nämlich: sachliche Scheidung zwischen staatlichem und kirchlichem Betätigungsgebiet bei Schutz und Förderung der Kirche — ohne Unterschied der Konfession und der theologischen Richtung — durch den Staat, damit sie ihrer Aufgabe leben kann. Und wenn wir kirchliche und religiöse Extreme und selbst Exzentrizitäten in unseren Mauern haben sollten: sicherlich, sie beleben das rein religiöse Interesse, und sie fördern dabei etwas zutage, was unsere Zeit wesentlich bedarf, das Sehnen nach einer unmittelbaren, indogermanisch empfundenen Religion, die sich mehr auf gegenwärtige innere Erfahrung als — nach Art eines semitisierten Christentums — auf vergangene materielle historische Tatsachen gründen will.

Jenes Bürgergefühl des Mitwirkens eines jeden am Staate, des Mitregierens und Mitbesitzens birgt, wie es dasselbe Gefühl in England in sich hat, einen Keim zur Überwindung sozialdemokratischer Staatsunzufriedenheit in sich. Wo sich der kleine Mann als Untergebener und Untertan fühlt, muß er notwendig jedes Unbehagen, das ihm seine Lage bereitet, der verhaßten Obrigkeit zur Last legen.

Und diese echt protestantische Unabhängigkeit des kirchlichen und religiösen Lebens ist die beste Waffe gegen ultramontane Entpersönlichung des sittlichen und religiösen Menschen.

Wir irren aber vom Thema ab. Auf den Wert des Persönlichen gegenüber Uniform und Anarchie wollten wir hinweisen,

Digitized by Google

das Vorhandensein einer landschaftlichen Persönlichkeit und die Gelegenheit zur freien Entfaltung von Einzelpersönlichkeiten bei uns nachweisen. Diese vorhandene landschaftliche Persönlichkeit und Gelegenheit zur Entfaltung von Einzelpersönlichkeiten ist nun aber das wesentliche Moment, das den Boden für gesunde, organische, seelisch-innerliche und tendenzlos-persönliche Kunst hergeben kann, d. h. für eine Kunst, die wir brauchen.

Die Kunst fängt ja an, aus Berlin, wo sie reglementiert werden soll, sich zurückzuziehen. Die kleinen Städte und Staaten bieten ihr Obdach und Freiheit: Weimar, Darmstadt usw. Und das ist nicht traurige Notwendigkeit, sondern verschafft das Glück der äußeren Verengerung, der Ruhe, der inneren Sammlung.

Wie kann in der uniformierten Helle Berlins, in der unpersönlichen Mannigfaltigkeit eines innerlich uneinheitlichen, darum unvermeidlicherweise äußerlich liniierten und uniformierten Gemenges, das man Großstadt nennt, künstlerisch etwas anderes zustande kommen als eine Kunst wechselnder Versuche, internationaler Einflüsse, politischer Tendenzen und, wo man sich ins Feste flüchten will, der Imitation der Antike und anderer sich fix und fertig anbietender historischer Stile!

Und nun eine Großstadt aus Süd- und Norddeutschland, aus importierter romanischer Religion und frivoler Religionslosigkeit gemischt, nicht einmal äußerlich einheitlich zusammengefaßt? Sie begünstigt die Vereinzelung, sie beschneidet keine Individualität, sie läßt Große und Sichere ihre Wege finden, aber sie gibt nicht Richtung. Sie ist ein Milieu der Kreuz- und Quereinflüsse, das bei den Schwächeren entpersönlichend, auflösend wirkt. Und über dem Sumpf die Irrlichter kranker Kunst ohne Gestaltungsfähigkeit, eine Linien- und Oberflächenkunst sensibelster Feinheiten, aber kein Charakter, keine Kraft, keine Seele. Ironie, Parodie, Sexualismus.

Nur wo Freiheit und notwendige Angehörigkeit, d. i. Bodenständigkeit, zugleich sind, wächst aus gesundem Boden in frischen Lüften eine organische Kunst heran. Aus der Tiefe der Seele, aufwärts in Einheit und Feinheit, ohne kunstfremde Zwecke, ohne Nachahmung des Fremden. Wir sind hier glücklicherweise weit von Italien ab.

Und wir denken, das muß doch eine rechte starke Kunst sein, die aus dem schweren Boden unserer Marschen, in den klaren farbigen Lüften unserer Moore, aus Heiden und dunklen Wassern, an Strömen und zwischen hochgiebeligen alten Häusern und

Digitized by Google

Türmen erwächst. Hier ist nicht babylonische Verwirrung oder uniforme Helle, die keine Tiefe aufkommen lassen und die Seele zerreiben oder platt schlagen. Hier sind noch „stiller, tiefer, dunkler Wohllaut, nebelhafter Duft und Schmelz". Und dabei der freie Hauch aus Meeresweiten, der stickige Enge in Stadt und Land nicht aufkommen läßt.

Damit ist nicht beschränkter Heimatkunst das Wort geredet, die in den Stoffen notwendig an eine enge Umgebung gefesselt wäre. Wir stellen keine Norm, keinen Typus, beileibe keine Schablone für diese nordwestdeutsche oder bremische Kunst auf. Wir meinen nur, es soll eine Kunst *sicher wurzelnder Eigenart* sein, die *nicht* in Gestalt losgelöster Existenzen und interessanter Zigeuner, nirgends haftend, über tausend Oberflächen schwankt, die *wohl* aber, je gewisser sie ihrer selbst ist, um so weltoffener und kraftvoller durch alle Höhen und Weiten der Welt sich anregen und ausdehnen lassen mag.

* * *

Kein politischer und kein geistiger Partikularismus! Wir wissen, welchem deutschen Staat wir die Zusammenfassuug der deutschen Schlagkraft verdanken. Wir erkennen dankbar die reichen künstlerischen Anregungen an, die aus dem Süden kommen. Aber wir lassen unseren eigenen Boden von Münchener Fluten wohl befruchten, nicht wegschwemmen. Wir vertreten in bezug auf innere Staatsauffassung und geistige Kultur ein anderes Ideal als Berlin. Geistige Kultur wollen wir dezentralisiert erhalten. Und es scheinen uns spätrömische und slawische Reminiszenzen, die den Staat das Privatleben und die landschaftlichen wie Einzelpersönlichkeiten überwuchern lassen, aus allem eine bloß staatlich und also künstlich abgestufte Masse von „gehorsamen" Untertanen und „vorgesetzten" Beamten machen wollend. Der Staat soll der schützende, aber zurücktretende Rahmen für die ungestörte Entfaltung landschaftlicher und einzelner Persönlichkeiten sein: er soll *Menschen* Raum und Förderung zur Entwicklung geben, nicht — als sei es Selbstzweck — Staatsbürger züchten wollen. Darin können wir -- ohne zu imitieren — manches von den Angelsachsen lernen. Sie sind einst vom Nordwesten Deutschlands ausgegangen. Wir haben in diesem Sinne ein humanistisches Element in die deutsche Welt hineinzutragen.

Überhaupt den individuellen Geist wieder erwecken! Wenn

Digitized by Google

man gegenüber dem Ultramontanismus immer nur evangelisch konfessionell auftritt, so ist man in Gefahr, den großen Gegensatz auf den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückzuzwingen und viele von Natur in diesem Kampf auf die antiultramontane Seite Gehörige abzustoßen. Alle diese Gegensätze — ultramontan und evangelisch, konservativ und sozialdemokratisch usw. usw. — sind auf einen Ton zu bringen: es handelt sich um eine Auflehnung des Individualismus gegen den allmächtigen Massengeist. Wenn Schlagworte nicht so mißverständlich wären — —: wir bedürfen eines neuen und neuartigen Liberalismus, eines aristokratischen Liberalismus, der sich alles Individuellen, alles Persönlichkeitswesens annimmt.

Aber was wir zunächst meinen, ist etwas ganz Schlichtes: denken wir auf freie Entfaltung und kräftige Wahrung und kühne Geltendmachung unserer Eigenart im neuen deutschen Reiche, wo auch sie zum Heile des großen Ganzen, unseres geliebten Vaterlandes, an ihrem — wir wissen es: bescheidenen — Teile mitwirken kann.

Das Shylockproblem und das moderne Rechtsleben.

Von Kurt Meyer.

I.

Selten ist ein Drama so heiß umstritten worden wie Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Doch waren es diesmal nicht die Kunstkritiker, die sonst berufenen Beurteiler dichterischer Erzeugnisse, sondern die Juristen, unter denen mit fast erstaunlicher Leidenschaft der Kampf entbrannte, ein Kampf, gegenüber dem der Streit über die Auslegung des Vertrages zwischen Faust und Mephistopheles, ein ebenfalls literarisch-juristisches Scharmützel, nahezu verschwindet.

Digitized by Google

Zwei unserer scharfsinnigsten Rechtslehrer, der verstorbene Rudolf von Ihering (Kampf ums Recht) und der noch lebende Josef Kohler (Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz) waren die Führer im Streite.

Bekanntlich borgt in dem Drama der Wucherer Shylock dem jungen Venetianer Bassanio, dem Freunde Antonios, 3000 Dukaten, rückzahlbar nach drei Monaten, für deren pünktliche Bezahlung Antonio sich schriftlich verbürgt. Im Falle nicht pünktlicher Rückzahlung gewährt er dem Gläubiger das Recht, aus seinem Körper ein Pfund Fleisch zu schneiden. Die drei Monate vergehen, und Antonio ist infolge verschiedenen Mißgeschicks außerstande, den Schuldschein für Bassanio einzulösen. Shylock klagt darauf beim Dogen, ihm Kraft des Scheines zu gestatten, aus Antonios Seite ein Pfund Fleisch zu schneiden. Die Richter wissen keinen Ausweg, wie sie dem Schuldner, so sehr sie auch möchten, helfen könnten; sie zaudern, den Antonio durch Verurteilung dem Messer Shylocks auszuliefern, und tragen Bedenken, dem Gläubiger sein Recht zu versagen. Aus diesen Zweifeln hilft ihnen Porzia durch ihre Auslegung des Scheines. Sie spricht dem Shylock das Recht zu, ein Pfund Fleisch aus der Seite Antonios zu schneiden, aber verbietet ihm zugleich bei Todesstrafe, auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen oder ein Lot Fleisch mehr oder weniger zu schneiden.

Ist dieser Urteilsspruch der schnödeste Rechtsbruch, der unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit vorgenommen wird, oder ist er das Zeichen einer hereinbrechenden sittlicheren Weltanschauung, die sich notgedrungen solcher Rechtsauslegung bedient, um zur Herrschaft zu gelangen? Hie Ihering, hie Kohler!

Eine diesen Streit schlichtende Entscheidung wird sich schwerlich treffen lassen, denn jeder hat von seinem Standpunkte recht. — Versetzt man sich in die Zeit der Handlung, so wird man Ihering beistimmen müssen; man muß festhalten, daß das Gesetz Venedigs noch die Haft des Schuldners mit Leib und Leben kannte, was ja im Stück selbst oft genug betont wird. Dies war keineswegs eine Absonderlichkeit des venetianischen Rechts, sondern ein noch bestehender römisch-rechtlicher Rechtsgrundsatz. Daß die Auslegung des Vertrages durch Porzia im Ernst rechtlich haltbar nicht ist und weder dem Willen der Parteien bei Abschluß des Vertrages noch dem Sinne des Scheines überhaupt entspricht, bedarf keines Beweises. Auch der Laie muß, wenn er von dem Gegenstande absieht, zunächst einen Schauder vor einer

Digitized by Google

solchen Buchstabenjustiz bekommen. Dem Gläubiger wird durch eine unsinnige, jeder Logik hohnsprechende Interpretation sein wohlerworbenes Recht entwunden, und nicht genug damit, man konfisziert ihm seine Güter, verurteilt ihn zum Tode und läßt ihm schließlich nur im Gnadenwege das Leben und einen Teil seiner Habe, indem man ihn zwingt, zum Christentume überzutreten. Wahrlich ein solches Opfer der unter der Maske des Rechts wirkenden Gewalt verdient, so unsympathisch, ja widerwärtig auch sein Charakter sein mag, vom Standpunkte der Gerechtigkeit Mitgefühl. — Projiziert man dagegen die Handlung in die Rechtsanschauung der Moderne, so wird man ebenso zweifellos den Vertrag zwischen Shylock und Antonio als unsittlich und verdammenswert erachten. Körper und Gesundheit sind Güter, über die man nicht frei verfügen darf, die man am wenigsten zum Gegenstand eines Handels machen und der Willkür eines andern preisgeben kann. Man wird geneigt sein, solchem Vertrage auf jeden Preis die Rechtswirksamkeit zu nehmen und es billigen, daß, um einer sittlicheren Gerechtigkeit willen, selbst einmal das starre Recht gebeugt wird, wenn es keinen Raum für die Berücksichtigung einer höheren Ethik bietet. Indessen auch hier wird man Shylock, der durch den Sieg eines neuen Rechtsbewußtseins ohnmächtig auf das alte Recht vertrauend zugrunde gerichtet wird, sein menschliches Interesse nicht versagen können.

Nach dem Gefühl mag man sich für Ihering oder Kohler entscheiden.

Ganz in Parenthese möchte ich nur den Kennern die Frage unterbreiten, ob man nicht am Ende auf der einen Seite Shakespeare unrecht tut, wenn man ihm die Verherrlichung des Rechtsbruchs der Porzia zum Vorwurf macht, und ihm auf der andern Seite unverdientes Lob spendet, wenn man ihn in diesem Drama als Vorkämpfer einer sittlicheren Weltanschauung feiert. Sollte es nicht vielleicht in erster Linie seine Absicht gewesen sein, durch die Zeichnung des geprellten Wucherers, dem er noch die doppelt groteske Gestalt des mittelalterlichen Juden verlieh, das Lachen und den Beifall seiner Zuschauer hervorzurufen?

II.

Wer diesem Streit unbefangen zusieht, wird vielleicht kaum verstehen können, daß eine solche Frage, die anscheinend zu dem heutigen Rechtsleben nicht die geringsten Beziehungen hat und

Digitized by Google

ohne jeden praktischen Wert erscheint, derartige Kämpfe hervorrufen konnte. Und doch glaube ich, daß das Shylockproblem auch noch in das heutige Rechtsleben hineinragt. Bevor ich jedoch diese etwas paradox klingende Behauptung näher erläutere, will ich zum besseren Verständnis die juristische Natur der fraglichen Vereinbarung einmal unter dem Gesichtswinkel des geltenden Rechts des Bürgerlichen Gesetzbuches betrachten.

Die Bürgschaft des Antonio an sich bietet keine rechtliche Besonderheit; wohl aber die Sicherheit, die Antonio für die rechtzeitige Erfüllung seiner Verbindlichkeit mit seinem Leben bietet. Der Laie würde sagen, Antonio setze seinen Leib zum Pfande, und hierin den Abschluß eines Pfandvertrages erblicken. Das wäre aber irrig; wohl hat die Abmachung mit dem Pfande das gemeinsam, daß dem Gläubiger für seine Forderung eine Sicherheit gewährt wird, die Sicherheit des Pfandes besteht aber darin, daß der Gläubiger ein Vermögensobjekt des Schuldners empfängt, an das er sich bei Verfall der Schuld halten kann; das Pfand gewährt Deckung. Hier dagegen besteht die Sicherung des Gläubigers darin, daß dem Schuldner bei Nichterfüllung seiner Verbindlichkeit ein Übel angedroht wird; die Sicherung geschieht im Wege der Strafe. Wir hätten es also mit einer Vertragsstrafe zu tun. Zweifellos ist diese Vertragsstrafe unsittlich und mithin nach § 138 B.G.-B. nichtig, so daß eine Klage auf Ausführung der Strafbestimmung schlechterdings unmöglich wäre. Weiter fragt es sich aber dann, welche Wirkung die ungültige Vertragsstrafe für den ganzen Vertrag hat; wird dieser ebenfalls nichtig oder bleibt er, soweit er nichts Unsittliches enthält zu Recht bestehen, d. h. kann der Gläubiger aus der Bürgschaft auf Zahlung seiner Forderung klagen? Die Antwort gibt § 139 B.G.-B. Dieser bestimmt:

> Ist ein Teil eines Rechtsgeschäfts nichtig, so ist das ganze Rechtsgeschäft nichtig, wenn nicht anzunehmen ist, daß es auch ohne den nichtigen Teil vorgenommen ist.

Im vorliegenden Falle ist aber nach dem ganzen Verhalten des Shylock mit Sicherheit anzunehmen, daß er, wenn Antonio auf die Vertragsstrafe nicht eingegangen wäre, das Geld nicht geliehen hätte. Demgemäß ist das ganze Rechtsgeschäft ungültig. Eine Klage aus der Bürgschaft hat der Gläubiger daher nicht, und damit wäre Antonio jeder Verpflichtung ledig. Gesetzt aber, er hätte selbst das Geld geliehen, könnte alsdann Shylock den hingegebenen Betrag von ihm auf Grund ungerechtfertigter Be-

Digitized by Google

reicherung zurückfordern? Auch dies ist zu verneinen, denn nach § 817 B.G.-B. ist der Schuldner, der durch die Annahme einer Leistung gegen die guten Sitten verstoßen hat, was bei dem Inhalt und dem Zweck des Vertrages außer Frage steht, allerdings regelmäßig zur Rückerstattung des Empfangenen verpflichtet. Diese Verpflichtung tritt aber dann nicht ein, wenn dem Leistenden gleichfalls ein Verstoß gegen die guten Sitten zur Last fällt. Dies wäre hier der Fall, und Shylock würde sein Geld nach Recht und Gesetz einbüßen.

Noch ein Punkt ist hierbei in Betracht zu ziehen. Sieht man einmal von der Unsittlichkeit der Bestimmung ab, so taucht die Frage auf, ob eine Vertragsstrafe, die keinen Vermögenswert hat, nach bürgerlichem Recht denkbar ist. Als Vertragsstrafe kann jede nach dem Rechte der Forderungen klagbare Leistung bedungen werden (§§ 342, 241). Es ist aber in der Rechtswissenschaft sehr bestritten, ob eine Leistung, die keinen Vermögenswert hat, Gegenstand eines Schuldverhältnisses sein kann. Bejaht man diese Frage, wofür sich der Verfasser nach dem Wortlaut des § 241 B.G.-B. entscheiden möchte, so wäre den obigen Ausführungen nichts hinzuzufügen. Verneint man sie aber, so könnte gefolgert werden, daß es für eine Vertragsbestimmung, die schon an sich ohne Rechtsverbindlichkeit sei, nichts verschlage, daß sie es auch noch wegen Unsittlichkeit sein würde. Ein Nichts könne nicht noch nichtig werden. Dann könnte aber der Gläubiger, da die Strafvereinbarung als nicht vorhanden anzusehen wäre, zum mindesten nach den Grundsätzen der ungerechtfertigten Bereicherung das Hingegebene zurückverlangen. M. E. wäre jedoch diese Folgerung abwegig; man müßte vielmehr annehmen, daß die Vereinbarung aus zwei besonderen Gründen nichtig wäre; das Rückforderungsrecht des Gläubigers muß aber erlöschen, wenn auch nur für einen Grund die erwähnte Voraussetzung des § 817 B.G.-B. zutrifft.

In welcher Hinsicht können nun diese anscheinend müßigen Erwägungen für das moderne Rechtsleben Bedeutung gewinnen?

Gewiß wird eine Vereinbarung wie die vorstehend behandelte heutzutage nicht mehr getroffen werden, und das Bild des messerwetzenden Gläubigers wird keinen säumigen Schuldner schrecken.

Doch neben der Unverletzlichkeit des Leibes gibt es noch Güter, die eine gleich ideale Bedeutung haben, z. B. die Freiheit

Digitized by Google

und die Ehre. Trotz ihrer Unkörperlichkeit sind diese Objekte ebenso Rechtsgüter wie Leib und Leben. Und die Beschränkung oder Entziehung dieser Güter ist gerade, wie Zuchthaus und Ehrverlust beweisen, das Hauptmittel, mit dem die Strafrechtspflege arbeitet. Die Ehre aber pflegt auch heute noch nicht gar so selten von leichtsinnigen Schuldnern „verpfändet" zu werden, um mich dieses untechnischen Ausdrucks zu bedienen. Es handelt sich um die Einsetzung des Ehrenworts für die Bezahlung einer Schuld. Nun kann allerdings als Vertragswirkung nicht ein „Ehrverlust" eintreten, wie ihn der Spruch des Strafrichters zur Folge hat; wohl aber können dem säumigen Schuldner Nachteile erwachsen, die einer Bestrafung völlig gleichkommen. Die Einsetzung des Ehrenworts kann daher nur dann Bedeutung haben, wenn dem Betreffenden bei Verfall des Ehrenworts fühlbare Nachteile drohen; diese sind in erster Linie sozialer Natur: Der Verlust der gesellschaftlichen Stellung und des Berufes. Es kommen hierbei vornehmlich Offiziere und höhere Beamte in Betracht. Wenn dagegen ein Stiefelputzer einen Straßenkehrer, so ehrenwerte Männer es an sich auch sein mögen, um ein Darlehn angeht und dessen pünktliche Rückzahlung ehrenwörtlich verspricht, so wird man diesen Zusatz mangels jeder Tragweite unbeachtet lassen.

Ist aber die Voraussetzung gegeben, daß den Geber des Ehrenworts, falls er es nicht einlösen kann, die erwähnten Nachteile treffen, die schon manchem unbedachten jungen Mann die Pistole in die Hand gedrückt haben, so ist sowohl die Abgabe wie die Annahme des Ehrenworts ein ebenso unsittliches Geschäft wie das zwischen Shylock und Antonio abgeschlossene. Auch in der Abgabe des Ehrenworts ist ein Strafversprechen ähnlich einer Vertragsstrafe zu erblicken. Man darf sich nicht an dem anscheinenden Mangel einer realen Leistung im Falle der Strafverwirkung stoßen. Die Leistung liegt darin, daß dem Gläubiger ein tatsächlich wirksames Mittel zur gesellschaftlichen Vernichtung des Schuldners in die Hand gegeben wird, sofern er nicht den Hauptvertrag erfüllt. Die Folgerungen sind mithin die gleichen, wie oben dargelegt.

Das ganze Geschäft ist nichtig, und der Gläubiger kann keine Rückerstattung seiner Leistung verlangen, wenn anzunehmen ist, daß ohne die Einsetzung des Ehrenwortes der Vertrag nicht zustande gekommen wäre. Dies wird man aber regelmäßig schon dann voraussetzen müssen, wenn bei Abschluß des Vertrages

Digitized by Google

vom Schuldner das Ehrenwort gefordert oder das Anerbieten des Schuldners, sein Ehrenwort zu geben, vom Gläubiger angenommen wird, da nicht vermutet werden kann, daß ein Zusatz des Vertrages von vornherein unwesentlich sei; man muß ihn vielmehr bis zum Beweise des Gegenteils für rechtserheblich halten. Wird dagegen das Ehrenwort erst nach Abschluß des Vertrages gegeben, so ändert es an der Rechtsbeständigkeit desselben nichts, da schon aus der zeitlichen Aufeinanderfolge hervorgeht, daß das Zustandekommen des Vertrages nicht von der Einsetzung des Ehrenwortes abhängig gemacht ist. Wenn also der Schuldner, der vom Gläubiger wegen der fälligen Schuld schon mehrere Male gemahnt ist, ehrenwörtlich verspricht, nach Ablauf eines Monats endlich zu zahlen, so kann der Gläubiger nach Ablauf der Frist sein Darlehn einklagen. Anders aber, wenn schon im Schuldschein der Schuldner sein Ehrenwort „verpfändet". Dies wird am deutlichsten durch folgendes Beispiel: Der Geldgeber X. reicht gegen den Leutnant v. Y. mit dem Antrage auf Verurteilung folgende Klage ein:

„Der Beklagte schuldet mir, wie der beiliegende Schuldschein beweist, ein Darlehn von 1000 Mk. nebst 5% Zinsen seit 1. September 1903, dessen Rückzahlung am 1. Dezember 1903 erfolgen sollte, aber nicht erfolgt ist."

Der Schuldschein lautet:

Ich bekenne hiermit, von Herrn X. ein bares Darlehn von 1000 Mk. empfangen zu haben, und verpflichte mich unter Einsetzung meines Ehrenworts, diese 1000 Mk. zu 5% zu verzinsen und am 1. Dezember 1903 pünktlich zurückzuzahlen.

B., den 1. September 1903.

v. Y., Leutnant.

Hier würde der Richter, wenn der Schuldner im Termine nicht erscheint, diesen nicht etwa durch Versäumnisurteil nach dem Klageantrage verurteilen dürfen, er müßte vielmehr die Klage wegen Nichtigkeit des Klagegrundes abweisen.

Man sieht also, daß das alte Shylockproblem auch heute noch ganz dankenswerte Anregungen gewähren kann.

Digitized by Google

Kunstpolitik.

Von Dr. Leon Zeitlin (Frankfurt a. M.).

Die Politik ist eine Kunst! Diesem oft gehörten Ausspruche wird man wohl gern beipflichten, aber was hat Kunst mit Politik zu tun? Da wird bei vielen die Meinung eher dahin gehen, es wäre am besten, diese beiden Lebensgebiete möglichst wenig miteinander in Berührung zu bringen — zum Heile der Kunst. Denn von der Politik weiß man ja im allgemeinen kaum etwas Anderes, als daß sie den Charakter verdirbt, während wir doch vom Sinn und Wesen der Kunst eine etwas wohlwollendere Auffassung zu haben pflegen. Aber es wäre vielleicht vorschnell gehandelt, sich von vornherein so zu entscheiden, am Ende täte man der Politik unrecht.

Im Ernst, was ist Politik — im Rahmen des Staatslebens betrachtet — denn anderes als die auf Erfüllung seiner Zwecke gerichtete Tätigkeit des Staates; und nur weil dies so oft in einer uns wenig zusagenden Form geschieht, fühlt man sich häufig von allem, was mit Politik zusammenhängt, abgestoßen. Gehört aber Kunstpflege überhaupt in das Bereich der Staatstätigkeit? Ich möchte diese Frage ohne Einschränkung bejahen, denn die moderne Auffassung vom Wesen und Zweck des Staates scheint keine andere Antwort zuzulassen. Freilich es ist noch nicht allzulange her, da herrschten andere Anschauungen. Der Staat, der galt als notwendiges Übel, nur Nachtwächterdienste sollte er der Gesellschaft leisten, im übrigen glaubte man auf allen Lebensgebieten am weitesten zu kommen, wenn der Staat so wenig Einfluß wie möglich auf sie gewänne. Laissez faire, laissez aller, le monde va de lui même, das war die Parole!

Natürlich kann ich mich hier nicht in behaglicher Breite über die verschiedenen Staatstheorien auslassen, es wird genügen, zu konstatieren, daß wir uns heutzutage überwiegend zu einer anderen Auffassung bekennen. Mag diese nun die organische oder die sozialistische Staatstheorie sein, darüber ist man sich jedenfalls einig, daß die Aufgaben eines modernen Staatswesens sich nicht mehr lediglich in der Erfüllung von Recht- und Machtzwecken erschöpfen, sondern sein Programm ist ein viel reichhaltigeres geworden; heute verlangt man vom Staate auch positive Förderung von Kultur und Wohlfahrt! Förderung der Kultur durch den

Digitized by Google

Staat? Mir scheint, von hieraus dürften gangbare Straßen in das Land der Kunst führen!

Doch vielleicht wird mir dort der Eintritt verwehrt? Von eifrigen Grenzwächtern tönt mir der Kampfruf entgegen: L'art pour l'art! Mit anderen Worten: die Kunst ist nur Selbstzweck, und irgend welch praktischen Zwecken, mögen sie auch noch so wertvoll und allgemein bedeutungvoll sein, hat sie nicht zu dienen.

So wenig ich mich vorhin in die Probleme der Staatsphilosophie vertiefen durfte, so wenig habe ich hier die Absicht, mich auf das gefährliche Terrain der Kunstphilosophie zu begeben. Deshalb will ich nur ganz kurz bemerken, daß jenes Wort für den Künstler in seinem Verhältnis zur Kunst unstreitig eine tiefe Berechtigung hat, daß es aber für ihn nie und nimmer gelten kann in seiner Beziehung zu seinem Volke und zur Menschheit. Und mit Recht würde man dem Künstler, der auch hierin sich auf das l'art pour l'art berufen wollte, das Goethewort entgegenhalten dürfen: „Zeichnen, um zu zeichnen, wäre wie reden, um zu reden." Heute scheint allerdings mancher Redner das l'art pour l'art auch für seine Kunst in Anspruch zu nehmen.

Mag also immerhin zugegeben werden, daß Kunst im letzten, im höchsten Sinne nicht für alle, sondern nur für den Künstler ist, hinter seiner Kunst stehen ja die das Leben bereichernden Gefühle des Künstlers, und an diesen können alle Anteil haben, denn das erlaubt die Kunst allen. Und so hat auch die Kunst durch Jahrtausende daran gearbeitet, daß die Menschen mit Interesse auf das Leben in jeder Gestalt sehen, und sie hat uns gelehrt, ein wenig Lust und Freude am Dasein zu finden. Und ich meine, wenn die Kunst dazu beiträgt, uns das Leben lebenswerter zu gestalten, dann wird es recht klar, wie töricht es ist, die Kunst als einen Luxusartikel zu betrachten. Nein, die Kunst ist eine Lebensnotwendigkeit.

Wie nun der Staat die Kunst, und namentlich die bildende, bei der Erfüllung ihrer hohen Mission zu unterstützen vermag, darüber sollen hier einige Worte gesagt werden; Worte, die bei der Fülle der hierher gehörenden Fragen selbstverständlich in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen.

Wenn die Kunst das, was wir von ihr erwarten, ganz und gar erfüllen soll, dann muß sie volkstümlich sein. Diese Eigenschaft fehlt ihr indes zurzeit noch durchaus, denn dem, was gegenwärtig von den oberen Zehntausend und nach deren Beispiel auch

Digitized by Google

von der großen Masse gewöhnlich als Kunst angesehen wird, kann dies ehrenvolle Prädikat leider nicht zuerkannt werden. Die Kunst findet eben ihren Weg nur mühsam zum Volke, und zum Teil ist es auch unmöglich, daß sie dorthin gelangt. Wen trifft die Schuld dafür? Darüber zu rechten, ist hier nicht der Ort, wohl aber geboten scheint ein Hinweis darauf, in wie engem Zusammenhang diese Tatsache mit unserer ganzen sozialen Entwicklung steht. Es ist wahr, wir leben in einem demokratischen Zeitalter, und dennoch haben wir es bisher zu einer Demokratie im besten Sinne des Wortes, zu einer alle ständischen Verschiedenheiten harmonisch umschließenden Volkheit noch nicht gebracht. Nur zu richtig ist das bittere Wort — ich glaube, Lord Beaconsfield sprach es aus — von den verschiedenen Nationen, die dem gleichen Volke angehören, die aber, durch die tiefe Kluft sozialer Unterschiede getrennt, fremd nebeneinander leben. Man weiß, wie viele Bestrebungen darauf gerichtet sind, diese Kluft zu überbrücken, und wie die Besten des Landes den Gedanken der praktischen Sozialpolitik aufgenommen haben. Die Zahl der Probleme auf diesem Gebiete ist ja Legion; hier aber kann natürlich nur das herausgegriffen werden, was in enger Fühlung mit den uns interessierenden Dingen steht. Das gilt vor allem von der Wohnungfrage.

Zunächst einige Zahlen: In Berlin gab es im Jahre 1895 ca. 47 000 Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer, die von fünf und mehr Personen bewohnt wurden; ich glaube, das genügt, um zu zeigen, unter was für Bedingungen ein erschreckend großer Prozentsatz unseres Volkes sein Dasein verbringt. Ist es möglich, daß in solchen Behausungen Lebensfreudigkeit eine Heimat hat? Und darf man den Glauben hegen, daß die Bewohner solcher Räume überhaupt die Fähigkeit besitzen, sich diese Lebensfreudigkeit mit Hilfe von Kunstgenüssen zu erwerben, die ihnen vielleicht sonstwie geboten werden? Ich bin der Ansicht, daß, wenn man solche Menschen mit der Kunst in Berührung bringt, die Folge nur ein greller Mißklang sein kann, eine aufsteigende Bitterkeit oder im besten Falle eine stumpfe Teilnahmlosigkeit. Wie anders, wenn man daran geht, das Heim dieser Klassen wohnlich, behaglich und schließlich auch künstlerisch auszugestalten. Die ungemein segensreichen Folgen einer befriedigenden Lösung der Arbeiterwohnungfrage, darum handelt es sich ja in erster Linie, ausführlich zu schildern scheint unnötig; sie sind selbstverständlich. Hier bietet sich nun dem Staat ein weites Feld, auf dem er durch positive Förderung der Kunst wertvolle soziale

Digitized by Google

Hilfsarbeit zu leisten vermag. Und welch große Gebiete der Kunst kommen da in Frage: Architektur, Malerei und Kunstgewerbe. Entschiedene Maßnahmen nach dieser Richtung setzen freilich eine großzügige Politik voraus, eine Politik der großen Mittel; mit anderen Worten, sie kosten Geld. Aber man vergesse doch nicht, daß solche Wünsche nicht so zu verstehen sind, als ob nun alles durch den Staat zu geschehen habe. Staatshilfe zur Selbsthilfe, in dieser kurzen Formel läßt sich das, was verlangt wird, vielleicht am besten ausdrücken. So könnte in der Wohnungfrage der Staat zunächst für die große Anzahl der in seinen Riesenbetrieben beschäftigten Arbeiter mit gutem Beispiel vorangehen. Er könnte die zahlreichen Vereine, die sich den Bau von Arbeiterwohnungen zur Aufgabe stellen, in etwas freigebigerer Weise, als das bisher geschieht, unterstützen. Und die Leistungen solcher Institutionen würden anderseits beträchtlich an Wert gewinnen, wenn man — wie dies z. B. in Stockholm der Fall ist — periodische Ausstellungen von Arbeiterwohnungen veranstalten würde, in denen für die geschmackvollsten und zugleich billigsten Entwürfe Preise verteilt werden. Die Entscheidung darüber dürfte allerdings nicht in den Händen der allwissenden Bureaukratie liegen; hier müßten wahrhaft sachverständige Instanzen geschaffen werden, damit allein wäre schon ein gutes Stück praktischer Kunstpolitik geleistet. Daß übrigens auch mit geringen Mitteln in dieser Richtung, beispielsweise in der Ausschmückung von Zimmern, ganz hervorragend Gutes geschaffen werden kann, das wird deutlich bewiesen durch die Steinzeichnungen des Karlsruher Künstlerbundes. Wie wohlfeil und doch wie gut sind diese Lithographien; selbst in einem anständigen Bürgerhause brauchte man sich nicht zu schämen, damit die Wände zu schmücken, statt diese mit Kunstwerken wie: Der erste Kuß, Großmutters Liebling u. dgl. zu behängen. Das Karlsruher Unternehmen erfährt ja nun, soviel mir bekannt ist, durch die badische Regierung eine wohlwollende Förderung, ebenso auch durch die Frankfurter Stadtverwaltung, aber sie könnte ruhig etwas weniger platonisch sein, und es müßten natürlich auch die anderen Staaten etwas Interesse dafür an den Tag legen. Schon durch eine, wenn auch nur geringe, finanzielle Unterstützung aus öffentlichen Mitteln würde sich eine erhebliche Preisverminderung dieser ja ohnehin sehr billigen Blätter ermöglichen lassen, und künstlerischer Wandschmuck, auch in Arbeiterwohnungen, wäre dann keine Utopie mehr. Dagegen ist eine Ausgabe von ca. 6 Mk., soviel ungefähr kosten diese

Digitized by Google

Lithographien zurzeit, für das Budget eines Arbeiters am Ende vorläufig doch noch zu hoch.

Soweit die bisher geschilderten Bestrebungen mit dazu beitragen sollen, auch in den breiten Volksschichten ein künstlerisches Empfinden zu wecken, müssen sie unbedingt unterstützt und ergänzt werden durch Erziehung der heranwachsenden Jugend zur Kunst. „Kunst im Leben des Kindes" — das ist ja ein heute viel gebrauchtes Schlagwort; die merkwürdigsten Hieroglyphen der Kleinen sind nicht sicher vor tiefsinniger psychologischer Deutung, wie viel vernünftiger aber wäre es, für die Kunst im Leben der schulpflichtigen Jugend etwas mehr Interesse zu zeigen. Ich habe nun keineswegs die Absicht, bei der Erörterung dieser Frage auch über das „Wie" mitzureden. Dilettantismus ist vielleicht nirgends so gefährlich, wie in der Pädagogik; und dann ist man sich ja auch in der Theorie darüber bereits ziemlich einig, wie die Praxis zu gestalten wäre. Die Kunsterziehungtage geben den besten Beweis, mit welcher Freude und mit welchem Ernst die berufensten Pädagogen an diese Fragen herantreten. Wohl aber dürfte es angebracht sein, darüber Rechenschaft zu geben, ob der Staat seine Schulpolitik im Sinne dieser Bestrebungen zu gestalten hat. Da höre ich schon die beliebten Einwendungen: Die Schule hat dafür keine Zeit oder die Schüler werden abgelenkt.

Nun, es sind dies die gleichen Argumente, mit denen sich die Schule seinerzeit gegen die Erfüllung der uns heute ganz selbstverständlich erscheinenden Forderungen nach Pflege des Körpers gesträubt hat. Vor hundert und einigen Jahren da galt — wie Pudor berichtet — das Baden im Flusse für eine Sünde, die mit Rutenhieben geahndet wurde, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts schloß man die Turnanstalten und verbot das Turnen. Heute wird ruhig gebadet, geturnt und gespielt — vielleicht noch zu wenig —, aber sicher ohne Schaden für die geistige Ausbildung der Jugend.

Was die gefürchtete Ablenkung betrifft, so sollte man gerade die Tatsache, daß dem Kinde die Anschauung alles ist, für die Zwecke der künstlerischen wie der intellektuellen Erziehung verwerten, und es ist mit freudiger Genugtuung zu begrüßen, wenn man — wie dies jetzt z. B. in Leipzig geschieht — in richtiger Erkenntnis dieses Momentes sich dazu entschließt, bei den neuzuerrichtenden Schulgebäuden diese Grundsätze zu berücksichtigen. Wenn die Kinder daran gewöhnt sind, sich in freundlichen, sinngemäß ausgestatteten Schulzimmern aufzuhalten und nicht mehr in so entsetzlich öden

Digitized by Google

Räumen wie bisher, dann wird auch das Summen einer Fliege nicht mehr genügen, um sie abzulenken.

Und auch den Einwand des Zeitmangels kann ich nicht gelten lassen. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß uns allerhand sogenannte Kunstgenüsse geboten wurden: eine Sprechmaschine wurde vorgeführt, engagementslose Schauspieler hielten Rezitationsvorträge und ein Afrikareisender, der, wie sich nachträglich herausstellte, nie den dunkeln Erdteil gesehen hatte, schilderte uns Abenteuer, die er mit Hilfe von „Brehms Tierleben" erlebt hatte; für dergleichen war also Zeit. Wenn nun an Stelle solcher Darbietungen eine verständige Einführung in das Wesen und die Geschichte der Kunst träte unterstützt durch gute Reproduktionen, wäre das nicht ein wertvoller Beitrag zum Kapitel: vernünftige Erziehung!

Angenommen, „es wäre erreicht", und es wäre auch in den breiten Schichten unseres Volkes ein genügend tiefes Kunstverständnis vorhanden, um Kunst genießen zu können und um teil zu haben an der unser Lebensgefühl steigernden Kraft der Kunst! Was kann dazu uns der Staat bieten? Bei der Beantwortung dieser Frage wird vor allem die Bedeutung der Museen in Betracht zu ziehen sein. Ich darf wohl darauf verzichten, nach beliebtem Muster erst eine lange historische Entwicklung der Museen zu geben, ich möchte mich vielmehr gleich darüber äußern, ob diese Institute — staatliche oder städtische — in ihrer heutigen Organisation das erfüllen, was wir von ihnen erwarten, oder ob nicht vielleicht Reformen dringend not tun.

Man sollte meinen, daß solche Museen, von denen man in der Regel nicht genug zu betonen weiß, daß sie jedermann zugänglich sind, auch diese Eigenschaft besitzen. Das ist aber doch nicht so recht der Fall. Gewöhnlich sind die Museen an den Tagen, die für die überwiegende Mehrheit unserer Volksgenossen allein in Frage kommen, an Sonn- und Feiertagen, nur einige wenige Stunden geöffnet. Ernste Bedenken gegen eine längerdauernde Besuchszeit können doch kaum erhoben werden. Selbst wenn man kirchliche Rücksichten nehmen wollte, so würden diese schließlich nur gegen die Öffnung der Museen in den ersten Vormittagstunden sprechen. Dagegen müßte es gerade auch von kirchlicher Seite mit Freuden begrüßt werden, wenn die Museen an Sonn- und Feiertagnachmittagen dem Volke, solange es nur angeht, zugänglich wären. Denn auch vom streng religiösen Standpunkt aus muß der Besuch von Stätten, die der Kunst geweiht

Digitized by Google

sind, unendlich viel höher gewertet werden, als der landesübliche Sonntagnachmittagstumpfsinn in der Kneipe.

Die gestörte Sonntagsruhe der Museendiener kann dem gegenüber wohl kaum irgend eine Bedeutung besitzen. Ganz abgesehen von dem behaglichen Dasein, das diese Beamten wochentags führen, ließe sich ja deren Ruhezeit nach jenen Prinzipien regeln, die für all die Betriebe gelten, bei denen eine vollständige Unterbrechung der Tätigkeit unmöglich ist, wie namentlich bei dem Verkehrs- und Gastwirtsgewerbe.

Die öffentlichen Behörden müßten ferner darauf verzichten, an diesen Tagen irgend eine Gebühr, sei es auch nur in der Form des Garderobengeldes, zu erheben. Hierin sind übrigens, wie ich glaube, die kaiserlichen Sammlungen in Berlin mit gutem Beispiel vorangegangen. Man wende dagegen nicht ein, es sei kleinlich, dem hierbei gesparten Groschen eine Bedeutung beizulegen; es handelt sich doch um Bevölkerungsklassen, die mit jedem Pfennig rechnen müssen. Soll ich noch über die eventuelle Schädigung des Fiskus oder des Stadtsäckels ein Wort verlieren? Mag an einigen Wochentagen immerhin ein Eintrittsgeld erhoben werden: Menschen, die es sich gern etwas kosten lassen, wenn sie nur einen Genuß für sich allein haben können, wird es wohl immer geben.

Von großer Wichtigkeit scheint mir aber noch das folgende: Museen sind doch im großen und ganzen ziemlich spärlich gesät; nur in den Residenzen und Großstädten sind sie zu finden. Wenn nun auch der Zug in die Stadt einen immer größeren Prozentsatz des Volkes dorthin zusammenführt, so wohnen doch in den kleineren Städten schließlich auch Menschen. Und wenn wir es heute als ganz selbstverständlich betrachten, daß der Staat öffentliche Mittel, also die Erträge allgemeiner Steuern, mit für Kunstzwecke verwendet, so kann man es den Steuerzahlern nicht verdenken, daß auch sie ihren Anteil daran haben wollen. Unglücklicherweise gehören jedoch die Volksklassen, an die ich gerade denke, nicht zu denen, die das Hauptkontingent der Vergnügungreisenden stellen; also auch der Trost, während eines gelegentlichen Besuchs bei Onkel und Tante in Berlin sich genügend an Kunst laben zu können, ist für sie ein illusorischer. Was ist da zu tun? Nun, ich denke mir, wenn die Menschen nicht zu den Bildern kommen können, so schickt man eben die Bilder auf Reisen! Wäre das etwas so Ungewöhnliches? Mit demselben Rechte wie die „Lebensmüden“ und „Vitriol“ eine Tournee durch Deutschland gemacht haben, könnte man doch auch gute Bilder von Stadt zu

Digitized by Google

Stadt schicken. Von Schwierigkeiten des Transports ist da gar keine Rede, es soll ja nicht eine ganze Galerie wandern, sondern kleinere, nach einem bestimmten Plane sorgfältig zusammengestellte Kollektionen sollten der Reihe nach in den Mittelstädten zur Ausstellung gelangen. Und wenn man dabei noch nach dem Prinzip verfahren wollte, in diesen Mustersendungen mit Wert die kunstgeschichtliche Entwicklung zu berücksichtigen, so wäre das für die Beschauer von nicht zu unterschätzendem Vorteil, und das Kunstverständnis würde vielleicht besser gefördert werden als durch häufiges, aber planloses Besuchen umfangreiche Galerien.

Wenn man aber auch die Schwierigkeiten und Kosten des Transports von Kunstwerken nicht allzu hoch veranschlagen will, dann werden sicher Bedenken hinsichtlich der Ausstellunglokalitäten laut werden. Gewiß, noch sind wir nicht so weit, daß jede Stadt eine Volkshalle mit Ausstellungräumen, mit Lese-, Konzert- und Vortragsälen hat. Aber jede Stadt hat ein Rathaus, und jedes Rathaus hat einen Festsaal, und diese Festsäle werden dadurch, daß man in ihnen einer gelegentlich durchreisenden Fürstlichkeit einen Ehrentrunk kredenzt, nicht allzusehr in Anspruch gegenommen. Hier wäre also ein ganz geeigneter Platz für solche Ausstellungen, und wenn auch die Beleuchtung manches zu wünschen übrig läßt, besser schlecht beleuchtete Kunstwerke als gar keine.

Man wird vielleicht sagen, meine Rechnung hat einen kleinen Fehler. Kunstsammlungen sind, soweit sie städtisch sind, auch lediglich aus städtischen Mitteln geschaffen, und den Einwohnern fremder Städte steht daran keinerlei Anspruch zu. Ich muß das zugeben. Immerhin würde ein strenges Festhalten an diesem Prinzip ungefähr eine gleiche Engherzigkeit der betreffenden Gemeinde bekunden, wie wir sie etwa einem Privatmann vorwerfen würden, der jedem fremden Besucher den Zutritt zu seinen wertvollen Kunstsammlungen ängstlich verwehren wollte.

Ich glaube genügend klargelegt zu haben, daß die Staats- und Kommunalverwaltungen in der angedeuteten Richtung zu wenig Rücksicht auf das große Publikum nehmen. Und dieses Minus wird nicht gutgemacht durch ein Plus von Erwägungen, die sich bei anderen Gelegenheiten bemerken lassen. Woran ich dabei denke, das ist die Stellung, welche die Behörden bei Erwerbung von Kunstwerken nur zu oft einnehmen. Man möchte glauben, es wäre schon gut, wenn hierbei lediglich künstlerische Momente ausschlaggebend wären, wenn auf Grund eines sachverständigen Urteils — dessen Bedeutung schon vorhin betont

Digitized by Google

wurde — in den öffentlichen Kunstsammlungen nur solche Kunstwerke zur Aufstellung gelangten, denen eben deshalb, weil sie Kunstwerke sind, eine künstlerisch bleibende Bedeutung und ein allgemein menschlicher Wert zukommt. Aber nein, man stellt weit höhere Anforderungen; positive: die zu erwerbenden Kunstwerke sollen z. B. auch eine patriotische Gesinnung im Beschauer fördern, und negative: sie sollen nicht unsittlich sein, wobei als charakteristisches Merkmal für die letztgenannte Eigenschaft ziemlich allgemein die Darstellung des nackten menschlichen Körpers gilt; gleichzeitig muß das betreffende Kunstwerk natürlich auch „schön" sein. Selbstverständlich will eine Bekämpfung dieser offiziellen Kunstpostulate nicht besagen, daß Kunstwerke, die diesen Ansprüchen genügen, keine Kunstwerke seien, das wäre paradox. Aber ebenso selbstverständlich ist doch auch, daß mit Hilfe der bildenden Künste hergestellte Gegenstände, die eine patriotische Tendenz zeigen, „schön" und nicht unsittlich sind, deshalb nicht schon ohne weiteres den Anspruch erheben dürfen, als Kunstwerke zu gelten. Das ist aber leider betrübend oft der Fall. Und ferner soll mit diesen Worten nicht für irgend eine Kunstrichtung Propaganda gemacht werden, doch das sollte nicht vergessen werden, daß es Künstlern, die mit Vorliebe aus dem Volksleben schöpfen und deren Sprache daher dem Volke besonders zu Herzen geht — ich denke dabei an Thoma, an Liebermann, an Kalkreuth oder von Ausländern an Meunier, Millet und Israels —, daß es solchen Künstlern unmöglich sein wird, immer etwas im obigen Sinne „Schönes", d. h. dem Inhalte nach Erfreuliches zu schaffen. Auf zwei Ursachen glaube ich nun jene bedauerliche Erscheinung zurückführen zu können. Einmal ist die Kunst noch viel zu sehr „Privatsache", und, soweit ihre Förderung durch den Staat in Frage kommt, viel zu sehr von dem individuellen Geschmacke einzelner Persönlichkeiten abhängig, bei denen auch der beste Wille nicht immer mangelndes Verständnis zu ersetzen vermag. Das Wort „l'Etat c'est moi" sollte, wie auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, doch auch in der Kunstpflege endgültig überwunden werden. Anderseits aber fehlt eine Organisation, die als eine wirklich berufene Vertretung der deutschen Künstlerschaft gelten darf und der in Sachen der Kunst eine entscheidende Stimme zusteht. Zu welchen Unzuträglichkeiten dieser Mangel führt, das haben erst vor einiger Zeit die unerquicklichen Vorgänge gezeigt, die sich anläßlich der Beteiligung der deutschen Kunst auf der Weltausstellung in St. Louis abspielten. Ich will hierauf

Digitized by Google

nicht länger eingehen, aber das möchte ich noch hinzufügen, daß es sich hierbei gar nicht um ideelle Momente allein handelt, sondern daß ganz reale Interessen mit in Frage kommen. Eine Standesvertretung der gesamten Künstlerschaft ist eine unbedingte Notwendigkeit.

Künstler, das sind ja heutzutage nicht mehr einige wenige weltentrückte, in Samtjackett und Schlapphut ihr Dasein verbringende, Menschen, sondern sie bilden einen hochbedeutsamen Faktor unseres Volkes. Durch die vielgestaltigsten Beziehungen heute unvergleichlich mehr wie ehedem mit dem praktischen Leben verknüpft, geben sie uns mit vollen Händen Bestes, da dürfen sie als Gegenleistung schon eine genügende Berücksichtigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse erwarten. Und deren gibt es für die gesamte Künstlerschaft mehr gemeinsame als trennende, sodaß auch die Vertreter der verschiedensten Richtungen hier mit- und nebeneinander arbeiten könnten. Die Initiative zu einem solchen innigen Zusammenschlusse muß selbstverständlich aus der Mitte der Künstlerschaft hervorgehen, aber dann, wie ich vorhin sagte: Staatshilfe zur Selbsthilfe. Schon durch die moralische Unterstützung, also dadurch, daß eine solche Organisation als höchste Instanz anerkannt wird, könnte sie einen mächtigen Rückhalt gewinnen.

Die Gefahr der Verwelschung Tirols.

Von Ewald Haufe.

Wer im deutschen Süden lebt, kann immer klarer sehen, wie dort das Welschtum gen Norden vordringt. Noch gibt es viele Tiroler, die der Meinung sind, daß der deutsche Süden gesichert sei, und es gibt Reichsdeutsche, die derartig politisch farbenblind sind, daß sie schon die Jahre zählen, in denen der Gardasee deutsches Gepräge haben wird, weil sie dort ein paar deutsche Wirtinnen und Wintergäste antreffen. Erst die letzte Zeit hat vielen die Augen geöffnet; die Innsbrucker Vorgänge, die ihr Echo bis nach Italien hinein hatten, haben Licht gebracht.

Digitized by Google

Die zunehmende Verwelschung des deutschen Südens von Tirol ist keine erträumte Sache, sie ist Tatsache. Noch vor zwanzig Jahren hörte ich in Bozen nur wenige italienische Laute; heute kann man dort zuweilen glauben, an Italiens Grenze zu sein. In den Straßen gibt es eine Menge welscher Schilder, auch in Meran ist es so geworden; selbst in Luzern und Innsbruck. Da konnte ich in Luzern an einem Hause das Wort Trattoria lesen, und in Innsbruck hörte ich unter einem Hotelfenster fast nichts als Italienisch, hunderte von Welschen zogen in der Frühe auf Arbeit aus. Das Beamtentum verwelscht; Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Bankbeamte sind immer häufiger ausgesprochen welsche Typen; selbst Arbeitsgebiete, die noch vor wenigen Jahrzehnten in deutschen Händen waren, wie die der Landarbeiter, gelangen immer mehr auch in welsche Hände; Knecht, Magd, Hirt, sind vielfach schon halb oder ganz welsch. Wo noch vor hundert Jahren ein Andreas Hofer lebte, da rief man mir aus einer Alm, als ich nach Wasser fragte, die Worte zu: „Nix daitsch!" Und wenn das nur eine Stimme im Tale war, es war ein Anfang, es gibt deutsche Gutsbesitzer, die welsche Arbeiter nehmen. Ja, selbst der deutsche tiroler Bauer, im Tale wie auf der Höhe, ist nicht mehr gesichert; schon manchen deutschen Hof sah ich in den 24 Jahren, welche ich in Tirol lebe, verwelschen, und als ich einen Bauer auf den Höhen des Eisaktales fragte, welcher von den sechs Buben, die vor uns im Grase lagen, den Hof bekommen würde, sagte er: „Koanic!" Wo der Deutsche den Boden urbar machte, wo noch vor wenigen Jahren deutsche Lieder erklangen, hört man immer häufiger die welsche Stimme; der deutsche Süden wird welsche Beute.

Mit der Verwelschung ist es wie mit dem Kriege, beide haben ihre Veranlassung und ihre Ursache. Wenn die Ursache tief liegt, so ist die Veranlassung äußerlicher Art. Die Veranlassung als äußerlicher Verwelschungsgrund kann jeder herausfinden, der sich einige Wochen im deutschen Süden aufhält. Da können Tourist und Wintergast sehen, daß der Baumeister den welschen Arbeiter nimmt, weil er billiger ist. Der deutsche Villenbesitzer baut seine Villa mit welschen Maurern, und welsche Zimmermaler schmücken ihm die Wände, denn der welsche Handwerker ist billiger. Der deutsche Bauer kommt zum welschen Knechte, zur welschen Magd, weil ihm das Dienstpersonal vom Berge ins Tal, vom Dorfe in die Stadt läuft; und sie laufen ihm davon, weil der tiroler Bauer nicht mehr zahlen kann und der Soldat,

Digitized by Google

wenn wieder auf dem Berge, erzählt, wie luſtig es in der Stadt ſei. So kommt der Welſche auf deutſchen Boden; niedrige Löhne ſind ihm lieber als keine, daheim hat er oft ja nicht einmal Arbeit, und die Signori liegen ihm im Magen. So nimmt er ſeinen Weg nach dem Norden und kommt in den deutſchen Barbierladen, in den deutſchen Putzladen, in den deutſchen Kaufmannsladen, bis hinauf zum deutſchen Hofe.

Aber auch ſicherer iſt ſein Herr in vielen Fällen mit ihm. Da iſt ſchon die Kinderzahl des Tirolers geringer als die des Welſchen. Im Zillertale wanderten einmal mehr aus, als geboren wurden. Dazu kann der Welſche raſch zur Stelle ſein, das welſche Gebiet iſt räumlich nahe. Und ſelbſt in bezug auf die Zeit iſt die welſche Kraft die bevorzugte, ſie iſt ausgiebiger, ſagt der Brotherr. Wenn der Deutſche beim Bau am Montage nicht bei der Arbeit iſt, iſt der Welſche auf dem Poſten. Der Welſche kommt dem Deutſchen mit elementarer Gewalt ins Gehege. Und hier haben wir die Linie, die die äußerliche Veranlaſſung von der tiefliegenden Urſache trennt: der Tiroler braucht den Welſchen.

Der deutſche Süden war wie geſchaffen für Ertötung kulturellen Entwickelns. Im Meer der Berge konnte der Klerikalismus erblühen, Tirol blieb eine Art Tibet. Wo aber der Geiſt geknechtet iſt, daß ihn Dogmen und Gewalt nähren ſollen, da erkalten Herz und Hirn. Das Sichabrackern wird zwecklos, wo der Menſch nirgends Entgegenkommen findet, nirgends ein Ziel vor Augen hat. Es bleibt beim Knödel ſtofflich wie geiſtig. Nicht einmal ins andere Tal durfte ſo ein Bauer gehen, um ſich ein Weib zu holen; das Blut erneuerte ſich nicht, ganze und halbe Idioten ſind in Tirol ſchon zu Tauſenden zu finden. So blieb der Bauer leiblich wie geiſtig unentwickelt und mußte wirtſchaftlich zurückgehen. Verboten waren ihm Erſchließungen von Tal und Höhe, kein Weg durfte gebaut werden, jahrhundertelang bettelten Bauer und Bürger um die Erlaubnis, ſich durch eine Straße, eine Eiſenbahn zu helfen, eine Schule zu haben, Verkehr mit der Welt — kein Fremder ſollte kommen, jedes Dorf ſollte ein Lhaſſa ſein. Unerſchloſſen blieben die Wälder, das Vieh wurde nicht nutzbar gemacht, nicht das Gebirge, der Geiſt blieb geknechtet, denn nicht das Nationale war das Literat, ſondern das Klerikale. „Zuerſt klerikal, dann national!“ predigte der Kaplan. Und ſo brachte er den Bauer dorthin, wo er iſt, nämlich wo der welſche Geiſt, der zuerſt und vor allem national, ſeine Nahrung findet. Und der Staat, anſtatt ſeinerzeit Tirol als Ganzes zu

Digitized by Google

lassen, machte aus Tirol die Schüssel mit den zwei Suppen, der welschen und der deutschen. Hätte die Politik seinerzeit den Italienern Welschtirol gegeben und das deutsche Tirol als ein Ganzes entwickeln lassen, so wäre die Gefahr, die heute vorhanden ist, gar nicht möglich gewesen. So fand der welsche Geist, was er braucht, denn der welsche Geist ist der politische Geist, der nicht Wüsten sucht, um Gärten daraus zu machen, sondern der den Garten braucht. Und da dem tiroler Bauer je länger je mehr sowohl wirtschaftlich, als geistig die Kraft für gesundes Entwickeln abging, kam der Welsche immer mehr auf deutsche Scholle. Wo heute dem tiroler Bauer die Not ans Hoftor pocht, verkauft er lieber gleich den Hof, als ohne Kuh zu sein, der Stolz des freien Tirolers ist gefährlicher Stolz. Und so kommt der, der nie weder Hof noch Kuh besaß, und dem die politischen Hintermänner in Italien die Hand reichen, und fühlt sich in Tirol als „Possidente" mit seinen drei Schafen und vier Ziegen. Aber der deutsche Hof ist verwelscht, und die Sünde ist im letzten Grunde die der Regierung, unglaubliche Kurzsichtigkeit, die den tiroler Bauer jahrhundertelang entmündigte, daß er nicht mehr will, was er kann, noch kann, was er will, daß der Welsche ihn verdrängt.

Die Verwelschungsgefahr kann nicht dadurch beseitigt werden, daß wir ein Pflaster auf die Wunde kleben; ein organisches Leiden erheischt Besserung des Gesamtorganismus. Es kann nicht heißen, hier ein paar Groschen für den Schulverein hergeben, dort ein Alpenwirtshaus sichern. Das haben die Tiroler nun erkannt; sie wissen, daß der, der nicht beiträgt, ihr Land von innen heraus zu befreien, wissentlich oder unwissentlich ein Verräter ihres Blutes ist. Vom Landtage durch Gerichts- und Gemeindestube hinab, bis zum kleinsten Beamten, müssen wir fähig sein, klar zu sehen und zu handeln. Der Kapitalist muß mitwirken, wie der Besitzlose, der Priester und Lehrer wie der Offizier und Beamte, die Presse wie die Kunst, der deutsche Sommer- und Wintergast wie der Tiroler selbst. Tirol muß Auge und Ohr bekommen. Die politischen Vereine müssen solche der Volksbefreiung sein, Mauern, die den welschen Geist und die welsche Sitte fernhalten. Wir können in Innsbruck keine welsche Hochburg haben; eine italienische Universität in Innsbruck ist der Anfang vom Ende. Die welsche Universität gehört auch nicht nach Triest, um dort ein neues Stück Welschtum großzuziehen; sie gehört nach Südtirol, nach Trient, Roverodo, die welsch sind und bleiben sollen und ja doch einmal zu Italien geschlagen sein werden. Wir brauchen Volksstärkungs-

Digitized by Google

mittel, wo immer es möglich iſt, vor allem deutſchfühlende Volksſchullehrer und Prieſter. Eine völkiſche Preſſe, die Geld hat und den Mut, den Kampf kräftig fortzuſetzen. Wir brauchen eine tiroler Kunſt. Wo immer der tiroler Künſtler um ſeine Ideale ringt, haben wir ihm zu helfen; der Staat, der Geld für Kanonen hat, ſoll auch Geld für die Volkshebung haben. Wir brauchen vom Volke geſchaffene Volksſchauſpiele, wo immer es angeht, um den Tiroler völkiſch zu machen. Wir brauchen einen Volkskalender, geſchrieben und gemalt mit dem Blut tiroler Dichter und Maler, ein Buch, das von Haus zu Haus geht. Wir brauchen das Herz der Reichsdeutſchen, die zu uns kommen als Beſiedler deutſcher Gebiete, die in Gefahr ſind, zu verwelſchen; alſo Kapitaliſten, penſionierte Offiziere, Beamte, Gelehrte und andere, die ihrem Deutſchtum Ausdruck geben durch Ankauf, Pacht, Beeinfluſſung der Preſſe und der Gemeindeſtube, des Geiſtes in Haus und Familie. Unzählige Punkte bei Meran, Bozen und in vielen Tälern und Gebieten Tirols ſind wert, in dieſem Sinne von den Reichsdeutſchen geſtärkt und gefördert zu werden. Wir brauchen noch viel größere Erfolge durch den Alpenverein; hunderttauſende von Reichsdeutſchen mögen alljährlich kommen, damit jeder Weg, jedes Tal, jede Hütte Zeuge ſei, daß wir wiſſen, was wir wollen, daß wir eins ſind mit unſeren Brüdern und Schweſtern in Tirol. Wo ein Dorf in Gefahr iſt, haben wir die deutſche Schule zu bauen und ihr den Geiſt zu geben, den die Berge predigen. Wir brauchen die Wiedergeburt Tirols, die wirtſchaftlich-ſittlich-geiſtige, eine Wiedergeburt, die die Höhe der allgemeinen deutſchen Kultur hat, dann wird es zu dem Tirol gekommen ſein, das die Gefahr der Verwelſchung zu beſeitigen weiß. Noch iſt die Welle zu dämmen, die ſchon bis zum bairiſchen Boden ſpritzt, wohin die Welſchen ihre Vorpoſten als Geſchäftsleute, wie als Sommerfriſchler ſchicken. Aber zu dämmen iſt die Welle nur durch einmütiges Handeln aller völkiſch Geſinnten deutſchen Blutes in Tirol, wie in Öſterreich und Deutſchland. Schmach und Schande, ſollte dereinſt die welſche Hand die Frucht genommen haben, die Frucht jahrhundertlanger harter deutſcher Arbeit!

Digitized by Google

Der Soracte.

Von E. v. Hoerschelmann.

[Teil II.]

Wehe demjenigen, der es wagen wollte, an diesem Volksglauben oder an sonst irgend einer der allverbreiteten Legenden des Soracte den leisesten Zweifel zu äußern. Es würde ihm bei der wilden Gemütsart der Bevölkerung der Sabnia nicht wohl ergehen. Ebenso unheilig ihr Wandel ist — gerade ebenso fanatisch ist ihre Vergötterung des Ortsheiligen San Sylvestro. Zu diesen Fanatikern zählt auch der drüben aus Oresta gebürtige Frate.

„Ihr seid ja wohl," fährt er, allmählich aus seiner vorigen Lethargie erwachend, fort, „von Civita Castellana aus heraufgekommen? — Ohne Zweifel werdet ihr, wie jeder Fremde, bei dem ‚Castellaccio' auch ‚Castello delle Formiche' (Schloß der Ameisen) genannt, Halt gemacht haben?"

„Jawohl! — Doch die von Euch genannten Namen kenne ich nicht. — Als ‚Castello di Magliana Sabnia' wurde mir die Burg bezeichnet, die mit ihrem ungeheuren Turm so finster und drohend dreinschaut, als hätte sie von lauter Schreckniſſen vergangener Zeiten zu sagen!"

„Das hat sie auch. Denn von ihr gingen einst allerlei Plagen aus, die die Bevölkerung der Sabnia in Furcht und Schrecken hielten. Darum heißt sie bei uns heutzutage noch kurzweg il castellaccio. Von einer jener Plagen rührt auch der andere Name her, den ich Euch vorhin schon nannte."

„Und worin bestand diese Plage?"

Ein fragender Blick meines Trinitariers schien zu sagen: „Das sind Dinge, die wir wohl den Gläubigen gern erzählen. Bist du ein solcher? Oder kommst du wie so viele Ungläubige und Protestanten des Nordens nur daher, um deine Neugier zu befriedigen?"

Da ich ihm die Antwort auf diese seine unausgesprochene Frage schuldig blieb, fuhr er fort: „Es war zur Zeit, als San Sylvestro hier oben hauste. Da überschwemmte, vom Castellaccio ausgehend, eines Tages, gleich der Heuschreckenplage der Ägypter, von denen das Buch Mosis berichtet, ein ungeheurer

Digitized by Google

Schwarm giftiger Ameisen die ganze Gegend. Auf den Befehl des Papstes wälzte sich derselbe dem Kloster des Soracte zu. Auf das Zeichen des Kreuzes, das Sylvester über dem Altar schlug, aber verendeten die lästigen Blutsauger samt und sonders, sobald sie demselben nahe kamen. Immer wieder wälzte sich, gleich aufgeregten Fluten, der schwarze Strom daher und immer wieder brach er sich am Alter von San Sylvester. Übrigens" fuhr mein Cicerone fort, in dem plötzlich der gute Patriot erwacht schien und dessen Rede sich je mehr und mehr zu einem gewissen Schwung erhob, als er auf die ihm von Kindheit auf vertrauten Geschichten zu sprechen kam, „war Sylvester nicht der einzige unter den Päpsten des medio evo, der — aus Rom flüchtend, hier Zuflucht gesucht hätte.

„Als anno 590 der römische Prätor aus dem alten Geschlecht der Anicier die Nachricht erhielt: Rom habe ihn zu seinem Oberhirten erwählt, floh er, gequält von schweren Zweifeln an sich selbst und seiner Qualifikation für die seiner harrenden Mission, in die Wildnis des Soracte. Aber ein Feuer, das er sich in einer Felsschlucht angezündet, verriet durch die aufsteigenden Rauchwolken den nach ihm ausgesandten Boten sein Versteck, und also sah Gregor der Große sich genötigt, das von Stürmen umgeworfene Schiff der Kirche in seine starke Hand zu nehmen und es durch die aufgeregten Wogen seiner Zeit zu lenken — daß es nicht verderbe!"

Wenn schon die dämmernden Innenräume von San Sylvestro all jenen alten Mären, zu denen der Wind, der durch die leeren Fensterhöhlen zieht, seine geheimnisvollen Weisen aufspielt, zur Folie dienen und die Phantasie mit Vorstellungen erfüllen, in denen Legende und Historie, Fabel und Wirklichkeit sich zu eins verschmelzen, so mutet das von den Abendschatten umlagerte Gärtchen draußen, „l'orto di San Silvestro" genannt, vollends an wie ein Gruß aus fernen Zeiten! — wie ein tatsächliches Überbleibsel der Vergangenheit.

Heute noch, wie angeblich damals, als der aus Rom geflohene Pontifex es mit eigener Hand bebaute, liegt es da, sauber gehegt und gepflegt. Zwei Klosterbrüder, die in den Furchen zwischen den grünen Bohnenranken knien, um dieselben von Unkraut zu reinigen, sehen scheu und schüchtern zu mir auf, als wollten sie sagen: „Was hast du, Weltkind, hier zu suchen?"

„Was ich suchte," fühle ich mich versucht, ihnen zu antworten, „das hab' ich auch gefunden." Eine Art Bergpredigt.

Digitized by Google

Eine Predigt von der Herrlichkeit der Welt und ihrem Unverstand, wie sie mitunter auch unter uns Weltkindern fromme Hörer findet. Alles, was mein Auge erblickt, alles, was mein Ohr vernimmt, weiß von dieser Predigt zu sagen, die mir die Geister zutragen, die auf dem Gipfel des Soracte hausen.

Von den Tagen Constantins und Sylvesters, Pipins und Carlomans wissen sie zu sagen, bis auf Otto III., den jugendlichen Imperator, der auch, wie einst der Frankenfürst, vor der Welt und ihren Täuschungen in diese Wildnis entfloh und drüben, in Paterno, von dem heute nur noch ein Haufen Ruinen übrig ist, seinen Weltherrschaftstraum begrub. — Der, Schutz suchend in den Mauern, die ihm keinen Schutz mehr boten, von einer feindlich gesinnten Soldateska bedroht, sein jugendliches Haupt der Sichel des Knochenmannes beugte, ehe auch nur einer der gemeinsam mit dem Freunde und Genossen seiner Kindheit, dem ihm bereits im Tode vorausgegangenen Papstjüngling (Gregor V.),*) gehegten Zukunftsträume zur Reife gediehen wäre.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Und wieder erdröhnt das Tal der Sabnia vom Geklirr nordischer Rüstungen, und wieder geht ein Blitzen durch die Luft von nordischen Schwertern, und wieder zieht ein Imperator durch die Ebene, den Soracte entlang: Friedrich Barbarossa. — Nach siegreicher Römerfahrt, an der Spitze seines tapferen Heeres, nimmt er seinen Weg an demselben Paterno vorbei, wo anderthalb Jahrhunderte zuvor sein Vorfahr auf dem Kaiserthron, der Letzte der Ottonen, so sieglos unterging.

Ob er wohl innehielt auf seinem Marsch, der Recke — ob er wohl des Schwärmers auf dem Thron seiner Väter gedachte, der hier so kläglich endete — als er, Barbarossa der Siegreiche, die Türme von Paterno vor sich aufragen sah? — — —
— — — — — — — — — — — — —

Nicht minder als die Kapelle auf seinem Gipfel und als Paterno an seinem Fuße wissen auch sie von der Vorzeit zu erzählen, die zahllosen, altersschwarzen Bergnester, die fern am

*) Bruno, Ottos III. Vetter, der um 996 mit 21 Jahren von dem 16jährigen Kaiser zum Papst erwählt, trotz seiner Jugend große Hoffnungen erregte, mit Kraft und Selbständigkeit die Zügel der päpstlichen Regierung ergriff, aber schon drei Jahre später (angeblich vergiftet) in Rom verstarb.

Digitized by Google

Horizont, als seiner würdiger Rahmen diesen „Monte Sacro" des mittelalterlichen Italiens umschließen und dessen Endpunkt nach Süden zu die Kuppel von St. Peter bildet: „E la cupola pia miri che su Roma il genio alzo!"

Da ist Nepi — das, wie Strabon berichtet, als Rom gegründet wurde, schon ein halbes Jahrtausend hinter sich hatte — die einstige Hauptstadt der „Falisci" —, d. h. des hervorragendsten Kulturelementes der etruskischen Völkerschaften. — Eine der Lehrmeisterinnen Roms in den bildenden Künsten (Architektur, Skulptur) sowohl, als in den Wissenschaften, im Ackerbau, in der Musik usw.*)

Heute noch zeugen die Überreste der aus massiven Felsstücken aufgeführten Mauern und die zahlreichen Grotten seiner Nekropolis von der einstigen Machtstellung der jetzigen Ruinenstadt — — „die Schutzmauer Etruriens", wie gleich Strabon auch Titus Livius das damalige „Nepete" bezeichnet.

Von dem Longobardenkönig Alboin (568 n. Chr.) zerstört, ist freilich das alte Amphitheater samt den finsteren Grotten und Mauern seiner Gräberstadt alles, was heute noch von dem alten Nepete übrig ist. Aber dort, unweit der Äquedotten riesiger Konstruktion, die sich von Nepi aus weit nach Norden hinaufziehen, erhebt sich, über das übrige Gemäuer hoch emporragend, ein festungsartiger Turm, der von minder fern liegenden, aber ebenfalls sturmbewegten Tagen zu erzählen weiß. Von Rodrigo Borgia (Alexander VI.) erbaut, diente die noch heute also benannte „Torre di Valentino" nach dem Tode des Papstes dem furchtbaren Cäsar (Duca Valentino) als Zufluchtsstätte. In dieser seiner Feste verschanzte sich der Tyrann gegen das empörte Volk, das — nachdem die wenigen Freunde des Hauses Borgia mit Mühe und Not den Leichnam des Papstes vor der Wut des Pöbels in eine unscheinbare Kirche der Via Giulia gebettet hatten, auch ihn, den bösen Dämon seines Vaters, in Stücke zu reißen drohte. —

Da wetteifern ferner um den Vorrang malerischen Reizes Morolo und Rignano Flaminia, beide an der Via Flaminia gelegen.

*) Eine reiche Auswahl etruskischer Antiquitäten, teils auch aus Nepi stammend, beherbergt die Villa Giulia auf der Via Flaminia (Rom).

Digitized by Google

Morolo, am schützenden Rücken des Mont' Alto, von üppigen Waldungen umringt — der Überlieferung nach infolge der Zerstörung des alten Ecetra entstanden, an dessen Gestaden einst Hannibal sein Lager aufschlug — und Rignano Flaminia, das alte Castrum Rinianum, wie so viele andere Ortschaften der benachbarten Höhenzüge, von denen jede ihre Bedeutung, jede ihre geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen hat, die häufig, wie in Nepi, weit über die römische Ära hinausgeht — eine wahre Schatzkammer aller Art von Altertümern.

Da ist ferner Sutri, wie die vorgenannten Ortschaften etruskischen Ursprungs, mit seinem ebenfalls noch wohlerhaltenen Amphitheater, seinen Thermen, seinen uralten Gräbern — und seiner „Grotta di Orlando", dem angeblichen Geburtsort des Helden der Karlssage.

„Heute noch," so geht in der umwohnenden Bevölkerung seit altersgrauen Zeiten das Gerücht, „wenn nachts der Herbstwind über die ‚Grotta di Orlando' wegpfeift, ertönt aus ihrem Schlunde ein seltsames Klirren und Dröhnen. Das rührt von dem Schwert Durendal her." — Als Held Roland es im Tal zu Roncevalles sterbend schwang, um es zu zerbrechen, daß es nicht in Feindeshände käme, widerstand sein Stahl dem Todesstreich. Unter der Hand des noch im Tode Gewaltigen aber schnitt es jene Bresche in das Pyrenäental, die — in der Nähe der Türme von Marbore bis auf den heutigen Tag noch seinen — Held Rolands Namen trägt.

Wenn jenes Dröhnen und Klirren aus der „Grotta di Orlando" ertönt, dann wissen die Bewohner von Sutri, was es zu bedeuten hat.

Das ist das Schwert Durendal, das im Sturmwind über die Grotte hinfährt, und aus ihrem Schlunde antwortet ihm Horn Olifant, und wie von fernem Geisterchor hallt's in den Hütten wieder:

„Horn Olifant, Schwert Durendal,
Fern in den Tälern von Roncevalles,
Da steht ein Held, der seufzt so schwer;
Es hat ihn verlassen die treue Wehr:
Sein Schwert, das niemand noch besiegt! —
Der Held in seinem Blute liegt.
Horn Olifant, was stöhnst du so bang
Die Schluchten von Roncevalles entlang!"

— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Fern im Westen, der Meeresküste zu — rechts zu Häupten die „Monti Cimini", unterhalb, nach links zu, der „Lago di Bracciano", der gleich einem blassen Silberstreifen die umliegenden Höhen schneidet —, das finstere, turmreiche Bergnest ist Viterbo, in seinem ausgeprägt mittelalterlichen Baustil, nächst Siena die in ihrer Art typischeste Stadt Italiens.

„Im Jahre 1146 war's," so lautet der Bericht eines seiner einheimischen Chronisten, „daß Viterbo anfing, in der Papstgeschichte des Mittelalters eine Rolle zu spielen. Im genannten Jahr verlegte Eugen III., nachdem er, aus Rom fliehend, hier Schutz gesucht und gefunden, den päpstlichen Thron in seine Mauern.

Drei Dezennien später wurde das unter Karl dem Großen bereits erbaute Kastell samt den umliegenden, im Lauf der Jahrhunderte entstandenen Borgis von Friedrich Barbarossa zur Stadt erhoben." — — „Nur dem Anschein nach hing Viterbo von Päpsten und Kaisern ab. Seine Bürger wußten stets sich ihr freies Regiment zu wahren. Im Jahre 1203 belagerte Friedrich II. die Stadt, mußte aber nach vergeblichem Ansturm unverrichteterSache abziehen. Seitdem hielt Viterbo sich zur guelfischen Partei und blieb derselben treu, bis zur Übersiedelung der Päpste nach Avignon (1309). — Häufig pflegten die Päpste, seit Eugen III., in dem mächtig befestigten Viterbo zu residieren."

„Das erste daselbst abgehaltene Konklave," berichtet derselbe Chronist, „gestaltete sich unter folgenden Umständen zu der Norm, die heutzutage noch bezüglich der Einschließung der Kardinäle die übliche ist."

Um den endlosen Verhandlungen der im „Palazzo Papale" versammelten Kardinäle ein Ende zu machen, wurden letztere auf eine bestimmte Station gesetzt — und eingeschlossen. Als die Uneinigkeit der Prälaten trotzalledem fortdauerte, wurde über den sämtlichen geweihten Häuptern das Dach eingerissen, so daß sich dieselben schutzlos der Sonne, dem Wind und dem Regen ausgesetzt sahen. Infolge dieser „durchgreifenden" Maßregel ward die bis ins Endlose fortgezerrte Frage: „Wer Clemens IV. Nachfolger werden sollte?" binnen drei Tagen entschieden. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Im XII. Gesang der göttlichen Komödie durchschreiten Virgil und Dante, geführt von Nessus, dem Centauren, den „Flegetonte", d. h. den Blutstrom, in dessen siedenden

Digitized by Google

Wogen die Mörder großen Stiles, wie Attila,*) Dionisius**) von Syracus, Ezel***) und andere ihre Sünden büßen.

Nachdem Nessus, wie ihm befohlen worden, das Dichterpaar schützend durch den Pfeilregen der Tausende und Abertausende von Centauren geführt hat, die erbarmungslos ihre Waffe gegen jeden der im Blutstrom sich windenden Sünder richten, der es wagt, sich aus den glühenden Wogen des Flegetonte über das ihm vorgeschriebene Maß herauszuheben, heißt es Zeile 118—123 desselben XII. Höllengesanges wie folgt:

„Poco piu oltre 'l Centauro s' affisse
Sovr' una gente che infin alla gola
Parea che di quel bulisame uscisse.
Mostrocci un' ombra dall' un canto sola
Dicendo: „Collni fesse in grembo a Dia
Lo cor, che 'n sul Tamigi ancor si cola!"

Mit diesen Worten, die sich auf den Königsmörder Guido von Monfort beziehen, der infolge der Ungeheuerlichkeit seiner Tat isoliert und der Gemeinschaft seiner Mitverdammten entrückt („dall' un canto sola") dasteht, weist der Dichter auf eine der dramatischesten Blutszenen hin, von denen die Chronik des so tief in die Welthändel des Mittelalters verflossenen Viterbo zu erzählen weiß.

— Ein seltener Konflux von Fürstlichkeiten und gekrönten Häuptern hatte sich — es war im Jahre 1272 — in Viterbo eingefunden. Im Beisein Philipps III. von Frankreich, Heinrichs III. und seines Bruders Eduard Plantagenet von England und Carls von Anjou, dem alles daran lag, die bevorstehende Papstwahl zu seinen Gunsten zu lenken, haben sich die zum Konklave berufenen Kardinäle in der Chiesa di Jesu versammelt.

Kaum hat das Hochamt, mit dem letzteres eingeleitet werden

---

*) „La divina Juistizia di qua punge
Quell' Attila, che fu flagello in terra."
[Canto XII (Inf.)].

**) „Quivi si piangonli spietate danni
Quivi è Alessandro e Dionisio fero
Che fe Cicilia aver dolorosi anni."
[Canto XII (Inf.)].

***) E quella fronte, ch' ha 'l pel cosinero
È Ezzolin . . . . .
[Canto XII (Inf.)].

Digitized by Google

soll, begonnen — da stürzt, den Tod seines Vaters*) zu rächen, Guido von Monfort über Heinrich von England her. Von seinen Helfershelfern unterstützt, zerrt er sein im Nu von zahllosen Dolchstichen durchbohrtes Opfer an den Haaren dem Ausgang der Kathedrale zu, läßt den blutüberströmten Leichnam draußen liegen und sucht unbeanstandet das Weite. Heinrichs Bruder und Nachfolger, Eduard Plantagenet, aber ließ das Herz des also hinterrücks ermordeten Königs in einem kostbaren Gefäß nach London schaffen und in einem strahlenden und weithin sichtbaren Behälter an einer Säule der Themsebrücke aufrichten zum ewigen Angedenken an die in der Kathedrale zu Viterbo von dem Grafen von Monfort begangene Bluttat, „auf daß das Volk der Briten desselben nicht vergesse"!

* * *

Über den Dachstuhl der alten Kapelle glitzert es goldig herauf. Dämmernde Nebelmassen wallen den Felsenschroffen entlang. Nach Westen zu liegt noch der Horizont im Feuer, im Osten dagegen lagern sich bereits nächtige Schatten.

Das tolle Zickzack des Tiber, der eben noch in rotgoldenen Glanz getauchte Hieroglyphen in den schwarzen Talgrund zeichnete, verschwindet. Seine ausgelassenen Windungen kennzeichnet nur noch ein blasser Nebelstreif. Mit immer dringenderen Gesten und unter wiederholtem Zuruf gibt mein Vetturino, der mittlerweile im Schatten der Kastanien, die das benachbarte Kloster umstehen, von seinen Strapazen ausgeruht hat, mir zu verstehen, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

Während gut einer halben Stunde haben letzterer und der Padrone des mit Resignation dreinschauenden Langohrs vollauf zu tun, um der auf Schritt und Tritt drohenden Gefahr des Absturzes standzuhalten. Aber beiden fehlt es weder an der nötigen Übung noch an der entsprechenden Muskelkraft, um mich — trotz mehr als eines kritischen Momentes dennoch wohlbehalten meinen vier Locandawänden wieder zuzuführen.

Noch hindert eine vorgeschobene Bergwand den Blick auf das kaum mehr eine Viertelstunde entfernte St. Oreste — und schon tönt ohrenzerreißendes Getöse uns von dort entgegen.

In dem alten Palazzo, der an das gleich jenem vor dem Stadttor gelegene Gasthaus stößt, und der bis dahin bei Tag

*) Des Grafen Simon von Monfort.

Digitized by Google

wie bei Nacht mit seinem geschlossenen Tor und herabgelassenen Fensterjalousien in wahrer Grabesruhe dalag, geht es so wild und lärmend her, als gäbe es Totschlag und Meuterei.

Dort wird, so scheint es, ein Hexensabbat gefeiert, wie kein Höllenbreughel ihn wüster zu ersinnen vermag.

Was gibt's? — Nächstdem finden die Wahlen für einen neuen „Consigliere della Provincia" statt. — Der Besitzer des Palazzo, Marchese R., der soeben von auswärts angelangt ist, hat die Bevölkerung von St. Oreste in Bausch und Bogen zu sich eingeladen — und kurz und gut, gerade wie weiland in den Zeiten der Wahlkämpfe um die polnische Königskrone, wie sie z. B. zwischen August III. und dem Prinzen Conti ausgefochten wurden, hängt hier heutzutage noch das Ergebnis der Wahlurne von der Frage ab: „Wer von den in Frage stehenden Kandidaten die meisten Weinfässer zur Verfügung hat? — Wer die Begeisterung seiner weinseligen Gäste am geschicktesten auszubeuten weiß!"

Das babylonische Stimmengewirr, das die Luft erschütternde Vivatgeschrei aus hunderten trunkener Kehlen, die in elenden Mißtönen einfallende Musik der Piazza läßt mich des alten Spruches gedenken, der Italien par excellence als das Land der Gegensätze bezeichnet. Die Feierstille dort oben und der Höllenbrodem hier, sie dienen dem alten Spruche wahrlich zur Bestätigung!

— Immer wüster gestaltet sich draußen die Orgie der Wahlkampagne. Gleich wildem Roßgewieher hallt's aus dem Palazzo herüber: „Evviva! Evviva! Mrrraao!" In der Abteilung für Tobsüchtige eines Tollhauses kann es wüster nicht hergehen, wie es dort hergeht. Immer wieder dreht sich die Wetterfahne auf dem Dach des altfeudalen Baues herum und wimmert wie im Sturm, und mir ist, als hörte ich sie flüstern: „Andere Zeiten, andere Sitten. So pflegte es hier sonst nicht herzugehen!"

— — Dem Himmels sei's Dank! Aus dem Stiegengang des leeren Gasthaussaales, in den ich mich geflüchtet habe, tönt eine rettende Stimme. Munteres Schellengeklingel meldet mir meinen Vetturino. Aufatmend besteige ich die „giardiniera",*) die mich dem ganzen sinnverwirrenden Tohuwabohu entführt.

*) Offener, leichter, mit Segeltuch überspannter Wagen.

Digitized by Google

Zunächst zwar steigert sich letzteres noch bis ins Monströse. Hinter mir her rast ein Schwarm jugendlicher Dorfkannibalen, die johlend und pfeifend dem Wagen folgen, so lange ihre Beine sie tragen. Eine scharfe Biegung des Weges, ein Felsenblock, der mich den skandalgierigen Blicken dieser „modernen" italienischen Straßenjugend entzieht, bei der neuerdings — und zwar von einem Ende Italiens bis zum anderen — der Brauch, die Fremden zu belästigen und zu beschimpfen, zur allgemeinen Regel geworden ist —, und die Stille der Campagna nimmt mich wie eine gütige Fee in ihren Bannkreis auf. Atemlose Einsamkeit breitet ihre schützenden Flügel über mich. Links von mir die endlose, von sanften Hügelreihen am Horizont umsäumte Ebene. Rechts — das ganze Landschaftsbild beherrschend — der Soracte, mit seinem Kloster, mit seinen Erinnerungen, gleich einem verirrten, weltfremden, durch irgend einen Schicksalsspruch in die Gegenwart der Dinge, die profane, hineingeschleuderten Stück Urwelt, dem die Vergangenheit heute noch Gegenwart — dem die Gegenwart ein Nichtvorhandenes, ein Staub, ein Nichts ist.

Flüchtige Schatten ziehen über die Campagna, deren wellenförmiger Boden im Zwielicht einer von leisem Wind bewegten Meeresfläche gleicht. Bald teilen sie sich, bald wieder ballen sie sich zusammen. Jetzt sind es keine formlosen Wesen mehr. Die Geister der Vergangenheit sind's, die in endlosem Zuge an mir vorüberwallen: Sylvester, Constantin, Gregorius Magnus, Carloman, Carolus Magnus, Friedrich Barbarossa und seine Mannen. —

Und jetzt, während die Sonne unter den Horizont hinabsinkt — welch ein Fata Morgana! O, gütige Fee, mehr als „Fata", Göttin, in Schönheit Strahlende, verweile! Daß mein Auge den Ballast all des Niedrigen, des Häßlichen, des Gemeinen vergesse, das seinen Blick getrübt hat — und sich erhole!

Vom Westen herauf, in zartes Rosenrot getaucht, steigt welch seltsames Wolkengebilde, immer höher und höher bis zum Zenit empor! In Form eines weitausladenden Füllhorns schüttet es aus seinem offenen Kelche einen endlosen Regen flammender Rosen über den Riesen der Sabnia und über die alte Kapelle, die so träumerisch in sich und ihre Erinnerungen versunken daliegt, als wollte sie sagen: „Wir hier oben und Ihr dort

Digitized by Google

unten — hat uns der gleiche Gott geschaffen? — Nein! — Ein anderer Gott als der heutige, vor dem man kaum noch den Hut zieht, der Gott des Mittelalters, der Allesbeherrschende: der Gott Constantins, der Gott des Gregorius Magnus ist's, zu dem wir aufblicken.

Was habt ihr Pygmäen mit jenem Gott zu schaffen? — Ihr habt ihn nie gekannt. — Dafür seid ihr auch zum Maß der Liliputs herabgesunken, wie groß ihr euch immer in eurer Eitelkeit und eurem Fürwitz dünken mögt. Unsere Helden haben sich vor dem Gott des Mittelalters, des dunkeln, wie ihr es nennt, gebeugt, und die Welt ward ihnen zum Schemel ihrer Füße, denn der Gott des Mittelalters war mit ihnen! — Sylvester, Constantin, wo ist eure Zeit geblieben?" — So scheint die alte Kapelle wie im Traume vor sich hin zu reden.

Immer dichter wird die Flut der Purpurflocken, die sich aus dem Wolkenfüllhorn ergießt, dessen Kelch zitternde Sternlein umringen. Dann plötzlich, indem sie, die flammenden Purpurrosen, die träumende Kapelle für die Dauer eines Blitzes mit glühendem Nimbus umhüllen, erblassen sie auch schon und verschwinden. — So sah mein Auge zum letztenmal den Soracte aus der Einsamkeit der Campagna aufragen. Fata Morgana!

Die Schenkung.

Erzählung von P. Boborykin.

Deutsch von M. Beßmertny.

I.

Seitdem Anna Iwanowna Witwe ist, lebt sie nur für ihren Sohn Eugen. Sie hat zwar noch andere Interessen und erwärmt sich für alle Bestrebungen, die das Leben ihres verstorbenen Gatten Nikolai Petrowitsch erfüllten, doch diese Interessen liegen für sie außerhalb des Hauses.

Nikolai Petrowitsch ging in der Betätigung seiner gemeinnützigen Ideen auf, und kein Wandel sozialistischer Strömungen

Digitized by Google

vermochte ihm von dem Wege abzulenken, den er als den rechten erkannt hatte. Treu den Idealen der sechziger Jahre beschäftigten ihn dreißig Jahre lang die öffentlichen Angelegenheiten, für die er den größten Teil seines Einkommens mit Freuden opferte.

Das Vermögen seiner Gattin betrachtete er als etwas Unantastbares, und sie erstand für dasselbe fünf Jahre vor seinem Tode das Haus, in dem sie jetzt wohnte. In seinem Testament vermachte ihr Nikolai Petrowitsch sein väterliches Gut und alles, was er an beweglichem und unbeweglichem Besitz sein eigen nannte.

Anna Iwanowna stiftete zwei Stipendien auf den Namen ihres Gatten und eine „gewisse Summe" für verschiedene ihr sympathische Wohlfahrtsinstitute.

Ihr Eugen war siebzehn Jahre alt, als sein Vater starb, und besuchte zu der Zeit die vorletzte Klasse des Gymnasiums.

Er war ein hübscher, hochaufgeschossener, schlanker Jüngling mit einem Anflug von Schnurrbart und zeichnete sich durch sein ruhiges und äußerst höfliches Wesen aus. Weder Vater noch Mutter experimentierten an ihm herum, und es schien fast, als liege in seinen eigenen Händen die Leitung seiner Erziehung. Weder Wildheit noch Übermut, weder Trägheit noch Unordnung traten bei ihm in die Erscheinung. Alle Bekannten führten ihn daher ihren Kindern als Muster vor.

Der Vater wollte ihn nie in ein Internat geben, da er ein Feind des Klassengeistes war; die Mutter, die stets solidarisch mit ihrem Gatten war, pflichtete ihm auch hierin bei.

So ging Eugen ins klassische Gymnasium und lernte zu Hause noch bei einer Lehrerin Sprachen, von denen er drei mit vorzüglichem Dialekt beherrschte. Sehr früh begann er zu dichten und zu schriftstellern. Auch besaß er angenehme kleine Talente für Musik und Zeichnen. Er hatte gerade nicht das Zeug zu einem Virtuosen, doch spielte er recht hübsch Violoncello und interessierte sich auch für die Musiktheorie.

Mit der Medaille beendete er das Gymnasium und bezog die Universität als Student der Jurisprudenz. Pflichtgetreu arbeitete er seine Referate aus, besuchte fleißig die Vorlesungen, las in vier Sprachen sehr viel und erwarb sich schon im ersten Kursus den Ruf eines hervorragend gebildeten Studenten.

Allmählich schaffte er sich auch Freunde an, die ebenso wohlerzogen und „distingués" wie er selbst waren. Sie kamen häufig zu ihm und lasen und musizierten gemeinsam.

Digitized by Google

Anna Iwanowna bemerkte mit Genugtuung, daß weder ihr Sohn, noch sein ganzer Kreis irgend einem Sport, wie dem Reiten oder Radeln, eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Ihr mütterliches Herz fand auch keine Ursache zur Beunruhigung, daß in Eugens Leben Wein, Karten und Frauen etwa eine große Rolle spielen könnten.

Sie beobachtete den Sohn scharf, seitdem er in das Alter kam, da der Flaum auf seiner Oberlippe sich zeigte, aber sie fand nie etwas an ihm, was ihr gefährlich oder unschicklich hätte erscheinen können.

Er war nur fast zu still und von einem unerschütterlichen „Gleichgewicht", wie es heutzutage heißt.

Sie staunte oft, daß er als Student weder im Gespräche mit ihr oder mit Gästen je Veranlassung nahm, sich abfällig oder gar mit Entrüstung über irgend einen öffentlichen Vorgang in der Gesellschaft zu äußern.

Ähnlich wie er waren seine Freunde, Zöglinge anderer höherer Lehrinstitute.

Einmal dachte Anna Iwanowna schon, daß hinter der allzugroßen Ruhe und Besonnenheit ein heimliches Flämmchen bei ihm glühe, das plötzlich in irgend einem ernsten Gedanken zum Ausdruck kommen könnte. Zwei Jahre wartete sie auf dieses Ereignis und empfand eine Art Enttäuschung, daß es ausblieb.

Sie war mit fünfzig Jahren noch so impulsiv und so enthusiastisch anhänglich an all den Ideen, für die Nikolai Petrowitsch sich begeistert hatte.

Jedes bedauerliche Vorkommnis im russischen Leben, jeder Rückschritt in den „leitenden Sphären" rief ein Schmerz- oder Schamgefühl in ihrem Herzen hervor, das immer noch so leicht erregbar war wie vor zwanzig Jahren.

Merkwürdig, daß all dieses ohne Wirkung auf Eugen blieb! Er faßte jedes Ereignis vom objektiven Gesichtspunkte auf und beurteilte es mit wissenschaftlicher Konsequenz. Ganz besonders befremdete es Anna Iwanowna, daß selbst das Vaterland nur ein abstraktes Interesse und gleichsam ein soziologisches Bild für ihn darstellte.

Sie mußte ihm zwar innerlich oft recht geben, doch war er ein zu strenger und kühler Kritiker, gerade so, als ob er nicht zwanzig, sondern fünfundvierzig Jahre alt wäre!

Als die Universitätsunruhen ausbrachen, zitterte Anna Iwanowna wie jede Mutter.

Digitized by Google

Eugen kam jedoch ganz gelassen nach Hause, setzte sich an den Mittagstisch und sprach ganz nüchtern über die „Bewegung".

„Willst du dich deinen Kollegen nicht anschließen?" fragte die Mutter.

„Ich gehöre zur Minderheit. Die Masse weiß nicht, was sie will, und läuft blind ins Feuer."

Sie fragte ihn nach den Einzelheiten, und er berichtete im Tone eines Staatsanwalts, der den ganzen Hergang in ein Resümee zusammenfaßt.

Sie mochte mit ihm nicht streiten. Übrigens — vielleicht hatte er recht! Jedenfalls würde er sich in keine Gefahr begeben, und ihr Herz konnte ruhig schlagen.

Lieb wäre es ihr allerdings, wenn er etwas weniger vorsichtig und besonnen bliebe, und auch nur einen Funken von Begeisterung zeigte, während seine Studiengenossen von einem Gedanken der Freiheit hingerissen waren.

Die Begeisterung ist immer etwas Schönes an der Jugend. Mit dieser jugendlichen Begeisterung war sie groß geworden, und alles Aufregende im Universitätsleben war ihr von jeher wert und teuer.

Eugen beendete seine Studien, bestand vortrefflich die Prüfungen, schrieb eine gediegene Dissertation und bereitete sich zum Staatsexamen vor.

Mit Befriedigung nahm sie wahr, daß er wenigstens kein Karrierist war und sich nicht in die Kreise drängte, die den Boden für einträgliche Staatsstellen bilden.

Wahrscheinlich würde er den Gelehrtenberuf erwählen. Er wurde sogar schon aufgefordert, an der Universität zu bleiben, was er jedoch mit der Begründung ablehnte, daß er sich in seinen Absichten noch nicht gefestigt fühle und daher jeder Verbindlichkeit zunächst fern bleiben wolle.

Die Geldfrage war für ihn nicht dringend, dennoch dachte er schon daran, daß er anfangen wollte, zu verdienen.

All diese Züge waren sehr hübsch, bescheiden und verständig und verrieten auch eine gewisse Dankbarkeit.

Alle gratulierten ihr zu solch einem musterhaften Sohn.

Nach dem Schlußexamen wählte er sofort eine Stelle, die ihm genügend Zeit gewährte zur wissenschaftlichen Arbeit und zur Vertiefung seiner juristischen Kenntnisse.

Er sah forsch und männlich aus und machte den Eindruck eines vornehmen Gentleman. Er kleidete sich tadellos, war wähle-

Digitized by Google

risch in seinem Verkehr und saß die Abende zu Hause. Er blieb ebenso solide wie in seinen Studentenjahren, beschäftigte sich weder mit dem Kartenspiel noch sonst mit einer Passion, die Zeit und Geld kostet.

II.

Als der selige Gatte Anna Iwanownas sein väterliches Erbgut auf ihren eigenen Namen hinterlassen wollte, sträubte sie sich dagegen.

„Wozu sollte zwischen mir und unserem Sohne jemals eine materielle Frage aufgerollt werden können?“ sagte sie damals.

Der Mann aber hatte seine Gründe und sagte: „Wir wissen noch nicht, wie Eugen sich entwickeln wird! Er ist ein guter Junge, doch läßt sich nichts vorher bestimmen. Es ist ihm übrigens auch heilsam! und du wirst ihn gewiß nicht beeinträchtigen. Sobald er mündig wird, wirst du ihm ein Einkommen aussetzen ... erst als einem Junggesellen, dann als einem Ehemann, falls er sich zu deinen Lebzeiten noch verheiratet!“

Nun, natürlich wird sie ihm nicht unrecht tun!

Jetzt, nachdem er schon drei Jahre Beamter war, konnte sie sich auch keines Wortes, keiner Andeutung entsinnen, womit er etwa je hätte durchblicken lassen, daß er sich als den gesetzmäßigen Erben der väterlichen Vermögens betrachtete.

Als er mündig wurde, — er war damals schon im letzten Kursus — teilte ihm Anna Iwanowna Wort für Wort mit, was sein Vater in bezug auf das Vermächtnis ihr dazumal gesagt hatte.

Der Sohn nahm alles vertrauensvoll entgegen und war überzeugt, daß die Eltern die Erbschaftsangelegenheit nur zu seinem Besten so geordnet hatten.

Sie schickte sich an, ihm eine Jahresrente auszusetzen; er erwies sich als bescheidener Sohn und fand die Summe zu hoch. Was über sein verlangtes Budget ging, wurde gespart, dann in Staatspapieren angelegt und ihm zu Neujahr als Geschenk überreicht.

So gingen drei Jahre ins Land.

Die Mutter war stets darauf bedacht, nicht mehr zu verzehren, als ihr gesetzmäßiger Witwenanteil betrug, nämlich: ein Siebentel des unbeweglichen und ein Viertel des beweglichen Gutes.

Ihre Mitgift war in einer Villa auf der Wassiliinsel angelegt, dort war Eugen geboren und sein Vater gestorben.

Digitized by Google

Für zwei Menschen war das Haus zwar zu geräumig, und einige Zimmer wurden gar nicht benutzt, doch seitdem Anna Iwanowna verwitwet war, dachte sie nie daran, ihre Einnahmen zu vergrößern. Mit Leichtigkeit hätte die Villa in zwei Wohnungen geteilt werden können, aber dieser Gedanke war weder ihr noch ihrem Gatten aufgestiegen. Sie hatten einen hübschen Garten und einen breiten Hof hinter dem Hause, in dessen Hinterflügel ein deutscher Tischler schon zwanzig Jahre wohnte, ohne daß ihm die Miete je erhöht wurde. Dieser Ertrag des Hauses und noch eine Summe, die alljährlich von ihrem Privatbesitz abgespart wurde, fanden in den „guten Taten" Verwendung, an die sich der Name von Nikolai Petrowitsch knüpfte.

Anna Iwanowna brauchte nur wenig. Sie hielt keine Equipage, trug stets ein einfaches schwarzes Kleid, und ein Hausmädchen bildete neben der Köchin die ganze Bedienung.

Öfters schon fragte sich Anna Iwanowna: Sollte Eugen sich noch nie verliebt haben? Er sprach von niemand derart, daß sie Schlüsse hätte ziehen können.

Vielleicht interessierte er sich für irgend eine „Grisette" oder eine Ballettänzerin! Vom Ballett hatte er eine ganz andere Auffassung als sie.

„Ich bitte dich, Eugen, was steckt in diesen Pirouetten denn für eine Kunst? Und darauf wird soviel Geld verwandt und ein ganzes Heer junger Mädchen von kindauf gedrillt, als ob es Gott weiß was zu erlernen gelte!"

„Von diesem Standpunkte aus darf man auf die Kunst nicht blicken, Mama!" entgegnete Eugen.

Er nahm überhaupt einen ganz besonderen, objektiven Standpunkt ein gegenüber der Literatur, der Malerei und der Musik.

Ein Roman, ein Theaterstück, ein Bild war für ihn etwas Anderes als für sie oder als es für seinen Vater gewesen. Eugen liebte aber nicht zu streiten und sein Kredo rundweg auszusprechen. Was in seinem „Allerheiligsten" vorging, mußte vielmehr erraten werden.

So verhielt es sich auch bei ihm mit Gefühlssachen! Nie wäre er selbst mit irgend einem Bekenntnis herausgerückt.

Infolgedessen lebte in der Unterhaltung beider etwas Trockenes und Bedrückendes. Er vermochte es nicht zu verbergen, daß ihm jedes Bedürfnis nach einem Austausch mit seiner Mutter fehlte.

Sie aber vermied es aufs peinlichste, sich in sein Seelenleben

Digitized by Google

einzudrängen und irgend welche Rechnungen zwischen dem Alter und der Jugend ausgleichen zu wollen.

Natürlich, sagte sie sich, müßten die Kinder anderes Geistes sein als die Eltern! Wenn sie nur Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, so mögen sie immerhin ihren eigenen Weg gehen!

Eugen und seine Genossen verfolgten eine gewisse „Geradelinigkeit" und saßen hoch zu Roß auf Prinzipien, von denen sie mitleidig lächelnd auf die alte Idealistin herabsahen.

Vielleicht, meinte sie, nehmen sie eine einfachere und nüchternere Stellung zum Leben ein als wir. Vielleicht sind sie gerechter und nicht so rasch mit der Kritik und dem Protest bei der Hand!

Manchmal empfand sie es schmerzlich, daß Eugen sich so teilnahmslos zu dem verhielt, was sie im Andenken an den Vater gutes tat und ganz kühl den Interessen gegenüberstand, in die sie ihn noch als Jüngling eingeweiht hatte.

„Du bist eine Altruistin, Mama!" sagte er oft, ging aber sonst mit keinem Worte auf die Angelegenheiten weiter ein.

Schon lange war sie zu dem Bewußtsein gekommen, daß die jungen Leute — Eugen sowohl als seine Gefährten — sich für andere nicht interessierten, nach nichts fragten und um das Gefühlsleben ihrer Nächsten sich nicht kümmerten, selbst nicht aus Neugierde.

Eugens bester Freund, ein ebenso eleganter und wohlerzogener junger Mann wie er, mit stetem Lächeln auf den vollen Lippen, äußerte sich Anna Iwanowna gegenüber gleichsam im Namen des ganzen Kreises in folgender Weise:

„Es befremdet Sie, gnädige Frau, daß wir uns mit der Psyche unserer Umgebung so wenig beschäftigen und sie so wenig zu ergründen uns bestreben. Das kommt daher, weil wir unsern état d'âme behüten . . ."

„Ach so, den eigenen Seelenzustand!"

„Ja — hm! — eben das eigene ‚Ich!' Es erfordert eine dauernde Pflege und Beachtung, einen unaufhörlichen Zusammenhang mit der Ideenwelt, mit der Vorstellungssphäre und den Erscheinungen der Schönheit. Wir sind daher auch nicht neugierig im banalen und landläufigen Sinne des Lebens. Viel Anregung gewährt ein gutes Buch, noch mehr — das eigene ‚Ich' mit seinen Stimmungen und seinem unendlichen Ringen nach geistigen Freuden."

Digitized by Google

Eugen schwieg, ließ aber erkennen, daß er diese Anschauungen teilte.

Anna Iwanowna kam nie mehr auf solche Fragen zurück.

III.

Eines Tages, als sie beim Diner saßen und Eugen noch seinen Kaffee trank, sagte er plötzlich:

„Mama, ich möchte dir etwas mitteilen."

„Bitte, mein Kind!"

Er hatte sie nie mit intimen Unterhaltungen verwöhnt, und sie wußte, daß der größte Teil seines Innenlebens und seiner Weltinteressen ihr unbekannt blieben.

„Ich möchte dir nicht verheimlichen," sagte er mit seiner weichen, ruhigen Tenorstimme, „daß ich im Begriffe bin, einen sehr ernsten Schritt zu tun."

Das Herz der Mutter zitterte. Sie ahnte schon, um was es sich handeln könnte.

„Mir gefällt sehr — ein junges Mädchen."

„Und du willst heiraten?"

„Ja, Mama!"

Er verletzte die Mutter, daß er ihr eine „Überraschung" entgegenbrachte. Es war ja unmöglich, daß er das junge Mädchen erst seit einer Woche kannte und es schon heiraten wollte! Das ließe sich mit seinem Charakter nicht vereinbaren!

„Kennst du schon lange das junge Mädchen?"

„Mehr als ein Jahr."

„Ist sie noch jung?"

„Ein Jahr jünger als ich."

Die Mutter blickte ihn unwillkürlich an.

„Findest du dabei etwas Besonderes?"

„Nein, nur — bist du noch so jung!"

Das war solch eine mütterliche Empfindung, während sie zugleich dachte, daß ihr Eugen eigentlich nur jung an Jahren, sonst aber ein reifer Mann und in seinem Denken und Fühlen älter als seine Mutter sei, die sich dem achtundfünfzigsten Lebensjahre näherte.

„Sie ist also vierundzwanzig?!"

„Ja, und sie sieht nicht jünger und nicht älter aus."

Die Mutter erwartete weitere Mitteilungen.

Ruhig und gelassen trank Eugen seinen Kaffee aus und bemerkte dann:

Digitized by Google

„Das ist kein gewöhnliches Mädchen!“

„Das glaube ich wohl, mein Freund!“

„Du weißt ja . . . ich bin nicht so leicht entzückt. Die meisten unserer jungen Mädchen sind geistig nicht bedeutend, wenn man auch nur einige derartige Ansprüche stellt!“

„Gewiß, mein Sohn!“

Wenn er doch statt aller Enthüllungen sie umfaßt und geküßt hätte und gesagt: „Mutter, wünsch mir Glück!“

Selbstverständlich wird solch ein verständiger Junge sich nicht irgend ein unbedeutendes Ding zur Lebensgefährtin wählen, doch spricht man denn so gelassen von der Auserwählten seines Herzens? —

„Sie heißt Lydia, Mama! Lydia Alexejewna Subkowa und stammt aus einer sehr alten Adelsfamilie!“

„Das ist nicht wichtig!“

„So? Du bist eben eine Demokratin! Ich bin anderer Ansicht. Erziehung, Vornehmheit, Ton — das sind Eigenschaften, die nur durch Traditionen und langjährige Gewohnheit sich erreichen lassen!“

„Wenn nur die Seele vorhanden ist!“

Er lächelte und wiederholte:

„Die Seele! Du mußt zugeben, daß Ihr älteren Leute diesen Ausdruck sehr liebt und — auch mißbraucht! Die Seele, das soll heißen: die Güte, nicht wahr?“

„Ja, zunächst!“

„Nun, wer wird denn ein böses Weib lieben? Aber in der Seele leben ja noch andere Eigenschaften, höhere, mäßigere und niedrigere. Zu den höheren zählt der Verstand, die Begabung, der Geschmack, die Ideen und die Anforderungen.“

Diese Auffassung war der Mutter nicht nach dem Herzen, doch mochte sie es gern hören, daß Eugen sich so schönrednerisch über die Vorzüge seiner Braut erging.

„Freut mich!“ murmelte sie und fragte laut:

„Lebt sie bei den Eltern?“

„Das ist eben auch günstig; sie ist eine Waise.“

„Vollständig verwaist?“

„Vollständig.“

„Was findest du dabei günstiges, wenn ein junges Mädchen ohne Vater und Mutter blieb, und — vielleicht schon seit lange?“

„Oh ja, schon seit mehreren Jahren!“

Anna Iwanowna schüttelte mit dem Kopf.

Digitized by Google

„Ja, Mama, das war gewiß ein großer Kummer, aber — Wunden heilen mit der Zeit.“

„Nicht alle, mein Freund!“

Sie hielt die Tränen zurück, die ihr schon die Augenwimpern näßten.

„Du hast wohl recht, Mama, aber sie war ja damals noch ein Backfisch!“

„Wer hat sie erzogen?“

„Das Schicksal sandte ihr etwas Besonderes. Eine Tante, die verwitwete und kinderlose Schwester ihrer Mutter, nahm sich ihrer mit einer Sorgfalt an, die die einer wahren Mutter übertrifft.“

„Wie kannst du nur so sprechen?“

„Wir wollen darüber nicht streiten, Mama, aber du wirst mir zugeben, daß es in der Welt Mütter gibt, die ihre Töchter mit ihrer Liebe geradezu quälen und sie dadurch zu nervösen Krankheiten führen. Ich könnte dir einige Fälle ins Gedächtnis rufen!“

„Es kommt wohl einmal vor!“

„Hier aber waltete vom ersten Tage an eine verständige Zuneigung, und ohne das Mädchen zu verziehen oder besonders zu drillen, wurde es mit ungewöhnlichem Takt geleitet. Lydia entfaltete sich wunderbar, und die Tante stand ihr vertrauensvoll gegenüber.“

„Das ist sehr schön!“

„Daher ist Lydia auch ein ganz eigenartiges Geschöpf geworden!“

„Besitzt sie auch irgend ein Talent? Ist sie musikalisch?“

„Gott behüte!“

„Warum denn?“

„Für eine Pianistin oder Kammersängerin ist der häusliche Herd eine Qual. Sie ist — aber verrate mich nicht — eine Dichterin von ganz origineller Begabung!“

„So, so!“

„Und dabei so stolz bescheiden, daß ich vielleicht der erste bin, dem sie ihre Dichtungen zeigte. Über ihr Äußeres will ich nicht sprechen, du wirst sie ja sehen! Übrigens — wenn du wünschest, kann ich dir ihr Bild geben.“

Er zog aus seiner Brieftasche eine Photographie heraus, die in einem Lederrahmen steckte.

Anna Iwanowna setzte ihr Pincenez auf, hielt das Bild weit von sich und vertiefte sich in den Anblick desselben.

Digitized by Google

Sie war selbst einmal ein sehr hübsches Mädchen von zierlichem Wuchs, mit kleinen Zügen, blondem Haar und dunkeln Augen. Auch jetzt als alte Frau sah sie noch recht gut aus.

Aus dem Bilde schaute eine hagere Gestalt mit langem Gesicht und einer mächtigen Frisur von etwa rötlich-blondem Haar. Um die großen Augen, um Mund und Nase lag ein sprechender Zug von Selbstbewußtsein.

„Sie ist gewiß heftig!" dachte sie.

„Wie findest du's?"

„Der Kopf ist sehr malerisch und das Gesicht sieht klug aus!" sprach die Mutter zögernd und gab ihm das Bild wieder. Dem Herzen sagte die neue belle-fille nichts.

„Seid Ihr schon ganz einig miteinander?"

„Sieh, Mama, ich hätte ja nie solch einen Schritt getan, ohne dich erst in Kenntnis zu setzen. Ich gestehe dir jedoch, daß Lydia wohl weiß, welch ernste Absichten ich hege! Du kannst mir aber glauben, daß sie durchaus nicht nach einem Manne angelt und eine Partie machen will. Die Freiheit geht ihr über alles!"

„Für die Frau kommen Liebe und Glück erst in Betracht und dann die Freiheit!"

„Gewiß, Mama! Daher hoffe ich auch, daß sie mir keinen Korb gibt, obgleich sie mit den Petersburger heiratslustigen Mädchen nicht zu vergleichen ist, und — obgleich an mir doch nichts Beneidenswertes ist!"

„Was du sagst!"

„Nun, ich bin ein kleiner Beamter und bereite mich auf die Professur vor. Das ist alles! Niemand kann mich vermögend nennen, und sie — besitzt einige Mittel und kann leben, ohne von einem Manne unterhalten zu werden."

„Lassen wir das!" sagte Anna Iwanowna mit ruhigem Tone, obschon sie in Aufregung geraten war, und fuhr fort:

„Die Mittel, über die du jetzt verfügst, würden nach deiner Verheiratung wohl kaum ausreichen! Darüber sprechen wir noch ernstlich, mein Kind!"

„Das hat noch Zeit! Wenn ich nur höre, daß du den Schritt nicht mißbilligst, den ich zu tun gedenke."

Er faßte ihre Hand und küßte sie. Die Augen der Mutter wurden feucht.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Wissen und Anschauung.

Ein Beitrag zur Erziehungsfrage.

Von Dr. Karl Credner.

I.

Die Schule befindet sich heute in der beneidenswerten, aber schwierigen Lage einer vielumworbenen Schönen. Von allen Seiten wird sie mit Anträgen und Aufmerksamkeiten überhäuft. Während der eine mit süßen Worten und freundlichem Lächeln um ihre Gunst wirbt, heischt sie der andere mit finsteren Blicken und versteckten Drohungen. Nur in seltenen Fällen leitet dabei die Bewerber eine reine, interesselose Neigung. Weitaus die Mehrzahl handelt aus eigennützigen Motiven, sei es als besorgte Väter, sei es, um die Macht und den Einfluß der Schule sonstigen Interessen dienstbar zu machen. Trotzdem kann der Schulmann daran seine unverhohlene Freude haben, denn es spricht sich in all diesem Drängen und Wünschen eine steigende Anerkennung und Wertschätzung der Schule sowie der von ihr geleisteten Arbeit aus. Möge es so weiter gehen! Möchten immer weitere Kreise von tatkräftigem Interesse für die Schule und ihre Ziele erfüllt werden. Das wäre zugleich das beste Mittel zur viel erörterten Hebung des Lehrerstandes.

Den einzelnen Anforderungen gegenüber hat freilich die Schule einen schweren Stand. Blinder Widerspruch wäre hier ebenso falsch wie blinde Zustimmung. Die Schule kann vorerst nichts tun, als die auftauchenden Vorschläge in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen und ihrerseits jede Gelegenheit benutzen, um das Publikum über die pädagogischen Gesichtspunkte aufzuklären. Daß unsere heutigen Schulverhältnisse keinen Idealzustand darstellen, darüber sind sich auch die Pädagogen, in ihrer Mehrheit wenigstens, klar. Die Schule ist eben keine künstliche Schöpfung, kein ausgeklügeltes Gebilde der reinen Vernunft, sondern etwas historisch Gewordenes, das sich aus recht dürftigen Anfängen zu seiner jetzigen Form ausgewachsen hat. Daß ihr dabei noch allerhand Überbleibsel aus vergangenen Zeiten anhaften, ist begreiflich. Es geht ihr wie dem Jungen, der in den Entwickelungsjahren rasch empor geschossen ist. Die Röcke sind zu eng, die Hosen zu kurz geworden. Torheit wäre es, zu verlangen, daß der arme

Digitized by Google

Junge nun zeitlebens die verwachsenen Kleider trüge, weil sie ihm früher einmal paßten. Aber Torheit wäre es nicht minder, nun auf einmal alle seine Anzüge beiseite zu werfen und den Jungen gänzlich neu auszustaffieren. Wer weiß denn, ob das Wachstum schon abgeschlossen ist? Und dann ist von den alten Sachen bei einer richtigen, oft ganz geringfügigen Änderung sicherlich noch mancherlei brauchbar. Aber auch der Junge hat seinen Eigenwillen. Von manchem Stück, das ihm im Laufe der Zeit lieb geworden ist, kann er sich nur schwer und ungern trennen. Das ist doch im Grunde sehr menschlich und achtenswert. So sind selbst im pädagogischen Lager die Meinungen noch sehr geteilt, was an der Schule veraltet ist und was nicht, welche Kleider abgelegt werden müssen, und welche noch getragen werden können. Humanisten, Realisten, Philologen, Geographen, Naturwissenschaftler, Kunsterzieher usw. stehen einander mit ihren Forderungen feindlich gegenüber; jeder beansprucht für sich mehr Raum auf Kosten der anderen, und Gefühlsmomente spielen dabei auf allen Seiten eine große Rolle.

Eine Einigung in diesem Streite der einzelnen Lehrgegenstände untereinander läßt sich zurzeit nicht absehen. Hingegen bahnt sich in der Beurteilung unseres gesamten heutigen Lehrsystems eine erfreuliche Klarheit an, die geeignet ist, auch den Wert und die Bedeutung der verschiedenen Lehrfächer kritisch zu beleuchten. In immer steigendem Maße erkennt man, daß unser heutiger Unterricht in viel zu einseitiger Weise eine abstrakte geistige Tätigkeit pflegt und über der Ausbildung des Verstandes die anderen körperlichen und geistigen Fähigkeiten vernachlässigt. Wir haben nur zu oft unsere Freude an einem altklugen Wortwissen, an eingelernten Kenntnissen und lassen darüber die Phantasie, das Gefühls- und Vorstellungsvermögen auf Abwege geraten oder verkümmern —, von der mangelnden Körperpflege gar nicht zu reden. Man höre nur beispielsweise, was erst kürzlich ein so hervorragender Schulmann wie Otto Lyon darüber geäußert hat („Die Lektüre als Grundlage des Unterrichts in der deutschen Sprache", II, s. S. 114):

„Durch den hohlen Formalismus und die öde Systematik, die in unserem gesamten Bildungswesen herrschen, durch die einseitige Betonung der Theorie in unseren Schulen und auf unseren Universitäten, durch den schematischen Betrieb und die übermäßige Betonung der Mathematik und Grammatik, durch die bloße Verstandesbildung, der in unserer Zeit der Betrieb der Wissenschaften

Digitized by Google

in den Schulen und die schädliche Häufung und Vermehrung der Prüfungen dient, werden vor allen Dingen die Empfindungskraft und der wahre Idealismus schwer geschädigt, so daß oftmals das Herz der Menschen wie ausgedörrt erscheint, während der Kopf eine übermäßige Nahrungszufuhr erhalten hat." Verstandeshypertrophie nennt Lyon die übermäßige Vergrößerung des Verstandes und sieht darin die eigentliche Krankheit unserer Zeit, aus der sich alle Übel erklären. „Der rücksichtslose Egoismus, die Sucht nach äußerlichen Erfolgen und Vorzügen, die Gier nach Geld, Rang, Stellung und Macht, der Unglaube, die Phantasielosigkeit, der völlige Mangel an Verständnis für künstlerisches Schaffen, die Klassenherrschaft, die immer größer werdende Zersplitterung in einzelne Stände und Gruppen, der erbärmliche Hochmut einzelner Klassen und Stände, das Regiment des Buchstabens und der Paragraphen, die unheilvolle Trennung des amtlichen Lebens vom Privatleben, die von den Offizierkreisen ausgehend zunächst die Beamtenkreise immer mehr und mehr durchdringt, der Mangel an Menschenliebe, Mitleid und Barmherzigkeit, die Verachtung der Arbeit und des körperlich wie des geistig Arbeitenden, die Vergötterung des Ererbten, sei es Name, Vermögen, Genie, Stellung, verbunden mit der Verachtung des durch Arbeit Erworbenen, des ernsten und anhaltenden Fleißes, des ruhigen und tüchtigen Schaffens, die Kultur des Virtuosentums, des Auffallenden, Abenteuerlichen und Bizarren, die Verachtung des Alltäglichen, der gesunden und natürlichen Alltagskost, die Unsittlichkeit und Unzucht, die Frivolität und Spötterei, die Überschätzung des Blendenden und Geistreichen, die Unfähigkeit, das Herzliche, Einfache, Schlichte und Gemütvolle wirklich zu würdigen: das alles erklärt sich aus einer krankhaften Anschwellung und Vergrößerung des Verstandes, die auf Kosten der Herzens- und Gemütsbildung, der Ausbildung der Phantasie und des Anschauungsvermögens, des Wollens und Empfindens durch eine ganz verkehrte und einseitige Überernährung des Verstandes herbeigeführt worden ist."

Soweit Lyon. Es ist ein riesenhaftes Sündenregister, das er damit der heutigen Erziehungsweise vorhält, und wenn auch nur die Hälfte sich davon bewahrheitete, so genügte das, um über das schuldige System den Stab zu brechen. Daß aber diese Anklagen tatsächlich nicht unbegründet sind, daß in ihnen ein gut Teil Wahrheit enthalten ist, beweist der Umstand, daß auch andere Stimmen in und außer der Schule in demselben Sinne

Digitized by Google

laut geworden sind. Wir stehen hier in der Tat vor einer bedenklichen Zeiterscheinung, die, mag man sie nun Verstandeshypertrophie, Intellektualismus oder sonstwie nennen, jedenfalls eine Überanstrengung gewisser psychischer Funktionen darstellt. Man hat mannigfache Ursachen dafür verantwortlich gemacht; als eine der wichtigsten erscheint mir die Überschätzung des Wissens.

II.

Das alte Sprichwort „Wissen ist Macht" hat noch immer in vielen Köpfen eine uneingeschränkte Geltung. Was verlangt der Laie denn heute in der Regel von der Schule? Was erwartet der Vater von ihr für seinen Sohn? Ein möglichst großes Maß von Wissen, eine Unsumme von Kenntnissen, von Tatsachen und Regeln, Vokabeln, Namen, Zahlen usw. Er denkt sich den Schülerkopf wie ein Scheuer, in welche der Lehrer die Früchte der Bildung täglich fuderweise einfährt. Und die Schule bemüht sich in praxi, nach besten Kräften diesen Erwartungen zu entsprechen; das Schülergehirn wird gezwungen, eine ungeheure Masse von Gedächtnisstoff vornehmlich mittelst der Sprache zu apperzipieren und jederzeit zu klarer, sprachlicher Wiedergabe bereit zu halten. Dieser Überschätzung des Wissens liegt ein doppelter Irrtum zugrunde. Einmal vergessen wir dabei, daß das Wissen niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel sein kann, nämlich ein Mittel zur Ausbildung und Entwickelung der im jungen Menschen ruhenden Fähigkeiten. Die größte Summe von Wissen und Gelehrsamkeit ist für das Individuum nutzlos, wenn sie nicht in den praktischen Dienst der psychischen Kräfte tritt; ja sie ist ohne das nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich. Das ist eine im Leben so allgemein anerkannte Tatsache, daß man nicht erst an die Professorenwitze der „Fliegenden Blätter" zu erinnern braucht. Wir müssen aber auch für die Schulpraxis die Konsequenz daraus ziehen, wie es in der Theorie schon längst geschehen ist. Der Wissensstoff, den wir unseren Schülern zumuten, ist viel zu umfangreich, und es fehlt nicht an Heißspornen, die ihn gern noch vermehren möchten.

Indessen, die Überschätzung des Wissens beruht noch auf einem anderen Irrtum, der nicht minder gefährlich ist und der dem ersten immer wieder neue Nahrung zuführt; wir überschätzen das Wissen vor allem auch als Bildungsmittel. Wir wissen wohl, daß es noch andere Mittel gibt, um das pädagogische Ziel, die

Digitized by Google

möglichst vollkommene Ausbildung der individuellen Kräfte, zu erreichen; aber wir machen viel zu selten davon Gebrauch. Eines der wichtigsten ist unbedingt die Anschauung.

Ein jeder hat es schon an sich selbst erfahren, wie schwierig es ist, z. B. von einem Ding im Raum, eine Vorstellung lediglich aus einer Beschreibung zu gewinnen. Die Sprache ist eben zur Veranschaulichung konkreter Dinge unter gewöhnlichen Umständen nur ein mäßiges Hilfsmittel. Wie anders dagegen, wenn wir das Ding selbst oder eine Abbildung davon zu Gesicht bekommen. Da steht es auf einmal klar vor uns in seinen drei Dimensionen. Wir sparen mit dieser Veranschaulichung nicht nur Zeit und Mühe, sondern die so gewonnene Vorstellung ist auch von größerer Intensität und Widerstandsfähigkeit. „Aber das ist ja gar nichts Neues, höre ich da entgegnen, der Nutzen der Anschauung steht ja schon lange fest, und die Schule verwendet eine ganze Reihe Anschauungsmittel." Gewiß, in der pädagogischen Theorie ist man sich des hohen Werts der Anschauung schon seit Comenius bewußt, und auch in der Praxis hat es an einschlägigen Versuchen nicht gefehlt, aber nur selten ist man über diese Versuche hinausgekommen, und von einer allseitigen, zielbewußten Verwendung der Anschauung in der Schule sind wir immer noch weit entfernt.

Wohl in jeder Schule hat man heute ausgestopfte Tiere, Landkarten und ein paar Bilder zur Geographie und Geschichte, das ist aber bei weitem nicht ausreichend, das ist nur ein Anfang und in der Regel ein recht kümmerlicher. Anschauung und Wissen müssen sich in der Regel ergänzen, müssen gleichberechtigt nebeneinander hergehen, während bei dem heutigen Verfahren die Anschauung eine gelegentliche Zugabe ist, die schließlich auch wegfallen kann und — wegfällt. Das schlimmste an dem gegenwärtigen Zustande ist die völlig ungenügende Aufstellung des Vorhandenen, das Fehlen eines Raumes, in dem man eine kleine, etwa wöchentliche Ausstellung unterbringen könnte. Dazu kommt als weiterer Übelstand, daß das vorhandene bildliche Anschauungsmaterial billigen Anforderungen schlechterdings nicht genügen kann, daß die Ausführung meist alles zu wünschen übrig läßt, ja, daß für einzelne Lehrgegenstände, wie beispielsweise den deutschen Unterricht, derartige Mittel überhaupt noch gar nicht vorhanden sind. Eine Vervollkommnung und Vervollständigung tut hier dringend not, und man wird sich entschließen müssen, auch noch andere Wege einzuschlagen; so ist es sehr erfreulich, daß man

Digitized by Google

mit einem alten Vorurteil gebrochen hat und neuerdings auch mit der Illustrierung der Lehrbücher beginnt. In vielen Fällen freilich wird man mit alledem nicht auskommen, wird man die Anschauung vor dem lebendigen, bezüglich realen Objekt in der Natur nicht entbehren können. Eine ganze Anzahl von Vorstellungen läßt sich im engen Schulzimmer einfach nicht erzeugen. So braucht die Erd- und Heimatkunde ebenso wie die Naturlehre zahlreiche Spaziergänge hinaus in die freie Natur, in das wirkliche Leben. Da müssen die Kinder einmal die blühende Linde oder das alte Tor oder die Lage der Stadt von der nächsten Höhe mit verständnisvollen Worten gezeigt und erklärt bekommen, und das nicht an den schulfreien Nachmittagen, die braucht der gewissenhafte Lehrer vollauf für sich, für seine Korrekturen, seine Vorbereitungen, seine Weiterbildung, sondern während und an Stelle der Schulstunden. Es gibt ja immer noch Leute, welche meinen, daß ein derartiger Spaziergang ein Amüsement für den Lehrer sei; sie sind wirklich auf dem Holzwege! Ein Stunde Unterricht im Schulzimmer ist viel einfacher und weniger verantwortungsreich als ein solcher Massengang ins Freie; der kostet dem Lehrer nicht nur eine vermehrte Vorbereitung, sondern vor allem auch eine erhöhte geistige Anspannung und Aufmerksamkeit.

Neben dem bildlichen und plastischen Material ist indessen unzweifelhaft auch die Sprache für sich allein befähigt und befugt, Anschauung zu vermitteln. Wir haben uns nur zu sehr daran gewöhnt, im sprachlichen Ausdruck ein Werkzeug des logischen Verstandes, den Träger abstrakter Begriffe zu sehen, daß die Mehrzahl der Gebildeten auch die Empfänglichkeit für die Anschauungswerte der Sprache verloren hat. Das starke Gefühlsleben, das in jeder lebendigen Sprache pulst, die konkrete Anschaulichkeit, die der lebendigen Rede eignet, sind von unserer papiernen Gelehrtensprache verflüchtigt und können nur langsam und durch einen völlig veränderten Unterricht wiedergewonnen werden. Am vollendetsten finden sich beide noch in der Sprache des Dichters, notabene des wirklichen nicht des reimenden Dilettanten, der in unseren Lesebüchern noch oft genug zu Worte kommt. Aber gerade an der Dichtung, an den poetischen Schöpfungen und ihrem reichen Anschauungsgehalt wird im heutigen Unterricht besonders arg gesündigt. An Stelle der früher beliebten philologischen Worterklärung ist zurzeit eine verstandesmäßige Zerpflückung und Analysierung der dichterischen Gebilde getreten, die keine der vom Dichter geweckten Vorstellungen zu

Digitized by Google

ruhiger Apperzeption und Ausgestaltung in der kindlichen Phantasie kommen läßt. Da werden vor allem die Grundgedanken gesucht, das rationale Skelett wird in möglichst reiner Form herausgeschält, und das Fleisch, das den Schmelz der Farben trägt, wird weggeschnitten, zerstückt und achtlos beiseite geworfen. Höchstens werden ein paar besonders lehrreiche Stücke davon herausgesucht, um an ihnen poetische oder stilistische Gesetze zu demonstrieren. Mit „analytischem Abfragen", „intellektueller Betrachtung", „Gewinnung des Schemas", „moralisch-ethischer Betrachtung" (ich zitiere aus einer geschätzten Methodik des deutschen Unterrichts) — mit solchem Schematismus glaubt man den Schülern ein Gedicht nahe zu bringen. So tötet das Wissen die Anschauung, statt sich von der Anschauung beleben zu lassen.

Dieser Vorwurf trifft auch den anderen Unterricht. Die Übermittelung der Anschauung auf sprachlichem Wege ist verschwindend gering; das Einprägen des Wissensstoffes steht beherrschend im Vordergrunde. Aber die Schule befindet sich dabei in einer Zwangslage; sie kann einfach nicht anders, denn hinter ihr steht, mit den amtlichen Lehrplänen in der Hand, der Schulrat, und wehe dem Unglücklichen, der sein Pensum nicht erledigt hat, der die kostbare Zeit damit vergeudet hat, den Schülern Anschauung statt Wissen beizubringen. Denn das Wissen läßt sich leicht durch ein paar Fragen feststellen, aber von seiner Anschauung kann auch der beste Zeichner kein genügendes Bild an der Wandtafel geben. Das liegt am Wesen der Anschauung; einmal hat der Verstand nur sehr wenig Anteil an ihr, und zweitens ist sie ein sehr vielfach Zusammengesetztes, ein Komplex von Sinneswahrnehmungen und Erinnerungsbildern, die oft nur zum kleinsten Teil ins Bewußtsein fallen. Um daher einen Schüler auf seine Anschauung hin zu prüfen, müßte man vor allem seine geistigen Fähigkeiten überhaupt in Betracht ziehen, müßten ganz andere Aufgaben gestellt, andere Faktoren zur Beurteilung herangezogen, neue Wege gesucht werden. So wird es wohl noch gute Weile mit dem heutigen Zustande haben. Da müssen in der Geschichte Gesetze, Ereignisse, Namen und Zahlen auswendig gelernt werden; gewiß, das ist notwendig, aber die ebenso notwendige anschauliche Schilderung der Zustände und Personen wird mit ein paar Worten abgetan, oder sie wird bestenfalls wieder zum Memorierstoff gestempelt, d. h. mechanisch apperzipiert, und dann ist das Schülergehirn um nichts gebessert, dann ruht sie als tote Masse bei dem übrigen.

Digitized by Google

Ebenso ist es im deutschen Sprachunterricht. Hier bringt der Schüler eine unübersehbare Masse von Stoff schon in die Schule mit, es bedarf nur einer ordnenden Hand, welche die wilden Ranken kürzt, die Schößlinge wegschneidet und den edleren Trieben ans Sonnenlicht des Bewußtseins hilft. Statt dessen wachsen gerade auf diesem Gebiete die Sprachbücher wie Pilze aus der Erde, die den von lebendigster Anschauung erfüllten Stoff in abstrakte Regeln bringen. Statt den Schüler die Regeln selbst finden zu lassen und sie durch geduldige Wiederholung einzuprägen, werden sie auf dem unvermeidlichen Papier dem Verstand in wohl abgemessenen Portionen serviert. Man könnte fast irre werden, ob Rudolf Hildebrand wirklich existiert habe. Die Schuld an diesem Mißbrauch unserer Muttersprache trägt der fremdsprachliche Unterricht, der hierzu das Vorbild abgegeben und den deutschen Unterricht den eigenen sprachlichen Aufgaben völlig entfremdet hat, indem er ihn zu billigen Vorspanndiensten für die Fremdsprachen ausnutzt. Die Mehrzahl unserer deutschen „Sprachlehren" (bezeichnendes Wort) ist nach lateinischem oder französischem Muster aufgebaut, als wenn es sich um eine fremde oder gar tote Sprache handelte. Eine Menge unwesentlicher oder bekannter Dinge ist da in wohlgesetzten Regeln zusammengetragen. Ganz nach dem üblichen Schema werden Deklination und Konjugation in breitspurigen Paradigmen abgehandelt. Die Präpositionen sind in die so charakteristischen Merkverse gepreßt, die kein Mensch bei der Anwendung gegenwärtig hat. Schrecklich, so eine deutsche Grammatik! Kein Wunder, daß ihr Anblick schon dem Schüler ein gelindes Grausen erregt. Das weiß er ja alles schon, was darin steht. Wozu denn nur die Umständigkeit? Er müßte ein trauriger Tropf sein, wenn ihm derartige Abstraktion Spaß machen sollte. Man nehme das lebendige Beispiel, die mündliche Rede und entwickle daran, was not tut, zeige dem Schüler die wichtigsten, aber eben nur die wichtigsten Gesetze daran, hüte sich vor kleinlichen Schulmeistereien, die einer lebendigen Sprache unwürdig sind, und verbessere schonend, ohne Spott und ohne Ärger, die kleinen dialektischen Eigentümlichkeiten, die in ihrer Eigenart auch eine Berechtigung haben und die ganz abzulegen dem Individuum nie gelingen wird.

Das genügt vollauf in den unteren Klassen; in den Mittelklassen hingegen, wo schon eine gewisse Beherrschung auch des schriftlichen Ausdrucks vorhanden ist, müssen dann Belehrungen über die Sprachgeschichte, über das Wie und Warum eintreten.

Digitized by Google

Was hier die üblichen Sprachlehren bieten, ist nun erst vollends traurig. Hier fehlt in der Regel dem Schüler jedes Anschauungsmaterial, da die Lehrpläne die Beschäftigung mit der älteren deutschen Originalliteratur nicht verlangen. Und doch ist dieselbe unumgänglich notwendig, und zwar schon in den Mittelklassen, denn ohne sie bilden alle diese sprachlichen Belehrungen wieder nur einen mechanisch erworbenen und darum alsbald wieder vergessenen Memorierstoff. Lebendige Anschauung ist auch hier das erste Erfordernis. Ein wirklich gebildeter Deutscher ist ohne eine Vorstellung von der älteren neuhochdeutschen und der mittelhochdeutschen Sprache, ja, auch nur ohne eine anschauliche Kenntnis der wichtigsten deutschen Dialekte von heute, überhaupt nicht denkbar. Wer nicht einmal die Sprache des Reformationszeitalters, wer nicht die Verse des Nibelungenliedes im originalen Wortlaut gehört hat, ist in seiner nationalen Bildung nur ein Stümper, mag er auch alle Regeln über die Lautverschiebung oder gar das Vernersche Gesetz aufsagen können. Die Veränderungen, welche die deutsche Sprache auf dem Wege vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen durchgemacht hat, sind für die Schule viel wichtiger als jenes beides zusammen, und sie lassen sich nur durch eine Erweiterung der deutschen Lektüre nach rückwärts gewinnen, d. h. in anschauliche Erkenntnis umsetzen. Hier muß eine Reform des deutschen Unterrichts einsetzen und in Anbetracht der Schwierigkeiten sowie der nötigen Vertiefung wenigstens eine Verdoppelung der heutigen Stundenzahl angestrebt werden. Das ist — wie jede Förderung eines anschaulichen Unterrichts, sei es nun in Geographie, Geschichte oder Naturwissenschaften — freilich nur möglich auf Kosten der Vorzugsstellung, welche heute die Fremdsprachen in der Schule inne haben.

III.

Über die Verteilung des heutigen Unterrichts belehren in unparteiischer Weise am besten die „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen Preußens 1901“, die für die meisten deutschen Staaten mustergültig gewesen sind. Auf Seite 5ff. findet sich da eine systematische Übersicht über die Lehrpläne der drei höheren Schulen, wobei von jedem Fache die wöchentliche Stundenzahl, sowohl in den einzelnen Klassen, wie in der Gesamtsumme, angegeben ist. Danach fallen bei dem Gymnasium von insgesamt 259 Wochenstunden 124, also rund die Hälfte, auf die

Digitized by Google

Fremdsprachen (Lateinisch 68, Griechisch 36, Französisch 20 Wochenstunden). Etwas besser liegen die Verhältnisse bei dem Realgymnasium; von 262 Wochenstunden kommen 96, also fast zwei Fünftel, auf die drei Fremdsprachen (Lateinisch 49, Französisch 29, Englisch 18 Wochenstunden). Am günstigsten steht die Oberrealschule da, die ja nur zwei Fremdsprachen treibt (Französisch 47, Englisch 25 Wochenstunden), so daß hier auf 262 Wochenstunden nur 81 Sprachstunden, also noch nicht ein Drittel, zu rechnen ist; dafür erreicht wieder die abstrakte Mathematik bei der Oberrealschule ihre Höchstzahl mit 47 Wochenstunden und verschiebt damit die Verhältnisse aufs neue zu ungunsten der mehr anschaulichen Fächer.

Mir scheint, diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache und geben ein erschreckendes Bild von der Einseitigkeit des höheren Unterrichts. Ein Drittel bis Einhalb der gesamten Stundenzahl ist der Erlernung der Fremdsprachen gewidmet. Hier liegt meines Erachtens die tiefste Ursache für unsere heutige Verstandeshypertrophie und Überschätzung des Wissens, und wenn wir wirklich Ernst machen wollen mit einer möglichst gleichmäßigen Ausbildung der jugendlichen Kräfte, so muß vor allem diese Vorherrschaft des fremdsprachlichen Unterrichts eine Einschränkung erfahren. Mit großem Geschick und anerkennenswerter Umsicht hat dieser Unterrichtszweig in jüngster Zeit seine Methode vervollkommnet, durch ein induktives Verfahren die schematische Geistestätigkeit nach Möglichkeit herabgesetzt und eine ganze Reihe Anschauungsmittel zur Unterstützung des Sprachgedächtnisses eingeführt. Trotzdem darf man sich dadurch nicht irre machen lassen an der Tatsache, daß der fremdsprachliche Unterricht unabänderlich auf die gedächtnismäßige Aneignung und Beherrschung eines ungeheuren Wissensstoffes angewiesen ist und in der Ausübung einer wesentlich formalen Geistestätigkeit höchstens von der Mathematik übertroffen wird.

Man ist bemüht, diesen Tatbestand neuerdings auch durch eine Verschiebung des Lehrziels zu verdunkeln. Indem man Boekhs berühmte Definition der Philologie als Wissenschaft der gesamten menschlichen Kultur zugrunde legte, fand man als letztes Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts die Einführung in das Geistes- und Kulturleben der betreffenden Nation. Diese Aufgabe als Hauptziel bedeutet nach meiner Überzeugung bei einer Fremdsprache bestenfalls eine Überanspannung der Schülerkräfte, schlimmerenfalls eine Phrase. Um ein fremdes Kultur-

Digitized by Google

leben in seiner Eigenart zu erfassen, fehlt dem Schüler in der Regel die Fähigkeit, denn das ist nur möglich auf Grund eines wirklichen Verständnisses der eigenen Volkskultur; an einem solchen pflegt es aber heute in der Schule noch sehr zu mangeln, weil dafür einfach keine Zeit vorhanden ist, weil Wortkultur und Buchstabenweisheit anstatt praktischer Vorbereitung und Einführung in die Probleme des Lebens vorherrschen. Aber selbst gesetzt den Fall, daß, von dem jetzigen Zustand abgesehen, der Schüler wirklich in den Stand gesetzt würde, die fremde Kultur in ihrer Wesenseigentümlichkeit, in ihren Unterschieden von der deutschen zu erfassen, so kann ein Wirken in dieser Richtung doch immer nur eine Nebenaufgabe, nie das letzte Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts sein. Das Hauptziel wird, recht verstanden, immer die möglichst vollkommene Aneignung und Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift darstellen. Hier liegt der fundamentale Unterschied des deutschen und des fremdsprachlichen Unterrichts. Von seiner Muttersprache und seiner Volkskultur bringt der Schüler die meisten Kenntnisse und Vorstellungen bereits aus dem Elternhause mit in die Schule; es gilt nur, dieselben zu ergänzen und durch Aufdeckung der historischen wie essentiellen Zusammenhänge und Beziehungen zu vertiefen. Der fremdsprachliche Unterricht ist an ganz andere Voraussetzungen gebunden; hier ist der Lehrgegenstand für den Schüler etwas völlig Neues, das erst durch jahrelange Gedächtnis- und Verstandesübung sein geistiges Eigentum wird. In den Dienst dieser Aufgabe muß sich auch die Lektüre stellen, sie muß dem Schüler die nötige Sicherheit gegenüber dem gedruckten und geschriebenen Wort geben, und wenn heute ein Gymnasiast nach acht- oder siebenjährigem Unterricht nicht imstande ist, eine französische Tageszeitung glatt herunter zu lesen oder sich ohne Stocken und Verlegenheit an einer französischen Unterhaltung zu beteiligen, so ist das ein klägliches Ergebnis dieses Unterrichts, wofür das bißchen Literaturkenntnis keinen Ersatz bietet.

Eine Einschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts ist nach zwei Seiten hin möglich, einmal hinsichtlich der Anzahl der zu lernenden Sprachen und dann hinsichtlich der Anzahl der Unterrichtsstunden. In der ersten Richtung bedeutet bereits die jüngste der drei höheren Schulen, die Oberrealschule, einen erfreulichen Fortschritt. Mit zwei Fremdsprachen haben wir vollauf genug, und auch für Gymnasium und Realgymnasium ist eine derartige Einrichtung dringend wünschenswert. Die Erlernung der dritten

Digitized by Google

Fremdsprache, des Griechischen am Gymnasium und des Lateinischen am Realgymnasium, dürfte allerhöchstens fakultativ zulässig sein. Aber auch der zweite Weg wird einmal beschritten werden müssen, so sehr sich begreiflicherweise die Vertreter der betreffenden Fächer als beati possidentes gegen jede Verringerung der Stundenzahl sträuben werden. Sollte die Erreichung des Lehrziels mit den heutigen Mitteln in einer verkürzten Zeit nicht möglich sein, dann müssen eben neue Mittel gesucht werden. So sollte man beispielsweise in den neueren Sprachen einmal einen Versuch mit der Berufung entsprechend vorgebildeter Ausländer machen, wie es an den Universitäten bei Besetzung der Lektorenstellen schon geschieht. Dabei müßte natürlich zwischen den in Betracht kommenden Staaten Gegenseitigkeit vereinbart werden, d. h., während an den deutschen Schulen englische bezüglich französische Philologen ihre Muttersprache lehren, müßte in Frankreich und England bezw. Amerika der deutsche Unterricht deutschen Germanisten anvertraut werden. Daß das bei der verschiedenen Schulverfassung der betreffenden Länder nicht ohne weiteres angängig ist, daß dabei vorher noch manche Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden müßten, ist selbstverständlich. Aber möglich zu machen wäre es sicher, und es würde sich daraus neben vielen anderen Vorteilen eine Fülle fruchtbarer wechselseitiger Anregungen auf pädagogischem Gebiete ergeben.

Jedenfalls bedarf es einer beträchtlichen Einschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts, um neben dem Wissen auch die Anschauung zur vollen Geltung zu bringen. Erst dann ist es möglich, mit Erfüllung der Forderung Ernst zu machen, die nun schon jahrzehntelang in nationalen Kreisen unseres Volkes unermüdlich erhoben worden ist, und die immer wieder an der ungeheuren Überlegenheit des fremdsprachlichen Vorurteils zerschellte, daß nämlich der deutsche Unterricht in den Mittelpunkt des Gesamtunterrichts gestellt werde. Erst dann kann der deutsche Unterricht seine Aufgabe ohne Einschränkung erfassen und dem heranreifenden Deutschen zu einer klaren Vorstellung von all den Wesenseigentümlichkeiten seines Volkes, nicht nur in der Sprache, sondern auch in Kunst und Dichtung, in Sage und Weltanschauung, in Sitte und Lebensform, kurz in all seinen schöpferischen Äußerungen verhelfen. Dann endlich wird auch der unerquickliche Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfächern fallen, und neben den mehr abstrakten Fächern, die jetzt die Herrschaft führen, den Fremdsprachen und der Mathematik, werden

Digitized by Google

gleichberechtigt die Fächer zu stehen kommen, die vorwiegend auf Anschauung hinarbeiten, die Erdkunde, dies Stiefkind des heutigen Unterrichts, und die Naturwissenschaften. Dann werden auch die Klagen über Verstandeshypertrophie endgültig verstummen.

Johann Gottfried Herder und die Erbgräfin Maria von Schaumburg-Lippe.

Von Adolph Kohut.

Johann Gottfried Herder hat zeit seines Lebens auf Mädchen und Frauen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Von allen Beziehungen Herders zu den Vertreterinnen des „Ewig-Weiblichen" war aber keine so bedeutsam und in das Leben des Denkers und Dichters so eingreifend, wie diejenige zur Erbgräfin Maria von Schaumburg-Lippe.

27 Jahre war Herder, als er, der schon damals in der wissenschaftlich-literarischen Welt einen klangvollen Namen sich erworben hatte, zum Superintendent und Hofprediger in Bückeburg ernannt wurde. Sein Verhältnis zu dem Landesherrn des kleinen Ländchens, Erbgrafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, gestaltete sich, trotz aller Achtung, die der durch und durch soldatische und an gar keinen Widerspruch gewöhnte Fürst ihm zollte, zu keinem erfreulichen. Herders zarte, unbefangene Natur, seine ernste, mitunter schwermütige Stimmung waren nicht geeignet, ihm seines Herrn Gunst zu gewinnen. Weder ihre Charaktere noch ihre Ansichten harmonierten. Zwischen beiden Männern herrschte lange Zeit hindurch ein sehr gespanntes Verhältnis. Noch ein Jahr nach der Berufung Herders schreibt dieser in einem Briefe an seinen Verleger Johann Friedrich Hartknoch: „Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe — unkenntlich, entfernt, nicht füreinander. Ein edler Herr, aber äußerst verwöhnt! Ein großer Herr, aber für sein Land zu groß! Ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege! —

Digitized by Google

Im Lande ist für mich nichts zu tun. Ein Pastor ohne Gemeinde, ein Patron der Schule ohne Schulen, ein Konsistorialrat ohne Konsistorium! Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt sind zum Teil hier vernichtet. Den übrigen bin ich gelehrt, fein, ein Hofmann, vornehm. Die Räte sehen in mir einen Mißvergnügten oder zu Feinen oder zu Groben, zu Graden, zu Dreisten und also mit aller Hochachtung einen Dorn im Auge."

Für alle die bitteren Erfahrungen während seines Aufenthalts in Bückeburg fand er jedoch reichlichen Ersatz im Umgang mit der Gemahlin seines Fürsten, der Erbgräfin Maria, einer ungemein zartfühlenden Dame von großer Schönheit, feinster Bildung und tiefreligiösen Grundsätzen, die in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Es war im Anfang des Jahres 1772, als Gräfin Maria bei Übersendung eines Neujahrgeschenkes an Herder, als ihren Beichtvater, zugleich ein in sehr herzlichen und verehrungsvollen Worten abgefaßtes eigenhändiges Schreiben an ihn richtete. Von da kam er mit ihr in regen Briefwechsel, und mit der ihn kennzeichnenden unbefangenen Offenheit schüttete er vor ihr sein Herz aus, sie mit seiner inneren und äußeren Lage in Bückeburg bekannt machend. Freundliche Trostsprüche von seiten der Gräfin, den Mut und die Geduld nicht zu verlieren, besänftigten allmählich sein vibrierendes Gemüt. Wie ein Engel vom Himmel erschien ihm diese edle Frau, für die er seit jener Zeit eine geradezu schwärmerische Begeisterung hegte und der er mit leidenschaftlicher Sympathie ergeben war. Seiner Empfindung gab er in einem Briefe an seinen Freund, den Professor Johann Georg Müller zu Schaffhausen, den späteren Herausgeber des Nachlasses und der gesammelten Schriften Herders, Ausdruck:

„Ich fange seit 14 Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles scheint sich mir zu verändern, durch die Veränderung Einer Seele. Die hiesige regierende Gräfin — wollen Sie sich ein Bild der Charitas, der Sanftmut, Liebe und Engelsdemut in Einer Person denken, so denken Sie sich sie. Sie hat sonderbare Schicksale des Lebens gehabt; eine geborene Gräfin von Lippe-Biesterfeld, aber eine verlassene Waise von Kindheit an. Sie ist unter andere, Verwandte, Freunde weggekommen, nach Magdeburg, Schlesien. Da ist sie Pietisten in die Hände gefallen. Ein weiches, fühlendes Herz unter solchen Umständen — Sie können sich die Eindrücke selbst denken. Unser Herr hat sie darauf auf ihr Porträt geheiratet. . . . Ich hörte zwar von ihrer

Digitized by Google

allgemeinen Wohltätigkeit, Liebe und Sanftmut, ich bewunderte sie mehr als einmal, wie sie sich bei dem Herrn so und solange erhalten konnte, aber wie es schon ist, wenn man sich um etwas nur mit der Idee bekümmert, man verliert es unter der Menge. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich noch meine Predigten gefallen konnten und gefielen und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da sie zu Anfang dieses Jahres Gelegenheit suchte, selbst an mich zu schreiben. Und einen Brief von solcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen und süßer Seele — wer war mehr erstaunt als ich? Ich konnte wohl denken, was ihr der Schritt gekostet, und als ich nun so heillos meinen Irrtum sah, wer war verlegener als ich? Ich antwortete ihr gleich, sagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre, und Sie können sich denken, wie ich sie den Abend darauf, zum Konzert eingeladen, fand — so schüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philosophisch-moralische Predigt, und, entweder weil ich nun hörsamer und füglicher war, oder weil sie ihm davon gesagt, oder den Brief gezeigt haben mochte — kurz, er war ganz anders. Ich habe die Gräfin hierauf besucht. Sie hatte die „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim" gelesen. Ihre Anmerkungen über dieses Buch waren von feinster Art. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben, — mit welcher Art! Ich schickte eine und zugleich Spaldings „Bestimmung des Menschen", die sie noch nicht gelesen, und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Briefe voll Dank und himmlischen Herzens . . . Ihr Bild hat gleichsam durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist. Sie ist zart und schwächlich. Es liegt eine kleine Bläße auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, als ob sie schon zu einer höheren Welt eingeweiht wäre. So kommt sie mir immer vor. Sie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu sprechen geht nicht an. Es bleibt mir also nur übrig, von der Kanzel mit ihr zu reden. Einen solchen Engel zu finden, wo man's nicht sah, der vor einem stand, und es durfte nur gleichsam eine Wolke zerfließen! Ich will ihr einige Stunden widmen und etwas über die Unsterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl des künftigen Lebens schon in dieser Welt in Form einiger Sokratischer Gespräche schreiben."

Der junge Hofprediger gab sich die erdenklichste Mühe, die religiösen Ansichten der Gräfin, die von einem entschiedenen Hang zur Mystik nicht frei war, durch mündliche und schriftliche Belehrung zu läutern. Zu dem Trefflichsten, was je aus seiner

Digitized by Google

Feder geflossen, gehört sein Ende Dezember 1774 an sie gerichteter Brief. Er sandte ihr gleichzeitig zwei Predigten. Sie seien, so meint er, kalt und vielleicht trocken geschrieben, aber vor Gott und einer guten Seele sei doch nichts verloren.

„Der Himmel", so heißt es in der Zuschrift Herders, „segne diese Predigten zu dem Zwecke, wozu sie sein sollen. Darf ich aber ein Wort zu diesem Zwecke sagen? Auch solche wahren Rausche zum Guten sind vielleicht nicht gut, sie machen zu bald müde. Der Geist der Selbstverleugnung und Liebe Gottes ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit, sondern der Freiheit und Freude. Die ganze Selbstverleugnung muß aus himmlischen Gesinnungen kommen, und damit wird sie angenehm und leicht, mit wie vielem Kampfe sie auch errungen werde. Jede unsrer Handlung soll so rein sein, daß wir sie den Augenblick vor Gott bringen können. Das wissen wir nun jedesmal, wenn wir's nicht sind, auch in der selbstverdientesten Leidenschaft. Ich weiß z. B., daß das Lob leider nicht Wahrheit ist, welches Ew. Erlaucht mir zutrauen, daß mir im Überwinden alles leicht wäre. Wenn ich sterben sollte — ich hoffe es nicht, und habe kein Bild vom Tode, weil ich gesund bin —, so weiß ich, ich müßte unzufrieden und unvollendet und auf bloße Diskretion hinausgehen, ob ich mir's gleich nicht würde merken lassen, als wenn ich's sollte. Das ist eine so natürliche Empfindung, was von uns zu dieser Welt gehört und gehören muß, daß wir geradezu nur den schnellsten und reinsten Lichtstrahl unsres Herzens fragen dürfen. Die Raupe, die sich eingesponnen hat, und gestört oder zu früh erweckt wird, kann kein Schmetterling werden — sie stirbt. Was mich also allein dünkt, ist, daß Ew. Erlaucht sanft fortgehen, sich immer mehr zum Lichtanblick Gottes gewöhnen, und, wenn ich den edlen und schwärmerischen Bibelausdruck brauchen darf, den Geist nicht in sich dämpfen. Sie haben eine so schöne Anlage zur Wahrheit, Rechtschaffenheit und am meisten zum Bilde Gottes, der Milde und sanften Güte, daß Sie den Schatz nur bewahren, in keiner Sache ihn aus den Augen lassen und immer auf ihn zurückkommen müssen. Sie haben keinen Hang zur Eitelkeit, zu dem allen Geist tötenden Witze, zu der Neigung, alles nach sich abmessen zu wollen, und sich in der ganzen Welt allein zu sehen und zu hören. Wogegen Sie zu kämpfen haben, glaub' ich, ist Bequemlichkeit oder träge Furcht, oder schüchterne Bedenklichkeit, und gute Überraschung, die Ew. Erlaucht, wo ich nicht irre, sehr oft hintergangen haben muß. Selbst zu Dingen kann

Digitized by Google

sie verleiten, die ganz wider unsre Natur und bei Ew. Erlaucht wider den Geist der sanften Wirksamkeit, Liebe und Güte sind, der Ihre Natur sein sollte, schon ist und sein wird. Man lasse alle Menschen, jeden unter seiner Hülle von Eindrücken, Wahrheit und Recht suchen. Sie suchen alle Wahrheit und Recht, jeder auf seine Weise, die wie das Klima und die Erde verschieden ist und sein muß. Die Resultate sind aber freilich nach allen Graden und Gradationen dieselben. — Unter uns haben die beiden Geschlechter einen ganz andern Bau, ganz andere Pflichten und Fehler; und doch gibt's bei beiden nur eine Tugend, die in jene Welt übergeht, wo wir weder Mann noch Weib sein werden, sondern wie die Engel Gottes sind im Himmel, die den Willen Gottes tun in Wirksamkeit und Liebe. Zu dem Himmel müssen wir uns alle unter allen Gestalten hier gewöhnen, und dann sind wir vor Gott nicht mehr Mann und Weib, so wenig eine Christa zum Vorbilde hat erscheinen dürfen. Das sind die Hüllen für unsre Erde. Kehren sich Ew. Erlaucht soviel wie möglich von der Wortandacht ab; sie hält die Seele unbeschreiblich fest an Buchstaben, Bildern, gehörten Worten, und läßt sie nicht zur wortlosen Erkenntnis und Tat der Wahrheit kommen."

Durch die Engelsgeduld und Gottergebenheit der verehrten Frau bekam Herder selbst eine neue Lebensstütze. Ihr Wesen war ihm vorbildlich, und er gewann dadurch Kraft und Mut, sich über eine trübselige Gegenwart zu erheben, und in seinem verödeten Herzen sproßte nun ein neuer Frühling des Glückes und der Zufriedenheit auf. Über eine zweckmäßige Wahl der Lektüre der Gräfin spricht er sich in einem seiner Briefe an sie mit den Worten aus: „In dem Leben, in der Liebe, in dem Munde einer Frau, die noch das einzige wahre, menschliche Geschöpf auf dem politischen Theater und Exerzierplatz dieser Welt ist, ist eine Unnatur tausendmal fühlbarer als bei dem Manne. Damit will ich nicht sagen, daß eine Dame sich nicht auch durch die Lektüre bilden, Geist und Herz verschönern sollte; eine Zähre auf Klopstock geweint, kann ein schönes Auge nie entehren. Ich glaube vielmehr, das weibliche Geschlecht sei das einzige richtende Publikum über eine Reihe von Materien des Geschmacks und der Empfindung, und jeder Mann, der kein Pedant sein will, muß im Kreise der Damen gelernt haben, gewisse Bücher zu lesen. Ich sage gewisse Bücher, denn alle Sachen, alle Materien, alle Wissenschaften sind nie für die Weiber, und über

Digitized by Google

diese können sie in ihrem Leben nie anders als schiefe Urteile fällen."

Wie sehr er der Lehrer, Freund und Tröster der Gräfin Maria war, bewies er ihr auch durch seine innige Teilnahme bei dem Tode ihres innigst geliebten Zwillingsbruders, des Grafen Ferdinand Johann Benjamin v. d. Lippe. Der Hofprediger feierte sein Andenken durch eine, später in die Gesamtausgabe seiner Werke übergegangene, tief empfundene Gedächtnisrede, die den Titel führt: „Über die dunklen und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe."

Ungemein glückliche Stunden verlebte er im Hause der Erbgräfin, anläßlich der von dieser oft veranstalteten musikalischen Abendunterhaltungen. Der Tonkunst war er ja von Jugend auf zugetan gewesen, und da seine Herrin vortrefflich Klavier spielte und eine sehr angenehme Stimme hatte, empfand er nun einen doppelten Genuß.

Er wurde dadurch auch veranlaßt, Kantaten zu dichten. In den Jahren 1772—1775 schrieb er die Kantaten „Brutus", „Philotas", „Die Auferstehung des Lazarus", „Fremdling auf Golgatha" und „Michaels Sieg", zu denen der Kapellmeister der Gräfin, Johann Christoph Friedrich Bach, die Musik komponierte.

Die Erbgräfin Maria war eine der merkwürdigsten Fürstinnen ihrer Zeit. Sie lebte höchst einfach, verschmähte jede auffallende Mode und war immer ungemein tätig. Von ihren Untertanen wurde sie abgöttisch verehrt, weil sie unendlich viel Gutes tat und selbst in die Hütten der Armen sich begab, um dort das Elend nach Kräften zu mildern und Trost zu spenden. Jährlich besuchte sie die Frauen ihrer Dienerschaft und empfing deren Gegenbesuch. Jeder, der ein Anliegen hatte, konnte zu jeder Zeit bei ihr vorsprechen, wobei ihr nichts so sehr als ein steifes Zeremoniell verhaßt war.

Nur wenige Jahre weilte Herder in Bückeburg. Durch Goethes freundschaftliche Bemühungen im Frühjahr 1776 wurde er als Generalsuperintendent, Mitglied des Oberkonsistoriums und erster Prediger an der Stadtkirche nach Weimar berufen. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß seiner Abberufung der Tod der am 16. Juni 1776 in der Blüte ihres Lebens dahingerafften Freundin und Gönnerin, der Gräfin Maria, unmittelbar voranging. Ihr Ableben erschütterte ihn aufs, tiefste und er sehnte

Digitized by Google

sich aus jener Stadt fort, wo ihn die Erinnerungen an die herrliche Frau auf Schritt und Tritt begleiteten.

Am Grabe der geliebten Fürstin hielt Herder eine seiner schönsten und geistvollsten Reden.

Die Witwe Herders sagt von der Gräfin in den Erinnerungen aus dem Leben ihres Gatten das schöne Wort: „Wie sie gelebt hatte, so starb sie als Muster der Geduld und Gottergebung. Ihr Tod kam nicht unerwartet, wir sahen seine Vorboten ein halbes Jahr voraus und mußten unsere Gefühle verbergen, denn sie wollte durchaus nicht, daß man Gefahr ahnen sollte. Klage und Trauer um diese Himmlische war in Bückeburg, und bei allen, die sie gekannt hatten, allgemein groß und höchst rührend. . . . Gott trennte sie selbst von uns. Wir nehmen das Bild und Andenken dieser Heiligen im Herzen mit fürs ganze Leben."

Karl Peters „England und die Engländer".*)

Von Rudolph Stratz.

Ich bin mit Karl Peters befreundet. Das schicke ich voraus, um niemanden zu enttäuschen, wenn er in diesen Zeilen nicht das übliche: „Steinigt ihn!" gegen den schwarzen Mann unserer Kolonialpolitik findet, dem wir, nebenbei bemerkt, unsere wertvollste Besitzung, Deutsch-Ostafrika, zum besten Teil verdanken.

Zur Sache aber dies: Wir Deutsche reisen viel und lesen noch mehr und wissen doch eigentlich wenig von unseren Nachbarn. Zweierlei treibt uns zum Wandern und Schauen: Der Bildungsdrang (d. h. die Reise nach Italien, Kirchen, Museen, Pompeji — la dolce Napoli è tutti quanti) und die Freude an der Natur (d. h. der übliche Sommer in Tirol und der Schweiz oder an der See), aber von dem, was der Eingang der Odyssee rühmt: vieler

*) Dr. Karl Peters, „England und die Engländer". Preis brosch. 5 Mk., gebd. 6 Mk. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Berlin W. 35.

Digitized by Google

Menschen Sinn erkannt zu haben — von diesem für die praktische Beurteilung der Dinge allein wertvollen Gesamteindruck einer Reise bringen wir noch viel zu wenig mit — haben auch kein Verlangen danach. Wir sind unterwegs Ästhetiker, aber nicht Politiker oder Volkswirte.

Daher die seltsame Erscheinung, daß die öffentliche Meinung der großen Massen in Deutschland in allem, was Kunst und Wissenschaft angeht, untrüglich richtig (lex Heinze, Umsturzvorlage, Zedlitzsches Schulgesetz), in allem, was Staatsleben betrifft, so untrüglich falsch funktioniert, daß man eigentlich nur immer gegen sie zu regieren braucht, um des rechten Weges sicher zu sein, — wie das ja in der Wilhelmstraße schließlich auch geschieht, während der deutsche Bierbankpolitiker immer wieder inzwischen in seinen Wünschen und Gedanken mit allen uns möglichst fremden und weit entfernten Nationen, wie die Japaner, und Nationchen, wie die Buren, gegen unsere besten Geschäftsfreunde (England) und Nachbarn (Rußland) fraternisiert.

Aber was wissen wir von Rußland: Nichts, und was wissen wir von England: Nicht viel mehr.

Oder doch ja: Den Engländer glauben wir zu kennen — die tausendköpfigen Reiseherden — auch Reiseflegel darunter — am Rhein und in der Schweiz. Aber nun einmal Hand aufs Herz: Hätte der Italiener recht, der das gewaltige Deutsche Reich nach den Schwärmen oft unglaublich ungezogener, viel zu laut sprechender, bierdurstiger und breitspurig-jovial auftretender deutscher Italienfahrer beurteilen wollte? Gewiß nicht. Wir würden ihm erwidern: Komme erst nach Deutschland, urteile dort! Aber denselben Fehler machen wir. Wir gehen nicht nach England (Kaufleute, die nur ihre Geschäfte im Kopfe haben, natürlich ausgenommen) und urteilen doch. Und urteilen natürlich falsch. Ich will hier gar nichts zum Lob oder Tadel der Briten sagen. Ich sage nur: auf die früher bei uns übliche Überschätzung Englands ist jetzt bei uns im Binnenlande vielfach eine ebenso bedenkliche Unterschätzung gefolgt.

Über Engländer mitreden, kann eigentlich nur der, der wenigstens einmal Europas Küste hinter sich verschwimmen sah. Da fängt nämlich England an — nicht in den drei Inseln am Kanal — und hört nirgends mehr auf, wo Wasser ist und Häfen am Wasser und Kohlenstationen und Kabel und Kolonien. Und dies Gefühl des „Greater Britain“, das jetzt, dank Chamberlain, die ganze britische Politik beherrscht und — darüber täusche man sich nicht —

Digitized by Google

wenn es durchdringt, zu ebensolchen Weltkriegen und Weltkatastrophen führen muß, wie seinerzeit der Erlaß der Navigationsakte — dieser Gedanke des Imperialismus durchweht das ganze Petersſche ausgezeichnet und spannend geschriebene Buch, und gibt dem, der es liest, ein klares Bild des heutigen Englands, ja, des Angelsachsentums überhaupt, das sich ja, wie ehemals das römische Weltreich nach Osten, nach Konstantinopel, so jetzt nach Westen, nach New-York, zu verjüngen und zu erneuern beginnt.

Karl Peters lebt selbst seit Jahren in England, soweit ihn nicht große geschäftliche Unternehmungen in Südafrika fernhalten. Er hat, ehe er noch in die deutsche Kolonialpolitik eintrat, als junger Mann durch mehrjährigen Aufenthalt in London das gelernt, was damals, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland eigentlich nur die Hanseaten konnten, übers Wasser schauen und dort unsere weitere Zukunft sehen. Er ist also wie nur einer berufen, uns das Inselreich und seine Bewohner begreiflich zu machen.

Und das ist nicht gerade leicht. So wenig wie für einen Ausländer Deutschland. In beiden lebt noch — Gott sei dank — das Mittelalter. Das Gewordene, das Ehrwürdige, auch das Verrottete und Verzopfte lugt noch überall herein. Und in Großbritannien noch mehr als bei uns. Denn es hat seit achthundert Jahren keinen Feind auf seinem Boden gesehen, und seine Revolutionen waren nur politischer und religiöser, aber nicht sozialer Art. Man köpfte sich und beließ sonst alles beim Alten.

Die außerordentlich frische und anregende Art, mit der Karl Peters seine Bilder des englischen Lebens vor uns entrollt, macht das Verständnis dieser seltsamsten Mischung von Mittelalter und zwanzigstem Jahrhundert viel leichter. Wir landen mit ihm in Dover oder Queensborough, wir fahren mit ihm nach London und sehen das gewaltige Bild der Themse mit ihrem Schiffsgewimmel und ihren Brücken, die Rauch- und Nebelwolken über dem endlosen Häusermeer Londons, wir betreten dessen City — noch jetzt halbwegs das Herz für den Geldumlauf der Erde — diese City mit ihren wilden Gründungen und Spekulationen und ihrem Einfluß auf die Politik, Goldshares und Burenkrieg in inniger Wechselwirkung, und mustern diese Politik, die — so untheoretisch und einfach wie möglich — überall auf Erden in dem freundlichen Wahlspruch gipfelt: Ecce ego! Erst komm' ich! — und die nirgends jene doktrinären Verschiebungen, jene Trübungen aus an sich wohlberechtigten Gefühlsregungen heraus erfährt, wie sie der Deutsche

Digitized by Google

— trotz Bismarck — in seiner Stellung zum Ausland noch nicht los geworden ist. Wir wohnen einer Sitzung des Unterhauses bei und erblicken Chamberlain in dem von *seinem* Standpunkt aus genial weitsichtigen, aber wahrscheinlich, glücklicherweise, aussichtslosen Ringen und Kämpfen um das Ziel, einem Volk von Kaufleuten, Seefahrern und Fabrikarbeitern Kornzölle aufzudrängen, zugunsten englisch sprechender Farmer in anderen Weltteilen. Ja, wenn Chamberlain unseren Bund der Landwirte hinter sich hätte! Aber er kann nicht mit Massen operieren, nur mit Gründen, und was bedeuten diese gegen das einfache, dem simpelsten Gehirn verständliche Geschrei: Das Brot wird teurer! (Genau wie im preußischen Militärkonflikt der sechziger Jahre das: Steuerzahler — haltet die Hand auf den Beutel!). Es ist das Verhängnis jeder Politik, die mit den Massen, also mit Philistern, rechnen muß, daß sie schließlich selber philiströs oder gewalttätig wird. Bismarck hat das letztere gewählt, aber Chamberlain ist kein Bismarck.

Von der Politik führt uns Peters zur Presse — es mutet einen sonderbar an, zu hören, daß in England die persönliche Ehre gegen anonyme Preßangriffe durch ungeheure Geldstrafen (bis zu zwei Millionen Mark für *einen* Fall!) geschützt ist — wir sehen auch hier, wie, ebenso wie in der ganzen übrigen Welt, aus Druckerschwärze öffentliche Meinung wird, die man durch Druck auf den Parteiknopf reguliert, nur alles in größerem Maßstab, entsprechend dem öffentlichen Leben einer Kryptorepublik, die Großbritannien eigentlich ist, im Gegensatz zu der „gemäßigten Militärdiktatur der Hohenzollern“, die Peters selbst als die geeignetste Regierungsform für Deutschland bezeichnet.

Dann kommen wir zu Englands Heer und Flotte. Wir erkennen, wie gerade der Individualismus, aus dem sonst der Brite seine Stärke holt, seine Wehrkraft zu Lande aufhebt, da er ihn zwingt, statt des Massenzwangs und der Massenmacht der allgemeinen Wehrpflicht mit kleinen, ungeheuer kostspieligen und veralteten Söldnerheeren sich zu behelfen. Um so gewaltiger steht dann die englische Flotte da. Nicht nur die Schiffe, die können auch andere bauen, nicht nur die Matrosen, die haben auch wir vortrefflich und in Menge, aber was wir nicht haben und kaum mehr in genügendem Maße erwerben können, das sind die Kohlenstationen im Ausland, und ohne die klebt jede Flotte an den Heimathäfen, vermag den Willen ihres Volkes nicht in ferne Weltteile zu tragen.

Das macht man sich ja nie in Deutschland klar, daß wenige

Digitized by Google

Dinge so sehr die britische Weltherrschaft gefördert haben als der Übergang von der Segel- zur Dampfschiffahrt. Früher lieferte die Natur, der Wind, die bewegende Kraft. Jetzt muß man von Etappe zu Etappe sich mit Kohlen versorgen, und wer nicht wie England alle geeigneten Punkte dafür schon im Frieden besetzt hat, man denke nur an die Linie Gibraltar—Malta—Aden usw. bis Singapore und Hongkong, muß eben im Kriegsfall daheim bleiben. Ebenso stark war, was in dem Petersschen Buch nicht sehr betont ist, bisher der Einfluß Englands über das Kabelnetz der Erde. Dessen Wichtigkeit sah man noch im spanisch-amerikanischen Zweikampf. Seitdem hat die drahtlose Telegraphie ihren Siegeszug begonnen. Und wer weiß: Kommen wird einst der Tag, wo die Elektrizität die Schiffskolosse treibt und kein Dampf aus Schloten mehr qualmt. Und verliert England gar durch die endgültige Erfindung des lenkbaren Luftschiffs das bisher uneinnehmbare Bollwerk seiner Küsten — doch wozu diese Zukunftsträume?

Englische Erziehung! Wir wissen die Fehler der unsrigen genau, die Überbürdung mit totem Wissen, die Hypertrophie des Gedächtnisses bei viel zu geringer Schärfung des Urteils und völlig mangelnder Charakterentwickelung, und daneben die strafbare körperliche Vernachlässiguug, aber wir haben diese Mängel noch nicht abzustellen vermocht. Genau in den entgegengesetzten Einseitigkeiten und Übertreibungen, namentlich des Sports, bewegt sich das Leben des jungen Engländers. Man sagt, im Petersschen Buch steht es nicht, daß Max Müller in Oxford einen Studenten, der sich ihm vorstellte, sofort zu fragen pflegte: ‚do you row? und auf ein ‚Ja' hin ihn sofort mit einem freundlichen: good bye!" aus seiner Nähe und seinem Gespräch entließ. Und in der Tat, das Überwuchern des Sports in dieser alles andere erstickenden Gestalt bedeutet eine ernste Gefahr für England. Es werden da mikrokephale Athleten gezüchtet, und das geistige Leben verfällt, wie sich das ja auch in der englischen Literatur und Kunst immer mehr bemerkbar macht. Eine Vermischung der deutschen und der englischen Erziehungsmethode wäre demnach das Richtige (siehe Cecil Rhodes' Testament mit den Freistellen für deutsche und amerikanische Studenten in England).

Zum Schluß des Buches streifen wir noch mit Peters durch das englische Volksleben; bemerkenswert ist, was er hier über die zunehmende britische Arbeits-Unlust anführt, jenes: „Ich liege und besitze" — wie der Drache im Nibelungenring sagt — „und

Digitized by Google

lasse andere für mich arbeiten“, wie der britische Gentleman für sich hinzusetzt oder vielmehr instinktiv als sein Recht an das Schicksal empfindet. Das ist die Stelle, wo der deutsche Wettbewerb, zum Glück, eingesetzt hat. Hier liegt der eigentliche Grund der Spannung zwischen den beiden Nationen, wie sie jetzt besteht und beiderseits durch Preßartikel und nicht zum mindesten durch unsere, gegenüber Rußland und England von einer geradezu frivolen Torheit erfüllten Witzblätter zum Teil noch geschürt wird.

Noch ein Blick in die „Englische Gesellschaft“, dann kommen wir zum Schlußkapitel: Die Briten und ihr Weltreich, dies ‚Greater Britain‘, das mit seinen 394 Millionen Menschen aller Nationen, darunter 57 Millionen Engländer — weitere 77 Millionen wohnen in den Vereinigten Staaten — ungefähr ein Viertel der festen Erde umspannt und innerhalb seiner Grenzen alles hervorbringt, was das Menschenherz begehrt: Vom Fischbein Labradors und dem Elfenbein Kanadas, dem Gold, den Diamanten und Straußenfedern Südafrikas, den Perlen des Indischen Ozeans, von diesen Luxusdingen an bis zu den Gebrauchsgegenständen, wie dem Gummi Westafrikas, dem Kaffee, Tee, Kakao und der Vanille Ceylons, dem Tabak, Zucker, Rum Westindiens, den Weinen des Kaplandes, der indischen Baumwolle, seinem Indigo, und, damit kommen wir zur Notdurft des Lebens, seinem Reis und Weizen, dem Fleisch, der Wolle, dem Getreide Australiens, dem Korn und den Hölzern Kanadas. Nur angesichts eines solchen Weltreichs konnte ein Plan wie der Chamberlains, die Gründung einer die halbe Erde umspannenden Zollschranke, entstehen.

Und Chamberlain selbst sagte in Beziehung auf das Petersche Buch in einer Rede, die er am 15. Dezember 1904 zu Edinburgh vor dreitausend Hörern hielt: „Dr. Carl Peters seems to be a careful and fairly impartial observer, and he puts his finger on what I believe to be the spot“. Dies Lob aus fremdem, man könnte beinahe sagen, gegnerischem Munde, ehrt das Werk. Man sollte das Buch lesen. Man hat Nutzen davon.

Digitized by Google

Zur Klostererziehung.

Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie.

Von L. Mittenzwey.

[Teil I.]

I.

Es war im Laufe des Sommers 1902, da brachte die „Tägl. Rundschau“ unter anderem folgende Mitteilung: „Die Zahl der Klöster und Ordensniederlassungen ist besonders im nordwestlichen Deutschland in außerordentlicher Zunahme begriffen. In der Nähe von Osnabrück wird ein großes Kloster der Ursulinerinnen erbaut, ein mächtiger Bau. Bei Münster hört man mit dem Bauen überhaupt nicht auf, und jetzt ist in dem Orte Leer bei Burgsteinfurt ein großes Kloster der Genossenschaft der Schwestern von der göttlichen Vorsehung, genannt „Haus Loretto“, fertig gestellt worden“ usw. Diese Notiz ist für uns die Veranlassung geworden, der Bedeutung der Klöster vom Standpunkte des Pädagogen aus doch einmal näher zu treten, um so mehr, da jetzt der Wind wiederum so außerordentlich günstig weht für die klösterlichen Institutionen. Armer Falk, was hast du gekämpft und — für nichts! Das Gesetz vom 31. Mai 1875, welches die Aufhebung so vieler Orden und Klöster aussprach, war auf kirchlichem, nationalem und pädagogischem Gebiete unstreitig eine der bedeutendsten Taten des letzten, sonst so tatenreichen Jahrhunderts, eine wahre Herkulesarbeit. Was ist davon übrig geblieben? Nichts, rein gar nichts. Die Gesetze sind allmählich zurückgezogen worden, Simultanschulen wurden aufgehoben, der Klosterbau schreitet fröhlich weiter, Zentrum ist Trumpf, und während man in Frankreich, ja selbst in Spanien und in Österreich, nach Kräften bemüht ist, sich von den Fangarmen des Riesenpolypen, genannt die römische Kirche, freizumachen, träumt der deutsche Michel weiter. Doch kommen wir zu unserer Betrachtung und bemühen wir uns, recht objektiv zu sein.

Das Klosterwesen ist kein dem Christentum eigenes Gewächs, mönchische Genossenschaften finden wir schon vor dem Eintritt des Christentums, denn, wenn Plinius von den Essenern schreibt: „Ein wunderbares Geschlecht, ohne Weib, ohne Geld, im Schatten der Palmen werden sie alltäglich wiedergeboren durch die Schar derer, welche die Woge des Geschickes müde des Lebens zu ihren Sitten

Digitized by Google

hintreibt; so besteht Jahrtausende hindurch ein Volk, in welchem niemand geboren wird," so haben wir das Bild des Klosterlebens.

Auch der Islam und noch mehr der Buddhismus haben ein zahlreiches Mönchsheer hervorgebracht; und die Selbstpeinigungen indischer Büßer können sich getrost messen mit allen Entsagungen christlichen Mönchstums. Das letztere ist naturwüchsig auf kirchlichem Boden entstanden, allerdings mehr aus der Moral der Weltentsagung als aus Begeisterung für die apostolische Kirche, mehr aus den Zeiten der Verfolgungen und der hohen Spannung der Märtyrerzeit im dritten Jahrhundert, als damals Einsiedler unter den Schrecknissen der ägyptischen Wüste alle Versuchungen des weltlichen Lebens in ihrer Phantasie erlebten. Durch die Jünger, welche sich in ihrer Nachfolge um diese Einsiedler sammelten, wurde die Einsamkeit zur Gemeinsamkeit, und das nächste Jahrhundert sah die ersten Klostergemeinden, in denen der ausschweifende Enthusiasmus wie sein träges Ermatten durch eine feste Regel und Aufsicht gemäßigt und geordnet werden konnte. Im Abendlande ist dieses Mönchstum zuerst angestaunt, dann nachgeahmt und zu wahrer Mannigfaltigkeit entwickelt worden.

Anfangs haben sich die Mönche nach ihrem volkstümlichen Ursprunge dem Klerus ganz entzogen. Cassianus schreibt: „Der Mönch muß Weiber und Bischöfe durchaus fliehen, denn keine von beiden lassen den, der sich einmal in ihrer Vertraulichkeit verflochten hat, länger friedlich in der Zelle ruhen oder mit reinen Augen der Anschauung göttlicher Dinge nachhängen." Doch bald ist eine Vermischung mit der Hierarchie eingetreten. Tausende von Klöstern sind entstanden und haben sich bevölkert infolge der Meinung, durch Klostergelübde ein besonderes Verdienst vor Gott zu erwerben oder eine Schuld zu sühnen; und wer nicht selbst einzutreten vermochte oder wollte, suchte doch durch Schenkungen und Vermächtnisse an Klöster an den Verdiensten der Weltverächter teilzunehmen. So trug — um nur ein einziges Beispiel anzuführen — Ludwig der Salier, genannt der Springer, die Mönchskutte immer bei sich, um sie bei vorkommenden Krankheitsfällen schnell anlegen zu können, denn als Mönch gestorben zu sein, verbürgte die ewige Seligkeit nach dem damaligen Glauben. Als sich nach 20 Jahren die Gewissen regten ob der Blutschuld, daß Ludwig den ersten Gemahl seiner nachmaligen Gattin — Pfalzgraf Friedrich III. — mit deren Einverständnis meuchlings hatte ermorden lassen, so bauten Ludwig das Kloster Reinhardsbrunnen in Thüringen und seine Gemahlin Adelheid das Kloster

Digitized by Google

Adelheids(Oldis)leben. Und so könnte man noch unzählige Beispiele anführen.

Das gewöhnliche Geschick eines Ordens nach dem Mittelalter zu war derart, daß er von einer enthusiastischen, geistesmächtigen Person, die demselben ihr Bildnis und Gepräge aufdrückte, gegründet wurde, dann durch den Ruhm seiner strengen Sitte und Frömmigkeit zur moralischen Macht im Volke heranwuchs, dadurch zu großen Reichtümern gelangte und dann in dem Besitze derselben sich in Unbedeutendheit gemächlich zurückzog. Im dreizehnten Jahrhundert kamen dann die Bettelmönche, die, nicht mehr streng hinter Klostermauern verschlossen, mitten in die Welt traten und doch nichts von ihrer Konvenienz, noch von ihren Reichtümern annehmen wollten; die den irdischen Besitz, den der Herr doch in einem seiner Gebote schützt, verachteten, aus der Armut eine Tugend machten und bettelnd durch die Welt zogen.

Der Geist der Kirche sank und mit ihm der Geist der Klöster; der Schmerzensschrei im fünfzehnten Jahrhundert über die kirchlichen Zustände und das drückende Gefühl von der Notwendigkeit einer Reformation galt auch den Klöstern. Sie waren zu tief gesunken, und es war sprichwörtlich: „Was ein Teufel zu tun sich scheut, vollbringt ohne Scheu ein Mönch.“ Clemangis klagte: „Wenn ein Mädchen den Schleier nimmt, das ist fast ebensoviel, als wenn sie zur Prostitution ausgestellt würde.“ Der Gehorsam war zur Regel- und Zügellosigkeit geworden, das Gelübde der Keuschheit, wenn es gehalten wurde, suchte Ersatz in der Völlerei, und das Gelübde der Armut behalf sich mit dem Reichtum der Korporationen und seinen Genüssen. Kirchenrat Dr. Hase in Jena erzählt in seinem „Handbuche der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche“, Kap. II. pag. 295, aus der Rede eines gemütlichen Abtes, „daß er sich über die drei Mönchsgelübde nicht eben beklagen könne: das der Armut bringe ihm jährlich 100000 Dukaten ein, das des Gehorsams habe ihn neben die Fürsten des Reiches gesetzt, und was das dritte betrifft, der Herr habe ihn mit einer liebenswürdigen Familie gesegnet.“ — Dazu waren die Bettelmönche wegen ihrer Unwissenheit und mehr noch wegen ihres Schmutzes — denn alles Waschen, selbst des Gesichtes, war ihnen untersagt — verachtet und verspottet.

Durch die Reformation wurden auch die Klöster bis in ihre Grundfesten erschüttert. Viele Klöster wurden plötzlich aufgelöst; soweit protestantische Hände in Frage kamen, ist da-

Digitized by Google

mals auch gegen einzelne, vielleicht auch gegen viele, die unwillig und ungewohnt in die Welt, die ihnen so fremd geworden war, hinausgestoßen wurden, manches Harte geschehen, wie es eine Zeit ja mit sich bringt, in welcher das von den Vorfahren und noch immer von einem Bruchteile des Volkes heilig Gehaltene plötzlich in den Winkel geworfen wird. Auch der überflüssige, gewaltige Reichtum der Klöster lockte die Begierde, und Luther meinte, im Klöstereinziehen seien die papistischen Fürsten und Junker lutherischer geworden als seine eigenen Glaubensgenossen. Die Synode von Trient suchte, was wir gern anerkennen, auch in diesem Bezuge verbessernd und wiederherstellend zu wirken, indem eine größere Beachtung von Sitte und Zucht anempfohlen wurde. Die Hauptstütze des gesamten Klosterwesens wurde von nun an die „Gesellschaft Jesu", welche dem Mönchstume eine neue Gestalt gab; ihr Plan war, zur größeren Ehre Gottes die katholische Kirche zu beherrschen, den Protestantismus zurückzudrängen und womöglich zu vernichten und das jesuitische Christentum durch jedes Mittel über die Erde auszubreiten; und nachdem sie einen guten Teil ihres Werkes vollbracht hatte, welches zwar nicht durch große Taten, auch weniger durch das Hervortreten bedeutender Charaktere sich auszeichnete, wohl aber durch eine unermüdliche, einheitlich klug geleitete Mühewaltung, war es ihr vor allem darum zu tun, alle Gewissen zu regieren und neben der ernsten kirchlichen auch eine bequeme Weltmoral auszubilden. Treffend sagt Karl Rosenkranz in seiner Charakteristik der jesuitischen Erziehung: „Der Jesuitismus verband mit dem Scheine der größten Frömmigkeit ein Maximum weltlicher Freiheit. Von diesem Standpunkte aus wandte er sich in der Erziehung auf Eleganz und Scheinwissen, auf Diplomatie und moralische Bequemlichkeit. Um die Zukunft in ihre Gewalt zu bringen, richteten die Jesuiten ihr Augenmerk nicht nur auf die Jugend überhaupt, sondern vorzüglich auf die der höheren Stände. Diesem zu genügen hielten sie bei ihren Zöglingen auf einen feinen Anstand, und Tanzen und Fechten wurde in ihren Kollegien sehr gut gelehrt. Sie wußten, wie sehr sie hierdurch den Adel befriedigten, der schon für diese Technik der formalen Ausarbeitung der Persönlichkeit den Namen der Erziehung vorzugsweise usurpierte."

So mancher Staatsmann moderner Bildung wurde aber eifersüchtig auf die weltliche Macht der Jesuiten und forderte deren Untergang. Frankreich war es zuerst, welches diese Ge-

Digitized by Google

sinnung äußerte und die Klöster nur als „Spitäler für Geisteskranke“ dulden wollte. „Ein Mönch, was ist das für eine Profession? Es ist die, gar keine zu haben, sich durch unverbrüchlichen Eidschwur zu verpflichten, vernunftwidrig und ein Sklave zu sein und auf anderer Leute Kosten zu leben,“ so sprach seinerzeit Voltaire, und ganz Frankreich zollte ihm Beifall. Der erste aber, welcher mit Beschränkung und Aufhebung von Klöstern begann, war Kaiser Josef II.; er hob 276 Klöster für männliche und 83 für weibliche Orden auf, so daß noch etwa 380 der ersteren und 50 der letzteren übrig blieben (vgl. Wolf „Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich“, Wien 1871). Nun, wir wissen, daß der Aufräumungsarbeit Josefs bald ein Ende gemacht wurde. — Die französische Revolution und Napoleon I. warfen die Klöster in Masse nieder. Bei dieser Gelegenheit wurde in der französischen Nationalversammlung einst ein großes Wort von Barnave gesprochen: „Ihr habt eine feierliche Erklärung des Menschenrechts sanktioniert, aber es gibt keinen Orden, der nicht durch seine Gelübde und seine Regel dieses Recht vernichtete. Ihr wollt freie Bürger haben, aber alle Mönche sind Sklaven. Ihr wollt Bürger haben, die nur der Nation, dem Gesetze, dem Könige unterworfen sind, aber die Mönche stehen unter auswärtigen Oberen, deren Interesse meist dem unserigen entgegengesetzt ist. Man will uns raten, sie um der öffentlichen Erziehung willen beizubehalten, aber kann es weise sein, die Bildung unserer künftigen Bürger Menschen zu überlassen, die aus allen häuslichen, bürgerlichen und politischen Verhältnissen herausgetreten sind! Oder ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Lehrer der Wahrheit für unsere Jugend aus einer Menschenklasse zu nehmen, welcher auf den Gebrauch der Vernunft, wenigstens auf ihren unbeschränkten Gebrauch, Verzicht getan hat? Wahrhaftig, wenn uns die Aufhebung der Klöster selbst noch Geld kosten sollte, anstatt uns solches einzutragen, dürften wir uns doch nicht darüber bedenken, denn es wäre dieser Versammlung unwürdig, sie bloß als eine Finanzoperation zu betrachten, da Politik und Moral noch mehr dabei interessiert sind.“ Gewiß ein wahres Wort. Auch in Deutschland wurde nach Auflösung des Reichsverbandes viel Klostergut eingezogen, man nennt es die „Säkularisierung der geistlichen Güter“; es geschah dies sowohl von protestantischen, wie von katholischen Fürsten.

Die Reaktionsperiode von 1815 ab hat jedoch mit der welt-

Digitized by Google

lichen Macht des Papstes und des Jesuitenordens auch die Wiederaufrichtung des Klosterlebens ins Herz geschlossen, und die gebotene Vergünstigung wurde aufs beste ausgenutzt. Alle Welt dem heiligen Herzen Jesu unter Vertretung des Papstes zu weihen und sie zu bewegen zur Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden katholischen Kirche mit einem unfehlbaren Oberhaupte, das war Ziel und Streben. Diese Richtung hat sich auch besonders nach dem Jahre 1848 wieder lebhaft gezeigt; die verödeten Klostermauern bevölkerten sich neu, und neue Klöster wurden in Masse gestiftet; so existierten in der ganzen Erzdiözese Köln im Jahre 1850 nur 272 Mönche und Nonnen, im Jahre 1872 dagegen 3131. Während ferner in den drei Diözesen Breslau, Kulm und Posen-Gnesen nur 236 Mitglieder von Kongregationen vorhanden waren, war ihre Zahl im Jahre 1872 auf 1986 gestiegen. Dabei füllten sich die Erziehungsanstalten der Jesuiten mit den Söhnen der Aristokratie, und die künftigen Mitglieder des Herrenhauses wurden zum größten Teile hier erzogen. In Frankreich waren die Nonnenklöster wieder die beliebtesten Pensionsanstalten für die weibliche Jugend geworden, und der geistesgeschwächte Papst Pius IX. erklärte in seiner Infallibilität jeden getauften Christen als zum Protestantismus gehörig und weihte die ganze Menschheit dem geheiligten Herzen Jesu. Von oben wurde diesem reaktionären Treiben teilnahmlos oder wohl gar dasselbe begünstigend zugeschaut, es schien, als ob man glaubte, daß ein unwissendes Volk sich besser gängeln und leiten lasse als ein gebildetes. Als aber nach dem Siege der protestantischen Fürsten und Völker in den Kriegen 1866 und 1870/71 die bisher mehr im geheimen gehegte Feindseligkeit der Ultramontanen gegen den Protestantismus offen hervortrat — denn als 1866 der Krieg heranrückte, jubelte man in Österreich, nunmehr sollte der Dreißigjährige Krieg, bei dessen „Friedensschlusse man notgedrungen den Ketzern zu viel Rechte eingeräumt hätte", erst ausgefochten werden — und als man ungeniert die Absicht durchblicken ließ, den Katholizismus, richtiger den Ultramontanismus, der ganzen Welt aufzudrängen, und man ungescheut den staatlichen Gesetzen Hohn sprach, so sah sich der Staat in die Notwehr versetzt und genötigt, diesem Treiben auf energische Weise zu begegnen. Das Ergebnis dieser Notwehr waren die Klostergesetze vom Jahre 1875; weit über 19000 Ordensmitglieder wurden davon betroffen, was Wunder, wenn diese Gesetze eine ganz ungeheure Anfeindung erfuhren. Es entbrannte der so-

Digitized by Google

genannte „Kulturkampf", aus welchem jedoch Rom als Siegerin hervorging, die Klostergesetze sind positionsweise wieder gefallen, und das Zentrum als die größte Macht im deutschen Parlament ist wiederum tonangebend.

[Fortsetzung.]

Zur modernen Plastik.

Von Carl Fries.

Wenn in früheren Jahren die Existenz eines Bildhauers eine stille, entsagungsvolle, durch den ewigen Kampf um das Dasein fortwährend getrübte war, ganz anders als romantische Gemüter sich ein Künstlerleben vorstellen, ist in unseren Tagen, in denen die Denkmäler wie die Pilze aus dem Boden schießen, für die Jünger der Plastik eine Art von goldenem Zeitalter angebrochen. Nicht jeder freilich, der in der Akademie von Klasse zu Klasse vorgedrungen und endlich als junger Künstler aus der Meisterklasse hervorgegangen ist und nun im eigenen Atelier der Aufträge harrt, wird dies goldene Zeitalter sofort an sich verspüren; im ganzen aber kann der talentierte junge Bildhauer heute bei weitem zuversichtlicher in die Zukunft blicken als früher.

Denn geknetet und modelliert und gemeißelt wird heute gar viel, und ernsthaft wird gearbeitet, so wenig man es vor manchem Elaborat glauben sollte. Anders aber steht es mit dem Erfolge dieses schönen, unverkennbaren Strebens im allgemeinen, von glänzenden Ausnahmen selbstredend abgesehen. Erhebend war das Schauspiel nicht, das die Bewerbungsarbeiten für das Richard Wagnerdenkmal boten. Man war erstaunt über den Mangel an Erfindungsgabe, an Temperament, an Größe, und ähnliches findet man bei anderen Konkurrenzen. Als dann Klingers Beethoven eine so verblüffende Wirkung auf jedermann ausübte, die einen das Zwitterhafte der antik-modernen Auffassung, andere anderes tadelten, blieb doch nach aller Philisterei so viel gewiß: ein neuer, elementarer Anstoß war gegeben, neue, ungeahnte Perspektiven waren aufgetan, und wer Klinger nicht ohne weiteres zujauchzen konnte, der mußte doch vor dieser Kraft und Eigen-

Digitized by Google

heit, diesem bewußten Vordringen auf unbetretenen Pfaden eine hohe Achtung empfinden.

Aber auch das war nur ein Wellenschlag der allgemeinen Bewegung, die in den Schwesterkünsten noch ungestümer oder wenigstens allgemein erkennbarer am Alten zerrte, zum Neuen drängte. Der Mitlebende empfand und empfindet dabei eine hohe Genugtuung, man war der Stagnation nachahmender eklektischer Kunstübung glücklich entgangen, und der neue Stil, der lang ersehnte, kaum noch erhoffte, stand vor der Tür. Davon konnte die Plastik nicht ganz den Nutzen ziehen, wie die Malerei. Alles drängte nach der Farbe einerseits, anderseits — und das muß weniger freundig begrüßt werden — gab sich eine Neigung kund, sich auf das Kleine, dem Raum wie der geistigen Bedeutung nach, zu beschränken. Der Künstler hob das Gewerbe zu sich empor — nicht ohne Schaden für sein künstlerisches Innenleben. Unendlich Reizendes und Schönes wurde da geleistet; den Gewinn aber trug das Gewerbe davon, das einen unerhörten Aufschwung erlebte, nicht aber der Künstler. Man mag noch soviel Begeisterung für ein vornehmes Schrankmuster, eine symbolistische Truhe, eine fein erdachte Schablone übrig haben, — man wird es bei alledem nicht ableugnen können, daß der Künstler, der auf die Dauer solchen Arbeiten obliegt, einen Raub an sich begeht und unter sich selbst sinkt. Das Aufblühen des Kunstgewerbes war schon bei den Griechen ein Symptom des Verfalls — der aufrichtige Kunstfreund kann wohl all jene Produkte mit uneingeschränkter Bewunderung betrachten, ein Gefühl der Bedrücktheit, der Bängnis wird ihn dieser Entwickelung gegenüber nicht loslassen.

Die Plastik ist in eminentem Sinn auf das Große hingewiesen, sie kann all jene Kreuz- und Querzüge des Kunstgeschmacks nicht so leicht mitmachen. Ihr Material ist zu spröde, ihr ganzer Habitus zu ernst. Das ist ein Gewinn für sie, indem es manche Torheit, manche Geschmacksverirrung zurückweist; es ist aber auch ein Schade: die geniale Vielbeweglichkeit, das nervöse Suchen, das unermüdliche Tasten, Suchen und Finden neuer Wege und Ziele, das alle Zweige der bildenden Kunst heute durchzieht, die Plastik bleibt davon ziemlich unberührt oder verrät wenigstens diese Einwirkung in geringerem Grade.

Diese Sachlage kann nur mit Bedauern festgestellt werden. Deshalb ist es notwendig, daß die Plastik sich aufrafft, so lange es noch Zeit ist, damit sie nicht ins Hintertreffen gerät. Wie sie

Digitized by Google

das anzufangen hat, kann nicht zweifelhaft sein. Die anderen Künste drohen bei aller zur Schau getragenen Geistreichheit, dem Kleinlichen, Unbedeutenden, Geistlosen mehr Opfer zu bringen, als sich mit ihrer Würde verträgt. Die Plakatmalerei z. B. kann zur Hebung der Kunst nichts beitragen, im Gegenteil tut sie ihrer idealen Bedeutung Eintrag. Die Plastik ist in der Lage, die in ihrer Würde bedrohte Kunst zu retten, wenn sie ihr die Größe, die ihr genommen werden soll, wiedergibt, wenn sie ihre ganze Kraft darauf verwendet, das Ideal der Größe, der Erhabenheit, der imposanten Gedankentiefe mehr als bisher zu verwirklichen.

Die Plastik wurde von Bertel Thorwaldsen zu einer Dependenz der griechischen Kunst gestempelt. Aus der Zeit der reifsten Vollendung griechischer Bildnerei entnahm man den Formenadel und die klassische Ausdrucksweise in die Gegenwart hinüber. Canova, Thorwaldsen, Schinkel u. a. besaßen das Geheimnis der hellenischen Schönheit in so hohem Grade, daß es zweifelhaft erscheinen kann, ob hier die kongeniale Veranlagung oder die meisterhafte Nachahmung das Erstaunlichere ist. Wie diese Richtung mit den wissenschaftlichen und literarischen Strömungen der Zeit Hand in Hand ging, ist allbekannt. Erstreckte sich doch von den Zeiten der Frührenaissance bis herab ins 18. und 19. Jahrhundert das ununterbrochene Trachten, die Übel des Mittelalters in Vergessenheit zu bringen und die Gesittung und Geistesgröße des Altertums wieder herbeizuführen. Man faßte im Quattrocento das Altertum noch als Einheit auf. Die Kluft zwischen Hellas und Rom blieb unbemerkt. Als dann die Chrysoloras und die anderen Byzantiner aus der rauchenden Heimat die literarischen Kleinodien ihrer Sprache nach Italien retteten und ihr Idiom über die Halbinsel und dann ganz Europa verbreiteten, fing mancher an, zwischen den beiden alten Literaturen zu scheiden. Zunächst aber blieb es beim Alten. Die griechischen Sprachlehrer verdarben z. T. mehr, als sie nützten, sie waren mehr auf die Füllung ihrer entleerten Kassen, als auf die Hebung der abendländischen Kultur bedacht, und mehr als ein Humanist wandte sich von diesen Griechen enttäuscht ab und griff selbst zur Grammatik. Man las doch immer noch lieber den Homerus Latinus als das Original, und die Päpste setzten gar manchen schönen Preis für denjenigen aus, der die Ilias und Odyssee in lateinische Hexameter umdichten wollte; niemand brachte das Kunststück fertig. Man ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ganze Bibliotheken griechischer Prosaiker in lateinischer Version herauszugeben, und Franz I. galt als Protektor

Digitized by Google

dieser Betriebsamkeit. Jede neue Übertragung eines Griechen schätzte er einer neuen Eroberung gleich. Mit der Poesie war es schwieriger; als Erasmus die ersten Proben gab, war man allgemein enttäuscht und kehrte schnell zu dem altgewohnten Seneca tragicus zurück. Das ging bis in das 17. Jahrhundert herunter. Hugo Grotius dachte noch ebenso. Der französische Klassizismus mit seinen pseudo-aristotelischen Gesetzen beruhte vorwiegend auf Seneca und den Römern. Die steife, forensische Grandezza dieses Volkes spiegelt sich in der bauschigen Überfülle des Barocks. Die spätere Anakreontik lehnt sich an spätgriechische, byzantinische Elaborate an, liebäugelt mit der dekadentesten Periode griechischen Schaffens, als hier jede freie Kunstregung im Römertum längst erstickt war. Der Macchiavellismus, der die Welt und die Politik beherrschte, wurzelte ja im römischen Cäsarentum, und so war alles Reden vom Griechentum leer und nichtig. In Wahrheit herrschte der lateinische Geist in ganz Europa. Da kamen die großen Selbstdenker in England, Holland und Frankreich und erhoben die Frage nach den Urprinzipien der Dinge. Das Zeitalter der Aufklärung schaffte freie Bahn auf allen Gebieten. Der Macchiavellismus fiel, von Friedrich dem Großen zerschmettert, tausend Vorurteile sanken unter den französischen Geistesheroen des 18. Jahrhunderts in den Staub. Der eitle Schimmer des Römertums wurde endlich durchschaut, Pomp, Steifheit, Unnatur zerstoben unter dem freien, keltischen Witz. Rousseaus Menschentum, wie blaß, verschwommen, fehlerhaft es auch war, fegte das römische Idol fort und machte freie Bahn für das Griechentum, das nun Winckelmann, Goethe und Thorwaldsen so herrlich einführten.

Nicht viel anders war der Gang der bildenden Kunst und besonders der Plastik. Die kolossalen Bildnereien eines Vecchio, eines Donatello entsprachen dem Römerideal Rienzis mit seiner etwas bombastischen Größe. Das muskulöse Formenpathos dieser Bronzeriesen mit den Cäsarenmienen und der imperatorischen Pose waren von griechischer Geschmeidigkeit und Anmut unendlich weit entfernt, ohne daß man darauf eigentlich aufmerksam geworden war. Il mondo antico schwebte diesen, an sich natürlich prachtvollen Künstlern als große Einheit vor. Die Bernineske Zeit und das geschwollene Barock sowie die niederländische Wanstigkeit bildeten die letzte Konsequenz der Richtung. Dann fand man von selbst eine Umkehr und warf sich auf das raffiniert Zierliche, verfiel aber in das Gezierte. Letzte Wucherungen der schließlich auf arabischem Einfluß beruhenden Grazie der Ritter- und Minnezeit

Digitized by Google

gaben sich in der verfeinerten Etikette und Lebensart des burgundisch-spanischen Hofzeremoniells mit all seinen Geschraubtheiten und Verschnörkelungen kund. Das äußerte sich nun als Gegenströmung gegen das Barock, und so, denke ich, ist das Rokoko abzuleiten. Die bisherigen Herleitungen können kaum befriedigen, wie man ja überhaupt bei der geschichtlichen Erklärung einer Kunstrichtung nicht immer so ängstlich vor einem zu weiten Zurückgreifen in das Vorhergehende sich scheuen sollte. Im Gegenteil, lieber zu weit rückwärts als zu wenig, so wird man am weitesten kommen und vieles Umlernen ersparen.

Das Rokoko also ist in seinem tiefsten Wesen nach meiner Ansicht dem Griechentum noch viel fremder, als das Barock es war. Es beruht auf arabisch-gallischer Ritterlichkeit ohne antike Zutat. Zopf und Perücke weisen auf den Orient, der Galanteriedegen auf die Ritterzeit zurück. In diese Formen kleidete sich nun der Absolutismus des 18. Jahrhunderts. Die Anklänge an die Feudalzeit eigneten sich für diese Regierungsform unendlich viel besser als das immer-noch im Abglanz des antiken Freistaats schillernde Barock. In gewisser Weise kann man das Verhältnis von Barock und Rokoko mit der Abfolge von Klassizismus und Romantik im 19. Jahrhundert vergleichen. Als die Freiheitsideen im 18. Jahrhundert erglommen, konnte das nur in Rückbeziehung auf die Antike geschehen, die demokratische Antike. Damit ist viel gesagt. Man wirft heute das Altertum gern über Bord, man glaubt ihm alles abgelernt zu haben, mit Unrecht! Der antike Ausbau des Staatskörpers, wie ihn Athen und Rom in den besten Zeiten aufwiesen, ist in unserer Zeit nur in einem Teil der bestehenden Staatengebilde erreicht, ein großer Teil lebt noch in rückständigen Formen. Die Sozialgeschichte der alten Kulturwelt hat uns noch unendlich viel zu sagen, freilich fehlt noch eine Darstellung mit klarem Blick und redlicher Absicht, überall die Wahrheit zu sagen. Also auch die französische Revolution mit ihrer geistigen Vorgeschichte ist eine Anleihe bei der Antike, auf die sich die Ideen des Fortschritts noch lange werden berufen müssen. Die Abkehr vom Altertum, von dem man höchstens die Kaiserzeit Roms gelten lassen will, entbehrt nicht einer tiefen politischen Bedeutung.

So hatte man die beiden Ideale, den Feudalismus der Zopfzeit mit romantischen Allüren und das antike Freistaatsideal. Beide hatten sich aber lange genug aneinander gerieben, und eine Entscheidung war nie erzielt worden. Gewichtigere Momente mußten in die Wagschale fallen. Da trat dem antiken Ideal als

Digitized by Google

mächtiger Bundesgenosse die Philosophie zur Seite, die große Spekulation besonders der germanischen Denker. Im Feuer des Kampfes gegen klerikalen Übermut gehärtet, brachte die neue Philosophie den homunculus des freien Menschentums zustande. Von Locke bis Rousseau läßt sich eine gerade Linie ziehen. Die Erziehung Emiles war das Vorbild für die neue Menschheitserziehung. Freie Humanität und antiker Freiheitssinn im Bunde sprengten die Fesseln der Zopfzeit mit ihren feudalistischen Neigungen, zugleich aber räumte man mit dem reinrömisch gefärbten Ideal der Antike auf. Die Ungebundenheit Rousseauscher Weltanschauung vertrug sich nicht mit der römischen Starrheit und Gemessenheit. Jetzt erst hatte man ein Auge für die bei weitem freiere Entfaltung des Menschenideals bei den Griechen. Jetzt erst lernte man an die Stelle der Größe die Schönheit setzen, das neue Schlagwort. Schiller z. B. begann mit dem Vorsatz, die Größe, selbst im Verbrechen, zu schildern, und endete mit dem Ideal vom schönen Schein. In der Jugend ist er voll vom Römertum, später klagt er selbst über die allbeherrschende Gräkomanie. Rousseau hat das Verständnis der Griechen ermöglicht, verwirklicht haben es Winckelmann in der Theorie, in der Praxis Goethe und Canova. Die Zeit trägt ein streng griechisches Profil. Goethes Wielandposse zeigt, wie man noch zuerst das Griechische als kraftgeniales, emanzipiertes Menschentum auffaßte. Herakles ist der reine, von Konvention nicht verdorbene Urmensch, wie ihn heute etwa Sascha Schneider malt, ein Produkt des Rationalismus, noch nicht eine ästhetische Gestalt. Dann kommen Winckelmann, Flaxmans Kupfer, Herders Plastik, Goethes Homerlektüre u. a., und endlich dämmert dann das Schönheitsideal der Griechen auf, die Römer versinken. Die Plastik schwelgt in vollen Profilen, klassischen Gesten und Posen, Canova, Thorwaldsen, Carstens ꝛc. überbieten sich im Hellenisieren; der Gewinn war unberechenbar. Thorwaldsens Alexanderzug war vielleicht die Apotheose dieses Zeitideals.

Weshalb kam dann Gottfried Schadow, kamen dann Rauch, Rietschel u. a. und räumten auch mit dieser Richtung auf und inaugurierten eine neue realistische Strömung? Man fand in der Gräkomanie auf die Dauer kein Genüge. War auch die Schönheitslinie entdeckt und mit unübertrefflicher Virtuosität nachgezogen worden, der Glaube auch an dieses Phantom hielt der Zeit nicht stand. Die Wissenschaft nahm sich der Griechen nun in einer Weise an, gegen die alles Vorherige Kinderspiel war. Die

Digitized by Google

Griechen waren ein Dogma gewesen, sie wurden zu einem historischen Begriff, einem unklaren, verworrenen zunächst, aber die rastlose Arbeit des Gelehrten berechtigt zu der Hoffnung, daß diese Unzulänglichkeiten einmal schwinden werden. Bis jetzt hat noch niemand das Phänomen Griechenland ganz verstanden, das Dogmatische trübt noch immer den historischen Blick, dazu treten allerlei unerfreuliche Tendenzen, Vorurteile halbwissenschaftlicher Art u. a.

Die unleugbare Tatsache, daß Völker von hochentwickelter Kultur sich so ganz rückhaltlos der Kultur eines längst verstorbenen Volkes hingeben, wie dies um 1800 an Griechenland geschah, nicht nur in der bildenden Kunst, muß einmal als Phänomen für sich betrachtet und erklärt werden. Renaissanceperioden hat es öfter gegeben, im 15. Jahrhundert, im Zeitalter Hadrians, in der Kunst und Literatur des ägyptischen mittleren Reiches u. a. Damit ist hier aber nicht alles erklärt. Hier war nicht mehr eine gesunkene Kultur an alten Mustern herzustellen; hier war man der Meinung, ein höchstes, letztes Ziel menschlicher Geistesentwicklung überhaupt durch Wiederbelebung der alten Muster zu erreichen.

Mit so heiligem Eifer war die Neubelebung einer verblichenen Zeit nie betrieben worden. Welch eine Vorstellung muß man sich also von dem Volk machen, das einen solchen Eifer hervorrief? Das kleine attische Ländchen! Konnte auf so beschränktem Areal so Weltbewegendes geschehen? Es konnte nicht geschehen, und ist nicht geschehen. Wohl war es weltbewegend, was von der Ostspitze von Mittelgriechenland über die bekannte Welt ausging, aber es ist nicht daselbst allein geworden.

Wir erleben jetzt das in der Geschichte der Altertumswissenschaft unerhörte Schauspiel, daß der Boden des hellenischen alten Kulturlandes, vom Spaten aufgewühlt, eine Kultur hergibt, die mit der urhellenischen, soweit man sie bisher kannte, nicht zusammenhängt, vielmehr isoliert erscheint, dabei hoch entwickelt ist und das Urgriechische weit überragt. Dagegen finden sich unleugbare Übereinstimmungen mit altorientalischer Kunst, zunächst besonders mit Ägypten. Die Einwanderung der Hellenen in die südliche Balkanhalbinsel ist, soweit man bisher sieht, von Norden aus erfolgt. Jene ägyptisierende ältere Schicht, wie sie in Mykene, Tiryns u. a. zutage trat, weist auf den Süden und Osten hin, auf Einflüsse vom Kretischen und Ägäischen Meer aus. Der Zusammenhang dürfte somit folgender gewesen sein: Eine ältere,

Digitized by Google

unter orientalischem Einfluß stehende Kultur — mit dem Namen mykenisch ist natürlich gar nichts gesagt — war in Griechenland heimisch geworden und hatte die Höhe erreicht, die die vorgriechischen Denkmäler aufweisen. Da kam die nordische Invasion; frische Bergvölker, den heutigen Makedoniern und Albanesen etwa vergleichbar, drangen nach Süden vor, verdrängten die Ureinwohner und — die Kultur mußte von vorn anfangen. Das spiegelte sich ja in der Dorischen Wanderung, offenbar einem letzten Nachschub all jener Vorstöße. So sind ja die Völkerwanderungen immer verlaufen. Aus Arabien drängten die Semiten in Mesopotamien ein, ihnen folgten u. a. die Israeliten, die nur bis Syrien kamen. In der Apenninhalbinsel zogen die Italiker ein, später kamen die Gallier, die aber nie festen Fuß faßten, noch später die Germanen, die nach vielen vergeblichen Angriffen endlich dauernde Herrschaft erlangten. In Griechenland kann man noch das spätere Eindringen der Makedonier unter Philipp vergleichen. Die Folge ist dann immer die Aufsaugung der ansässigen Kultur, die nationale Assimilierung und die Propaganda über das ganze Machtgebiet.

Um zum Schluß dieser scheinbaren Abschweifung zu kommen, die griechische Kunst wurzelt auf einer älteren, sie ist kein Ganzes für sich, sondern nur Glied in einer Entwicklung und Abschluß eines solchen, indem sie allerdings eine gewisse Kulmination der Darstellung des Schönen repräsentiert. Der freibewegte, idealschöne Mensch, der vollendetste Typus der Rasse ist es, was die griechische Plastik darstellt.

Das hielt man — und so kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück — um 1800 für den höchsten Gipfel menschlichen Kunstvermögens. Ob es das ist, wollen wir gleich sehen. Erst noch ein Wort darüber, wie man zu jener ungewöhnlichen Schätzung kam. Um 1800 war man heidnisch, die Bekämpfung der Kirche seit der Reformation bis herab zu Voltaire hatte schließlich allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Religion zur Folge, die Götter Griechenlands traten als ästhetisches Surrogat dafür ein. Aus den Nöten des Irdischen entfloh man „in des Ideales Reich". Eine ganz neue, eigentümlich interessante Welt des Geistes erstand hier, von rührender Schönheit und Anmut, die ästhetische Welt. Hier träumte man sich einen Kosmos, der nirgends bestand, hier warf man alle Sorgen von sich, man erklärte die Souveränität der schönen Form, das Kunstschöne auf allen Gebieten war die Stätte, in die alle Mühseligen und Beladenen sich flüchteten. Hier fand man nach gewaltsamem Sturm und Drang, nach

Digitized by Google

religiösen Gewissenskämpfen, nach sozialem und politischem Druck eine Art der Ruhe, wo jeder, vom Lethetrank der Schönheit bezaubert, einem griechisch gefärbten Wahnfried oder Nirwana rückhaltlos sich hingab. Der finstere Druck des Mittelalters mit seinem hierarchischen Hochmut und dem Elend der Massen hatte in den Völkern ein Lechzen, ein fieberndes Dürsten nach Glück, reinem, ungetrübtem Seelenglück erregt. Voltaires und seiner Freunde Klingen zerschlugen die Wahngebäude des Mittelalters, und auf dem Boden, den sie bereitet, erschienen die lichtfrohen Götter der Griechen, und baute sich die ästhetische Welt auf. Es war der Ersatz für den Glauben, den man mit dem Mittelalter zugleich entthront hatte.

So angenehm es war, in dieser Welt sich zu bewegen, wo Gewissenszwang und alle übrigen Plagen dieser leidigen Welt ein Ende fanden, und so ernst man es damit nahm, — die ästhetische Begeisterung Schillers und Goethes hatte etwas von religiöser Weihe — so fehlte doch eins. Bei all dieser ästhetischen Verfeinerung des Geschmacks und des Kunstverständnisses blieb der elementare Durst der Volksseele nach innerer Erhebung zum Unendlichen, Ewigen ungestillt. Es gibt noch höhere Gewalten, Mächte, Welten, über den Wolken, über allem Begriffsvermögen, wohin das Auge sehnend blickt, das Herz andächtig schmachtet: das Göttliche! Diesen Ton schlug zuerst die Romantik wieder an, die still lieblichen Nazarener bildeten ihn weiter, der Realismus und Naturalismus verschlang ihn wieder. Ganz verstummt ist er nie. Nun soll nicht etwa einer Wiederbelebung der Kirchenkunst das Wort geredet werden, so herrlich sie auch ist, ihr haftet das Dogmatische und Äußerliche zuviel an, um eine reine Stimmung im höchsten Sinne aufkommen zu lassen.

Der Grund, auf dem die griechische Kunst, das letzte große Ideal der Menschheit, sich aufbaute, war der orientalische. Wodurch unterschieden sich die alten Orientalen von den Griechen? Diese waren die Vollendung der Kunstideen, die jene konzipiert, sie vollendeten die Erhabenheit des Ostens durch Realismus zum Idealschönen. Verloren ging bei ihrem Realismus, wie immer, die religiöse Andacht. Heidnisch waren beide, aber die Griechen in eminentem Sinn. Ihr Pantheon war eine Operette, jeder philosophische oder sittliche Ernst fehlte an ihm, die Anmut allein regierte. Ebenso in ihrer Kunst. Zu ästhetischer Andacht mag eine Juno Ludovisi stimmen, zu religiöser niemals. Gehen wir in den alten Orient zurück; Schauer der Andacht wehen uns aus der reinen Wüstenluft, hallen uns von tönenden Memnonsäulen, leuchten

Digitized by Google

uns von der einsamen Größe ehrwürdiger Grabdenkmäler und Riesenbauten entgegen! Hier war die Heimat und Wiege des wahren Glaubens! Freilich der Staub der Mumien, der Schutt tönerner Bibliotheken, die tierköpfigen Fetische, Totems und sonstigen Götzen erregen alles eher als Religiosität, sie sind die Attribute des echtesten Heidentums. Aber — und das, meine ich, ist noch nicht ausgesprochen worden und verdient doch in unserer Zeit gesagt zu werden, kann auch in unserer Zeit erst verstanden werden — aber es lag auf dieser ehrwürdig-steifen, archaisch-hieroglyphischen Kunst von Ägypten und Babylon ein eigener Ernst, eine eigene Hoheit der Stimmung, die dem Religiösen wenigstens verwandt war. Man könnte sagen, weshalb nicht einfach Gotik, die doch gewiß eine erbauliche Stimmung ausspricht? Wie gesagt, der Dogmenkranz, der sich daran schmiegt, läßt eine große kosmisch-unmittelbare Religiosität nicht aufkommen. Die altorientalischen Denkmäler, diese Sphinxe, Pyramiden, Felsenpaläste, Labyrinthe usw. ragen über alle Zeiten, über alle vergänglichen Torheiten der Menschheit hinaus. Unsere Enkel werden zu ihnen hinaufstaunen, wie es unsere Urväter getan; sie sind Zeugnisse des großen Weltgeistes, der sich in menschlicher Kunst offenbart. Sie starren uns an wie Sinnbilder der Ewigkeit. Nicht Religion können wir von ihnen lernen, denn diese redet nicht in Denkmälern, wohl aber tiefe Gedanken, große Gesinnung, ernste Versenkung in die Welträtsel! Gibt es keine Bildnerei der wahren Religion, verbietet die geoffenbarte Gesetzesurkunde der monotheistischen Religion jede Profanierung durch Bild und Stein, so darf man doch große Stimmungen, kühne Gedanken, weltumspannende Philosopheme durch Kunstwerke ausdrücken. Das aber gelingt meines Erachtens am besten in den Formen der altorientalischen Monumentalkunst, wie sie uns in wenigen, aber unvergleichlich erhabenen Resten vorliegt.

Wenn es nun zum Schluß erlaubt ist, unseren Künstlern so etwas wie einen Vorschlag zu machen, so möchte ich darauf hinweisen, welche Fülle von Motiven in diesen alten Denkmälern noch verborgen ruht. Es ist ja manches geschehen. Der Franzose Bartholomé hat dem Schmerz um den Verlust seiner Gattin ein schönes Denkmal gesetzt, das monument aux morts, das, in „blondem“ Kalkstein ausgeführt, an würdiger Stätte in Paris aufgestellt ist und unverkennbar ägyptische Architekturformen nachbildet. Man sucht jetzt nach einem Denkmalsstil, die Arbeiten des Berliners Meßner z. B. zeigen jetzt wieder das Bestreben, Neues

Digitized by Google

und Großes zu schaffen. Alles sucht nach Größe und Majestät des Stils. Es liegt in diesen Skulpturen oft etwas Herbes und Kalt-Majestätisches, das verachtungsvoll auf die Vergangenheit und Gegenwart herabsieht. Symbolische Giganten ragen vielbedeutend, mit fragendem Seherblick, in die Höhe, wenigstens auf den Kartons moderner Kunstblätter, und doch können all diese Versuche etwas Unfertiges, Unreifes nicht verleugnen. Oft tritt Schwerfälligkeit an die Stelle der Größe, finstere Härte an die Stelle der Majestät. Gewiß liegt ein titanischer Drang nach großem Gedankenausdruck in diesen einsamen Werken, sie erheben sich turmhoch über die offizielle Bildnerei, das Blut der Zukunft pulsiert in den Adern dieses von Nietzsches Geist beseelten Gesteins. Aber das Wollen ist stärker als das Können. Man blickt nicht mehr zu den Griechen hinüber, man hat aber keinen eigenen, vollendeten Stil dafür einzusetzen. Da, scheint es, dürfte man an die kolossale Kunst der vorgriechischen Zeit erinnern, deren Naturphilosophie, deren Animismus, deren Forschen nach dem Unendlichen recht zu der Stimmung unserer Zeit paßt. Aller Augen sind gespannt auf die Trümmerfelder von Kujundschik und Nippur gerichtet, von wo seit 50 Jahren so bedeutsame Kunde kam. Heute mehr als je ist die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt von jenen Fundstätten fasziniert und jeder Tag kann da neue, epochemachende Denkmäler ans Licht ziehen. Wir alle begleiten die kühnen Forscher, die dort hinziehen und mit dem Grabscheit im Boden wühlen, mit unseren besten Wünschen, denn eine neue, große Bewegung, die alle Kreise in Mitleidenschaft zieht, ist durch die Bibel-Babelfrage hervorgerufen worden, eine Bewegung, deren Kulturbedeutung ganz unberechenbar ist. Dort wird auch die Kunst nicht umsonst nachfragen. Kein Künstler sollte es versäumen, das wunderbare Werk der Franzosen, die vielbändige histoire de l'art von Perrot et Chipier zu betrachten und die Grundrisse und Rekonstruktionen jener uralten Paläste zu studieren. Kein gewissenhafter Künstler kann es unterlassen, statt immer die Journale zünftiger Autoren, die Kunstzeitschriften, wie sie in Museums- und Ausstellungsbibliotheken ausliegen, statt dieser für ihn meist nicht viel Neues bietenden Publikationen vielmehr die wissenschaftlichen archäologischen Zeitschriften zu durchblättern. Was könnte der Künstler an Anregung aus den periodischen Veröffentlichungen der deutschen und ausländischen archäologischen Institute in Athen und Rom gewinnen! Die dort gebotenen Pläne, Reproduktionen und Wiederherstellungsversuche, die für den Gelehrten nur historische

Digitized by Google

Bedeutung haben, würden für ihn einen ganz anderen Wert haben. Er würde für manche undeutlich ihm vorschwebende Idee die abschließende Form vielleicht hier gerade finden. Eigentlich sollten sich auch die archäologischen Expeditionen mit einem Stab von bildenden Künstlern umgeben, die den Eindruck der Denkmäler an Ort und Stelle auf sich wirken lassen und aus ihrer künstlerischen Phantasie heraus gewiß besser rekonstruieren könnten, als das dem künstlerisch weniger geschulten Auge des Gelehrten gelingt. Beide Teile würden dabei sehr auf ihre Rechnung kommen. Gewiß sind jene Denkmalsreste nachher in Museen jedermann zugänglich. Aber in dem Zwielicht der Museumsräume, hinter Fenstern und Rahmen, in willkürlicher Gruppierung, mitten unter zahllosen anderen ausgestellten Gegenständen kann ein Denkmal nicht den Eindruck hervorrufen, der beabsichtigt war. Es gehört an die Stelle, wo es zuerst postiert wurde, nur unter den Bedingungen seiner Gesamtumgebung, der Luft, der Beleuchtung, der Farbe des Himmels wie des Bodens, der Vegetation, unter den dort einheimischen Bewohnern und ihren Trachten ist die wirklich künstlerische Eigenart eines Denkmals zu erfassen. Deshalb ist es notwendig, daß Künstler zu derartigen Forschungsreisen herangezogen werden. Der Gewinn dürfte sich bald genug zeigen.

Man sucht nach neuen Formen für Monumentalgebäude, der frühere Formenschatz ist längst nicht mehr lebenskräftig. Nun denn, eine monumentalere Anlage als die der mykenischen Paläste ist wohl kaum zu denken. Da liegen auf langsam ansteigenden Bergkuppen, von Mauerkränzen wie von Terrassen umgeben, in unbeschreiblicher Majestät diese Herrscherfestungen in breitester Ausdehnung, getragen von dem harmonischen Rhythmus ihrer stolzen Formen und scheinen wie eine von der Natur selbst geschaffene Krönung den Berggipfel zu überdecken. Der Gipfel hat sich zum architektonischen Kunstwerk kristallisiert. Auf den Berg ist nichts hinaufgesetzt worden, Natur und Menschenwerk gehen ineinander über, ihre Grenzen verwischen sich. Der Palast ruht lässig und unverrückbar auf dem Felsen, der sich die Krone selbst aufs Haupt gedrückt zu haben scheint. Freilich gehören dazu baumlose Gipfel, einsame Landschaften und ein klarer Himmel. Aber fehlt es daran wirklich bei uns, besonders im Osten unseres Landes? Wie vieles könnte für offizielle Gebäude und für den Villenstil hier gelernt werden! Besonders das Verschmelzen des Untergrundes mit dem daraufgesetzten Gebäude müßte viel mehr in Betracht gezogen werden.

Digitized by Google

Die Ausnutzung der Gebirge für Kunstzwecke wäre auch folgendermaßen denkbar: Zur Erreichung monumentaler Fernwirkungen meißelte man im alten Persien und Indien Reliefs und Inschriften von gewaltigen Dimensionen in die Felswand. Berühmt sind ja die Achämenidendenkmäler von Behistûn und Naqs-i-Rustem. Den iranischen Wüstenpilger überrascht auf seiner Fahrt dort ein merkwürdig großartiger Anblick. Mehrere hundert Meter über seinem Haupt erblickt er, wie ein Göttergeschlecht in den Felsen gehauen, mächtige Gestalten uralter Perserfürsten mit keilschriftlicher Um- und Unterschrift. Reisende erzählen von der großen Wirkung dieser Skulpturen, die allen Zeitstürmen getrotzt haben. Abbildungen sind in neueren archäologischen Publikationen leicht zugänglich. Solcher Denkmäler gibt es in Vorderasien sehr viele. Wie es scheint, geht diese Technik auf die Babylonier zurück. Wäre es nicht möglich, ähnliches auch bei uns einzuführen? Das deutsche Mittelgebirge gibt ja reichliches Material und günstigen Raum für derartige Experimente her. Auch an geeigneten Orten mit imposantem Fernblick kann es nicht fehlen, wenn wahre Künstler auf die Suche gehen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß größere Kompositionen mit dramatischer Gruppierung so in luftiger Felsenhöhe ausgeführt werden. Eine idealistische, ernst-tiefsinnige Formengebung ist dabei natürlich geboten. Realismus und Naturalismus in Meuniers Art dürften dabei kaum obwalten können, obgleich auch hier alles auf den Künstler ankäme. An würdigen Gegenständen kann es auch nicht mangeln. So lange die Erde große Denker, große Helden des Worts oder des Schwerts trägt, so lange große Gedanken die ganze Menschheit begeistern und erheben, wird die Kunst keinen Mangel an würdigen Objekten haben.

Ist es nicht, als ob Rodins verschleiernde, aus dem Stein herausholende Kunst unseren Ideen entgegenkäme? Jedenfalls dürfte die Wirkung eminent sein. Hier wäre Spielraum für einen Klinger, das wahre Beethoven-Denkmal zu schaffen. Unsere Geistesheroen auf ihren kleinen umgitterten Postamenten vor Theatern u. a., oft mitten im Straßenlärm, nehmen sich da oft recht wenig imposant aus. Das ließe sich alles viel wirkungsvoller gestalten. Ein Anlauf dazu könnte ja in dem Kyffhäuserdenkmal erblickt werden, aber es bleibt doch sehr hinter unserem Ideal zurück. Die moderne Uniformierung verträgt sich nicht mit der reinen plastischen Wirkung, und diejenigen, die Tuaillons

Digitized by Google

Kaiser Friedrich-Denkmal abfällig kritisieren, weil er antike Gewandung vorgezogen hatte, waren doch wohl im Irrtum.

Unsere Baukunst besonders, aber auch die Malerei, wie z. B. der Münchener Strathmann zeigt, hat starke Einflüsse von Ostasien her empfangen. Früher lachte man über Japaner und Chinesen, jetzt ahmt man sie nach. Die feine Durchbildung der Formen, der zartentwickelte Farbensinn, das hohe Verständnis für Harmonie des Kolorits u. a. hat man jetzt erst bei ihnen würdigen gelernt, und die gegenwärtigen japanisch-chinesischen Ausstellungen zeigen in lehrreichster Weise, wie tief unser Kunstgewerbe bereits in der Schuld jener einst verspotteten Kulturvölker steht. Vielleicht tut man gut, nun auch einmal, besonders für die große, monumentale Kunst, den Blick nach Vorderasien zu wenden.

Von dorther stammt ja all unsere Wissenschaft, all unsere Kunst, von dort hat sich alle Kultur konzentrisch, besonders nach Osten und Westen, verbreitet. Gräko-Italer, Kelten, Germanen ꝛc. trugen sie durch ganz Europa: nach Osten drang sie vor durch Indien nach China, Japan, ja vielleicht über die Inseln des Großen Ozeans nach Amerika. Denn wie erklärt sich sonst die zwiefache Tatsache, daß das vorcolumbische Amerika, besonders in den Westgebieten eine hohe Kultur zeigte und daß diese mit der Kultur der Südseeinsulaner eine so merkwürdige Ähnlichkeit aufweist? Dort, in Vorderasien, liegt die Heimat menschlicher Kultur, wie man erst jetzt einzusehen beginnt, und die Kunst wird von diesem neugewonnenen Resultat nicht unberührt bleiben können. Nachahmen und nachempfinden soll sie nicht, wohl aber darf sie das, was ihr im Lauf der Jahrhunderte abhanden gekommen, was sie dereinst besessen, wieder als ihr Eigentum ansprechen und ihr Können dadurch ergänzen. In diesem Sinne darf man vielleicht wünschen, daß die Aufmerksamkeit unserer Künstler sich den hier entwickelten Gesichtspunkten zuwende. An dem dazu erforderlichen Können fehlt es ihnen wahrlich nicht, und was den hohen Gedankenflug, das ideale Streben anbelangt, so darf man nur wünschen, daß alles noch recht lange so bleibe, wie es augenblicklich ist.

Digitized by Google

Die Heide.

Verlaſſen liegſt du. Vorüber dicht
Haſtet der Menſchen Arbeitszug,
Jubelt ihr fröhlicher Sonntagsflug;
So nah du am Weg — ſie ſehen dich nicht!

Arm erſcheinſt du, kalt und kahl;
Nur wucherndes Heidekraut, rot und braun,
Und ſtruppige Kiefern, vom Winde zerhaun,
Und der Abendhimmel herbſtlich fahl.

Und doch! Wie reich deine Einſamkeit!
Eines müden Wandrers zögernder Fuß,
Der ſcheidenden Sonne goldiger Kuß —
So blühſt du verborgen vor Spott und vor Neid
Du herbe, du keuſche, du herrliche Maid!

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Im Heidekraut.

Von Paul Schulze-Berghof.

[Teil III.]

Günther mußte sich nachher die Zeit selbst vertreiben. Er durchstöberte zunächst die Bibliothek, die ihm Johanna zur Verfügung gestellt hatte, und konnte sich nicht genug über den delikaten Geschmack wundern, von dem die Namen der Autoren und die ausgewählten Werke zeugten.

„Meine eigenen Erwerbungen," hatte Johanna gesagt und auf eine Reihe von etwa 25 Bänden gezeigt. „Alle Vierteljahr ein Buch; mitunter fügt auch der Weihnachtsmann oder irgend ein festlicher Anlaß einen Schrankbürger hinzu."

Wenn auch die Literatur im engeren Sinne überwiegte, so nahmen die philosophischen, insbesondere die neueren natur-philosophischen und populär wissenschaftlichen Sachen doch gut ein Drittel des Raumes ein. Günther ging mit ein paar Büchern auf die Veranda, blätterte darin, las auch hier und da ein paar Seiten, ohne jedoch gefesselt zu werden. Was brauchte er auch die Nase ins Buch zu stecken, wo es um ihn herum so viel zu lernen und zu sehen gab. Er stellte die Bücher wieder an ihren Ort, spazierte im Garten umher und besah ihn sich genauer.

Es war ein schlichter Hausgarten, wie ihn der natürliche Sinn der Landbewohner meistens mit mehr Geschmack schafft, als der viel gereizte, aber ungeklärte Kopf des Städters, der selbst da, wo er der Natur zu Hilfe kommt, seine Effekthascherei nicht lassen kann und deshalb oft unwahr und lächerlich wirkt, wo doch Schönheit beabsichtigt war. Im Vordergrunde lagen die Blumenbeete. Reseda, Heliotrop, Levkojen und Astern standen in Gruppen beisammen; das mittelste und größte Rundteil war mit Rosen besetzt, und längs des Mittelweges standen die Georginen mit ihren roten, gelben, weißen und gefleckten Blütenbällen. Die bunten Blumenbeete wurden durch einen mäßig großen Rasenplatz abgelöst, in dessen Mitte eine Buche stand, die schon Schatten genug für eine kleine Gesellschaft bot. Ein Erdbeerbeet, hinter dem dann in langen Spalierreihen die Himbeeren folgten, gab diesem Teil des Gartens einen natürlichen Abschluß. Dahinter lag der Gemüsegarten, dessen Wege mit Stachel- und Johannisbeersträuchern eingefaßt waren. Günther durchwanderte alles, umging das ganze Gehöft und ließ sich schließlich in der dichten Buchenlaube nieder, die links von den Blumenbeeten an der Seite des Gartens lag.

Draußen brannte die helle, heiße Sonne und sog den Saft und die Kraft aus allen Adern; hier herrschte wohltuende Kühle. Ein leichter Wind strich von der Heide her durch die Blätter, die dem grellen Licht den Eingang verwehrten. Es war der rechte Ort für Günther, Einkehr zu halten, die neuen Eindrücke zu verarbeiten, das Fremde zu assimilieren und sich zu eigen zu machen. Und das war ja der Kern seines Wesens, ein immerwährendes Beschäftigen mit sich selbst, nicht in hypochondrischer Grübelei

Digitized by Google

und kleinlicher Sorge um das eigene Ich, sondern im ernsten Nachdenken sich mit allem auseinanderzusetzen, was an ihn herantrat, bis das, was sein Inneres ergänzen und bereichern konnte, sein Eigentum geworden und alles Feindliche und Widerstrebende überwunden war und unter seinen Füßen lag.

Sein ganzes Leben war Kampf von früh bis spät um die Erweiterung seiner Geistesherrschaft, ein Unterwerfen der Welt durch Selbstüberwindung, ein immer neues Vordringen in das stille Land der Ruhe, wo wir wenig begehren und viel entbehren können, weil der Reichtum in uns wohnt. Daß dieser edle philosophische Stoizismus nicht in Gleichgültigkeit und Stumpfheit endete, dafür sorgte schon das Gesetz in seiner Brust, das zu behaupten gegenüber den Forderungen der Allgemeinheit ihm Lebensaufgabe schien. Die Stunden des gestrigen und heutigen Tages hatten genügt, seinem Geiste die dazu nötige Elastizität wiederzugeben. Er fühlte die Energie seines Willens wiederkehren, und diese Stimmung und Spannkraft der Brust löste sich aus in ein paar Strophen:

„Ich weiß, ihr könnt es nicht vertragen,
Daß ich so stolz und aufrecht geh',
In allen meinen harten Tagen
Mit hoch erhob'nem Haupte steh'.

Ihr müßt das Selbst im Mann erst töten,
Das Beste von dem Menschentum;
Das Blut muß die Schablone röten,
Dann gönnt ihr ihm den Brocken Ruhm.

Würd' ich vor euch jetzt hündisch winseln,
Und wär' Triumph euch meine Not,
Säß ich auf euern Gnadeninseln
Gar bald beim fetten Käfigbrot.

Doch eh' mich Krämerseelen knechten,
Ich leb' von ihrer Infamie,
Will ich viel lieber in den Nächten
Ermattet sinken in die Knie. —"

Doch nicht dieser Trotz behielt die Oberhand. Günther war zu ehrlich in seinem Innern, um dessen Läuterung und Ruhe es sich allein handelte, und so vergaß er nicht seine beste Freundin und Retterin, die Natur.

„Wohl möcht' ich oft im Kampf verzagen,
Die Waffen werfen aus der Hand,
Wenn Tag für Tag das Heer der Plagen
Mich dränget an des Abgrunds Rand.

Wohl möcht' ich oft zur Ruhe gehen
Wie sturmgepeitschte, müde See,
Und wünschte oft, es möchte stehen
Das Herz, und sterben Luft und Weh.

Digitized by Google

Denn selbst titanenstarkes Ringen
Schlägt nicht das graue Sorgenheer,
Und Dellings junge Söhne bringen
Stets neue aus dem Lebensmeer.

Doch wenn ich dann zu dir gekommen,
Natur, aus meinem Biwakzelt,
Dann hat mein Schmerz Reißaus genommen,
Ward mir zum Sanssouci die Welt.

Dann hab' ich mich hindurch gerungen
Zu schön'rer Seelenharmonie,
Und selig ist in mir erklungen
Des Willens Siegessymphonie."

Am Nachmittage zwischen drei und vier Uhr stellte sich der Pastor mit seiner Frau ein. Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit blondem Vollbart, den man schließlich auch für einen intelligenten Gutsbesitzer ansehen konnte. Seine Frau, um einige Jahre jünger als er, kontrastierte vollständig mit ihm sowohl in ihrem Äußeren als auch ihrem Temperament. Klein und behende, äußerst lebhaft in ihren Bewegungen, ihrem Mienenspiel und ihrer Sprache, war sie mit ihren dunklen Haaren und lebendigen Augen der rechte Typus eines cholerischen Temperaments. Wenn sie schwieg und zuhörte, zeigte sich in ihren Augen mitunter ein heimliches Feuer, eine stille Glut, die nicht zum Lodern und Brennen kam, deren Kraft in der Brust zurückgehalten wurde. Schon beim Kaffee, der unter der Buche im Garten eingenommen wurde, fand Günther die Antwort auf die stille, ungelöste Frage ihrer Augen.

„Sie haben ein merkwürdiges Glück mit dem Besuch," sagte die Frau Pastorin zu Johanna, „es vergeht kein Sommer, der Ihnen nicht wiederholt solche angenehme Einquartierung bringt. Zu uns kommt niemand so unverhofft. Was hätte ich manchmal darum gegeben, wenn ein wenig Leben und Abwechselung auf diese Art in unser Haus gekommen wäre." — Und nun begann sie zu erzählen, wie schwer es ihr, der Städterin, geworden sei, sich in die ländlichen Verhältnisse zu finden. Die Erinnerung daran, obschon nun fast zwei Jahrzehnte dazwischen lagen, machte sie wieder warm, und sie überschüttete Günther, der mit Teilnahme und Verständnis zuhörte, förmlich mit einem Redestrom. — Ihr Gatte lächelte dazu, ließ sich die vierte Tasse Kaffee einschenken und rauchte selbstzufrieden seine Zigarre. Die kleine tragische Geschichte fand in seinem phlegmatischen Naturell nur einen komischen Widerhall. Und als seine Frau dann schwieg, gab er ein paar humorvolle Schilderungen von einigen Szenen aus jener Zeit. Die Frau Pastorin lachte mit; aber Günther fühlte heraus, daß sich aus den verborgenen Winkeln des Herzens ein leiser, klagender Ton in das Lachen mischte. — Der Kampf war vorüber; das Herz war nicht gebrochen, aber es hatte auch nicht überwunden und fühlte immer noch die Bitterkeit des unfreiwilligen Entsagens. Ein fauler Friede war's, den ein schwacher Wille mit dem feindlichen Schicksal eingegangen war. Dazu hatte der Himmel diesem Weibe auch das versagt, was ihr den Kampf und Sieg vielleicht erleichtert hätte, die Kinder. Und darum dieser träumerische,

Digitized by Google

melancholische Ausdruck verhaltener Lebensluft und unerfüllter Wünsche in den Augen. — Während sich das Gespräch um gleichgültige Dinge drehte, mußte Günther unwillkürlich einen Vergleich zwischen der Pastorin und Johanna ziehen. Mit wieviel mehr Würde hätte sie aus dem Kampfe hervorgehen müssen. Ihr hoher Geist, ihr tiefes Gemüt hätten sich Ersatz geschafft für die versagten kleinen Freuden der Zerstreuung und hätten sicherlich auch die Leere ausgefüllt, die Mutter Natur durch das Zurückhalten ihrer Gaben in der Brust des Weibes gelassen hatte.

Großmutter und die Frau Pastorin machten nach dem Kaffee einen kleinen Rundgang durch Haus, Hof und Gemüsegarten, auf dem die kleinen intimen Vertraulichkeiten ausgetauscht wurden. Zwischen den drei Zurückgebliebenen nahm das Gespräch bald eine andere Wendung, und zwar war es Johanna, die den Gedanken die Marschroute geschickt vorzuschreiben wußte. Günther hatte sich bisher sehr in der Reserve gehalten und mit Absicht den Gedankenaustausch über Gebiete vermieden, wo er fürchtete, mit dem Herrn Pastor zu kollidieren. Er merkte jedoch bald, daß der Herr Pastor nicht nur den Glauben gepflegt, sondern auch hier unter seinen Bauern am Forschen festgehalten hatte. Er gehörte nicht zu dem Teil seiner Amtsbrüder, die am Wissensmangel vergangener Zeiten leiden; die den religiösen Sinn dadurch zu nähren und zu pflegen glauben, daß sie dem längst geschäftigen und erstarkten Verstande zumuten, in die Jahre der Kindheit zurückzukehren, die den Menschen immer verkümmern möchten, wenn ihn neue Kraft belebt, und die von dem, was der Himmel uns zu unserm Vorwärtskommen gab, immer einen Abzug machen müssen. Ein freudiges Erstaunen packte Günther, als der geistliche Herr, der seinem ganzen Äußeren nach ein Urbild gemütlicher Behäbigkeit war, in Feuer geriet und offen seine Meinung über die geistige Knebelung eines freidenkenden Amtsgenossen äußerte, auf die Johanna das Gespräch gelenkt hatte. Seine beredten Ausführungen gipfelten in den Gedanken:

„Es heißt unsere Zeit verkennen, wenn wir glauben, das Volk mit einer im Dogma erstarrten Mystik und einem überwundenen Aberglauben dauernd in den Schlaf lullen zu können. — Wir werden die Geister nur durch die Kraft zusammenschließen und vereinen, durch die unser Meister die Herzen überwunden und gewonnen hat: durch die Kraft der gesunden Vernunft, Sittlichkeit und Humanität. — Die Eiferer für den blinden Glauben erinnern mich immer an das Wort des Propheten Jesaias: „Mit Stroh geht ihr schwanger und Stoppeln gebärt ihr.“ — Die Gleichgültigkeit gegen Hinkendes wird nicht durch Aufputz des Veralteten geheilt und nur das neu Gewonnene und Errungene erregt und verbindet die Geister. — Wir sollten die Menschen nur lehren, in rechter Tat und innerer Zufriedenheit die Gottheit und ihren höchsten Lohn zu erkennen, daß das gemeinsame Streben nach allgemeiner Erhebung und Läuterung des Menschenwertes unsere vornehmste Pflicht ist, damit endlich das göttliche Wort Jesu erfüllt werde, nach dem wir Gott nur im Geist und in der Wahrheit anbeten können.“

„Wenn diese Gedanken auf der ganzen Linie erst einmal zum Durchbruch kämen,“ entgegnete Günther nach einer kleinen Pause, „so würden wir auch bald das alte Schauspiel einer allgemeinen Verbrüderung der Geister aus allen Parteien und Sekten erleben. Aber das wird nicht eher

Digitized by Google

geschehen, als bis eine mächtige Persönlichkeit kommt, die das Sehnen der Menschheit durch Ideen stillt, die die ewigen Wahrheiten in neuer Frische aufstellen. Ein neuer Luther tut uns not, und das beste ist, was wir tun können, ihm den Weg bereiten. Viele wollen dies heutzutage; leider überschätzen sie meistens ihre Kraft und vergessen, daß viel Macht und große List des Feindes Rüstung ist. Wir sollten gerade im Kampf von unsern Gegnern lernen. Ich meine, es gilt klüglich zu handeln und ohne Falsch wie die Tauben zu bleiben. Es müßte sich eine geheime Liga des Lichts bilden, deren Mitglieder niemand kennt, und die doch als Wissende wie einst die Schöffen des heimlichen Gerichts durch das ganze Land verbreitet wären, die ruhig ihres Amtes walteten und doch überall und immer geschäftig wären, durch Verbreitung von Wissen und reinerer Erkenntnis aller Scheinwahrheit, allem Götzendienst und eitlem Prunkwerk, womit die Sinne umnebelt werden, den Boden zu entziehen. Was nützt es, daß der einzelne sich opfert, sein Herz aller Welt zum Trotz wie ein Buch aufklappt, wenn er von vornherein weiß, daß er seinen Widersachern unterliegen muß; was nützt es, wenn er dann dafür in die Verbannung wandern und den Kreis seiner Wirksamkeit, in dem er so viel Gutes geschaffen, aufgeben muß! Was nützt es? Nichts; denn selten nur findet er einen Platz wieder, wo er ebenso oder gar noch besser bauen und schaffen kann, und an seine Stelle drängen sich hundert andere, die schon mit aufgesperrten Mäulern wie die Karpfen im Teich auf das Glockenzeichen zur Fütterung gewartet haben. Die junge Saat ist bald dahin, und der Finsternis scheue Nachtgewächse wuchern üppig weiter."

Auch Johanna brachte nun ihre Meinung zum Ausdruck, und zwar auf eine Art, die dem allen Frauen eigenen Sinn für das Konkrete entsprach. „Ich will Ihre Theorien einmal in die Praxis umsetzen und beim Beispiel bleiben," sagte sie. „Wir werden dann am ersten sehen, ob wir uns verstanden haben, und wie weit sich unsere Ideen decken. Also angenommen, das Königliche Konsistorium hätte mich zum Pfarrer von Ritzebüttel und den umliegenden Dörfern bestellt." — Bei diesen Worten setzte sie sich in eine der Stellung entsprechende würdige Positur und nahm eine feierliche Amtsmiene an. Die beiden ernsten Theoretiker lachten, und Johanna hatte mit feinem Taktgefühl dafür gesorgt, daß die Diskussion nicht die Grenzen einer gemütvollen, anregenden Unterhaltung überschritt. — „Ich bringe Eifer, Liebe und Treue für mein Amt mit", fuhr sie fort, „und mein Sinn richtet sich immer mehr auf den Kern der Sache. Es ist mir nicht genug, daß die Leute des Sonntags anderthalb Stunden die Köpfe in der Kirche vor mir hängen lassen. Da werde ich natürlich in meinen Predigten und Belehrungen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, aber ich werde mich auch hüten, soweit zu gehen, daß die auf den Buchstaben vereidigten Häscher ihre Hände nach mir ausstrecken können. Ich werde die äußeren Formen wahren und die Zeremonien mitmachen, wie ich als Gast mich in die Bräuche eines Hauses oder Landes schicke. Um so eifriger werde ich die Gemeindeglieder auch zu anderen Stunden und an anderen Orten um mich sammeln. Ich werde sie in ihren Häusern aufsuchen, ihr Freund und Berater werden, und ganz besonders werde ich mein Auge auf die intelligentesten Glieder der Gemeinde richten, die rechtlich denken, aber dem eigentlichen Kirchentum indifferent gegenüberstehen; damit sie einsehen lernen,

Digitized by Google

daß mir der Kern über die Schale geht. Den anderen werde ich nach und nach immer mehr die Augen öffnen und sie aus ihrer Knechtschaft zur Selbständigkeit führen."

„Ich bedaure, daß ich keine Pfarrstelle zu vergeben habe," meinte Günther.

Der alte Herr schmunzelte vergnügt in sich hinein, drohte mit dem Finger und sagte: „Johanna, Johanna! Ein neues Gesetz täte not, das die staatsgefährlichen Gedanken unterdrückt. — Da Sie nun selbst die praktische Seite betonen, nehme ich Sie gleich beim Wort. Ich habe nämlich in diesen Tagen das Programm für die Unterhaltungsabende des kommenden Winters festgesetzt und dabei auf Ihr Mitwirken gerechnet."

„Ich bin gespannt, welche Rolle Sie mir zugedacht haben."

„Die eines Rezitators," sagte der Pfarrer schnell. „Ich habe zwei literarische Vorträge in Aussicht genommen, und Sie sollten auf die Leutchen den Geist der Dichtung ausgießen."

Johanna brachte zunächst einige Bedenken vor, war sonst aber durchaus nicht abgeneigt, mit ihren Gaben zu dienen, und weil ihr jede Ziererei fern lag, war der Vertrag bald geschlossen, mit der einen Klausel, daß der eine Abend einem von Johannas Lieblingsdichtern gewidmet sein sollte.

„Jetzt wären wir glücklich wieder auf unserem alten Kampfplatz," sagte der Pfarrer und erzählte Günther, daß er mit Johanna selten übereinstimme, wenn sie auf die moderne Literatur zu sprechen kämen. Günther griff lebhaft zu, und so geriet die Debatte bald in das breite Fahrwasser, ohne daß die Frage, welcher Dichter gewählt werden sollte, erledigt wurde.

Der Pastor war auf diesem Gebiete viel konservativer als in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen, weil ihm eben das lebendige Gefühl für den wahren Pulsschlag der Poesie abging, und weil er auch hier nicht ernstlich genug gearbeitet hatte, um sich von den Vorurteilen zu befreien, die ihm mit dem Begriff des klassisch Schönen von seinem Literaturprofessor eingeimpft waren. Zu einem Günther und Johanna charakterisierenden Gedankenaustausch kam es, als der Pastor auf die dekadenten Gedanken der modernen Poeten über das Liebesproblem zu sprechen kam und behauptete, daß alle die Verherrlicher und Anwalte der freien Liebe nichts weiter predigten als einen sittlichen Anarchismus. Günther fand des Pastors Stellung in dieser Frage so natürlich und selbstverständlich, daß er mit der größten Ruhe zuhörte, seinen Stand behauptete und dann zum Angriff überging.

„Glauben Sie wirklich, daß die Ehe in ihrer alten Form reif sei, in die Grube geworfen zu werden?" fragte der etwas unruhig gewordene Pastor, weil er sich dem Gedankengange Günthers nicht ganz entziehen konnte.

„Davon bin ich ebensoweit entfernt, als von der andern starren Doktrin, daß die Sittlichkeit an dem Stempel des Standesamtes und der Zeremonie der Kirche klebt. Ich kann mir sehr wohl eine Ehe denken, die staatlich und kirchlich nicht konzessioniert ist und doch ebenso sittlich und von allem Zauber des Familienlebens umgeben ist, wie irgend eine andere."

Der Pastor schüttelte lächelnd das Haupt, und weil damit wenig

Digitized by Google

gesagt war, und er selbst nicht viel zu sagen wußte, nahm er zu Johanna seine Zuflucht und äußerte: „Mit der Behauptung dürften Sie sich vollständig isolieren, und selbst unser Fräulein Johanna wird Ihnen hier antworten: ‚An solchen Anschauungen partizipiere ich nicht.‘“

Johanna brachte wieder einen fröhlichen, unbefangenen Ton in die Unterhaltung und entgegnete: „Mit Verlaub, Herr Pastor, darf ich mich als Kompagnon der andern Firma vorstellen?“

„Na ja, ich Dummkopf, das konnte ich mir vorher sagen, daß sich die Jugend nicht im Stich läßt, und ich hier verraten und verkauft bin. Aber in allem Ernst einmal die Frage: Würden Sie wirklich den Mut haben, auf so lockerem Grunde mit jemandem einen Bund fürs Leben einzugehen?“

„Warum nicht! Nur bezeichne ich den Grund nicht als locker, auf dem ich allein ein solches Leben gründen würde. Nicht Gesetz noch Strafe halten den Ehebund aufrecht, wenn die Herzen nicht einander zugetan sind, wenn Mann und Weib nicht eins sind im Geiste. Das allein ist das Fundament, auf dem ich mir eine Ehe denken kann, und jede hierauf gegründete Ehe ist auch eine gute, ein geistiger, göttlicher Bund.“

„Das mag alles richtig sein, was Sie sagen,“ beharrte der Pfarrer, „aber es ist keine Antwort auf meine Frage, ob Sie bereit wären, eine wilde Ehe einzugehen, vielleicht in diesem Hause, dieser Gegend, wo Sie jeder kennt. Ob Sie bereit und stark genug wären, die Konsequenzen zu tragen, wenn Sie sehen müßten, wie die Leute die Köpfe zusammensteckten, wenn Sie durchs Dorf gingen, und wie sich einer nach dem andern von ihnen zurückziehen würde.“

„Zunächst beanstande ich den Ausdruck wilde Ehe — ein scheußliches Wort —, und dann lag die Bejahung Ihrer Frage doch wohl in meinen Ausführungen; denn daß ich auch den Mut habe, meine moralische Überzeugung in die Tat umzusetzen, werden Sie mir doch wohl zutrauen. Übrigens glaube ich nicht, daß dazu ein besonders heroischer Sinn gehört. Wer die Gesellschaft der engherzigen, selbstgerechten Sippe entbehren kann, hat wahrlich nicht viel zu riskieren, wenn sie ihn ächtet, weil er sich über ihre Etikette und ihren Moralkodex hinwegsetzt. Am allerwenigsten brauche ich meine Umgebung zu fürchten. Oder glauben Sie, die Leutchen im Dorfe würden mich steinigen? Gewiß würden sie meine Handlung anfangs nicht begreifen und die Köpfe schütteln; aber wenn sie sehen würden, daß ich dieselbe geblieben bin, Leid und Freude mit ihnen teile, daß es in meinem Hause nicht anders zugeht als in den ihrigen; so würden sie den kleinen gesellschaftlichen Formfehler bald übersehen und vergessen und mir die Hand nicht weniger herzlich als anderen schütteln.“

„Sehr richtig,“ fuhr Günther begeistert fort, „damit haben Sie trefflich die Form gezeichnet, unter der ich mir allein einen Wandel der Verhältnisse denken kann. Die Ehe ist eine Institution, die sich aus dem Bedürfnis der Gesellschaft heraus im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, und die bürgerliche Gesellschaft, die der Staat vertritt, würde töricht handeln, wollte sie sich der gesetzlichen Schutzwehren gegen individuelle Brutalitäten berauben. Aber Menschen, die das Sittengesetz und Pflichtgefühl lebendig in ihrer Brust tragen und deshalb den Buchstaben des staatlichen Rechts

Digitized by Google

entbehren können, die müssen durch ihr Beispiel wirken. Ihr Mut, ihre Gesinnung würde sich belebend den anderen Scharen mitteilen, und die aus großer Seele hervorgegangene Verachtung der konventionellen Formen einer herrschsüchtigen Hierarchie und einer abgestumpften Sklavenmasse ihrer selbstgemachten Götzen würde die Kirche bald nötigen, von ihren starren, arroganten Dogmen zu lassen, und den Staat zwingen, seine Gesetze zu ändern und reformatorisch und freier zu denken."

„Utopien, Utopien!" meinte der alte Herr und wurde durch die Rückkehr der beiden Frauen der Beweise für seine Behauptung enthoben.

„Was bringt denn Guste da?" fragte die Großmutter im Laufe der Unterhaltung, als Guste mit zusammengeraffter Schürze auf die Buche zukam.

„Die hat gewiß wieder ein Nest mit Eiern gefunden," meinte Johanna.

„Nun sehen Sie, was der gemacht hat! So ein verrückter Kerl!" sagte Guste und breitete die Schürze auseinander. Ein Lehmklumpen von embryonenhafter Gestalt lag darin, noch in jenem Stadium der Entwickelung, wo man nicht recht weiß, ob ein Igel, Hund, Affe oder Mensch draus werden wird. Die Eingeweihten lachten herzlich, und der Pastor fragte, was das zu bedeuten habe.

„Das ist Michels Werk," gab die Großmutter zur Antwort und wandte sich zu Johanna mit den Worten: „Du wirst den Alten noch verdreht machen mit deinem Unsinn."

„Komm her, allerliebstes Tierchen, wir müssen dich doch genauer betrachten," scherzte Johanna, faßte die unvollkommene Materialisation von Michels gestrigen geheimen Gedanken vorsichtig mit beiden Händen und legte sie auf den Tisch. Der arme Lehmkörper konnte selbst diese zarte Berührung nicht vertragen und fiel in zwei Stücken auseinander. Johanna gab die Geschichte zum besten, und Guste mußte nachher Michels neuestes plastisches Werk wieder an seinen Ort tragen.

Nach dem Abendbrot begleiteten Johanna und Günther den Besuch nach dem Dorfe, wo der Pastor sein Fuhrwerk zurückgelassen hatte. Günther wurde von dem Ehepaar mit einer Einladung beehrt, mußte aber danken, weil er am folgenden Tage den Heimweg antreten wollte. Mit herzlichem Händedruck trennte sich die kleine Gesellschaft, und jeder zog seine Straße in dem Gefühl, daß ein paar anregende, gemütvolle Stunden viel zu schnell dahingegangen waren. Die altmodische Kalesche rollte auf dem schlecht gepflasterten Wege zum Dorfe hinaus, und Günther und Johanna durchschritten die kleine Niederung des Baches und gingen dann weiter nach dem Totengrund, von dem Johanna am vorhergehenden Abend gesprochen.

Der Totengrund, über dessen schaurigen Namen Johanna keine Aufklärung geben konnte, war ein tiefer Talkessel, der halbkreisförmig von der sich hier tafelförmig ausbreitenden Heide eingeschlossen wurde. Gegenüber zog der Saum des Waldes in gerader Linie des Durchmessers dem Talkessel seine Grenze. Es war für den Beschauer, der hier im Mondschein am Rande der Hochebene stand, ein Bild von magischer Wirkung. Zur Seite und hinter sich hatte er die silbergraue Heide, aus der sich nur die

Digitized by Google

dunklen Gestalten der massigen Ginstersträucher und schlanken Wacholderbäume in den schweren Farben Böcklinscher Zypressen erhoben. Dazu das große Schweigen ringsum, das die Seele zitternd machte und drüben im schwarzen Wald gleichsam verkörpert vor den Augen stand. Hier heiterer, stiller Silberglanz an den Abhängen, im Grunde und auf den Wipfeln und dort die unbestimmten Schatten. Die steil abfallenden Fußpfade waren von den Regenbächen metertief ausgehöhlt und mit Steingeröll angefüllt. Günther und Johanna mußten daneben den Abhang hinabklettern, um das Panorama vom Waldesrand zu betrachten. Überall neue Reize, neue Wunder, und bald wußte Johanna, bald Günther auf fesselnde Einzelheiten aufmerksam zu machen.

„Dort vor der dunklen Wacholdergruppe, wo der Mond die Ecke streift, möchte ich Sie einmal von hier aus sehen," sagte Günther zu Johanna.

Johanna nickte und schritt ohne Zögern auf die Büsche zu und verschwand dahinter. Dann trat sie an der Schattenseite vor und blieb wie eine lauschende, neugierige Elfe mit etwas vorgebeugtem Körper stehen. Langsam richtete sie sich auf, schaute sich um, ob alles still und sicher sei, und schritt dann mit leichtem, zögerndem Gang zu der bezeichneten Stelle. Wieder blieb sie ein paar Augenblicke lauschend stehen, dann lehnte sich ihre, von einem weißen Kattunkleide umhüllte schlanke Gestalt an den schwarzen Obelisk; sie neigte das Haupt leicht zurück, erhob den Blick zu den Sternen und stand so halb im Schatten, halb vom Mondenlicht überflutet, wie eine Wahrheit gewordene Märchengestalt. Wie sie gekommen, verschwand sie dann wieder hinter den Büschen, indem sie den Kreis vollendete.

Günther eilte ihr entgegen, schüttelte ihr die Hand zum Dank und sagte: „Wundervoll! Ganz prächtig! Alle lebenden Bilder der Bühne sind ein schwacher Abklatsch dagegen."

„Nun ist die Reihe an Ihnen," entgegnete Johanna.

„So schnell kann ich kein Märchen darstellen."

„Ausreden sind vom Übel; ich will auch entschädigt sein."

„Gewiß gern, wenn mein Körper nur nicht immer so schwerfällig wäre; er läßt sich lange bitten, bis er willig den Intentionen des Innern folgt. Mir fehlt das äußere Schauspielertalent vollständig. Aber ich will Ihnen wenigstens eine Probe von meinem guten Willen geben."

Nicht weit davon, wo Günther und Johanna standen, lag ein mäßig großer Stein. Die Schatten der nächsten Büsche reichten fast bis zu ihm heran, er selbst wurde von dem Mond beschienen.

„Wollen Sie sich, bitte, einen Augenblick umdrehen, bis ich meine Stellung eingenommen habe; dann können Sie näher kommen."

Günther eilte auf den Stein zu, streckte sich in das Heidekraut, so daß der Körper im Schatten zu liegen kam, legte das entblößte Haupt auf den Stein, ließ die Arme schlaff herabhängen und lag so mit geschlossenen Augen, wie ein erschöpfter, in den ewigen Schlaf gesunkener Wandersmann. — Johanna war immer näher gekommen und stand nun dicht neben Günther, auf dessen Antlitz das fahle Mondlicht spielte. Der Ausdruck des Gesichts war von einer packenden realistischen Treue, und jede Linie verriet, daß für den Wegemüden die Ruhe Erlösung war. Wo Günther nur sein eigenes

Digitized by Google

Innere zu geben brauchte, da konnte er spielen. In Johanna regte sich mehr als ästhetische Freude an der Darstellung; sie fühlte nur zu gut, daß das Herz bei Günthers Spiel viel zu laut mitschlug, und dieses Herz — Johanna mußte ihr eigenes Herz bezwingen, daß es sich nicht durch seine Rührung verriet, und halb im Spiel, halb von dem überquellenden Gefühl getrieben, zog sie das graue Tuch über den Kopf, beugte das eine Knie und ließ sich auf das andere nieder und sah mit den Blicken der mater dolorosa auf Günther. Der fühlte, daß Johanna das Spiel fortsetzte, öffnete die Augen und sah ihren mitfühlenden Blick auf sich gerichtet. Fast wäre ihm in diesem Moment das Wort entschlüpft, das ihm sein Herz heute abend schon hundertmal auf die Zunge gedrängt hatte; doch in demselben Augenblicke fuhren ihm wieder die Worte der Madonna wie ein Blitz durch den Kopf:

„Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar ist dein Herzeleid.
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben."

Beide traten dann den Heimweg an. Günther hatte Johanna bei der Hand gefaßt, um ihr bei dem Hinanklimmen des Abhanges behilflich zu sein, und Arm in Arm gingen beide heimwärts. Das anfangs lebhaft geführte Gespräch verstummte schließlich, und schweigend wurde der Weg fortgesetzt. Oben auf dem Berge, wo Günther gestern im Kraut gelegen hatte, machten beide noch einmal Halt. Johanna hatte Günther wiederholt von der Seite verstohlen angesehen und dabei bemerkt, daß sein Gehirn lebhaft arbeitete. Als er hier oben nun wieder beharrlich schwieg, legte sie ihre Hand sanft auf die seine und sagte: „Warum so trübselig und schweigsam, mein Freund? Sprechen Sie Ihre Gedanken doch aus, damit ich auch etwas davon habe! An was dachten Sie denn jetzt eben?"

„An ein paar Verse, die mir gestern hier durch den Sinn zogen."

„Und darf ich sie nicht hören?"

Günther sah Johanna in die Augen; ein Lächeln, dem ein herber Zug beigemischt war, huschte über sein Gesicht, und dann wiederholte er die Worte von gestern:

Zur Einsamkeit bin ich geboren;
Mein Lieben irret traumverloren,
Ein scheues Waisenkind.

Nun denn, dem Leben treu ergeben,
Will fürder ich der Sehnsucht leben
Und furchtlos stehn in Nacht und Wind.

Johanna schwieg, und erst nach einiger Zeit fand sie Worte: „So ist's. Die Sehnsucht wächst mit der Größe des Ideals, und in demselben Verhältnis nimmt unsere Vereinsamung zu."

„Nein, nein, meine Sehnsucht schweift nicht in die unendliche Ferne, sie bleibt im Menschlichen und bei den Menschen und doch — ich bin zu oft, zu sehr enttäuscht worden, um noch hoffen und glauben zu können."

„Je rauher der Winter, desto schöner pflegt der Frühling zu sein, und

Digitized by Google

oft hängt unser Blick noch trübe an den schneebedeckten Bergen, während neben uns schon das Blümchen blüht, nach dem wir rufen."

„Und wenn nun so ein wunderlicher Träumer nach dem Blümchen greift? Johanna, denken Sie, ich sei der Träumer und Sie das Blümchen, das ich gesucht, nach dem mein Herz gerufen hat in den langen Winternächten; was haben Sie mir dann zu sagen?" Günther hatte ihre Hand ergriffen, war ihr gegenüber getreten und blickte sie tief ernst und flehend an.

„Nimm mich hin," flüsterte sie ihm zu und schlang die Arme um seinen Hals. Günther preßte sie an sich; bedeckte ihren Mund mit Küssen und hob sie dann spielend auf dem rechten Arm empor und rief:

„Johanna, sieh, noch quillt das Leben in den Adern! Ich fühle Kraft genug in mir, der ganzen Welt zu trotzen, wenn du mir nur nach der Tagesarbeit den Schweiß von der Stirn trocknest!"

„Mein Held, mein Ritter vom Geiste!" schmeichelte sie und strich ihm das wirre Haar aus dem Gesicht.

„Johanna," sagte Günther da ernst, „weißt du auch, was du wagst? Unter unser Dach folgt uns ein eigensinniges, herrschsüchtiges Weib, die Muse, das mich manche Stunde in seine Arme schließen wird."

„Um so heiterer will ich sein, wenn du zu mir zurückkehrst."

„Und wenn wir um dieses Weibes willen vielleicht entbehren müssen, die Welt mich verspottet und verlacht?"

„Günther," sagte Johanna weich und schmiegte sich an ihn. „Dadurch will ich deiner würdig werden, daß ich dir vertraue, wenn dich alle schmähen. An meiner Brust sollst du dann ruhen; die Ohren will ich dir zuhalten und mit Küssen deine Augen bedecken, daß du nichts hörst und siehst von dem Tumult der Welt. Was wir zu unseres Lebens Notdurft gebrauchen, haben wir; denn was mein ist, ist dein, und was sind alle äußeren Entbehrungen, wenn wir den Reichtum in unserer Brust haben."

„Und wenn —."

„Hier gibt's kein Wenn mehr," unterbrach ihn Johanna und verschloß seine Lippen durch einen Kuß.

„Ich muß dir erst noch beichten —."

„Auch das sollst du jetzt nicht. Ich nehme dich, wie du bist, ohne Fragen, ohne Zweifel, und bist du erst wieder froh und zuversichtlich geworden, dann können wir über Vergangenes und Zukünftiges sprechen. Aber heim wollen wir jetzt, Großmutter wird müde sein."

Noch einmal hob sie Günther hoch in seinem Glücks- und wiederkehrenden Kraftgefühl und gab den süßen Lippen reichlichen Dankeszoll. Er bot ihr dann den Arm und führte sie durch das tiefe Heidekraut an den ernsten Klausnern vorüber dem Hause zu. Eine Strecke gingen sie Hand in Hand schweigend dahin, dann neigte Günther seinen Mund zu Johannas Ohr und flüsterte ihr halblaut zu:

Zwischen Erika und Ginster
Schleicht die Sehnsucht mädchenstill,
Irrt dahin durch Blütenträume
Und weiß selbst nicht, was sie will.

Digitized by Google

Manchmal fährt das Kind erschrocken
Auf aus seinem Liebestraum,
Spricht und lächelt: Nur der Schatten
War es vom Machandelbaum.

Und dann atmet es erleichtert,
Schaut dem Monde ins Gesicht,
Wandelt durch die Blütenträume,
Bis der helle Tag anbricht.

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Im Beginn dieses Weihnachtsmondes geht der Name Adolph Menzels wieder vom Mund zu Munde. Denn am 8. Dezember würde der Meister seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert haben, und der Tag, der ein Fest der deutschen Kunst ohne Beispiel gewesen wäre, wenn der kleine Riese ihn erlebt hätte, wird nun überall wenigstens als ein Tag der stolzen Erinnerung an ihn begangen werden, an dem die Rauchsäulen der Dankopfer aufs neue zum Himmel steigen. Es bedarf freilich keiner besonderen Nötigung, daß wir die Blicke wieder auf Menzel zurücklenken. Denn seit seinem Tode im Februar dieses Jahres ist unaufhörlich von ihm die Rede gewesen, und selbst nach der monumentalen Ausstellung der Nationalgalerie, die scheinbar alles vereinigte, was der Gewaltige jemals geschaffen, sind fortwährend bisher unbekannte Arbeiten seiner Hand aus irgend welchen Winkeln und Verstecken aufgetaucht, die auf diesen oder jenen Zug seines Lebens und Arbeitens ein neues Licht warfen. Auch in den jüngsten Wochen war das der Fall. So enthielt die letzte Ausstellung des Künstlerhauses ein sehr merkwürdiges Bild von Menzel, eine ziemlich große Leinwand aus Privatbesitz in einem Berliner Vorort, „Falke auf Taube stoßend", die an verschiedenen Stellen auffallende Ausbesserungsspuren trägt. Es wird erzählt, daß Menzel das mit der Jahreszahl 1843 versehene Gemälde seinerzeit einem Schützenverein zum Geschenk gemacht, der es dann tatsächlich auch als Schießscheibe benutzt habe, wobei jedoch die beiden Tierfiguren selbst niemals von einem Schuß getroffen worden seien. Wie das alles zusammenhängt, bedarf noch der

Digitized by Google

Aufklärung. Es wäre am Ende gar nicht nötig gewesen, die Löcher in dem Gewölk des Himmelshintergrundes, wie es geschehen ist, zuzustopfen; denn wenn es sich schon um ein Schützenscheibenbild handelte, so sind solche Beschädigungen Ehrensache und hätten ruhig deutlich erkennbar bleiben können. Die Szene selbst ist höchst lebendig erfaßt, die Malerei der beiden Vögel in flotter, breiter Manier gehalten, wenn auch die Darstellung der Tierkörper nicht die sachliche Bestimmtheit hat, die ähnliche Arbeiten des Meisters aufweisen, und die klare Helligkeit des Himmels, die zwischen dunkleren Wolken in einer Lichtung aufblitzt, für das Entstehungsjahr des Bildes höchst bemerkenswert. Ein anderes Werk, das für den Menzel-Biographen eine gewisse Bedeutung hat, fand man auf einer Ausstellung bei Amsler und Ruthardt zwischen mehreren unbekannten Studien des Meisters: eine Gouache auf braunem Karton mit einer Gruppe hessischer Marktweiber in ihrer Volkstracht. Die Skizze ist im Jahre 1848 in Kassel entstanden, also während der Arbeit an dem großen Karton für den dortigen Kunstverein, und zwar ist sie datiert vom 18. März! Das ist das Datum des Revolutionstages, an dem Menzel sich also in Kassel befand. Da er jedoch wenige Tage nachher die Aufbahrung der Märzgefallenen auf dem Gendarmenmarkt malte, muß er während der Unruhen schleunigst nach Berlin zurückgeeilt sein, wozu ihn neben dem lebhaften Interesse für die politische Bewegung auch der Wunsch veranlaßt haben mag, in so aufgeregten Zeiten den zärtlich geliebten Angehörigen nahe zu sein. Diese nicht ganz bedeutungslose Einzelheit, die bisher unbeachtet geblieben ist, stellt sich als ein neuer Beweis für den starken Eindruck jener Ereignisse auf Menzels Gemüt dar, der dann seinen charakteristischen Ausdruck in dem bekannten Briefe an den Kasseler Kunstverein vom 12. April 1848 fand, worin er seinen Auftraggebern auseinandersetzte, daß er jetzt, da die „Gegenwart endlich selbst einen Inhalt hat und noch mehr bekommt", die übernommenen Historienbilder aus der hessischen Geschichte nicht zu Ende führen könne.

Die Ausstellung von Amsler und Ruthardt, in der dies Bildchen auftauchte, war die erste in den umgestalteten und erweiterten Ausstellungsräumen der Kunsthandlung. Sie enthielt im übrigen eine sehr interessante Kollektion von Handzeichnungen Berliner Künstler, unter denen eine Reihe unserer besten Kräfte vertreten waren. Neben Liebermann, Leistikow, Skarbina, Corinth, Orlik, den Brüdern Hübner, Käthe Kollwitz und anderen bewährten Sezessionisten trat Karl Köpping, der Radierer, wohl zum ersten Male in Berlin als Zeichner auf, mit ein paar Aktstudien, die von seinem reifen und intimen Verständnis für Form und Linie Zeugnis ablegten. Auch der Holzschnittkünstler Albert Krüger hat früher kaum je Handzeichnungen ausgestellt; unter seinen Sachen fesselte namentlich die Federzeichnung eines bartlosen Männergesichts vom ausgesprochenen Jan Eyck-Typus, die deutlich den meisterhaften Interpreten der Alten verriet. Die ältere Berliner Generation repräsentierte mit einigen vorzüglichen Blättern Paul Meyerheim, der auch mehrere Studien seines früh verstorbenen Bruders Franz Meyerheim gesandt hatte, meist Tiroler Bauernköpfe von sicherer und eindringlicher Zeichnung.

Die eingangs erwähnte Ausstellung des Künstlerhauses ward beherrscht von einer großen Kollektion des Berliner Malers Josef Block, der zum ersten Male eine solche Übersicht über seine bisherige Lebensarbeit gab.

Digitized by Google

Der Gesamteindruck war ein recht guter, wenn es sich auch deutlich zeigte, wo die Grenzen von Blocks Können liegen. Der Künstler hat ein sehr feines malerisches Gefühl und weiß es effektvoll zur Geltung zu bringen, wenn er sich in dem kleinen Kreise von sorgfältigen Porträts und Interieurstudien hält. Man fand auf der Ausstellung Bildnisse, die sich in ihrer ernsten Arbeit und ihrem farbigen Geschmack weit über den Durchschnitt dessen stellten, was in Berlin auf diesem Gebiete geleistet wird, daneben Studien und Bilder, wie das des „Träumers" mit den fein abgestimmten Nuancen von Braun und Braungrau oder den weiblichen Rückenakt, die sich überall mit Ehren sehen lassen können. Mit Genugtuung nahm man Kenntnis davon, daß sich die von Block früher allzugern gepflegte Gattung der „Gesellschaftsbilder", die meist an einer äußerlichen, auf das große Publikum berechneten Pikanterie litten, nur noch in wenigen Nachzüglern bemerkbar macht. Verfehlt aber erschienen wiederum Blocks große Kompositionen aus der heiligen Geschichte, deren Format er nicht beherrscht, und in denen er mit einer auffallend trockenen Farbe operiert. Am besten gelungen ist darunter noch die Szene zwischen Saul und dem Harfe spielenden David, obschon hier mit einer gewissen Kühnheit der Schatten Rembrandts beschworen ist.

Bei Schulte machte eine Kollektivausstellung von Werken des dänischen Malers Wilhelm Hammershöi berechtigtes Aufsehen. Im Schaffen dieses Künstlers ist eine Reife und Feinheit, ein Stimmungszauber und eine technische Meisterschaft, die der reservierten, ein wenig scheuen, aber niemals linkischen, äußerlich ruhigen und doch von starkem Gefühl durchwärmten Art der Skandinaven den zartesten Ausdruck zu geben vermögen. Zugleich legte diese Hammershöi-Kollektion noch für eine andere Seite des dänischen Kunstlebens Zeugnis ab. Denn alle diese Bilder und Studien, über sechzig an der Zahl, befinden sich mit verschwindenden Ausnahmen im Besitze *eines* Sammlers, des Dr. Bramsen in Kopenhagen, eines der zahlreichen dänischen Kunstfreunde, die ihre Mittel mit einer bei uns unbekannten Energie und Zielbewußtheit hauptsächlich darauf verwenden, das Lebenswerk einzelner Künstler zusammenzuhalten. Hammershöis Welt ist nicht unbegrenzt. Doch in dem verhältnismäßig kleinen Kreise, den er sich zu seinem Reiche ausersehen, ist er ein König. Er liebt über alles die matten gedämpften Farben der Dämmerung, des Nebels, der stillen Tage bei bedecktem Himmel und die leise klingenden Mollakkorde, die sich aus ihnen komponieren lassen. Das führte ihn so oft zu jenen wundervollen Interieurs, mit denen sein Name künftig in erster Linie verbunden bleiben wird. Man blickt in Zimmer von unvergleichlich altmodischem Reiz. Niedrige Räume, in denen das Behagen jenes Spätbiedermeiersstils lebt, dem in Dänemark die feine Innenkunst des Architekten Bindesböll das Gepräge gegeben hat; die Wände mit einer zartgeblümten Tapete bedeckt oder, noch öfter, mit einem Paneel aus braunem Holzgetäfel und verputzten Flächen darüber, die grau gestrichen und durch einfach profilierte weiße Stuckrahmen in große viereckige Felder geteilt sind; Möbel aus Mahagoniholz mit schlichten, aber weichen und anheimelnden Polsterungen, Sofas mit großen „Ohren", runde Tische, weiß lackierte Türen, Glasschränke mit zierlich gespannten Gardinen. Das malt Hammershöi mit unnachahmlicher Delikatesse, in einer sauberen, peniblen Technik, die dabei allen malerischen Geheimnissen auf den Grund

Digitized by Google

geht. Ein Blick durch einen solchen Raum, durch ein paar offene Türen, über eine Wand, an der Kupferstiche hängen, wird in seiner Auffassung und Wiedergabe zu einem lyrischen Gedicht von bezaubernder Wirkung. Bald ist es schummerige Dämmerungsstunde, die uns umfängt; bald scheint durch ein großes Fenster klare Sonne in das Halbdunkel des Raumes, und wir sehen die Sonnenstäubchen in dem strahlenden Lichtkegel tanzen, der sich ins Zimmer bohrt; bald werfen ein paar Kerzen ihren sanften gelblichen Schimmer über Dinge und Menschen. Diese Menschen fügen sich der Stimmung der Räume wundersam ein. Es sind stille, in sich gekehrte Leute, die lesen, etwas aufmerksam betrachten, vor sich hinträumen oder sich mit einer häuslichen Arbeit lautlos beschäftigen. Oft erscheinen junge Frauen in dunklen Kleidern, bei einer Handarbeit sitzend, oder des Künstlers Mutter, die er wiederholt mit der Zärtlichkeit eines liebenden Sohnes gemalt hat, sitzt in schwarzer Toilette auf dem gravitätischen schwarzen Kanapee, auf dem gebleichten Haar eine weiße Haube. Der Reiz dieser Bilder liegt einzig in der Art, wie hier ein tiefes Gefühl für die Poesie des Unkomplizierten in der reifsten, gesundesten und kultiviertesten Malkunst restlos aufgeht.

Bei Cassirer gab Max Liebermann willkommene Gelegenheit, an der Hand einer größeren Reihe von Bildern und Studien seine Tätigkeit während der letzten Jahre im Zusammenhang kennen zu lernen. Es stellte sich dabei heraus, daß dieser große Künstler, der in der jüngsten Zeit so vielen Angriffen, nicht nur von rechts, sondern auch von links, ausgesetzt war, in dieser Periode äußerer Kämpfe innerlich eine ganz neue Entwicklung durchgemacht hat. Sucht man auszudrücken, worin das beruht, so möchte man sagen: es ist eine größere Reife und Ruhe in seine Malerei gekommen, eine größere Ruhe nicht in das innere Leben seiner Bilder, denen nichts von ihrer erstaunlichen Bewegtheit und ihrem alten Reichtum verloren ging, sondern in seine Methode des Beobachtens und des Wiedergebens der Natur. Dadurch hat seine malerische Kraft nichts eingebüßt, aber sein Ton an Schönheit und Harmonie, an Klang und Zartheit, und seine Darstellung an Klarheit und Bestimmtheit viel gewonnen. Die Bilder, die man jetzt sah, waren sämtlich Ergebnisse von Liebermanns holländischen Studienreisen. Eine kleine Skizze aus Noordvijk „Die Bleiche“ war vielleicht die allerschönste der neuen Arbeiten, von wundervoller Wirkung des sonoren Farbenakkords und einer Milletschen Größe in Darstellung und Empfindung. Aus dem letzten Sommer stammten die Schilderungen des Amsterdamer Judenviertels mit den kühnen Dissonanzen der Lokaltöne, in denen das Geschrei und Gekreisch der Straße ein malerisches Echo finden, und mit der glänzend getroffenen Unruhe und Aufgeregtheit des Menschengewimmels auf dem schmutzigen Pflaster. Man konnte verfolgen, mit welcher Energie Liebermann in das malerische Problem dieser Judenstraße einzudringen suchte, wie dem größeren Bilde zahlreiche Bleistift- und Ölstudien vorangingen, die dazu helfen sollten, das innerste Wesen des Vorbildes zu erfassen. Wenig weiter zurück in der Entstehung lag das „Haus in Edam“, in der Wiedergabe des saftigen Grüns, durch das behäbig und stolz ein niedriges Haus mit roten Dachziegeln schimmerte, ein kostbares Stück sommerlicher Farbenpracht. Auch das „Haus in Hilversum“, das im Gegensatz dazu ganz auf einen zarten Akkord von Weiß und silbrigem Graugrün gestellt war, und die

Digitized by Google

„Allee", die eine ähnliche malerische Dominante hatte. Auf beiden Bildern lag es wie ein Abglanz fruchtbarer Feuchtigkeit, der mit außerordentlicher Feinheit getroffen war. Ruhiger und mit stärkerer Überwindung des Technischen als früher waren auch die neuen Porträts. Ja selbst die Zeichnungen, deren Geistreichtum nicht geringer geworden ist, geben Kunde von der bedeutsamen Wandlung Max Liebermanns, die uns noch einmal eine ganz neue Phase seiner Kunst zu eröffnen scheint.

Den größten Erfolg beim Publikum aber hatte diesmal eine Ausstellung kunstgewerblichen Charakters: die große Fächerausstellung in den Salons der jungen Kunsthandlung von Friedmann und Weber, die nicht nur in der Damenwelt das Interesse im ungewöhnlichen Maße fesselte. Die Veranstaltung brachte seit Jahren die ersten Anregungen zu einer bewußten künstlerischen Pflege dieses graziösesten und beweglichsten Luxusinstruments. Eine historische Abteilung gab dabei für die modernen Bemühungen und Reformbestrebungen einen würdigen Hintergrund ab, zugleich freilich auch einen strengen Maßstab zu ihrer Beurteilung. Denn diese kostbaren und entzückenden Stücke, meist aus dem achtzehnten Jahrhundert und der Empirezeit stammend, zeugten von einer Sicherheit des Geschmacks, von einem Reichtum der dekorativen Erfindung und einer Höhe der gesellschaftlichen Kultur, daß die Gegenwart sich beschämt an die Brust schlagen und ihren Rückschritt reuig bekennen mußte. Eine schier unerschöpfliche Fülle von Variationen des im Grunde doch gar nicht so ergiebigen Themas reizte unser Auge: vornehme Schildpatt- und Elfenbeinarbeiten, an den Gestellen Vergoldungen und Einlagen, Emailmalerei und kunstvolle Schnitzereien, auf den Blättern zierliche Aquarelle, arkadische Schäferszenen, heroische Allegorien und Mythologien und Rokoko-Gesellschaftsbilder à la Watteau, Blumengirlanden und Landschaftsveduten, tändelnde Bildchen auf Seide und Pergament, auf Schwanenhaut und Pfauenhaut, aufgesetzte Rubinen und Türkisen an den Außenstäben, aufgenähte Flitter und Pailletten, Medaillons und Silhouetten, Spitzen und Lackarbeiten in Vernis Martin-Technik — das alles zog in buntestem und liebenswürdigstem Wechsel an uns vorüber.

Doch die neue Zeit konnte sich neben diesen klassischen Werken der Fächerkunst immerhin sehen lassen. Das neunzehnte Jahrhundert, ihre schlimmste Periode, hat diese feine Kunst ja nun glorreich überstanden. Von dem argen Verfall, den sie in seinem Verlauf durchzumachen hatte, ward der klarste Beweis durch das Unternehmen geliefert, das dem Niedergang zuerst steuern sollte: durch die Große Karlsruher Fächerausstellung vom Jahre 1891, von der uns ein stattliches Prachtwerk eingehenden Bericht hinterlassen hat. Wir staunen heute, nach vierzehn Jahren, vor den Tafeln dieses Werkes über den merkwürdigen Mangel an Geschmack und Gefühl für die ersten Grundlagen der Fächerkunst, der man doch mit redlichem Willen dienen wollte. In jüngster Zeit hat sich das geändert. Die Künstler und die künstlerisch durchgebildeten Kunstgewerbler beginnen abermals sich mit ihm zu beschäftigen. Die moderne Abteilung der jetzigen Ausstellung zeigte, mit welcher Gründlichkeit man sich vor allem die Frage vorlegte: worauf kommt es denn eigentlich an? Da war die erste Antwort, daß der schärfer gewordene Blick das sorgsam ausgeführte Bild auf dem Fächerblatt nur noch in Ausnahmefällen zuläßt. Der Geschmack von heute, der im Kunst-

Digitized by Google

gewerbe gern von dem Zweck der Dinge und von der Anschauung ihres Aussehens im Gebrauch ausgeht, kommt solchen Darstellungen gegenüber zu dem Resultat, daß es bei der Sammlung eines Gegenstandes, dessen Wesen nicht Ruhe, sondern Unruhe, Bewegung, Hin- und Herschweben ist, weniger auf die Erweckung fester und detaillierter Bildvorstellungen ankommt als auf einen leichten Farbenreiz, auf ein Hervorrufen flüchtiger Visionen, die der schaukelnde Fächer nahebringt und wieder fortrückt, auf ein Andeuten, das dem Auge mehr Erinnerungen an Bilder, Ahnungen von Bildern als Bilder selbst zuführt. Doch auch diese feineren Bilddarstellungen werden von den dekorativen Tendenzen der Gegenwart zurückgedrängt, die darauf ausgehen, das Blatt des Fächers als Fläche ornamental zu füllen, zu gliedern und zu beleben. Das moderne Blumenornament, das aus intimer Naturbetrachtung zu einer von älteren Vorbildern unabhängigen freien Stilisierung und leichten Anordnung gelangt, spielt dabei natürlich eine große Rolle. Reicher und komplizierter sind die Arbeiten, die Malerei mit Stickerei und anderen feinen Künsten verbinden, oder die Spitzenfächer, für welche die Brüsseler Fabrikanten ihre bewährten Muster heranbringen, während die moderne Wiener Kunstgewerbeschule beachtenswerte neue Vorschläge macht. Doch die große Epoche des „Konstruktiven" konnte nicht dabei stehen bleiben, das vielfach gefaltete und geteilte Fächerblatt lediglich als eine einheitliche Fläche zu betrachten, sie mußte sich die Frage vorlegen, wie man den eigentümlichen Organismus dieses Luxusinstruments künstlerisch ausdrücken könnte — eine Frage, die sich schon in der Empirezeit manche Fächerkünstler stellten und lösten. Heute ist Henry van de Velde der Führer dieser Bestrebungen, der in seinem Weimar schon eine ganze Schule hinter sich herzieht. Er gibt jedem einzelnen der schmalen Felder seinen Schmuck, durchweg ein rein lineares Gebilde — denn der Belgier bleibt auch hier seiner prinzipiellen Abneigung gegen das naturalistische Ornament in jeder Gestalt treu —, mit feinstem Verständnis für seinen Beruf schmiegt sich dies in die lange Fläche ein, greift niemals über die Falten hinaus, es sei denn, daß der Künstler einmal in einer Verbindung verschiedener Felder einen besonderen dekorativen Reiz sucht, und fügt sich der Natur des Klappfächers mit einer Selbstverständlichkeit an, die einen hohen ästhetischen Wert in sich birgt. Nur um eins ist es heute noch etwas spärlich bestellt: um die Gestelle. Hier fühlt man deutlich, daß der alte Reichtum verschwunden und daß noch kein Ersatz dafür gefunden ist; nur zaghaft gehen die modernen Künstler daran, das einfache Horn oder Perlmutter durch bescheidene Einlagen zu zieren; meist herrscht eine Schlichtheit, die hart an Langeweile streift. Und man stellt bedauernd fest, daß zwar der Farbensinn langsam anfängt, sich wieder zu beleben, und das kunstgewerbliche Können und Verstehen in bedeutsamem Fortschreiten begriffen ist, daß wir uns aber die frohe und unbefangene Formenfreude der alten Zeit noch nicht wieder zurückerobert haben. Das muß unser nächstes Ziel sein.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die „Symphonieabende der Königlichen Kapelle“ haben schon seit Jahren ihr Stammpublikum. Ähnlich dem Leipziger Gewandhaus werden die Abonnements kaum noch gehandelt; sie wandern still in andere Hände hinüber, wenn die bisherigen Besitzer sie aufgeben wollen oder müssen. Es ist nicht unmöglich, daß demnächst auch die Proben „ausabonniert“ sind. Die Werke, die Weingartner für die diesmalige Spielzeit vorgesehen, sind dem Geschmacke entsprechend ausgewählt, den man wohl den Normalgeschmack nennen dürfte: konservativ mit vorsichtiger Berücksichtigung des Neuesten; die großen deutschen Künstler der klassischen und romantischen Periode bilden die eigentliche Schüssel, auf der sich die Wolf, Böhe, Debussy usw. wie ein bescheidener Sardellenbelag ausnehmen. Eine Abweichung vom Hergebrachten bestand darin, daß diesmal gleich das erste Konzert, dem sonst regelmäßig ein rein-klassisches Programm zugrunde gelegt war, eine Neuheit brachte: eine Symphonie (F-moll) von Georg Schumann, vom Komponisten selbst geleitet. Das Werk wurde sehr kühl, fast ablehnend aufgenommen. Jedoch zu Unrecht. Um bei den üblichen Konzertbesuchern nach einmaligem Hören laute Begeisterung zu erwecken, dazu ist das Werk ebensowenig geeignet, wie es seinerzeit die Brahmsschen Symphonien gewesen sind. Die große, ernst-gediegene Arbeit jedoch, die überall zu finden ist, konnte soweit verstanden werden, daß sie durch einen Achtungserfolg ausgezeichnet wurde. Ich vermute, daß Georg Schumanns Hauptstreben bei dieser Symphonie auf eine möglichst enge innerliche Verbindung der verschiedenen Sätze gerichtet gewesen ist. Die liegt nun freilich vor; alle vier Sätze (die beiden letzten sind miteinander verbunden) weisen die gleichen Grundfarben auf: ein dunkles Grau mit geheimnisvollen Tiefen und ein leidenschaftliches Orange, über dem eine schwüle Tristan-Stimmung zittert. Aber besteht nicht gerade der Hauptreiz der Symphonieform im Wechsel der Stimmungen? Wie dem auch sei, zwei Vorzüge sind dieser F-moll-Symphonie unbestreitbar zu eigen. Einmal die tiefe Herzlichkeit, die aus allen den Teilen des Werkes herausströmt, die melodisch gestaltet sind, und zweitens die Fülle gewaltiger Steigerungen, aus denen sich das Ganze zusammensetzt. Diese aufwärtsstrebenden melodischen und rhythmischen Motive, die jeden Widerstandes spottend vorwärtsfluten, haben etwas von rücksichtslosen Naturgewalten. Und es ist nicht allein Kunstgeschick, das diese kühnen Dissonanzentürme gebaut hat. Seelischer Zwang hat die Feder des Komponisten geführt; freilich ist es hier nicht immer ohne Übertreibung der Ausdrucksmittel gegenüber dem Gedankengehalt abgegangen.

Wesentlich anderer Natur waren drei Orchesterkompositionen von Hans Pfitzner, die ebenfalls die Symphonieabende des Opernhauses brachten. Zwei davon waren der vielgenannten „Rose vom Liebesgarten“ entnommen; die dritte war „Ouverture zu Kleists Schauspiel das Käthchen von Heilbronn“. Hier herrscht die Mache, zwingt zur Anerkennung bedeutenden technischen Könnens, läßt aber kalt und beschäftigt mehr den Verstand als die Seele. Das Wogende, Quellende, üppig Rauschende, was

Digitized by Google

den Kern des „Blütenwunders“ bildete, klang geradezu berückend in seiner samtweichen, und duftgeschwängerten Undurchsichtigkeit. Die hohen Geigentöne jedoch, die auf diesem kostbaren Grunde ruhten, wollten sich nicht zu einer eindrucksfähigen Linie zusammenschließen. Sie wirkten willkürlich und vereinzelt: da sie aber doch mit dem Anspruch auftreten, hier die Spitze zu bilden, störten sie den schönen Eindruck der begleitenden Figuren mehr, als daß sie ihn steigerten. Der Trauermarsch wirkte etwas überpathetisch; ob es in Verbindung mit den Bühnenvorgängen gerechtfertigt erscheint, daß er den Mund gar so sehr voll nimmt, muß dahin gestellt bleiben. „Der du durch Not zum Siege gehst, Siegnot sei uns benannt,“ ist diesem Trauermarsch als Motiv beigegeben. Diese knochenlos zerfließende Nachäffung Wagnerscher Ausdrucksweise sollte doch nun endlich überwunden sein. — Die Ouverture zu Kleists Drama ist zu sehr nach einem Programm gearbeitet, um die Geschlossenheit des Eindrucks zu bewirken, die wir nun einmal mit dem Begriff „Ouvertüre“ verbinden. Der Schluß, der doch wohl hellen Jubel ausdrücken will, ist seltsam bröckelig und trocken geraten. Am besten ist die Episode des fieberkranken Grafen gelungen. Das Pathologische liegt ja auch der modernen Musik am besten.

Einen wundervollen Genuß bot Weingartner mit der Wiedergabe der E-moll-Symphonie von Brahms. Die schwerblütige Herbheit und die romantische Unendlichkeits-Sehnsucht, diese beiden Angelpunkte Brahmsscher Kunst, die alle vier Sätze des edlen Werkes beherrschen, gelangten zu überzeugendem Wechsel und Ausgleich. Es ist ja Weingartners unbestrittener Vorzug, sich mit jedem Stil in sichere Verbindung zu setzen, bei Brahms jedoch, glaube ich, dirigiert nicht nur das Kunstgefühl des berühmten Orchesterleiters, sondern das Herz des Menschen.

Im „Theater des Westens“ gastierte Gemma Bellincioni. Ihre Stimme ist nicht eigentlich bedeutend. Ansatz und Bildung des Tones haben das peinlich Flackernde, das man wohl nur noch in Italien verträgt. Groß und schön wird der Klang nur in den höheren Lagen. Aber es ist eine Wärme in ihrem Gesang, eine Klangcharakteristik in den unzähligen Abstufungen von Haß und Liebe, eine so bewunderungswürdige Behandlung des Rhythmus, der in jedem Augenblick wie freigestaltet erscheint, daß man die hinreißende Wirkung ihrer Gesangskunst wohl begreifen kann. Zudem ist ihr Spiel so vollendet und verbindet sich mit dem Gesange so untrennbar, daß alle Ausdrucksfähigkeiten ihrer Aktion in die Überzeugungskraft ihrer Stimme ohne Rest hineinströmen.

Frau Bellincioni hielt es für angemessen, in der hier bereits vor Jahren gegebenen Oper „A santa Lucia“ von Taska aufzutreten. Dieses „Melodram“ ist eine der übelduftendsten Blüten, mit denen vor einem reichlichen Jahrzehnt sich unsere deutschen Bühnen in zärtlichem Übereifer schmückten. Ich möchte über alles gern den Witzbold kennen lernen, der für diese ganze Kunstrichtung, die profitgierig hinter dem Siegeszuge der „Cavalleria rusticana“ herlief, den Namen „Verismo“ gefunden hatte. Die Bezeichnung schien eine Offenbarung, sie wurde ohne Bedenken weitergegeben. Dabei war diese sogenannte Wahrhaftigkeit das Verlogenste, was man sich denken kann. Schon allein die Voraussetzungen, unter denen diese „Wahrhaftigkeits“-Wirkungen erreicht werden! Da ist die gute Rosella,

Digitized by Google

die das kleine Mädchen, das sie bei sich hat, für das Kind ihrer verstorbenen Schwester ausgibt. Die braven Bewohner Neapels glauben ihr das, obgleich Rosella so eine Art lokaler Berühmtheit ist und natürlich viel und nicht immer allzu liebevoll beobachtet wird. Da ist ferner der Fischer Cicillo, der Vater dieses bequemen Kindes. Er ist zwar zurzeit mit einer gewissen Maria verlobt, liebt jedoch nicht diese, sondern Rosella „seine verlassene Geliebte". Eine Hauptperson ist endlich noch Cicillos Vater, dessen treffliches Herz zum Gegenstande reichlicher Lobeserhebungen gemacht wird. Dieser edle Greis ist nicht abgeneigt, die Rosella mit dem vererbten Kinde zu ehelichen und auf diese Art das beliebte Problem zu lösen, wie man sein eigener Vater wird. Ohne Sinn und Verstand und wider alle physiologische Wahrscheinlichkeit beschuldigt Cicillo seinen Vater geschlechtlichen Umganges mit Rosella, worüber der der „großmütige" Alte in ein solch hysterisches Jammern gerät, daß er vollkommen vergißt, seinen ebenfalls jammernden Sohn über die Haltlosigkeit des Vorwurfs aufzuklären. Demnächst zeigt sich auch Rosella nicht geneigt, das Mißverständnis zu beseitigen, sondern zieht es vor, auf die Vorwürfe ihres ehemaligen und zugleich jetzigen Geliebten ins Meer zu springen. Und dazu eine Musik! Phrasen, breiig-süßliche Phrasen, die ein anständiger Musiker nicht mit der bloßen Hand anfassen mag, parfümierte Phrasen von einem so ordinären Wohlgeruch, daß man beständig hofft, ein frischer Seewind möchte diese verdorbene Luft reinigen.

Aber das Ganze ist „Verismo", daran ist nun einmal nicht zu zweifeln. Das beweisen die schlechten Kleider der Agierenden und mehr noch die platten Worte, die gewechselt werden.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Gertrud Eysoldt.

Unter den Kräften, die gegenwärtig an den Berliner Bühnen wirken, nimmt Gertrud Eysoldt eine eigene Stellung ein, die eine selbständige Betrachtung über sie rechtfertigt. Hat ihre Kollegin Hedwig Wangel sich mit den Rollen der alten Frauen durchgesetzt, die sie bei jungen Jahren mit erstaunlicher Treffsicherheit wie eine Virtuosin spielt, so trägt das Können von Gertrud Eysoldt völlig anderen Charakter. Frank Wedekinds „Erdgeist" stand auf dem Spielplan, und das Neue Theater fieberte einer Sensation entgegen. Da erschien der Dichter, der jetzt in „Hidalla" sein eigener Hauptdarsteller geworden ist, zu einem burlesken Prolog auf der Bühne. Er kam als Zirkusdirektor mit Hetzpeitsche und Revolver, ein Diener legte Lulu, den Erdgeist vor ihm nieder, die Schlange im bunten Pierrotkostüm, der der Manager zärtlich die Haut streichelt. Er stellte dem Publikum diese Schlange als Inbegriff aller weiblichen Tücke und Bosheit

Digitized by Google

vor: Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften, zu locken, zu verführen, zu vergiften; zu morden, ohne daß es einer spürt — und dann spielte Frau Eysoldt diese „ihre" Rolle mit glänzendem Gelingen, in der sie kalten Bluts ihre Ehemänner, einen nach dem andern, in ihre Netze verstrickt und zugrunde richtet. Die flackernde Sinnlichkeit, am liebsten mit einem Stich ins Perverse, die ungebändigten Naturtriebe des Weibes, von Sitte und Scham nicht mehr oder nur noch ganz lose gehalten, bis zu ihrer wilden Umkehrung: das ist der Rahmen, in dem sich die Kunst dieser seltsamen Schauspielerin am erfolgreichsten bisher betätigt hat.

Sie hat ihre Bühnenlaufbahn keineswegs mit dieser Spezialität begonnen. Sie stammt aus Pirna, als Tochter eines Rechtsanwalts und Reichstagsabgeordneten. Im Jahre 1889 hat die junge Künstlerin in München zuerst debütiert. Einer Freundin hat sie das Geständnis abgelegt, ihr zartgebauter, kleiner und schwächlicher Körper habe ihr oft, wenn sie in Gesundheit blühende Menschen von imponierender Gestalt vorübergehen sah, den Neid in die Augen getrieben: „Der — der —, was schafft der Große? Wenn ich nur eine Stunde so kraftvoll und gesund wäre, wie wollte ich schaffen!" In der Münchener Schule hat sie gelernt, innerhalb ihrer physischen Grenzen nach der Vollkommenheit zu ringen und ihrer schmächtigen Leiblichkeit so viel Beweglichkeit, Geschmeidigkeit und gefälligen Rhythmus abzugewinnen, daß sie mit ihrem Körper wie auf einem interessanten Instrument spielt, auf das der Künstler mit intimer Beherrschung eingestimmt ist. Als Falstaffs Page beginnt sie mit einer Hosenrolle, um dann als Minchen in dem harmlosen Lustspiel eines zu Putlitz mit ihrer Begabung für Natur bemerkt zu werden. Die Wanderfahrt ging nach Meiningen und weiter nach Riga. Die schlanke, fast noch kindliche Gestalt und das zarte Organ brachten ihr in den ersten Jahren gern Kinderrollen zu; sie war der Schlingel von 13 Jahren im „Vetter" von Benedix und der Puck im „Sommernachtstraum", den sie bekanntlich auch in der Berliner Aufführung gern vertritt. Im Laufe der Jahre ist ihr allerdings der Sinn für den harmlosen Humor dieser lustigen Figur abhanden gekommen. Hier wird das Irdische mit dem Himmlischen in göttlicher Überlegenheit vereint — ihr Puck aber ist ein Gemisch aus Gassenjunge und Clown, voll Tücke und Schadenfreude. Damit ist diese Gestalt zerstört, so wirksam sie auch herauskam. Nach der herzhaften Lotte in Wildenbruchs „Meister Balzer" gab ihr das feine Lustspiel von Adolf Wilbrandt „Die Maler" Gelegenheit zu stärkerer Entfaltung ihrer Begabung. Jenes Mädchen, die unter dem bunten Völkchen als guter Kamerad und schaffensfroher Freund steht, gleichsam sächlichen Geschlechts, bis in ihr das Weib erwacht und mit dem guten Kameraden um die Herrschaft ringt, gestaltete sie sich zu einem Erfolg, der ihr auch als Gast des Königlichen Schauspielhauses in Berlin treu blieb. Die leidenschaftliche Annaliese (in dem Stück des verschollenen Hermann Hersch) berief man an das Stuttgarter Hoftheater, wo sie sich viel Gunst und Anerkennung erworben hat. Auf ihren Wunsch holte man Friedrich Halms „Wildfeuer" aus der dramatischen Rumpelkammer; denn sie wollte sich den romantisch kecken Grafen, der sich als Komtesse entpuppt, nicht entgehen lassen. Größere Aufgaben löste sie als die schlichte Rita, die mit ihrem Korbflechter von Vater aus der armseligen Hütte ins gräfliche Schloß übersiedelt (Ludwig Fuldas

Digitized by Google

„Talisman"), und in der rührenden, in der häuslichen Misère halb erblindeten Hedwig in Ibsens „Wildente", die auf der Grenze steht zwischen Kind und Jungfrau. In das Ende ihrer Stuttgarter Wirksamkeit fällt ihr „Hannele" in Gerhart Hauptmanns zartem Gleichnis vom Trost der armen Leute, das wir in Berlin jetzt wieder in einer wertvollen Neueinstudierung im Lessingtheater erlebt haben.

In Berlin gehörte Frau Eysoldt zuerst dem Schillertheater an, als dessen entzückend übermütige Cyprienne voll schäumender Laune sie den älteren Theaterbesuchern jener vorwärtsstrebenden Volksbühne noch in bester Erinnerung steht. Es ist das Schicksal des Schillertheaters, daß es einer ganzen Anzahl ausgezeichneter Schauspieler als längerer oder kürzerer Durchgangsposten dienen muß; es engagiert aus den Provinzstädten die aufstrebenden Talente, die froh sind, in die Hauptstadt zu kommen. Erwerben sie sich dann eine gute Presse und gewinnen sie Boden im Berliner Theaterleben, so bieten ihnen unsere ersten Bühnen, die sich das leisten könen, höhere Honorare und eine glänzendere Stellung, so daß ihnen niemand das Weggehen verübeln kann. So war es mit Rosa Bertens, mit Ferdinand Gregori, der an die Wiener Burg ging, mit Albert Steinrück, mit Alwine Wiecke. Gertrud Eysoldt spielte am Schillertheater in Kleists gedankenfunkelndem „Amphitryon" die resolut brave Sosias, dann aber besonders noch desselben Dichters Käthchen von Heilbronn. Ibsens Nora kam, die Tragödie der blasierten Frau, die sich an ihrer Berufslosigkeit ruiniert; und bei einer Aufführung der Freien Bühne Gertrud Eysoldts Orti in Keyserlings talentvollem „Frühlingsopfer". Diese Schöpfung der kleinen Heldin, die den Kampf kämpft zwischen mystischer Todessehnsucht, Opfersinn und warmer Liebe zum Leben, zur quellenden Jugend, wurde ihr großer Tag. Sie gehört seitdem in die vordere Reihe der deutschen Schauspielerinnen. Vom Schillertheater übersiedelte sie zunächst zum Lessingtheater, wo sie sich indes nicht sonderlich wohl gefühlt hat.

Zu ihrer vollen Höhe stieg Frau Eysoldt erst, als sich Unter den Linden der Künstlersaal von „Schall und Rauch" in das Kleine Theater umwandelte und unter den geschickten Händen des als Schauspieler wie als Direktor gleich tüchtigem Max Reinhardt zu der eigenartigsten Berliner Kunststätte erhob. Emanuel Reicher, Max Reinhardt und Gertrud Eysoldt haben hier bisher unbekannte Dichter ans Licht gehoben und eine bis dahin nicht gepflegte Stilgattung der dramatischen Kunst vertreten und zum Teil auch legitimiert. Es war ein Ereignis, als Frau Eysoldt in Strindbergs „Rausch" ihre Frauengestalt kreierte, die erste ihrer wirklich dekadenten Frauen, die Glück und Verderben um sich streuen, die so geheimnisvoll abgründig sind und doch schließlich so einfach, so auf einen Trieb dressiert; deren Wille zur Liebe alle Schutzwehren durchbricht und als ein Feuerbrand jedes Heim zerstört. Sie berauschen den Mann, ohne ihn zu beglücken, und gehen daran selbst zugrunde. Und dann kam ihre schon erwähnte Teufelin, die Lulu-Eva im „Erdgeist", in dem Wedekind, dieser bodenlose Geist, der bei sich selbst keine Ruhe findet, mit blinder Wut, aber starker Suggestionskraft auf die jüngeren Zeitgenossen alles Gewordene in Trümmer schlägt, um seine moralinfreie Religion der Schönheit auf den Ruinen aufzubauen; doch fehlt ihm zu solchem Werke beides: die dichterische Kraft und die persönliche Mission.

Digitized by Google

In fünf Rollen der letzten Berliner Jahre hat Gertrud Eysoldt ihre künstlerische Gestalt vielleicht für immer festgelegt: als Helga in den Stillen Stuben des Dänen Sven Lange, als Wildes Salome, Hugo von Hofmannsthals Elektra, als Strindbergs Fräulein Julie und als die Nastja in Maxim Gorkis Nachtasyl, wenn wir den Puck aus dem Sommernachtstraum und Rausch und Erdgeist als schon erledigt aus der Betrachtung ausscheiden. Helga will leben, vor allem leben; davon versteht ihr Mann nichts, der seine Jungens in der Schule und seine Frau zu Hause erzieht. Täglich erweitert er ihren Horizont, alles verdankt sie ihm, was sie weiß, verehrend blickt sie zu ihm auf. Als Philosoph hat er sich den Vers für alle Erscheinungen des Lebens zurecht gemacht: ich weiß, daß ich nichts weiß. Die Einbildung der Menschen, als wüßten sie wirklich etwas, belustigt ihn. Auch über die Liebe hat er „nachgedacht", während in Helga alles nach wirklichem Glück schreit. Er hat beständig Kopfschmerzen, und sie langweilt sich tödlich in den Stillen Stuben, weil sie das Herz ihres Gatten nicht finden kann. Ein anderer Mann tritt in Helgas Gesichtskreis; der Philosoph meint, als Helga ihn anfleht, er solle sie jetzt nicht allein lassen: in entscheidenden Dingen könne ein Mensch dem anderen überhaupt nicht helfen. Niels Theysen ist eine vornehme Natur, er fühlt sich auch vereinsamt, kommt aber von seiner philosophischen Überzeugung nicht los; die ganze Welt ist ihm zu Geist geworden, wobei jede Anschauung ihr Eigenrecht hat. Helga mit ihrer vollendeten Hilflosigkeit in Liebesdingen, in denen sie in 6 Jahren keine Erfahrung gemacht hat, die sich dem anderen oder irgendeinem hingeben möchte und sich doch zu keiner Heimlichkeit gegen ihren lebensfremden, aber ehrlichen Kameraden verstehen will, findet dann aus allerlei Schwierigkeiten in ihrem dunklen Drange den rechten Weg glücklich wieder zurück. Gertrud Eysoldt hat mit dieser Helga die sie in zarten Händen trug, die sensible Gestalt mit differenzierten Nuancen durchleuchtend, nach meiner Empfindung den Wunsch als Künstlerin ausgesprochen: immer wieder je und dann einmal bei solchen stilleren Gestalten einzukehren und sich dort von aller Wildheit ihres mimischen Tagewerks zu erholen.

Nervenarbeit modernsten Stils, immer aber in scharfer Eigenart, mit ganz persönlicher Note leistet diese Schauspielerin als Salome und als Elektra. Ich stelle Hermann Sudermanns fünfaktige Tragödie von Johannes dem Täufer künstlerisch höher als den Wildeschen Einakter mit dem gleichen Stoff. Bei diesem läuft alles hinaus auf das Raubtiergelüst einer königlichen Dirne des Orients. Der Vorläufer bei Sudermann wird ein Opfer seines Berufs; die Lebensarbeit dessen, dem er den Weg ebnet, zerbricht sein eigen Werk, als die Barmherzigkeit sich wider das Gericht rühmt und die Liebe Königin wird. Wildes Salome will den jüdischen Sonderling küssen. Er flucht ihr und steigt in sein Verließ zurück, aus dem sie ihn in wilder Laune hat heraufholen lassen. Sie tanzt den Schleiertanz, bei dem sie sich vor ihrem trunkenen Vater und dessen trunkenen Gästen langsam entblößt, und besteht dann gierig und verstockt auf das ihr verpfändete väterliche Geschenk. Der nubische Henker bringt ihr auf einer silbernen Schüssel den Kopf des Täufers, auf dessen Mund sie in wollüstigem Grausen den Kuß drückt, den der lebende Prophet ihr weigerte. Diese Salome war ein spezieller Wunsch von Gertrud Eysoldt, an dessen endliche Erfüllung sie

Digitized by Google

große Hoffnungen setzte. Alles, was sie wollte, ist ihr gelungen: der wilde Naturtrieb feiert hier seine künstlerische Vollendung; die ganze Skala weiblicher Leidenschaften tobt diese seltsame Frau aus sich heraus; da ist nackter Trieb, bohrende Begier, die ihren Weg zu Ende läuft, koste es was immer; die Reinkultur einer Cäsarendirne. Louis Corinth, der als Maler die wunderlichen Wege der Eysoldt liebt, hat in seinem berühmten Gemälde, das die Salome zum Motiv hat, diese Mischung von Eros und Perversität, von Orient und Raubtier ergreifend festgehalten — sittliche Fäulnis, lockendes, zuckendes Verderben. In die gleiche Kategorie gehört zweifellos Hofmannsthals „Elektra". In dieser verwüsteten — nicht mehr griechischen! — Frauenseele ist jede Empfindung bis zur Unkenntlichkeit entstellt; sie ist ein einziger Racheschrei; der Gedanke an Vergeltung nährt ihre entartete Vorstellung, auf diesen Tag des Bluts halten das dürftige Körperchen und der gierende Geist einander eisern fest. Welche Aufgabe für unsere Künstlerin, für die die Handlung eigens geschrieben zu sein scheint! Hier überschlägt sich der Dichter in seiner Kunst, die er zum quälenden Raffinement erniedrigt. Ich erinnere an die Szene, wo die verwirrte Phantasie der Elektra sich im Wort und freilich noch viel stärker im Spiel der Eysoldt Sukkurs holt bei sexuellen Trieben, die sie zu gefährlicher Freundschaft an den Leib der Schwester herandrängen. Dämonisch bannend wirkt ihr Spiel, das man lange nicht vergessen kann. Erscheinung und Stimme nur auf kleine Raumverhältnisse angelegt; aber wie sie am Boden kauert und die Erde auftratzt nach ihrem toten Vater, sich krümmend in Scham und Haß; bald sich im Ekel von der Außenwelt weg in sich selbst hineinziehend, bald in gehäuftem Abscheu ausbrechend und alle Bande lösend; wie sie sich reckt gegen die buhlerische mütterliche Mörderin in der furchtbaren Aussprache mit ihr, und wie sie als ein hungriges Raubtier die Mauer abschreitet, während die Rächer drinnen ihr blutiges Werk tun; wie sie in teuflischer Bosheit die Fackel den Boden entlang schleift, als sie Ägisth ins Haus leuchtet, wo die Henker ihn erwarten, bis sie selbst in wahnsinnigem Freudentanz tot zu Boden fällt: das ist eine in ihrer Art so originelle, nur mit sich selbst zu vergleichende Bühnenkunst, wie sie Berlin bisher noch nicht erlebte. Sie wird leidenschaftlich bekämpft als eine Verirrung und ebenso leidenschaftlich gefeiert; Freund und Feind aber sind darin einig, daß Gertrud Eysoldt auf ihrem Wege zu hoher Meisterschaft sich entwickelt hat. Sie bildet den Gegenpol zu aller Romantik, wie sie etwa nach der heroischen Seite in Rosa Poppe und mehr idyllisch in Teresina Geßner uns entgegengetreten ist.

„Fräulein Julie" ist in Strindbergs Buchtext nicht halb so abstoßend, wie im Spiel der Eysoldt. Die adlige junge Dame verführt ihren Kammerdiener, nicht etwa er sie; das vollzieht sich allerdings in der Kammer, also hinter der Kulisse — aber durch kleine Einzelheiten des Spiels, die vor keiner Deutlichkeit in der Wiedergabe des Unordentlichen und Häßlichen zurückschrecken, hören wir nicht mehr auf die Pointen des Dialogs, sondern unsere Sinne starren gebannt auf die Kammertür. Diese Julie ist der sinnenfällig gewordene lüsterne Überreiz; verbogene Begehrungen eines toll gewordenen animalischen Instinktes, der in schlechtem Blut seinen Herd hat; flackernde, fordernde Augen, erotisch suchende Bewegungen, verwöhnte Aristokratenlaune und angstgejagte Gebrochenheit des Wesens in wildem Gemisch — so etwa

Digitized by Google

muß man die Leistung von Gertrud Eysoldt umschreiben; und bei jedem zweiten Wort muß man zu einem Fremdwort aus dem Lehrbuch der geschlechtlichen Nervenheilkunde seine Zuflucht nehmen, um ihr gerecht zu werden. Der letzte Eindruck dieses Spiels, der die psychologischen Feinheiten des kunstvoll geführten Dialogs mit der Wurzel aus unserem Gedächtnis ausreißt durch eine Natürlichkeit, die viele Meilen hinter dem schönen Lande der Illusion des Theaters liegt, war Ablehnung der brutalen darstellerischen Ausgezogenheit.

Schließlich das „Nachtasyl" mit Gertrud Eysoldt als Nastja. Ein armes Geschöpfchen, die mit ihrem verächtlichen Gewerbe sich und ihren vertrottelten Baron in der Kaschemme kümmerlich durchbringt. Heisere Töne der Wut und des Ekels ringen sich aus der Brust, um die Hysterie des Säuferelends und der Ausschweifung klar zu machen. Man hört oben in der Wohnstube die Schläge ihr auf den Körper klatschen, mit denen die Mutter sie traktiert, um den gemeinsamen Liebhaber unten zu ärgern — und doch ist die Sehnsucht zur Höhe in diesem rechtlosen, verprügelten und entweihten Geschöpf nicht auszulöschen. Frau Eysoldt weiß die irrlichternde Phantasie dieser Nastja, der sich das, was sie liest, in blühende Lüge umsetzt, durch die sie ihr armseliges Dasein sich verschönt, zu großer Wirkung zu steigern. Wenn auch freilich zu wünschen wäre, daß sie die stöhnenden, heiser keifenden, murrenden, abgebrochenen Sprachlaute nicht allzu üppig bei sich einnisten ließe, um sich nicht bei der Beschränktheit ihrer stimmlichen Mittel ein chronisches Halsleiden zuzuziehen. Wir glauben heute nur noch mit skeptischem Vorbehalt an Lukas Mission im Verbrecherkeller und sind zweifelhaft geworden gegen die seelischen Konflikte, die dort in der „Tiefe des Lebens" aufbrechen. Die soziale Sentimentalität in der Kunst können wir nur mit Vorbehalt genießen. Gertrud Eysoldt aber mit ihren eigentümlich müden Linien und halben Tönen weiß sich Eingang bei uns zu verschaffen.

Streiflichter.

Wie oberflächlich, vergeßlich und grundsatzlos ist doch die Welt! Im Mai d. J. schrieb der junge spanische König an den Bischof von Barcelona, den Kardinal Casañas: „Mit großem Interesse und tiefer Sympathie habe ich das Schreiben gelesen, das Ew. Eminenz an mich gerichtet haben und dessen Inhalt die Nachricht bestätigt, die ich über die Absicht, eine neue protestantische Kapelle in der katholischen Stadt Barcelona zu eröffnen, schon besaß. Daß ich mich eifrig bemühe, diese Angelegenheit nach der klaren Bestimmung im Staatsgrundgesetz erledigt zu sehen, beweist die Tatsache, daß ich sie schon vor mehreren Tagen im Rate meiner Minister zur Erörterung gestellt und, im Ein-

Digitized by Google

vernehmen mit ihnen, das wirksamste Mittel gesucht habe, einen Mißbrauch abzustellen, der mit der bestehenden Gesetzgebung und den einstimmigen Gefühlen der spanischen Nation im Widerspruche steht. Als katholischer König und unterwürfiger Gläubiger und Sohn der einzig wahren Kirche betrübt mich dieser neue Anschlag auf den Glauben unserer Vorfahren und die Religion des Staates, dessen Schicksale mir die göttliche Vorsehung hat anvertrauen wollen, tief, und ich zögere nicht, Ihnen, Herr Kardinal, die Versicherung zu geben, daß ich alles, was innerhalb meiner Befugnisse als verfassungsmäßiger Herrscher möglich ist, tun werde, damit durch meine Regierung die Pläne zerstört werden, die Ew. Eminenz, deren Segen ich erbitte, auseinandersetzt. Alfons XIII."

Diesem Briefe gegenüber erhob sich im Mai „ein Sturm der Entrüstung" in der gesamten deutschen Presse. Fünf Monate später, als der königliche Briefschreiber nach Berlin kam, häuften sich die Huldigungs- und Begrüßungsartikel „für den sympathischen jungen Fürsten" in den Spalten derselben Presse; und, soweit ich sehen konnte, fand kein einziges Blatt die Grundsatztreue, an diesen der Kultur und Toleranz hohnsprechenden Brief auch nur zu erinnern. Es ist gewiß nicht meine Meinung, daß man des Briefes wegen den spanischen Besucher in der Presse hätte grob behandeln sollen, oder gar, daß unsere politischen und volkswirtschaftlichen Beziehungen zu Spanien auf diesen intoleranten Brief zugeschnitten werden sollen. Wohl aber hätte man in ernster Höflichkeit Alfons XIII. darauf aufmerksam machen müssen, daß das Land und das Volk der Reformation von ihm erwartet, daß seine künftigen Taten „als verfassungsmäßiger Herrscher" ein wenigstens stillschweigender Widerruf sein werden dieses fanatisch-unduldsamen Briefes, der, was den Inhalt betrifft, ganz gut die Unterschrift „Philipp II." und die Signatur irgend eines spanischen Inquisitionsarchivs tragen könnte. Man hätte mit höflichem Ernst ihm vorhalten sollen, daß, wenn Spanien schon seit Jahrhunderten die Freiheit besäße, „protestantische Kapellen zu eröffnen", es nicht heute kulturell und volkswirtschaftlich so rückständig wäre, wie es tatsächlich ist. Ja, ich gehe noch weiter: zu einer solchen ernsten, aber in höfliche Form gekleideten Vorhaltung war bei dem Charakter des Briefes die Presse auch vom politischen Standpunkte aus durchaus berechtigt. Denn in dem Briefe spricht Alfons XIII. von sich „als verfassungsmäßigem Herrscher", von seinem Verhalten gemäß dem „Staatsgrundgesetz" und „der bestehenden Gesetzgebung"; er berichtet, daß er die Sache „dem Rate seiner Minister" vorgelegt habe. Daraus geht klar hervor, daß der Brief nicht der Ausdruck unreifer, unabgeklärter persönlicher Gefühle ist, sondern daß er nach der religiös-kulturellen Seite hin ein Regierungsprogramm darstellen sollte. Und die Verwerflichkeit eines solchen Regierungsprogramms hätte die Presse dem jungen Könige in ernster Höflichkeit klar machen müssen. Da dies nicht geschehen, so nehmen Alfons XIII. und seine Umgebung den Eindruck mit nach Hause: Deutschland, die protestantische Vormacht, läßt sich die unqualifizierbare Stellungnahme des Königs gegen den protestantischen „Mißbrauch" gefallen.

Noch eins ist vom spanischen Königsbesuche zu erwähnen: die Taktlosigkeit, mit der in der Öffentlichkeit die Verlobungsabsichten

Digitized by Google

Alfons' XIII. behandelt werden. Arme deutsche Prinzessinnen und Herzoginnen, die ihr eure körperlichen und geistigen Vorzüge in dieser Weise besprechen lassen müßt! Derber wird in gewissen „dunkeln Erdteilen" die Vorführung der Häuptlingsbräute auch nicht vor sich gehen.

Fast unbeachtet ist eine Äußerung des englischen Ministers des Äußern, Lord Lansdowne geblieben. In einer öffentlichen Rede zu London am 7. November sagte dieser Herr: „England und Frankreich sind von Zeit zu Zeit in ihren Bestrebungen, sich gegenseitig zu nähern, dadurch gehindert worden, daß wir uns vielfach in unfruchtbarer Konkurrenz mit Eifersüchtelei gegenüberstanden, die niemand etwas nützten als einem listigen Potentaten (a cunny Potentate), der daraus seinen Vorteil zu ziehen wußte." Mit dem „listigen Potentaten" konnte nur unser Kaiser gemeint sein. Daß der Minister des Äußern einer großen Macht das Staatsoberhaupt einer anderen „befreundeten" großen Macht in solcher Weise öffentlich bezeichnet, ist ein unicum an diplomatischer — Flegelei. Wo ist ihre energische Zurückweisung durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das Organ unserer Regierung, das auf kleinste Verstöße deutscher Redner oder Zeitungen mit dem Dreschflegel zu antworten pflegt? Nationale Würde ist ein schönes Ding, so man es hat. Oder ist vielleicht unser Botschafter in London, ohne daß die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr, beauftragt worden, „ernste Vorstellungen" zu machen? Erstens ist, wie ich schon zweimal betont habe (Streiflichter vom Oktober und November), Graf Wolff-Metternich nicht der Mann für solche „Vorstellungen", und zweitens müßte die öffentlich verübte Frechheit öffentlich zurückgewiesen werden.

Im Anschluß hieran ist ein soeben erschienener Kriegsroman „1906" von „Seestern" zu erwähnen. Ein packend und mit großer Sachkenntnis geschriebenes Buch über einen im Jahre 1906 stattgehabten Weltkrieg, in dem Deutschlands Flotte von der englischen und französischen vernichtet, die französische und englische Armee von der deutschen geschlagen werden und beim schließlichen Friedensschluß Japan, Amerika und Rußland als Herren der Welt dastehen. Eindringliche Lehren gibt das auch künstlerisch-stilistisch hochstehende Buch für den Ausbau, die Vervollkommnung unserer Land- und Seewehr, und insofern wirkt es gewiß sein Gutes. Aber ob es gut ist, dies „Gute" in einer die Leidenschaften so tief erregenden, die Kriegsinstinkte so aufpeitschenden Weise anzustreben, ist eine Frage, die ich verneine. Werfen wir die Kriegsfackel nicht in Romanen in die Massen. Das furchtbare Feuer könnte vorzeitig aufflammen zum völkervertilgenden Weltbrande. Hüten wir die heilige Glut kriegerischer, opferbereiter Begeisterung in der Stille, und sammeln wir in der Stille, nach ernster Beratung das an, was, wenn die schwere Zeit gekommen, die glimmende Glut zur mächtigen, reinigenden Flamme anfachen kann und wird. Die moralische und physische Kriegsbereitschaft: Vaterlandsliebe im Herzen und ein scharf geschliffenes Schwert in der Faust.

Der Kölner Erzbischof Fischer ergeht sich mit Vorliebe über das Thema: konfessioneller Friede und Treue zum Kaiser. Wo immer er rednerisch auftritt, eifert er gegen „die konfessionelle Verhetzung" und mahnt zur Kaisertreue. Sehr schön! Nur macht es einen doch etwas hinterdenk-

Digitized by Google

lich, daß ganz derselbe Erzbischof in einem Pastoralschreiben vom 19. März 1903 seine Geistlichkeit nachdrücklichst hinweist auf die Lehren des Syllabus. Denn auch beim besten Willen kann der Syllabus nicht gut als konfessionelles Friedensprogramm bezeichnet werden. Er enthält vielmehr Aufreizung zum konfessionellen Unfrieden und konfessionelle Verhetzung in ausgeprägtester Form, indem er u. a. lehrt (Verurteilung von Satz 18), daß diejenige Religion, zu der sich die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung bekennt, der Protestantismus, nicht eine Form der wahren christlichen Religion ist, und daß es im Protestantismus nicht möglich ist, „Gott ebenso wohlgefällig zu sein wie in der katholischen Kirche". Auch ist die rechte Hand des Erzbischofs Fischer, sein Generalvikar Dr. Kreutzwald, Verteidiger der Lehre, daß der Papst das „Recht" habe, Untertanen vom Treueide zu entbinden und Fürsten abzusetzen. Als Fazit einer längeren Untersuchung über den Eid und über die Gewalt der Kirche, Eide lösen zu können, schreibt der genannte Generalvikar des Kölner Erzbischofs: „Auch Gelübde und Eid können von der Kirche servatis servandis nachgelassen bezw. als nicht verbindlich erklärt werden. . . Die Kirche kann den Eid nicht kraft eigener Vollmacht aufheben, sondern nur kraft der ihr von von Jesus Christus übertragenen Lösegewalt. Jede potestas delegata aber ist . . . von dem Vorhandensein eines genügenden Dispensgrundes abhängig. In letzter Instanz zu entscheiden, ob solche Gründe vorliegen, ist freilich Sache des Oberhauptes der Kirche. Wenn aber die Päpste in früherer Zeit von diesem Rechte der Eidesentbindung gegenüber kirchenfeindlichen Fürsten mitunter Gebrauch machten, so ist der Beweis, daß dies leichtfertig geschehen sei, bisher noch nicht erbracht worden. Somit wird auch für die Zukunft von dieser Seite eine Gefahr nicht zu befürchten sein, so gern auch antikirchliche Autoren dieses Schreckbild gegen das Papsttum ins Feld führen." Demgegenüber mögen die folgenden maßvollen Äußerungen des gelehrten Kanonisten Bianchi hier angeführt werden:

„Die Gewalt, welche die Kirche oder der Papst als ihr Haupt besitzt, die Souveräne ihrer zeitlichen Rechte verlustig oder die Untertanen des Eides der Treue enthoben zu erklären, kann nur dann wirklich in Ausführung gebracht werden, wenn die Willensverkehrtheit eines Fürsten, der versuchen würde, seine Untertanen zur Empörung gegen Gott zu verleiten, sich in einem solchen Maße zeigte, daß alle Grundlagen des Verhältnisses, welches die Völker gegen die öffentliche Gewalt der Gesellschaft verpflichtet, wegfielen, und der Fürst selbst alle Rechte, die er über sie hat, verlöre. Die Erklärung der Absetzung von Fürsten kann nur eintreten, wenn jede Hoffnung auf deren Besserung verschwunden ist und wenn fruchtlos jede Bitte, jede Ermahnung, jede Drohung und jede andere geistliche Strafe angewendet worden ist." (Staatslexikon der Görresgesellschaft II[1] 488 f.).

So lange Erzbischof Fischer sein Pastoralschreiben über den Syllabus nicht widerruft und seinen Generalvikar nicht veranlaßt, die „maßvolle" Lehre über Lösung des Untertaneneides und päpstliches Absetzungsrecht der Fürsten zurückzunehmen, so lange sind hinter die schönen Mahnungen zum konfessionellen Frieden und zur Kaisertreue des Kölner Kardinals leider recht dicke Fragezeichen zu setzen.

Digitized by Google

In der sozialdemokratischen Partei geht die Schimpferei munter weiter. Wer jetzt noch nicht von der „festgeschweißten Einheit" der Drei-Millionenpartei überzeugt ist und vor dem „dröhnenden Anmarsche" ihrer „geschlossenen" Kolonnen gegen die „verrottete kapitalistische Weltordnung", die Rettung nicht erblickt in Zuchthaus und Kanonen, dem ist nicht zu helfen. Doch Scherz beiseite! Ist nicht der seit Monaten währende Vorwärts-Skandal mit seinen lieblichen Begleiterscheinungen ein Zeichen innerer Gärung, die dem Beginne einer Zersetzung ähnelt wie ein Ei dem anderen? Lassen wir die „Zielbewußten" sich zielbewußt befehden und stören wir sie nicht. Was ich immer vertreten habe, trifft zu: auch die sozialdemokratischen Bäume wachsen nicht in den Himmel, sondern auch sie sind den Gesetzen des natürlichen Wachstums unterworfen; mit anderen Worten: auch die grundstürzenden sozialistischen Theorien und die „allesbezwingende" sozialistische Einheit unterliegen dem Zwange der tatsächlichen volkswirtschaftlichen Verhältnisse und dem zersetzenden Einflusse der menschlichen Leidenschaften.

Deshalb ist auch, trotz Entrüstung der offiziösen Presse, meine Anschauung unverändert: das Bündnis des liberalen „Blocks" in Baden mit der Sozialdemokratie zur Niederringung des Ultramontanismus war eine gute Tat. Im Ultramontanismus haben wir ein starres, jeder Wandlung unfähiges, die gesamte Kultur aufs äußerste bedrohendes System; die Sozialdemokratie ist uns gewiß auch feindlich, aber ihre Feindseligkeit, so tödlich sie sein will, ist naturnotwendig der Wandlung unterworfen, die ihr den tödlichen Stachel benimmt. Aus taktischen Gründen muß also stets die Wahlperiode lauten: eher rot als schwarz.

„Der „Fall Bachstein" zieht sich wie eine Seeschlange durch die Gerichtssäle. Immer wieder wird Herr Bachstein freigesprochen, und immer wieder schreit die Zentrumspresse nach seiner Verurteilung. Ich will das Ende abwarten, ehe ich Stellung nehme zu diesem Prozesse. Eins kann aber heute schon gesagt werden: Das Gezeter der ultramontanen Blätter über die „Herabwürdigung" des „Altarsakraments" durch Pfarrer Bachstein ist auf Unwissenheit oder Heuchelei beruhender Schwindel. Das „Altarsakrament" kann nicht stärker herabgewürdigt werden, als durch die ultramontane Dogmatik selbst in ihren Ausführungen und Lehren über dies Sakrament. Doch davon ein anderes Mal.

Kommt es oder kommt es nicht? Nämlich das Schulgesetz. Diese Frage muß sich bald entscheiden. Entschieden ist aber glücklicherweise einstweilen schon, daß die nationalliberale Partei am unseligen Zedlitz-Hackenbergschen Schulkompromiß nicht festhält. Jetzt wollen Zentrum und Konservative das Schulgesetz allein machen. Und zwar wie?! Das geht deutlich aus einem Satze der „Kölnischen Volkszeitung" (16. 11. 05) hervor: „Man kann in der Tat von den Konservativen nicht verlangen, daß sie ihre Grundsätze preisgeben einer Partei zuliebe, auf die so wenig Verlaß ist, und die obendrein entbehrt werden kann, um ein Schulgesetz zustande zu bringen, welches, wie es die Konservativen verlangen müssen, das Prinzip der Konfessionsschule gesetzlich festlegt."

Das ist schönster „Bauernfang": Die Konservativen werden scharf gemacht, ein konfessionelles Schulgesetz durchzusetzen und so für das Zentrum

Digitized by Google

— denn ihm kommt das konfessionelle Schulgesetz am meisten zugute — die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Tun's die „Konservativen", und daran ist bei ihren sonstigen Liebesdiensten für den Ultramontanismus nicht zu zweifeln, so sind sie der „Bauernfängerei" wert.

20. XI. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland" veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY,
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die Thronrede und unsere auswärtige Politik.*)

Von Diplomaticus.

Die Thronrede bei Eröffnung des deutschen Reichstags hat durch den ungewöhnlichen Ernst der Sprache in dem auf die auswärtigen Verhältnisse bezüglichen Teile die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes erregt. Unsere leitenden Kreise können es sich, und jetzt auch dem großen Publikum, nicht mehr verhehlen, daß die Beziehungen des Reiches keineswegs erfreulicher Natur sind. Früher pflegte der das Ausland betreffende Teil die stereotypen Worte zu enthalten: „Das Deutsche Reich unterhält zu allen fremden Mächten gute und freundliche Beziehungen.“ Jetzt vernehmen die aufhorchenden Reichstagsboten den bedenklich warnenden Satz: „Ein Blick auf Deutschlands internationale Stellung darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurteilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben.“ Es wird dann weiter in der Thronrede auf den Konflikt hingewiesen, der aus Anlaß der marokkanischen Frage zwischen Deutschland und seinem westlichen Nachbar entstanden sei, und hervorgehoben, daß ähnliche Neigungen, die Interessen Deutschlands zu übersehen, sich leicht an einem anderen Punkte erneuern könnten.

Wir wiederholen: diese Sätze haben im Reich große Aufmerksamkeit erregt, und man konnte konstatieren, daß ein großer Teil der öffentlichen Meinung Deutschlands geneigt war, sich mit der in der Thronrede gegebenen Begründung der schwierigen Verhältnisse des Reiches ohne weiteres einverstanden zu erklären. Sie war in der Tat, vom deutschen Standpunkte aus betrachtet, nicht

*) Dieser Aufsatz verdient ernste Beachtung unserer politischen Kreise. D. H.

Digitized by Google

ungeschickt, denn sie schmeichelte der Eigenliebe der Nation. Nicht übel angebrachte Maßnahmen, nicht zufällige Ereignisse, nicht die natürliche und berechtigte Ausbreitung der politischen Machtsphäre des Reiches hatten zu der gespannten Lage geführt, sondern, geradezu gesagt, der Neid des Auslandes gegen die wirtschaftlichen Fortschritte des deutschen Volkes. Die Faulenzer jenseits der deutschen Grenzen kommen nicht mehr mit, und da sie das erkennen und täglich fürchten, von dem emsig arbeitenden Germanen überholt zu werden, erfaßt sie der Ärger und Grimm, und sie möchten ihm je früher desto lieber das Lebenslicht ausblasen, ehe er zu groß und dann auch für die genannten Mächte unbesiegbar wird.

Ist diese Auffassung berechtigt und müssen wir in diesem Umstande wirklich die Erklärung der unerfreulichen Lage sehen, in der sich ohne Zweifel Europa und speziell das Deutsche Reich befinden, so ist ein baldiges Ende dieses Zustandes nicht abzusehen, es müßte denn sein, daß die deutsche Nation in ihrem Eifer und ihrer Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet innehält oder ihr Fortschritt sonstwie durch Rückschläge aufgehalten und auf die Gangart der anderen uns beneidenden Völker herabgesetzt wird. Vielleicht gibt es schon in Deutschland Leute, die diesen Zustand herbeiwünschen, damit endlich auf diese Weise den angeblich aus solchen Quellen stammenden Feindseligkeiten des Auslandes ein Ende bereitet wird. Das wäre gar nicht so unvernünftig gedacht, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn schließlich wird der Gang unserer wirtschaftlichen Entwickelung auch durch den Alp beeinflußt werden, der zurzeit auf Europa lastet, und jene Sonderlinge eilen mit ihren Wünschen nur den Dingen voraus.

Bisher ist aber unseres Wissens noch nirgend die Frage gestellt worden, ob die an so gewichtiger Stelle ausgesprochene These, daß nämlich die fremde Abneigung auf dem Neide gegen die Fortschritte deutschen Fleißes beruhe, denn wirklich so unanfechtbar ist. Sie fängt an, bei uns eine Art von Dogma zu werden, mit dem wir uns alles weitere Nachdenken ersparen können, und sie hat mit religiösen Dogmen das gemein, daß ihre Wahrheit keines Beweises mehr bedarf, wenigstens für die, die daran glauben *wollen*. Die anderen aber, so gering auch ihre Zahl sein mag, sollten doch nicht vor der Aufgabe zurückschrecken, sich diese Frage einmal zu überlegen, um so mehr, als es sich dabei nicht um die Befriedigung spekulativer Neigungen, sondern sehr wesentlich um die Erreichung eines praktischen Ziels handelt.

Hat denn in der Tat der deutsche Fleiß solche Erfolge

Digitized by Google

errungen, daß die mit uns konkurrierenden Staaten Grund haben, darüber in Aufregung zu geraten, und den Wunsch hegen müssen, dieser Entwickelung womöglich mit den äußersten Mitteln und selbst mit Gewalt entgegenzutreten? Wir können uns bei einer solchen Betrachtung auf die drei Großmächte Nordamerika, England und Frankreich beschränken, die für die Weltwirtschaft neben uns zurzeit allein in Frage kommen und in erster Linie unter unserem Andrange zu leiden haben. Der Raum, der uns für die gegenwärtige Erörterung zur Verfügung steht, ist zu beschränkt, um ziffermäßige Vergleiche der wirtschaftlichen Entwickelung dieser eben bezeichneten Nationen hier beizubringen. Es dürfte für den vorliegenden Zweck genügen, solche Tatsachen anzuführen, die jedem, der sich mit den Vorgängen der Zeit befaßt, bekannt sind, nur daß nicht jeder daraus den natürlichen Schluß zieht.

Daß die Vereinigten Staaten, um sie zunächst zu erwähnen und sie damit aus der Betrachtung auszuscheiden, unsere Fortschritte mit neidischem Auge ansehen, hat bisher schwerlich jemand behauptet. Dazu hätte jenes Land geringe Ursache; seine kulturelle und wirtschaftliche Machtentfaltung und das allgemeine Selbstbewußtsein ist in den letzten Jahren so stark gestiegen, daß jenseits des Ozeans kein Politiker und kein Geschäftsmann in irgend einem europäischen Staate einen besonders zu fürchtenden Nebenbuhler sieht.

Von Frankreich wird vielfach behauptet, daß es wirtschaftlich still stehe, jedenfalls in den letzten Jahren von Deutschland in Handel und Industrie überholt worden sei. Nun braucht man sich nur die Ziffern der Handelsbewegung unseres linksrheinischen Nachbars aus jüngster Zeit ansehen, um festzustellen, daß namentlich die Ausfuhr von hochbezahlten Industrieprodukten in sehr erfreulicher Entwickelung begriffen ist und daß, nach den letzten Ziffern zu urteilen, die Zeit nicht fern zu sein scheint, wo Frankreichs Handelsbilanz aktiv wird, d. h. seine Ausfuhr höher im Wert stehen wird als seine Einfuhr. Wir glauben sogar, daß dieser Zustand schon seit Jahren besteht, obwohl die amtlichen Ziffern in dieser Beziehung immer noch eine erhebliche Differenz aufweisen. Es ist nämlich eine Tatsache, daß nirgendwo sonst die Hunderttausende von Fremden, die jährlich das Land besuchen, so kostspielige Ankäufe als gerade in Frankreich machen, und daß diese dann nur zum kleinsten Teil an den fremden Grenzen der Verzollung und der statistischen Kontrolle unterliegen. Was z. B. Amerikanerinnen jährlich an kostbarsten Toiletten und Geschmeiden

Digitized by Google

von Paris mitnehmen, geht in viele Millionen, und von unseren wohlhabenderen Deutschen, die Paris besuchen, läßt sich ähnliches berichten. An diesen eigentlich französischen Artikeln wird die neue Mode und der Kunstsinn mit dem Vielfachen des stofflichen Wertes bezahlt, und es sind nicht zum wenigsten diese Waren, die Frankreich zu dem reichsten Lande der Welt gemacht haben, wenn man den Reichtum nach dem Durchschnitt des Vermögens schätzt, das auf den einzelnen Bewohner in den verschiedenen Ländern entfällt. Diese Bewertung wird freilich beeinträchtigt durch den absoluten Stillstand der Bevölkerung, und in dieser Beziehung wird bekanntlich Frankreich von anderen Ländern wie Deutschland aber auch von Italien, England usw. übertroffen. Aber das Vermögen des Einzelnen in Frankreich ist fortgesetzt im Steigen begriffen, und der Franzose hat keinen Grund, neidvoll über die Vogesen zu schauen und Deutschland wegen seiner Betriebsamkeit mit seiner Abneigung zu verfolgen. Wer die Betrachtungen der zahlreichen Franzosen, die sich neuerdings über Deutschland auslassen, verfolgt, wird auch nicht behaupten können, daß uns dieses Land die Frucht unseres Fleißes mißgönnt. Wo Abneigung und selbst Haß hervorspringt, da sind es historische und politische Motive, aber keine wirtschaftlichen und kulturellen.

So bleibt eigentlich nur England übrig, auf das sich der fragliche Satz der Thronrede anwenden ließe. Und in der Tat ist es dieses Land, in dem von einer wachsamen Presse vielfach und zwar zumeist in der Absicht, den Eifer des eigenen Volkes anzustacheln, auf die schnelle industrielle Entwickelung Deutschlands hingewiesen wird und ihre Gefahren für England eifrig ausgemalt werden. England ist in erster Linie ein handeltreibendes Volk, seine Kriege hat es durch fremde Völker oder durch Söldlinge führen lassen. Vermöge der Herrschaft zur See ist es der hauptsächlichste Vermittler des internationalen Warenaustausches geworden; es hat daneben durch seine Banken die Ausgleichung der Zahlungsverhältnisse in der ganzen Welt besorgt und damit reichen Nutzen eingeheimst. Schließlich ist es auch durch seinen immensen Besitz von Kohle und Eisen ein Fabrikland allerersten Ranges geworden. In diesem glücklichen Zustande hat es lange Zeit eine fast erdrückende Herrschaft über die Welt ausgeübt. Allmählich erwuchsen ihm zwei Konkurrenten: Amerika und Deutschland. Es wird oft in England darüber debattiert, wer der gefährlichere ist. Aber seltsam, mit der amerikanischen Konkurrenz haben sich die Engländer schnell abgefunden; sie nehmen sie als eine nicht abzu-

Digitized by Google

ändernde Schickung hin. Warum sollten sie mit dem legitimen deutschen Mitbewerb nicht gleichfalls ihren Pakt machen? Denn man vergesse nicht: das deutsche Wachstum zeigt sich vor allem auf den Gebieten, die ganz naturgemäß in den deutschen Machtbereich fallen mußten, sobald nur einmal Betriebsinn und Unternehmungslust in unserem Vaterlande sich zu regen begannen. Auf den neutralen Gebieten sind unsere Erfolge den Engländern gegenüber keineswegs so bedeutend, wie man es häufig und ganz überflüssigerweise in Deutschland hervorhebt. Wenn wir das Brot, das wir essen, oder den Kaffee, den wir trinken, oder die Baumwolle, die wir in unseren Fabriken verbrauchen, uns von Amerika mit unseren eigenen Schiffen holen und die Auswanderer des östlichen Kontinents mit denselben Schiffen nach jener selben Gegend bringen, wenn wir den Kaffeewechsel nach Brasilien usw. nicht mehr durch Londoner Banken, sondern durch deutsche Institute vermitteln, wenn wir jene Schiffe auf unseren eigenen Werften zu bauen versuchen, statt wie früher auf englischen usw., so ist das ein Prozeß, der ganz unvermeidlich eines Tages eintreten mußte, und kein Krieg würde ihn endgültlich zu unterdrücken vermögen. Es wäre unnatürlich und würde von geistiger Inferiorität der deutschen Nation zeugen, wenn sie die Besorgung ihres einfachsten Bedarfes unabänderlich den Geschäftsleuten eines fremden Landes überlassen hätte. Anders liegen die Verhältnisse dort, wo unser Volk sich bemüht, in anderen Weltgegenden die Rolle zu übernehmen, die bisher der englische Geschäftsmann ausgefüllt hat. Hier tritt ein Kampf ein, der unter Umständen recht erbittert werden kann und bei den Besiegten oder auch nur Bedrohten feindselige Gefühle zu erwecken vermag. Aber wir wiederholen, hier sind die deutschen Erfolge noch keineswegs so groß, wie man vielfach in unserem Vaterlande glaubt. Wie oft kann man z. B. in Darstellungen ostasiatischer Handelsverhältnisse bei uns lesen, daß der deutsche Handel im chinesischen Meere enorme Fortschritte mache und dem englischen starken Abbruch tue. So unterrichtet sich die Verfasser solcher Mitteilungen auch zuweilen geben mögen, so sind diese doch nur in den Einzelheiten, nicht im Gesamtergebnis richtig. Der Handel hat in jenen Gebieten im ganzen zugenommen, der englische ist hier und da relativ nicht mehr von derselben Bedeutung, aber, absolut betrachtet, ist er nicht zurückgegangen. Die deutsche Entwickelung in jenen Ländern ist auf der anderen Seite keineswegs so erheblich, daß wir Grund hätten, Siegeshymnen anzustimmen. Man schaue sich daraufhin nur die

Digitized by Google

Ziffern jenes zukunftreichen Riesengebietes, China, an. Beträchtlicher hat unsere Schiffahrt zugenommen, aber sie ist, mit England verglichen, doch immer noch in weitem Abstande. Wie oft liest man in deutschen Zeitungen, daß deutsche Schiffahrt und deutscher Handel an diesem oder jenem fernen Küstenplatze an zweiter Stelle stehen. Aber wie ungeheuer ist gewöhnlich der Abstand von dem ersten Mitbewerber. Man vergleiche nur einmal die Ziffern über den Verkehr der wichtigsten Plätze: Schanghai, Hongkong, Tientsin, Yokohama usw. Oder das Verhältnis der englischen zur deutschen Schiffahrt im Suezkanal. Es ist das des Riesen zum Zwerge.*) Wir würden es für verständiger und nützlicher halten, die ungeheuere Differenz, die noch immer zwischen englischer und deutscher Leistungsfähigkeit im fernen Auslande besteht, hervorzuheben und damit auf den Ehrgeiz unseres Volkes fördernd einzuwirken, um diesen Unterschied allmählich auszugleichen, als uns in schönen, den Betriebsinn einschläfernden Illusionen zu wiegen. Tatsächlich ist der englische Gesamthandel in der Welt keineswegs zurückgegangen, er ist in neuester Zeit nur nicht so schnell vorgeschritten wie der deutsche, weil er einen natürlichen Höhepunkt erreicht hat. Unsere Handelsentwickelung ist dagegen seit der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte lebhafter geworden, aber auf dem eigentlichen überseeischen Konkurrenzgebiete sind unsere Erfolge England gegenüber nicht so beträchtlich, daß verständige Engländer darüber in Verzweiflung zu geraten Grund hätten. Sie tun das auch nicht, wie deutsche Geschäftsleute, die in England arbeiten, allenthalben bestätigen.

Sidney Whitman machte neulich in einem verständigen Artikel, den er über die zwischen Deutschland und England bestehende Mißstimmung in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hat, darauf aufmerksam, wie gut das Verhältnis der deutschen Kaufleute in der Londoner City zu den eingeborenen Geschäftsleuten sei. Bei den zahlreichen Besuchen englischer Industrieller in Deutschland und Deutscher in England hat man allseits dieselbe Erfahrung gemacht. Selbstverständlich werden in England genug Geschäftsleute vorhanden sein, die den starken Mitbewerb Deutschlands auf dem Weltmarkte unangenehm empfinden und aus ihrer

*) Von dem den Suezkanal passierenden Tonnenbetrage fallen auf England 66%, auf Deutschland etwa 14%. In den chinesischen Häfen beläuft sich der englische Schiffsverkehr auf 33 Mill. Tonnen, der deutsche auf 8 Mill.! Das Jahr 1905 weist für die englische Ausfuhr eine beträchtliche Zunahme auf.

Digitized by Google

Stimmung kein Hehl machen, ja wohl selbst eine Beseitigung dieses überflüssigen Konkurrenten ganz gern sehen würden. Aber von dieser aus geschäftlichem Interesse entstandenen Stimmung bis zu der feindseligen Gegnerschaft, die heute in der öffentlichen Meinung, und besonders in der Presse Englands besteht, ist doch ein weiter Weg, und wir werden uns daher zu fragen haben, ob nicht andere Gründe bestehen, die den heutigen Zustand geschaffen oder wesentlich dazu beigetragen haben.

Wenn wir die Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen in den letzten 35 Jahren überblicken, so wird sich uns die Tatsache aufdrängen, daß zu allen Zeiten politische Eifersüchteleien zwischen den beiden Mächten geherrscht haben, daß aber die scharfe Spannung, die jetzt besteht und die europäische Politik beeinflußt, doch erst seit einer Reihe von Jahren, sagen wir seit einem Lustrum, sich gebildet hat. Sie ist in dieser Stärke in Verbindung mit verschiedenen Vorgängen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik groß gewachsen und sie hat sich zu ihrem jetzigen Höhepunkt in ununterbrochener Steigerung entwickelt. Es hat keinen praktischen Zweck, sich in allgemeinen Wendungen, in Charakterbetrachtungen, in Sentiments, um das Wort der diplomatischen Salons zu gebrauchen, bei dieser Erörterung zu ergehen; die Hervorhebung bestimmter und zumeist oder doch wenigstens den Berufspolitikern wohlbekannter Ereignisse wird der Aufgabe leichter dienen.

Unzweifelhaft hat der Burenkrieg die hauptsächliche Veranlassung zu der heutigen Spaltung gegeben. Die einzelnen Phasen dieser ersten Entwickelung sind noch in allgemeiner Erinnerung, niemand wird der deutschen Politik einen Vorwurf daraus machen können, daß sie zunächst versucht hat, das wirtschaftliche Interesse, das wir an der Erhaltung der Unabhängigkeit der Transvaalrepublik hatten, zur Geltung zu bringen. Aber sie tat es im ersten Beginn in einer Form, die durch ihre ungewöhnliche und vor der ganzen Welt geübte Zensur verletzen mußte. Heute besteht ja in Deutschland nirgend mehr ein Zweifel, daß jenes berühmte Telegramm an den Präsidenten Krüger ein schwerer Fehler gewesen ist, wird doch glaubhaft versichert, daß der Monarch selbst diese Kritik später geübt hat. Zu jener Zeit aber herrschte in Deutschland laute Begeisterung darüber, weil man glaubte, eine konsequente Politik werde nun auch die Folgerungen aus dieser laut tönenden Fanfare ziehen. Das geschah bekanntlich nicht. Man zog bei uns nicht nur nicht die erwartete Konsequenz, sondern man fiel in das strikte Gegenteil. Im Herbst des Jahres

Digitized by Google

1899, da der Burenkrieg ausbrach, ging der deutsche Kaiser mit Graf Bülow nach England, und hier kam es zu einer Verständigung mit den englischen Staatsmännern, von der am 29. November 1899 Chamberlain in einer Aufsehen erregenden Rede berichtete, „es sei zu einer Einigung zwischen der germanischen und der angelsächsischen Rasse gekommen. Die neue Tripelallianz (Amerika war als dritter Teilnehmer gedacht) werde in aller Zukunft einen mächtigen Einfluß ausüben. Sei auch diese Allianz nicht auf dem Papiere niedergelegt, so sei sie darum nicht weniger wirksam". Aber dieser lockende Ton fand in Deutschland, wo damals die Burensympathie im Zenit stand, kein Echo; hier wollte man nichts von irgend welcher Allianz wissen, und es geschah unter dem Druck der öffentlichen Meinung, daß der Reichskanzler im Parlament jener Verständigung eine sehr einschränkende Auslegung gab. Wir müssen danach annehmen, daß bei jener Konferenz den beteiligten Herren ein starkes Mißverständnis untergelaufen ist. Wir Deutsche werden, da genauere Mitteilungen darüber nicht vorliegen, bis auf weiteres dem Fürsten Bülow das Zugeständnis machen dürfen, daß dieses Mißverständnis nicht durch ihn verschuldet worden ist. Aber wir werden uns auch nicht wundern dürfen, wenn auf englischer Seite die entgegengesetzte Auffassung besteht, und diese darf leider den Umstand für sich anrufen, daß in einer so kritischen Zeit die Repräsentanten des Reiches sich auf britischen Boden begeben hatten. Wie nun auch die Dinge liegen, die kaum wegen des Krügertelegramms beruhigte englische Volksstimmung und mehr noch das Mißtrauen in den leitenden Kreisen Englands haben seit jener Zeit den bekannten Verlauf genommen. Dabei wird kein Einsichtiger in Deutschland unsere Regierung deswegen anklagen können, daß sie nachträglich den Gedanken einer Allianz mit England von sich gewiesen hat. Das war nur die Fortsetzung Bismarckischer Politik, die trotzdem immer gute Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten verstanden hat. Bedenklich war nur das beständige Schwanken in den äußeren Kundgebungen dieser Politik, die sich bald in zärtlichen Annäherungen, bald in unzweideutigen Abwendungen betätigte. Die so häufig gerühmte goldene Mittelstraße des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik ist jedenfalls auf diesem Gebiete nicht beobachtet worden. Wir erinnern uns, wie Graf Bülow im Reichstag die Erklärung abgab, daß er bei der französischen Regierung Schritte wegen einer gemeinsamen Intervention in der Transvaalfrage versucht und dort nicht

Digitized by Google

nur eine Ablehnung erfahren habe, sondern daß sogar — was ihm übrigens jeder Gewitzigte voraussagen konnte — die Anregung brühwarm nach London ausgeplaudert worden sei. Man kann sich ungefähr vorstellen, welche Wirkung Graf Bülow mit einer solchen amtlichen Feststellung in der öffentlichen Meinung Englands erzielt hat. Wir erinnern dann an die „Granitrede" des Kanzlers. Daneben liefen allerlei Zärtlichkeiten: die endliche Überwindung des Generals Cronje gab Anlaß zu einem kaiserlichen Glückwunsch, der aber jenseits des Kanals nur in bezeichnenden Gegensatz zu dem Telegramm wegen des Jamesonüberfalls gestellt wurde. Jedes Jahr werden die Kaiserreisen nach England wiederholt, bei dem Tode der Königin Viktoria mit mehrwöchiger Dauer, aber die Aufnahme in England wird mit jedem Jahr kühler. Das Wort eines englischen Ministers wird bekannt, daß politische Unterhaltungen mit den deutschen Staatsmännern eigentlich keinen praktischen Zweck hätten. Der Gruß in der Ostsee: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans" begegnet in der gesamten englischen Presse höhnischer Kritik.*) Im Sommer 1904 stattet endlich König Eduard seinen langerwarteten Besuch, aber nicht in Berlin, sondern in Kiel ab, und er selbst gibt ihm mehr einen sportlichen als einen offiziellen Charakter. Trotzdem wird der Besuch der englischen Begleitschiffe sofort durch die Fahrt eines ungewöhnlich mächtigen deutschen Geschwaders von mehr als 30 Kriegsschiffen nach Portsmouth erwidert. Dessen Empfang dort war reserviert und stach auffällig ab von dem späteren der französischen Flotte. Im Herbst desselben Jahres sind die Beziehungen wieder so unerfreulich, daß in Deutschland Kriegsgerüchte auftauchen und einer der Vorsitzenden des deutschen Reichstages solcher Möglichkeit öffentlich Ausdruck gibt. Wir wollen diese Daten, die sich nach Belieben vermehren ließen, nicht weiter ausdehnen. Heute sind wir so weit, daß man sich in politischen Kreisen von der Kritik erzählt, die die beiden Herrscher der großen Nationen gegenseitig an sich üben, und daß ein Monarch dem anderen ganz offenkundig aus dem Wege geht.

Vergeblich wird man in dieser hier flüchtig angedeuteten Politik den roten Faden zu entdecken vermögen. In dem Auf

*) Es wird gewöhnlich versucht, die Verantwortung des ersten Reichsbeamten von solchen Episoden zu entlasten. Es sei daher besonders bemerkt, daß sich auch der fragliche Vorgang in Anwesenheit des Reichskanzlers abspielte.

Digitized by Google

und Ab der Stimmungen liegt ein gefährlich unsteter Zug, und diese Politik, für die jedesmal Fürst Bülow unter dem Beifall der Majorität des Reichstages die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen sich bereit erklärt, übrigens auch ohne solche Versicherung tragen muß, hat dann sehr wesentlich zu dem Zustande beigetragen, der heute allgemein beklagt wird. Unzweifelhaft hat jetzt wie früher England den sehnlichen Wunsch, uns nicht zu groß werden zu lassen, nach uralter Tradition unsere Kräfte gegen seine Gegner auszuspielen, und in diesem Wunsche wird es unseren Bestrebungen nach Ausdehnung unseres auswärtigen Einflusses möglichst entgegenhandeln. Aber ebenso haben wir keinen Grund, irgendwo und wie zu verbergen, daß wir lediglich deutsche Interessen im Auge haben und nicht daran denken, anderen Nationen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Eine solche offene und natürliche Politik wird, weil sie eine männliche und eigentlich selbstverständliche ist, in England zwar keine Sympathie, aber doch Verständnis und damit Achtung finden. Die Politik, die wir dagegen seit Jahren treiben, ist das Gegenteil davon. Sie wird von wechselnden Stimmungen beherrscht, sie gebricht der Stetigkeit und Folgerichtigkeit, sie bemüht sich heute, den Engländern übertriebene Sympathie zu beweisen, und beeilt sich acht Tage später, deren Wert selbst herabzusetzen. Eine solche Politik muß bestenfalls unfruchtbar sein.

Wir haben hier nur das politische Verhältnis der beiden stammverwandten Völker berücksichtigt. Aber kommen wir zu einem wesentlich günstigeren Urteil, wenn wir außerhalb dieser Beziehungen unser Verhalten in den großen internationalen Episoden der letzten Jahre betrachten? Auch hier wird man mit bestimmten Beispielen klarer auf den Grund der Dinge sehen, als wenn wir uns in allgemeinen Betrachtungen ergehen. Wir erinnern an den gemeinsamen Feldzug gegen die chinesischen Boxer. Wir waren durch die Ermordung unseres Gesandten in Peking ernster engagiert als die anderen Nationen, die numerisch stärkere Beteiligung an der Expedition mochte daher eine Berechtigung haben, obwohl, wie sich später ergab, die Hälfte des entsandten Korps und weniger noch ganz das gleiche Ziel erreicht hätte. Mit welchem auffälligen Gepränge aber wurde nun diese Expedition bei uns ins Werk gesetzt! Es wurde von der ungeheueren Rache gesprochen, die wir jetzt — für tausend Jahre — an den Chinesen nehmen würden. Es wurden die bekannten Schritte getan, um den höchsten Oberbefehl über sämtliche internationale Truppen in

Digitized by Google

deutsche Hand zu bekommen. Es war eine Gelegenheit, die neue Weltpolitik zu betätigen und zu beweisen, daß „wo der Deutsche seinen Fuß hinsetzt, deutscher Boden sei und immer bleiben werde". Dieser Satz ist natürlich nicht buchstäblich zu nehmen. Aber kann man es den fremden Regierungen so arg verübeln, wenn das Mißtrauen gegen die allerorts laut gepredigte neue deutsche Politik sie ergreift, und sie daraus alle durch ihre Interessen gebotenen Konsequenzen ziehen und sich gleichsam stillschweigend gegen die eine deutsche Macht, deren Bestrebungen alle Augenblicke mit drohender Vernehmlichkeit in die Welt gerufen werden, zusammenschließen. Es ist sehr wohl möglich, was in der auswärtigen Presse berichtet wurde, daß fremde Kabinette über die Möglichkeit einer neuen deutschen Okkupation in China damals in Besprechung getreten sind. Unsere Bewegungen wurden mit Mißtrauen verfolgt. Die Russen entzogen sich vor Peking auffällig dem Oberbefehl Waldersees, die Franzosen gingen ihre eigenen Wege, Japaner und Engländer standen Gewehr bei Fuß. Die Boxerbewegung brach schließlich in sich selbst zusammen, und damit wurde der deutsche Feldmarschall aus einer auf die Länge für ihn peinlichen Lage befreit. Der Verdacht gegen das angeblich eroberungslustige Deutsche Reich erwies sich als unberechtigt. Aber wer damals die Londoner und Pariser Zeitungen verfolgte, konnte entnehmen, daß man im Ausland an der Richtigkeit der früheren Vermutungen nicht zweifelte, vielmehr glaubte, die Einschränkung der voraus verkündeten deutschen Weltpolitik selbst erst herbeigeführt zu haben. In Deutschland war man überall erfreut, aus dem Unternehmen sich heil herausgezogen zu haben, man vergaß hier gern, mit welchen ungeheueren Erwartungen die Expedition hinausgesandt worden und wie die Welt eine Zeitlang voll von den deutschen Projekten und dem angekündigten Rachezuge war.

Wie oft haben wir in Deutschland in den letzten Jahren den Satz hören müssen, daß keine größere Entscheidung in der Welt getroffen werden dürfe ohne Deutschlands Zustimmung, daß wir in der Lage sein müßten, den Frieden zu erzwingen und was solche herausfordernde Wendungen mehr sind. Daß auch sie nicht buchstäblich gemeint sein mögen, das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß alljährlich so und so viele Begebenheiten sich vollziehen, bei denen auf Deutschland keine Rücksicht genommen wird, selbst wenn dabei recht erhebliche deutsche Interessen in Frage stehen. Es waren gewiß Vorgänge von Bedeutung und auch

Digitized by Google

für unsere wirtschaftlichen Beziehungen von beträchtlichem Einfluß, als die Vereinigten Staaten von Amerika die Philippinen annektierten und die Landenge von Panama unter ihren Schutz stellten, oder als Japan das bisher unabhängige Kaisertum Korea unter seine Botmäßigkeit nahm. Wir haben diese wichtigen Ereignisse, bei denen niemand an die Notwendigkeit unserer Genehmigung dachte, ruhig hingenommen und das mit Recht, da wir einen Widerspruch füglich nicht mit Erfolg hätten durchführen können. Wenn aber dem so ist, wäre es dann nicht würdiger, solcher großen Worte, mit denen wir im Auslande immer nur wieder Mißtrauen und Abneigung erregen, uns zu enthalten? Auch die Regierungen der anderen Großmächte achten eifersüchtig auf die Privilegien ihrer Länder und wahren energisch die Interessen ihrer Angehörigen, aber wir sehen — nicht ohne ein Gefühl des Neides —, daß, je eifriger sie dies tun, desto zurückhaltender sie in Worten sind. Anderswo ist es die Regel, die Tatsachen sprechen zu lassen und dann vielleicht die erfolggekrönte Arbeit zu rühmen. Wir verkünden laut das erst zu vollbringende Werk, rufen die übrige Welt gleichsam als Zuschauer herbei und erzielen damit nur den Erfolg, daß die übrigen Völker vorzubeugen und unseren Tätigkeitsdrang zu hindern suchen. Das war nicht früher so in deutschen Landen, und die Ereignisse einer großen vergangenen Zeit wären nimmer auf dem Wege vollbracht worden. Jetzt sagt die Thronrede, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart im Auslande zu rechnen haben. Welche Sinnesart ist damit gemeint? die eben geschilderte, oder die früher herrschende? Wir fürchten, daß das hier kritisierte Auftreten mit seinen herrischen Formen — ein auswärtiger Politiker bezeichnete es: die Faust auf der Hüfte — am allerwenigsten geeignet ist, uns außerhalb unserer Grenzen Freunde zu erwerben.

Man kann dieses Kapitel nicht behandeln, ohne des Falls Marokko zu gedenken, den die Thronrede in unmittelbare Verbindung mit den oben daraus angeführten Sätzen bringt. Ein endgültiges Urteil wird darüber erst zu fällen sein, wenn die Konferenz von Algesiras ihre Arbeit vollendet haben wird. Aber ein Moment läßt sich in diesem Zusammenhange jetzt schon beleuchten.

Als im Frühjahr vorigen Jahres im Reichstage der Regierung der Vorwurf gemacht wurde, daß sie sich gegenüber dem französisch-englischen Abkommen über Marokko gänzlich teilnahmslos verhalten habe, stellte Graf Bülow die Gegenfrage: wie sich

Digitized by Google

die Herren wohl die Sache dächten? Ob er wegen Marokko vom Leder ziehen solle? Es war eine Antwort, wie sie Graf Caprivi nicht besser und nicht schlechter hätte geben können. Und einem tapferen General, dem in der Hauptsache die Begriffe Krieg und Frieden allein geläufig sind, hätte eine solche Antwort wohl angestanden. Aber aus dem Munde eines Diplomaten von langer Vergangenheit und Schule klangen die Worte höchst befremdlich, und sie haben sicherlich bei zahlreichen Kollegen Lächeln hervorgerufen. Vielleicht ist das der Grund, warum der sonst so vollständige Schultheßsche Geschichtskalender diesen Teil der Rede des deutschen Reichskanzlers sorgfältig ausgemerzt hat. Ein volles Jahr verstrich. Da wurde im März dieses Jahres die Welt durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß der deutsche Kaiser auf seiner Mittelmeerreise Tanger besuchen und damit dem Beherrscher des maghrebinischen Reiches einen Beweis geben wolle, daß seine Unabhängigkeit unter dem Schutze und der Anerkennung Deutschlands stehe. Wir wollen auf die marokkanische Angelegenheit nicht näher eingehen und uns auf die Frage beschränken: hat man sich in Berlin volle Rechenschaft von der Wirkung einer solchen durchaus ungewöhnlichen Exponierung der kaiserlichen Person gegeben? Kaiser Wilhelm hat während einer sechzehnjährigen Regierungszeit sich große Mühe gegeben, auf die politische Stimmung unserer gallischen Nachbarn einen sympathischen Einfluß zu üben. Er hat dabei zweifellos nicht unerhebliche Erfolge erzielt. Warum mußte dieses Konto, das wesentlich auf seiner Person beruhte, belastet, wenn nicht gar gelöscht werden? Man wolle uns nicht mißverstehen! Es läßt sich heute schon mit einiger Sicherheit voraussehen, was im besten Fall das Ergebnis der Konferenz, soweit Deutschland in Frage kommt, sein wird. Man wird dann das Urteil, das jetzt schon in diplomatischen Kreisen verlautet, allgemein teilen, daß nämlich dieses Ziel mit viel einfacheren diplomatischen Mitteln zu erreichen war: Eine Unterhaltung mit Herrn Bihourd, ein Gespräch des Fürsten Radolin am Quai d'Orsay, eine Note an den deutschen Gesandten in Tanger und zehn andere Wege wären vorhanden gewesen, um die beteiligten Mächte darauf aufmerksam zu machen, daß die marokkanische Frage nur unter Zuziehung Deutschlands gelöst werden dürfe, ganz ebenso wie jede orientalische Angelegenheit — bei der wir nach stetig wiederkehrender Verkündung doch erst in zweiter Linie stehen, und ganz ebenso wie alle chinesischen Intermezzos usw. Die Berechtigung Deutschlands zum Einsprnch

Digitized by Google

gegen jede einseitige Verfügung über die Nordwestecke Afrikas ist unbestreitbar und auf unzweifelhaften internationalen Rechtstiteln beruhend. Für den vorsichtigen Leiter eines so mächtigen Reiches wie Deutschland lag gegenüber dem französisch-englischen Liebesduett der diplomatische Erfolg sozusagen auf der Straße. Er ist gefährdet worden durch die Manier der Behandlung, ja, der Hauptzweck, die Sprengung der Koalition, ist in sein gerades Gegenteil gekehrt worden. Zuerst wurde von uns der Olymp erschüttert und dann taten wir alles, um dem Erdbeben seine Schrecken zu nehmen. Es ist dem Mitlebenden nicht ganz leicht, gegenwärtige Ereignisse, bei denen die nationale Fiber in Erregung gebracht ist, psychologisch und unparteiisch zu beurteilen. Und doch kann nur diese Art der Erkenntnis vor Wiederholungen der begangenen Fehler schützen. Eine tiefernste Stimmung ergriff unsere Nation, als im Herbst dieses Jahres von den kriegerischen Plänen verlautete, die Delcassé mit englischen Freunden gegen Deutschland geschmiedet hatte. Aber ist denn die Pariser Konspiration wirklich so erstaunlich, wenn man sich ein wenig auf den französischen Standpunkt stellen will? Nach dem geradezu panischen Schrecken, den wir im ersten Anlauf in Frankreich hervorgerufen, und nachdem der französische Minister erkannte, daß seine Existenz auf dem Spiele stehe, hat er jene Verhandlungen geführt, die der „Matin" im Oktober dem größeren Publikum enthüllte, die aber aufmerksamen Beobachtern schon seit Monaten bekannt waren. Es ist gut, daß unsere Nation heute die Gefahren genau kennt, die ihr möglicherweise drohen, und daß sie für alle Fälle ihre Rüstung verstärkt. Denn die Achiver müssen unter allen Umständen die Folge übernehmen. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir an der Entwickelung, die die Dinge diesen Sommer genommen, nicht schuldlos sind. Unsere auswärtige Leitung arbeitet vielfach mit schwerer und unsicherer Hand, und, was schlimmer ist, es ist ihr um augenblickliche Wirkungen zu tun, um Tageslorbeeren, wie sie bei sensationellen Ereignissen von der öffentlichen Meinung so leicht zuerkannt werden. Die spätere Entwickelung steht dann gewöhnlich nicht im Einklang mit der ersten Kraftanstrengung, und man hat das Gefühl, daß das mit so viel Lärm und Aufregung verbundene Spiel die Mühe nicht gelohnt hat. Nein, wir täuschen uns: Die Verkennung deutscher Sinnesart und die Vorurteile des Auslandes gegen die Fortschritte deutschen Fleißes mögen hier und da bestehen, aber sie sind nicht von dem Gewicht, um die unerfreuliche Lage zu er-

Digitized by Google

klären, in der sich heute Deutschland bewegt. Es sind Gründe billig wie Brombeeren, mit denen wir heute eine unerwünschte politische Situation aus den besten Eigenschaften des eigenen Volkes heraus vor uns selbst zu rechtfertigen versuchen. Wir müssen uns im Interesse unserer Zukunft bemühen, den Dingen auf die Wurzel zu gehen und uns vor der Wahrheit nicht scheuen, auch wenn sie für unsere Eigenliebe nicht schmeichelhaft ist. An der gegenwärtigen ungesunden Weltlage haben die fremden Nationen und Regierungen ihr Teil Verschulden, aber wir haben keine Veranlassung, uns pharisäisch unserer Rolle zu rühmen. Die allgemeinen Weltverhältnisse liegen an sich keineswegs ungünstig für uns, besonders nicht in Europa, aber zu ihrer erfolgreichen Benutzung bedarf es der ruhigen Stetigkeit und kühlen Erwägung. Ob diese Eigenschaften seit einer Reihe von Jahren unserer auswärtigen Leitung innewohnen — diese Frage, fürchten wir, wird einst von der Geschichte für uns ungünstiger beurteilt werden, als sich die verantwortlichen Männer schmeicheln, die heute an der Spitze stehen und für die Verbreitung ihres ephemeren Ruhmes so emsig Sorge tragen.

Die nordamerikanische Nation.*)

Von Ferdinand Tönnies.

[Teil I.]

Die nordamerikanische Nation ist das Volk der Vereinigten Staaten. Geographisch und genau müßte man auch die britischen Nordamerikaner und sogar die spanischen Mexikaner dazu rechnen, aber sogar die Worte „Amerika“ und „Amerikaner“ pflegen in der gewöhnlichen Rede ausschließlich auf die

*) Dieser anspruchslose Aufsatz ist aus einem Vortrage erwachsen, der vor einem gemischten Kreise von Zuhörern am 15. März 1905 gehalten wurde. Er beruhte auf Eindrücken und Gedanken, die dem Verfasser durch einen Besuch in den Vereinigten Staaten, veranlaßt durch die Ein-

Digitized by Google

große „Union" des Nordens bezogen zu werden: so überwältigend ist der Eindruck ihrer Macht und Bedeutung.

Eine Nation ist eine Einheit. Sie *will* eine Einheit sein, als eine Einheit sich behaupten. Darum ist ihr die *politische Gestalt* ein wesentliches Merkmal und wird verlangt, erstrebt da, wo sie mangelt. Aber eben dieses Streben zeigt, daß sie auch *ohne* solche Einheit vorhanden sein kann. Sie kann als bloße Tatsache vorhanden sein; die Tatsache ist die Stammesverwandtschaft und der darauf zumeist, wenigstens zum Teil, beruhende Zusammenhang durch den Gebrauch der gleichen *Sprache*, die ein *Gefühl* der Zusammengehörigkeit gibt; wenn auch nicht immer der nationalen. Denn diese Tatsache ist doch das bloße *Substrat* einer Nationalität; ihr Wesen empfängt sie erst durch ein gemeinsames, ein nationales *Bewußtsein*. Und dies Bewußtsein kann sich doch auch wieder völlig ablösen von jener natürlichen Grundlage, es kann sich frei darüber erheben. Die Teilnahme, der Genuß und die Mitförderung einer nationalen *Kultur* machen auch den Blutsfremden, wenn er es *will*, zu einem *Träger* des nationalen Bewußtseins.

Man darf solche Nationen, die wesentlich durch ein nationales Bewußtsein bestehen, künstliche oder konstruierte Nationen nennen; die nordamerikanische ist der Typus einer künstlichen Nation. Sie steht in höherem Grade als die natürlichen Nationen im Verhältnis der Abhängigkeit zu der politischen Verfassung, die sie zusammenhält, obgleich diese den ausgeprägten Charakter eines *föderativen* Gebildes trägt — nach *außen* hin ist die politische Einheit geschlossen. Die Vereinigten Staaten sind zwar in erster Linie ein „Staatenbund", wie es auch das Deutsche Reich der Form nach ist, aber sie stellen zugleich einen einheitlichen Staat, ein „Reich" dar, im Repräsentantenhaus und in der Würde des Präsidenten sich ausdrückend, wie der Bund im Senat (dem Bundesrat) — eben diese *Doppelnatur* kann das Wort „Bundesstaat" bezeichnen und sollte füglich nichts anderes bezeichnen.

---

ladung, die er zum internationalen Gelehrtenkongreß in St. Louis erhalten hatte, angeregt wurden. Ich habe absichtlich unterlassen, auf die umfangreiche und interessante Literatur, die neuerdings in deutscher Sprache über Amerika publiziert worden ist, Bezug zu nehmen; sie war mir bei der Abfassung nur zu einem geringen Teil bekannt: namentlich habe ich von dem interessanten und geistreichen Werke *Münsterbergs*, einer Apologie des Amerikanismus, die unmittelbar in einen Panegyrikus übergeht, erst, nachdem jener Vortrag gehalten wurde, eingehende Kenntnis genommen.

Digitized by Google

I.

Die Nordamerikaner wollen eine Nation sein. Die Worte „Nation" und „national" sind Ausdrücke, die sie überall mit besonderer Vorliebe auf sich anwenden. Sie d. h. die Denkenden unter ihnen haben ein starkes nationales Bewußtsein. Und zwar dies, unangesehen ihrer Abstammung, ihrer Herkunft. Nicht als ob ihnen diese gleichgültig wäre. Das Interesse für genealogische Studien, für die eigenen Vorfahren, ist sogar ganz besonders lebhaft in den V. St. Aber es ist, ob auch oft bestimmt durch Selbstbewußtsein und Eitelkeit, ob auch Veranlassung gebend zu besonderer Genugtuung, wenn etwa einer auf die ersten Ansiedler in Virginien seinen Stammbaum zurückleiten kann, und durch diese auf eine Adels- oder Patrizierfamilie Groß-Britanniens — es ist doch ein rein historisches Interesse, ein Interesse für kuriose Tatsachen der Vergangenheit, es hat nur einen sehr schwachen Einfluß auf das gegenwärtige Leben des Amerikaners; auf seine soziale Stellung, seine Ansprüche, seine Denkungsart gar keinen. Welcher Herkunft auch immer, ob von Schotten oder Iren, von Engländern oder Deutschen, von Schweden oder Böhmen, von Holländern oder Franzosen, ja ob von Juden oder Türken abstammend, er fühlt und weiß sich vor allem als Amerikaner — auch abgesehen von dem Ansehen nach außen hin, hat dies eine einigende Bedeutung, die des gemeinsamen Staatsbürgertums, der aktiven Teilnahme an den Rechten eines freien Landes, der großen 45 freie Staaten in sich befassenden Republik.

Der Stolz, amerikanischer Bürger zu sein, wird allgemein als ein gerechter, ja notwendiger Stolz empfunden, während der Stolz, etwa von der Seitenlinie eines englischen Marquis abzustammen, leicht mit einer Färbung von Lächerlichkeit behaftet erscheint. Der Emporkömmling gilt mehr als der Herabkömmling — das ist in der Ordnung, wenn auch das Emporkommen sehr oft der Preis eines mit rauhem Geist und schwieligem Gewissen durchgeführten Wettstrebens ist. Die ganze Nation ist ja Emporkömmling, aber sie besteht nicht aus Emporkömmlingen, so wenig als aus Herabkömmlingen; die Rechtschaffenen und Tüchtigen dürften doch ihren Kern bilden, die auch von Rechtschaffenen und Tüchtigen abstammen.

In Wahrheit sind ja, wenn auch in sehr verschiedener Stärke, fast alle aufzählbaren Nationen der alten Welt in der neuen vertreten. Amerika ist ein großer Mischkessel oder ein Kochtopf,

Digitized by Google

in den die mannigfachsten Elemente zusammengeworfen werden und — man muß doch sagen — im großen und ganzen sich wunderbar gut vertragen; dies zum guten Teil ohne Zweifel dank der Stärke des amerikanischen National- und Bürgerbewußtseins. Durch die weite Entfernung vom Heimatlande, durch die Gewöhnung an das neue Land, an neue Sitten und Lebensbedingungen, durch das Gedeihen darin, und vollends durch das Geboren- und Erzogenwerden einer jüngeren Generation in dieser den Eltern etwa noch fremden Umgebung werden die Wurzeln, die in das Ursprungsvolk zurückreichen, zwar nicht immer abgeschnitten, aber doch allgemach kürzer und dünner, sie werden zuletzt unwahrnehmbar und nicht mehr empfunden, sie bleiben nur wie ein Schatten in der Erinnerung.

So ist die amerikanische Nation eine neue, eine junge Nation auf neuem, auf jungem Boden: in diesem Boden, einem gewaltigen, fortwährend vergrößerten Gebiet, reich an mineralischen Schätzen, von mächtigen Strömen befruchtet, hat sie die Wurzeln ihrer Kraft; in der Beziehung dazu als zu ihrem Eigentum hat sie das Bewußtsein ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit.

Ein ferneres Element der Einheit ist die angelsächsische Wurzel, die stark genug gewesen ist, um der gesamten Kultur des Landes ihr Gepräge zu geben. Es ist nicht nur die Sprache, die Amerika von England entlehnt hat, nicht nur die Sitte des täglichen Lebens, nicht nur die religiösen Formen, Kirchen und Sekten, die weit überwiegend den englisch-schottischen Typus zeigen und auch ihre Herkunft davon ableiten: sondern auch die gesamte höhere Bildung ist britisch im Kerne, wenn auch eine starke deutsche Legierung sich nicht verkennen läßt und wenn auch namentlich auf den Universitäten der indirekte deutsche Einfluß höchst bedeutend gewesen ist und noch ist. Es sind neuerdings Preise gesetzt worden auf eine Schilderung dieser deutschen Elemente in der Kultur der V. St.; glückliche Lösungen dieser Aufgabe werden zur Stärkung des Deutschtums beitragen können. Numerisch ist die deutsche Abstammung bekanntlich in sehr bedeutendem Maße an der Bevölkerung der V. St. beteiligt, wenn auch dieses Maß begreiflicherweise von Deutschen, die drüben ansässig sind, überschätzt wird.*)

*) Vgl. Richard Böckhs Anzeige von Emil Mannhardt „Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1900 und deren germanische Grundlage." (Aus den deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern, III 1903.) „Deutsche Erde", 1904, S. 63.

Digitized by Google

ßen

Und doch ist die Einheit der nordamerikanischen Nation besonders merkwürdig durch die ungeheuren Gegensätze, die sie in sich trägt. Den stärksten dieser Gegensätze hat sie noch nicht zu überwinden vermocht, und sie wird noch viel darunter zu leiden haben. Es ist ein Gegensatz, der uns auch in Europa in mannigfachen Gestalten bekannt ist, aber nirgends in so scharfer Ausprägung vorkommt: der Gegensatz der Rasse. Die Neger und was zu ihnen gehört, sind ein Pfahl im Fleische des Volkes der V. St.; wenigstens werden sie so empfunden. Sie sind zugleich eine lebendige Erinnerung an die große Zwietracht und den Bürgerkrieg, der gegen Ende des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts eine schwere Krisis über die junge Nation gebracht hat. Der Abschluß dieser Krisis ist insofern endgültig gewesen, als die damals mächtigen Staaten des Südens ihre alte Bedeutung nicht wiedererlangt haben; auch insofern, als selbst die Plantagenherren dieser Südstaaten kaum mehr ernstlich an Wiedereinführung des Sklavenstandes zu denken wagen. Anderseits ist nicht nur in diesen Staaten, wo die Neger am dichtesten angesessen sind, sondern überall bei den Weißen, wenn auch in verschiedener Stärke und Art, die Abneigung vorhanden, Konsequenzen und Wohltaten der allgemeinen menschlichen Freiheit und Gleichheit auch dem Neger und Negerabkömmling zugute kommen zu lassen!

Am schärfsten macht sich dies geltend in bezug auf politische Rechte: die Südstaaten haben neuerdings das Wahlrecht an verschiedene Bedingungen geknüpft, die zum Ziele haben, die Schwarzen davon auszuschließen. Im Norden wird dies zwar empfunden und getadelt als Umgehung des berühmten 14. Amendements zur Verfassung der Union, aber es wird doch nicht für zweckmäßig gehalten, ausdrücklich durch die Bundesgesetzgebung dagegen einzuschreiten. Man anerkennt die Schwierigkeit, in der sich jene Staaten befinden, wo die Schwarzen einen so großen Bestandteil der Bevölkerung — in einigen nahezu, in zweien sogar mehr als die Hälfte — ausmachen.

Die soziale Stellung des Negers ist auch in den Staaten, wo man ihn im Genusse seiner politischen Rechte läßt, zumeist eng, schwierig und gedrückt, und in gewisser Weise ist dies noch mehr im Norden als im Süden der Fall. Hier, wo sich vielfach noch das alte halbfamiliäre Abhängigkeitsverhältnis erhalten hat, verkehrt man mit dem Schwarzen stets als mit einem untergeordneten Wesen, aber nicht selten vertraulich, ja man scheut Intimität mit ihm nicht, sofern nur seine Stellung als Diener unverkennbar

Digitized by Google

bleibt; ganz gewöhnlich ist es, durch schwarze Ammen die weißen Säuglinge ernähren zu lassen. Um so ängstlicher ist man darauf, jeden Schein zu vermeiden, als ob man den Farbigen als gleichen gelten ließe; daher will man nicht mit ihm am Tische sitzen, nicht im gleichen Eisenbahnwagen mit ihm fahren. Im Norden geht man diesem Schein gar nicht aus dem Wege; man steht eben grundsätzlich auf dem Boden der Gleichheit; aber die Antipathie ist wahrscheinlich erheblich stärker, das Verhältnis bleibt immer kühl und oberflächlich, gleichgültig und geschäftlich; so wie im allgemeinen auch bei uns das Verhältnis der oberen zu den unteren sozialen Schichten ist. Dort wird der Weiße auch den Schwarzen, der ihm etwa an Bildung überlegen ist, im besten Falle mit dieser Herablassung behandeln. Und sogar die Arbeiterverbände schließen Schwarze von ihrer Mitgliedschaft aus, was freilich insofern keine große praktische Bedeutung hat, als ihre Teilnahme an der großindustriellen und Fabrikarbeit gering ist; sie gelten als weder geschickt noch geneigt dazu. Trotzdem spielen sie zuweilen als Streikbrecher keine unbedeutende Rolle. Die Mehrzahl, und besonders dort, wo sie am zahlreichsten sind, besteht aber aus Landarbeitern und kleinen Pacht-Farmern, auch aus Handwerkern in den Landstädten; außerdem sind in allen Städten, zumal den Großstädten, die Neger in Mengen an allen Arten persönlicher Dienstleistungen beteiligt: als Kellner, Eisenbahnbedienstete, Stiefelputzer usw. Dabei muß man aber stets sich erinnern, daß unter den Farbigen, wie sie am häufigsten genannt werden, sehr viele Mischlinge sich befinden; wie groß deren Anteil an der Gesamtmenge sein mag, ist wohl niemals untersucht worden, es scheint aber, daß die Mischlinge im allgemeinen sich als intelligenter erweisen und zu den Predigern, Lehrern, selbständigen Handwerkern und Geschäftsleuten, die zusammen doch eine erkleckliche Minderheit der „Rasse" bilden, das bedeutendste Kontingent stellen.

Auch Booker T. Washington, der sich durch seine erfolgreiche Tätigkeit als Begründer und Leiter einer Volkshochschule (wie wir sie vielleicht am passendsten nennen würden) für Farbige, in Tuskegee, Alabama, und durch seine glänzende Rednergabe zu einem der berühmtesten Männer in Amerika gemacht hat, ist ein Mulatte; er hat in anziehender Weise den Gang seiner Entwicklung, der seinem Charakter wie seinem Talente alle Ehre macht, in einem Buche dargestellt, das den Titel führt: „Up from slavery" (es ist auch in deutscher Übersetzung erschienen). Er hat einen

Digitized by Google

großen Einfluß auf seine Leute, und diesem Einfluß haben wohl die Weißen es in einigem Maße mit zu verdanken, daß die Farbigen im allgemeinen sich ruhig in ihr Schicksal ergeben, die sozialen Demütigungen und die politischen Beeinträchtigungen ohne nennenswerten Widerstand sich gefallen lassen. Denn dies entspricht seinen Grundsätzen, seinem Programm; er wehrt alle weitgehenden Ansprüche ab, er will, daß der Neger sich bilde und vor allem sich gewerblich nützlich mache. Er lehrt, wenn auch nicht mit diesen Worten: laßt uns mit einem bescheidenen Platze in der nordamerikanischen Gesellschaft zufrieden sein, aber diesen Platz ganz und rechtschaffen ausfüllen. Kein Wunder, daß eine Opposition dagegen rege geworden ist; nicht ohne edle Leidenschaft ist ein gleichfalls der schwarzen Rasse angehöriger junger Gelehrter, der Professor Burghardt Dubois, mit einem Buche aufgetreten, worin er sich die Aufgabe gestellt hat, die „Souls of black folk" (das Seelenleben der Schwarzen) zu schildern: er will sein gedrücktes Volk erheben, indem er ihm das Bewußtsein seiner Tugenden, der Eigenschaften, die ihn vor dem weißen Amerikaner auszeichnen oder doch ausgezeichnet haben, ehe er durch Sklaverei erniedrigt worden sei, wachzurufen wagt; es wird ihm nicht schwer, den Rassenstolz der Weißen durch Hinweis auf den harten und kalten Egoismus, den sie betätigen, auf die Herrschaft des Geldes, die sie etabliert haben, zu kritisieren. Er meint, daß sein Volk berufen sei, einem gemütvolleren, in poetischer und musikalischer Begabung ursprünglicheren und reicheren Typus auf amerikanischem Boden Recht und Geltung zu verschaffen. Er klagt die Bescheidung Bookers als eine Lähmung des natürlichen Strebens und der Entwicklung seiner Rasse an; er redet im Namen derer, die sich nicht mit der demütigen Rolle des Hintersassen in der nordamerikanischen Union zufrieden geben wollen.

Man darf dem Fortgange dieser Stimmungen und Gesinnungen, ebenso wie der gesamten ferneren Entwicklung des Verhältnisses der Rassen mit Spannung entgegensehen.

II.

Die Farbigen sind das Element in der nordamerikanischen Nation, das nicht aus eigenem Willen sich zu ihr gesellt hat. Das Interesse des weißen Geschäftsmanns hat sie importiert; zur Entstehung und Ausdehnung des Reichtums haben sie zuerst mächtig beigetragen, zu einer Zeit, als der freiwillige weiße Einwanderer noch in der Lage war, sich auf eigenem Grund und Boden selb-

Digitized by Google

ständig zu machen, als ein System der Lohnarbeit daher nur in sehr engen Grenzen möglich war. Seitdem hat dieses sich entwickelt, teils — und zwar vorzugsweise auf dem Lande — indem aus dem Sklaven einfach ein Tagelöhner geworden ist, oft in einem Verhältnis tatsächlicher Abhängigkeit, das von der Sklaverei nicht wesentlich verschieden ist; teils — und vorzugsweise in den großen Städten — indem eine freie industrielle Arbeiterklasse ganz wie in Europa, aber durchweg mit höherem Lohne und höheren Lebensansprüchen sich gebildet hat. Die Frage des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit ist im Laufe des letzten Menschenalters an die Stelle der Sklavenfrage und neben die Rassenfrage getreten.

Aber auch bei der Sklaverei handelt es sich um ein System der Massenarbeit, und auch in einem System freier Lohnarbeit kann ein Volk von fremder Rasse die Schwierigkeiten eines geordneten und für das Gemeinwohl günstigen Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit vermehren. Dem Unternehmer und Fabrikherrn liegt, auch wenn er unfreie Arbeiter als Eigentum erwerben weder will noch darf, an wohlfeiler Arbeitskraft; freilich auch an brauchbarer; und das Interesse an der Brauchbarkeit stößt oft mit dem Interesse an Wohlfeilheit zusammen. Jedenfalls haben für ihn im ganzen die Menschen niederer Rasse und überhaupt in ihrem Bildungsstande minder entwickelte Arbeiter den Vorzug, daß sie anspruchloser, genügsamer, also billiger sind; auch weil sie nicht so leicht sich koalieren; sofern also der Wert der Billigkeit für ihn maßgebend ist, so wird er sie heranzuziehen suchen und, wenn nötig, importieren, am liebsten unter vorausbestimmten kontraktlichen Bedingungen, die der Freiheit des Arbeiters, besonders seiner Bewegungsfreiheit, bedeutende Fesseln anlegen, so daß in der Praxis ein solches System der Unfreiheit wieder auf charakteristische Weise sich nähern kann: man denke an den Kuli-Import in Transvaal. Nun aber wird das Interesse aller schon vorhandenen Arbeiter gegen solchen Import um so stärker sich wehren, je mehr es eben um Konkurrenten sich dabei handelt die durch niedrigere Lebenshaltung unterbieten, also den Arbeitslohn, den Preis der Arbeitskraft, drücken. Dies war in ausgesprochenster Weise der Fall bei den Einwanderern aus China, und der politische Einfluß der Arbeiterklasse in den Vereinigten Staaten hat ein Verbot oder doch eine dem Verbot fast gleichkommende Einschränkung dieser Zufuhr durch Bundesgesetz zu erwirken vermocht.

Die öffentliche Meinung, die an den Sitten der Chinesen —

Digitized by Google

es handelte sich hauptsächlich um Kalifornien und seine Goldbergwerke — Anstoß nahm, ging hier, wie es ja nicht ganz selten der Fall ist, mit dem Interesse der Arbeiterklasse Hand in Hand. Und die Macht der öffentlichen Meinung ist groß in diesem Lande, wo die Zeitung noch weit mehr als bei uns das geistige tägliche Brot darstellt. Aber diese Meinung ist auch sehr wetterwendisch, und ob sie auf die Dauer dem Interesse, das der „Arbeitgeber", also der Kapitalist überhaupt, an der Einführung billiger ausländischer Arbeitskraft hat, Widerstand leisten wird, kann man mit Grund bezweifeln. Sehr viel ist von der „unerwünschten Einwanderung" (undesirable immigration) die Rede, und der größte Teil der während der letzten 10 Jahre mit unseren Riesendampfern des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie beförderten Auswanderer wird dazu gerechnet, seitdem die Auswanderung von Deutschen und Skandinaviern fortwährend ab-, die von Italienern, Polen, Ungarn, Rumänen, Russen, kurz von Bewohnern des südlichen und des östlichen Europa fortwährend zugenommen hat.*) Daß sie aber zugenommen hat und immer mehr zunimmt, und daß diese Einwanderer zumeist in den Großstädten drüben sich einnisten und ihr Brot finden, ist ein Beweis dafür, daß ein starkes Bedürfnis nach ihnen vorhanden ist, tatsächlich ein Bedürfnis zumeist nach ungelernter oder niedrig qualifizierter Arbeit, abgesehen davon, daß z. B. der Italiener ebenso wie in Deutschland und anderswo, so auch in New York, Boston, Chicago, vielfach als Obsthändler, als Orgeldreher u. dgl. seinen dürftigen Erwerb genießt, auch als Schuhputzer dem Neger Konkurrenz macht, eine Berufsart, von deren Bedeutung jenseits des Meeres wir uns freilich keine Vorstellung machen, ehe wir die dort herrschenden Gewohnheiten kennen lernen. Indessen ist der Oberitaliener auch als geschickter, fleißiger und nüchterner Erdarbeiter, Bahn- und Brückenarbeiter dort wie bei uns beliebt, und ohne Zweifel ist es diese Arbeitsgelegenheit, die größere Mengen heranzieht. Am reinsten großstädtisch dürfte von allen diesen Einwanderern das gerade unter den osteuropäischen stark vertretene jüdische

*) Nach dem neuesten Bericht (über die Einwanderung 1904/5) steht Österreich-Ungarn, das am Ende der 70er Jahre noch keine 10 000 Personen jährlich durch überseeische Auswanderung überhaupt abgab, obenan mit 275 693 Ankömmlingen in den V. St., dann folgt Italien, das in dem ganzen Jahrzehnt 1871/80 mit nur 55 759 Köpfen beteiligt war, in dem einen Jahre mit 221 479, ganz entsprechend Rußland, das in jenem Jahrzehnt noch etwas schwächer teilnahm, mit 187 879.

Digitized by Google

Element sein, das dort wie überall im Handel seinen Beruf sucht; die großen Massen finden aber dazu wenig Gelegenheit und sind zu arm, um empor zu kommen; sie fristen als schlecht bezahlte Hausindustrielle, Schneider und Schneiderinnen, ihr Leben in New York und Boston, wie im Ostende von London. Bedenke man, daß in New York mehr als 600000 Juden gezählt werden, die ein großes Stadtviertel allein bewohnen, ihre Zeitungen teils in hebräischer, teils in „jiddisch-daitscher" Sprache drucken lassen, ebenso ihre eigenen Theater haben, in denen dieses häßliche Kauderwelsch gesprochen wird; in Boston ist dasselbe der Fall und noch in anderen Städten. Durch Reinlichkeit zeichnet ein großer Teil dieses jüdischen Proletariats so wenig wie das chinesische sich aus; im übrigen aber scheint es nicht, daß jenes erheblichen Anstoß erregt, von einer Judenfrage ist in den V. St. wenig oder gar nicht die Rede. Der Amerikanismus erzieht auch den Juden in Sachen des äußeren Lebens, des Komforts und also auch der Sauberkeit. An geistigem und sittlichem Leben ist oft auch in dem elendesten Juden ein nicht gering zu schätzender Fonds vorhanden. Seine Nüchternheit und Besonnenheit, sein lebhafter Familiensinn erleichtern ihm den Aufstieg.

Das Judentum fühlt sich in ausgesprochener Weise wohl in den Vereinigten Staaten. Drei Momente wirken dahin zusammen, seine Lage erwünschter zu machen, als sie im allgemeinen noch in Europa ist. Erstens: Der Rassenunterschied, wie er bei uns unrichtigerweise genannt wird, zwischen Semiten und „Ariern" wird völlig verdunkelt durch die viel stärkeren und wirklichen Rassenunterschiede, die den Kaukasier dem Neger, nebenher auch dem gelben Manne und etwa dem Mongolen gegenüberstellen Zweitens: Die völlige Freiheit der Religionsübung, der Umstand. daß es keine Art von Staatskirche gibt und daß das Bekenntnis auch in der Gesellschaft als reine Privatsache betrachtet und behandelt wird, kommt auch dem mosaischen Bekenntnis zugute. Dazu kommt, daß, wie in England, dies Bekenntnis von den alttestamentlich gesinnten Christen immer mit einer Art von Ehrfurcht und Pietät betrachtet wird. Drittens: Der ausgeprägte Erwerbstrieb und Geldsinn des Juden wird innerhalb einer Nation weniger bemerkt und weniger als lästig empfunden, wo diese Tendenzen noch mehr zur allgemeinen, für selbstverständlich geltenden Regel geworden sind, als es auch im modernen Europa der Fall ist; die Meinung, daß der Jude ihm darin überlegen sei, wohl gar durch seine angeborenen Eigenschaften einen Vorsprung im

Digitized by Google

Wettrennen um den Dollar habe, wird man beim Yankee selten antreffen. Auch ist dazu kaum Grund vorhanden, wenn auch im oft so gewinnreichen Geld-, Bank- und Börsengeschäft der Jude dort wie bei uns hervorragt, wozu seine internationalen Verbindungen — seine natürliche Universalität —, seine Sprachkenntnisse und sein spekulierender Sinn ihn vorzugsweise befähigen. Übrigens ist auch in den gelehrten Berufen der Jude deutscher Abstammung stark vertreten, besonders an den Hochschulen.

[Fortsetzung.]

Sören Kierkegaard.

Von Wilhelm Schlüter (Eutin).

I.

Ein Wirbel der widersprechendsten Eindrücke rauschte vor mir auf, als ich mit Sören Kierkegaard mich bekannt machen wollte. Ich wagte aber doch den Blick hineinzubohren und siehe, Sterne tiefster Weisheit blitzen auf in dem Gewirr. Und als ich einige Wochen darauf verwandt hatte, in dieses Phänomen hineinzuschauen, trat die Gestalt des Geistes endlich klar hervor. Ganz leicht ist's aber nicht, darüber Rechenschaft zu geben, wie sie sich schließlich darstellte.

Hier glüht ein Ernst, ein Christentum im Stile Augustins und Pascals, doch mit so resoluter Dialektik durchtränkt, daß es zuletzt mehr Ketzer als Kirchenfromme erzeugt.*) Jetzt glaubt man einen Fanatiker vor sich zu haben, der mit unmöglichem „Enten — eller" (Entweder — oder) das Lächerliche ganz bedenklich streift, dann aber zeigt uns dieser Kategorische, daß ihm das Allerflüssigste der Weltlichkeit, die Intimitätspsychologie der Erotik bis in das heimlichste Detail vertraut ist. Ein Künstler steht mit einem Male vor uns, so sensitiv, daß man erschrickt.

*) Wie z. B. Harald Höffding bezeugen könnte, von dem ich aus bester Quelle weiß, daß gerade Kierkegaard, der wahrhaftigste der Apologeten, ihn von dem Plan, sein Leben der Theologie zu weihen, abgebracht.

Digitized by Google

Nun setzt er die allerfeinsten Kalkulationen für eine graue, aber system-technisch-geniale Begriffskonstruktion in schwirrende Bewegung, um uns im nächsten Augenblick mit einem Urteil zu frappieren, daß das Verdeckteste der Lebenspraxis packt. Man stutzt jedoch schon bei dem nächsten Schritte, wenn man in ein vertrauliches Verhältnis zu ihm zu treten gedenkt. Spricht hier im Grunde nicht ein kranker Leib? Man höre doch, wie er sich selber zeichnet in seinen Tagebüchern, die kürzlich Hermann Gottsched im Auszug als „Buch des Richters" im Verlag von Eugen Diederichs (Jena und Leipzig 1905) herausgab. Er nennt sich bitter „einen Sohn des Alters", der „in dem dummen Geldjahr 1813" geboren sei, „in welchem so mancher andere dumme Zettel in Zirkulation gesetzt wurde" (S. 78). „Zart, schmächtig, schwach", so schildert er seine Konstitution als Knabe, „leiblich beinahe in jeder Hinsicht der Bedingungen beraubt, um, mit anderen verglichen, auch für einen ganzen Menschen gelten zu können, schwermütig, seelenkrank, auf manche Weise tief und ganz verunglückt . . ." (S. 77). Doch just in dieser Wahrhaftigkeit des Bekennens liegt etwas, das uns nicht losläßt . . . Es zittert darin ein Persönliches noch ehrlicher als das Rousseaus. Dann entfaltet oft gerade auf vulkanischem Boden der Geist die wunderbarsten Reize; besonders, wenn er stark genug ist, das Gefährliche seiner Existenzbedingungen einzusehen. Und Sören Kierkegaard durchschaute seine Situation. „Ich habe mich", so heißt es im Tagebuche, „mit einem Grundleck von frühester Zeit her ins Leben gewagt." Er fühlt, wie's seine Seele zu einem toten Punkte — „weh dem, der Wüsten birgt", klagt Zarathustra — wenn nicht in Wahnsinnstiefen hinunterzieht. Weiß auch, wie er gerade durch die „ungeheure Anstrengung", seine Existenz „durch Pumpen zu halten", eine „eminente Geistesexistenz" entwickelt hat. (S. 85.) So modern-individualistisch also wie Friedrich Nietzsche begreift sich dieser Theologe als ein „Experiment". Wie sehnen wir aus Massenpolitik und eigenem Kleinkram uns nach Heroen solcher Art!

Aber beschränkt sich nicht das Moderne dieses Dänen vielleicht auf diesen Zug? Kann vor dem Lichte unseres „deterministischen" Erkennens ein Philosoph der „Angst", des „Sprungs" des „Paradox" bestehen? Wir können doch zu seiner Christlichkeit im Ernste nicht zurückkehren? Und was ist Kierkegaard, wenn man ihn davon löst? Sein ganzer Lebenslauf würde unverständlich.

Digitized by Google

Er ist der Sohn eines Mannes, der im 82. Jahre noch nicht vergaß, daß er, wie es im Tagebuche als „Schreckliches" berichtet wird, „als kleiner Junge, als er auf der jütischen Heide die Schafe hütete, wobei es ihm sehr schlecht ging, und er in Hunger und Elend lebte, auf eine Anhöhe trat und Gott fluchte" (S. 83.) Dies düstere Verantwortlichkeitsgefühl ging auf Sören über. Es wurde durch das Studium der klassischen deutschen Philosophen nicht geschwächt.*) Dies zeigte sich in seiner ersten und einzigen Liebschaft. Er sah im Mädchen, das ihn anzog, kaum die naturnotwendige Ergänzung, nicht als zukünftige Mutter sah er sie. Er naht sich ihr — Regine Olsen — wie einer Göttin, gewinnt ihr Herz, hält das Verhältnis schwebend, verlobt sich, hebt dann plötzlich — dies ist nun zwar nicht unmodern — die Verlobung auf und will mit diesem jähen Schluß sie retten, will dadurch „ihrer Seele Spannkraft geben" (Buch des Richters. S. 22.) Kein Ins-Auge-fassen der Bedeutung eventueller Mutterschaft! Sondern — „sie hätte kein Gottesverhältnis bekommen, selbst wenn sie unverheiratet geblieben wäre, hätte sie (wenn ein Gewisses nicht stattgehabt) in einer Art platonischem Liebesverhältnis zu mir Ruhe gefunden. Aber ein solches Verhältnis ist nicht religiös und also unerlaubt" (S. 28). (In seiner späteren Zeit ist dann „das Weib" die schlimme Ursache der Verweichlichung des Christentums.) So ängstlich war im Mittelalter nicht einmal ein Abälard gegen Heloise. Natürlich gab den Ausschlag die Divergenz der Charaktere. Auch Kierkegaard gestand sich nebenher, daß Regine doch nicht für ihn paßte. Er traute seiner Ehefähigkeit überhaupt nicht recht. — „Da ist," so schreibt er 1849 „und das ist sowohl das Gute als das Böse an mir — etwas Geisterhaftes an mir, etwas, was macht, daß keiner, der mich zum täglichen Gebrauch sehen und ein wirkliches Verhältnis zu mir haben soll, es mit mir aushalten kann" (Buch des Richters. S. 35). In diesem Sinne war er „eine Ewigkeit zu alt für sie" (S. 24). „Sie also wäre ruiniert gewesen und hätte mich vermutlich auch wieder verpfuscht, denn ich hätte mich beständig an ihr verheben müssen, weil ihre Wirklichkeit in gewissem Sinne zu leicht gewesen wäre." — Und doch vergaß er sie so wenig wie sein Vater seine Todsünde. Noch 1851 gab er zwei Reden heraus, die ihr „der Ungenannten" gewidmet waren und

*) Es war vor allem Hegel, der nach Dänemark hinüberwirkte, Schelling hörte Kierkegaard selbst auf einer Reise nach Berlin.

Digitized by Google

auf dem Sterbebette sollte ihr sein Nachlaß zukommen. Den nahm sie, die schon bald nach der Lösung des Verlöbnisses mit einem andern sich verheiratet hatte, allerdings nicht an, obwohl sie bis zu ihrem Todestag (im März 1904) auch ihrerseits dem einstigen Geliebten in zartestem Gedenken treu verblieb. — Sie ist bezaubernd, diese Geschichte zweier hochgestimmter Seelen, aber ihr Ideelles enthält Momente, die im modernen „Individualismus" nicht anzutreffen sind. Die ganze Tragik der Entwickelung läßt sich ja ohne jene Kasuistik subtilster Liebe, die Gott nicht aus dem Herzen der Geliebten verdrängen mag, begreifen. Und doch in ihrer tiefsten Stimmung auch wieder nicht. Denn eben solche Bedenken eines unmodernen Verantwortlichkeitsbewußtseins — zu willig faßt man heute den Einzelnen als Äußerung seiner sozialen Kategorie! — sind fast mit allen Phasen des Verhältnisses verknüpft. Zum Allerschwersten bereit sein — o, wie unmodern! — nur nicht sich um die Pflicht herumdrücken, das war auch sonst dieses Hochgesinnten Art. So sucht er wie der heilige Franziskus, wie Bonaventura und andere Glaubenshelden der mittelalterlichen Kirche selbst Schmach und Schande willig auf. Kaum sieht er im „Korsar", einem Witzblatt sich zu sehr gerühmt — flugs schilt er selber in demselben Blatt sich aus und kehrt nun darin vier Monate lang beständig wieder — als komische Figur. Ein Geist, wie er, dem Lächeln preisgegeben als „Unikum" mit dünnen Beinen, kurzen Hosen! Das war doch mehr als Sokrates von einem Aristophanes zu dulden hatte! „Tagaus, tagein" verhöhnten, wie im Tagebuche zu lesen, „Schuljungen, freche Studenten, Handelskommis" (S. 51) den Philosophen auf offener Straße. Kein Wunder, daß er von der Masse als solcher nicht gerade viel Erfreuliches erhoffte. „Jede Bewegung und Veränderung," so schmollt er, „die wirklich ein Fortschritt sein soll, muß von einem ausgehen — damit es klar werden kann, daß Gott mit im Spiele ist, so daß das Ganze eigentlich von ihm ausgeht. Jede Bewegung und Veränderung, welche mit Hilfe von 100000 oder 10000 oder 1000 lärmenden und knurrenden und brummenden und jodelnden Menschen vor sich geht (ganz gleich dem Knurren und den Winden des Bauches) ist eo ipso Unwahrheit, ein Falsum, ein Rückschritt. Hier ist nämlich Gott nur sehr verworren mit dabei, vielleicht gar nicht, vielleicht eher der Teufel" (Buch des Richters. S. 68). Wie Nietzsche sieht er die Menschen immer kleiner werden in unserer unorganischen Kultur. „Es war einmal," so schreibt er zurzeit seiner Ver-

Digitized by Google

folgung durch den „Korsar“, die der „vornehme Neid“ natürlich schadenfroh gewähren ließ, „mein einziger Wunsch, Polizeibeamter zu werden. Das schien mir eine Aufgabe für meinen schlaflosen, intriganten Kopf zu sein. Ich stellte mir vor, unter den Verbrechern gäbe es Leute, mit denen man kämpfen könnte: kluge, kräftige, geriebene Kerle. Später habe ich eingesehen, daß ich gut daran tat, es nicht zu werden; denn die meisten Polizeisachen sind Jammer und Erbärmlichkeit — nicht Verbrechen und Schurken. Es handelt sich um 4 Schillinge und um einen armen Tropf.

„Darauf war mein Wunsch, Pfarrer zu werden. Aber geht es hier nicht ebenso? Wie wenig Menschen gibt es eigentlich, die wahres religiöses Bedürfnis haben. Sorge und Elend der meisten sind rein irdisch: verschaff uns Geld, verschaff uns Unterhalt usw., das ist die Sorge — und das ist der Trost, den man sucht. Ach, da handelt es sich wieder vaudevilleartig um 4 Schillinge und also komisch darum: „Kleinigkeiten mit Hilfe von Hebelkraft zu heben“ (S. 47). Am allerwenigsten ist natürlich die moderne Presse, die ihn zum Opfer wählte, schmackhaft. „Die Presse vernichtet eigentlich alle Persönlichkeit; daß ein feiger elender Kerl versteckt dasitzen und für Tausende schreiben und drucken kann! Daran muß alles persönliche Auftreten und alle persönliche Macht stranden“ (S. 52). Mit diesen Auffassungen fand er jedoch nur wenig Anklang bei denen, die ihm konfessionell am nächsten zu stehen schienen, bei den Christen der lutherischen Kirche. So wandte er sich resolut auch gegen diese in Angriffsschriften, die ganz unvergeßlich bleiben durch ihren Stil, in dem die Anmut der platonischen Dialoge wiederkehrt, in denen die Kritik aber bei allem Fluß und Sprudel noch schärfer schneidet, noch vernichtender Sophismen aufdeckt in aggressiver Ironie. Zu diesen Büchern schuf der Überreiche lächelnd auch die Verfasser noch hinzu. Er steckte sich hinter die sonderbarsten Pseudonyme, von denen jedes wieder eine Individualität mit bestimmten Eigentümlichkeiten gibt. Der Grundgedanke dieser Produktionen ist, daß die Kirche das Christentum abgeschafft hat. Er wollte die dänische Pastorenhierarchie dahin bringen, daß sie diese Sachlage ehrlich eingestände. Natürlich tat sie's nicht, der Kampf brach los. Den Anstoß sollte derselbe Martensen geben, dessen ganzes Leben Nikolaus Lenau „unverrückbar aufs Ideale gerichtet“ schien. Von Bischof Mynster hatte nämlich Kierkegaard ein Zugeständnis erwartet; hatte er doch diesen, in einer Anwandlung, auch sich um eine kirchliche Anstellung zu bemühen, wiewohl vergeblich, einmal eines Besuches

Digitized by Google

würdig gehalten. Dieser Bischof war jedoch gestorben, ohne auch nur ganz leise einzuräumen, daß an der Kirche etwas zu bessern sei. Und Martensen nannte levitisch-salbungsvoll diesen Bischof einige Tage nach dessen Tod ein Glied „der heiligen Kette von Wahrheitszeugen, die von den Tagen der Apostel her durch die Zeiten sich erstreckt". Da folgte die letzte, stürmischste Geistesfehde der Veröffentlichungen im „Vaterland". Nach diesem Kampf brach Kierkegaard zusammen. Er starb am 11. November 1855 nach kurzer, schmerzensvoller Krankheit im Hospital.

II.

Wirkt aber geistig der unerbittliche Kritiker der Kirche wirklich nur negativ zu uns hinüber? Zeigt er in seiner Philosophie sich auch nur als polemischer Reaktionär? Durchblättern wir, um uns ein wenig zu orientieren, die von Chr. Schrempf ins Deutsche übertragene „psychologisch-wegweisende Untersuchung" über den „Begriff der Angst". Kierkegaard ist wohl der Philosoph, der sich am weitesten mit seiner Psychologie hineingewagt hat in die von Hebbel mit dem Leben selbst für eins gehaltene „Kategorie der Möglichkeit". So spürt er in der von uns gewählten Untersuchung der Bedeutung jenes schwindeligen Vorwegnehmens der unbestimmten Möglichkeit, das wir als „Angst" empfinden für das Zustandekommen der Sünde nach. Wie Ada vor Lucifer in Byrons „Kain", so steht nach Kierkegaard die Seele vor der Sünde Möglichkeit:

„Ich kann dem Wesen, das hier vor mir steht,
Nicht Antwort geben, kann's verabscheu'n nicht.
Ich schau es an mit angenehmer Furcht
Und flieh' doch nicht. In seinem Blicke ruht
Ein Reiz, der fesselt, der mein flatternd Aug'
An seines knüpft. Mein Herz schlägt schnell, er macht
Mir Angst und ziehet doch mich an, und näher,
Stets näher, Kain! — Kain rette mich vor ihm!"

(1. Akt.)

Es ist das Bemühen, Kierkegaard zu zeigen, was in der Angst zur Sünde hin tendiert. Julius Bahnsen hätte seine Freude an dem Noluntas—Voluntas der Psychologie des Dänen, an seiner Schilderung des Ineinanders von Anziehung und Abstoßung gehabt. Schon in der Unschuld hat nach Kierkegaard der Geist, in dem sich Leib und Seele einen, Angst vor sich selbst, indem er träumend seine eigene Wirklichkeit vorausprojiziert, „aber

Digitized by Google

dieſe Wirklichkeit iſt Nichts, und dieſes Nichts ſieht die Unſchuld beſtändig vor ſich". — „Sich ſelbſt los werden kann der Geiſt nicht, auch kann er nicht ſich ſelbſt ergreifen, ſo lange er ſich ſelbſt außerhalb ſeiner ſelbſt hat; in das Vegetative kann der Menſch auch nicht hinunter ſinken, da er ja als Geiſt beſtimmt iſt; die Angſt kann er nicht fliehen, denn er liebt ſie; eigentlich lieben kann er ſie wieder nicht, denn er flieht ſie." Dann erläutert Kierkegaard an der Hand des Sündenfallberichtes wie „das Verbot" auf dieſe Stimmungsoszillationen wirkt. „Was an der Unſchuld vorbeiging als das Nichts der Angſt, das iſt nun in ſie ſelbſt hineingekommen, und iſt da wieder ein Nichts: die ängſtende Möglichkeit zu können." Die Strafandrohung ferner erhöht auch nur dieſe Zweideutigkeit. „Die unendliche Möglichkeit zu können, die das Verbot weckte, rückt nun dadurch näher, daß dieſe Möglichkeit eine weitere Möglichkeit, als ihre Folge zeigt. — So iſt die Unſchuld aufs äußerſte gebracht. Sie iſt in Angſt gefangen in ihrem Verhältnis zu dem Verbotenen und der Strafe. Sie iſt nicht ſchuldig, und doch iſt eine Angſt in ihr, als wäre ſie verloren. — Weiter kann die Pſychologie nicht kommen, aber dieſen Punkt kann ſie erreichen, und vor allem kann ſie ihn in ihrer Beobachtung des Menſchenlebens wieder und wieder aufzeigen" (§ 2). Man fühlt aus dieſen Auseinanderſetzungen die Freude an dem Tanz der „Dialektik" heraus. Welch eine Grazie der Bewegung in dieſen heiklen Dingen! Beſonders da er auch noch Anwalt ſein wollte der ganzen Heilsordnung, die der Fatalität der Erbſünde entſproß. Er rettet ſich, indem er der pſychologiſchen Orientierung nur das erlaubt, daß ſie den Möglichkeitswinkel zeigt. Im letzten Augenblick iſt doch das Individuum verantwortlich. Denn alle Sünde kommt nach ihm durch einen „Sprung". Harald Höffding zeigt in ſeiner Monographie unſeres Theologen (Frommanns Klaſſiker der Philoſophie, herausgegeben von Richard Falckenberg III), was der Determinismus gegen dieſe Theorie des Sprunges einwenden kann. Sei er bewußt, dann könne die Pſychologie ihn erreichen, ſei er unbewußt — „Kierkegaard hat ſich aber den „Sprung" doch ſchwerlich als eine Reflexbewegung gedacht". Man könnte aber doch ein Ethiſches in dieſem Begriffe retten, dadurch, daß man erwägt, wie ſtetig in unſrer Seele neben Angſtbedenken auch Luſterwartungselemente fließen, die man bis zu einem gewiſſen Grade zulaſſen oder abweiſen kann. Die aber dann, wenn ſie ſich an einer beſtimmten Stelle in beſtimmtem Maße angehäuft, uns plötzlich packen als ein unbedingtes Muß.

Digitized by Google

Der Sprung erschiene so als halb willkürliche, halb unwillkürliche Willenssuggestion, für die man wenigstens insofern sich verantwortlich fühlen müßte, als man ein Zulasser der Lusterwartungen war. In dieser Auffassung fließt zwar das Ethische und Psychologische — was Kierkegaard nicht dulden will — ineinander. Auch fragt es sich, wie weit das Zulassen oder Nichtzulassen in seiner Stärke sich konstitutionell bedingt. Man kann aber doch als Pflicht aufstellen, achtsam Gedankenzucht zu üben. Der Lockerheit passiven Fatalismus' ist vorgebeugt. Der Kierkegaardsche Fingerzeig wäre nicht verfehlt. Wir hätten aus ihm für unsere Lebensführung sogar ein Positives von nicht geringem Werte gewonnen. Vielleicht bewährt sich dies auch noch in anderer Richtung. Verweilen wir bei seiner Weisheit noch ein kleines Stücklein Zeit!

III.

Als Künstler steht Kierkegaard wohl auf seiner Höhe, wenn er in seinen „Stadien des Lebens" der „Willkür", die in raffinierter Dialektik für alle Stimmungen und Reize der Erotik sich frisch zu halten weiß, in zwar nicht völlig folgerichtiger Vermittelung, wie Harald Höffding dartut, die Treue, die philosophisch tief durchdachte „Wiederholung" gegenüberstellt. Doch auch der sexualästhetische Hedonismus fesselt ihn. Wie er in allen Werbezauber des Sexuellen, in alle Optik des Erotischen sich hineinzuversetzen verstand, zeigt auch „Johannes des Verführers Tagebuch" im ersten Teile von „Entweder—Oder". Man fühlt auch da heraus, wie froh der „intrigante" Kopf eines Stoffes war, in dem Extreme und Probleme sich so kunterbunt vermischen, in dem das Defensive offensiv wirkt und das Gewähren des Ersehnten Ekel, wo Scham herausfordert und die Keuschheit doch Glut und Kraft des Sehnens wollen kann. — Wer hätt' es nicht, wie einst die Fürstin Galitzin schon einmal empfunden, das „Kontradiktorische" der „sich selbst aufhebenden Wünsche".

Doch noch verlockender erschienen Kierkegaard, dem Geistesmenschen, die noch viel schwierigeren, ja unlösbaren Mysterien der Liebe Gottes in der dogmatischen Theologie. In diese grübelt er sich wie keiner sonst hinein, sie soll ihm nicht entschlüpfen, die geheime Logik des Heilsplans. Und wenn er sich in Widersinniges verstrickt — ach, wie sollte man vom „gering denken" vom „Paradox"? „Das Paradox", so heißt's im 3. Kapitel der

Digitized by Google

„Philosophischen Bissen“ (gleichfalls von Chr. Schrempf übersetzt) ist des Denkens Leidenschaft, und der Denker, welcher das Paradox meidet, ist wie der Liebende, welcher die Leidenschaft fern halten will: ein mittelmäßiger Patron. Jeder Leidenschaft höchste Potenz ist aber, daß sie ihren eigenen Untergang will; und so ist es auch des Verstandes höchste Leidenschaft, daß er den Anstoß will, obgleich der Anstoß auf die eine oder andere Weise sein Untergang werden muß.

Dies ist also die höchste Leidenschaft des Geistes, „etwas zu entdecken, das er selbst nicht denken kann“. Dies ist das rechte Thema der Kierkegaardschen Dialektik. Hier laßt uns noch ein wenig verweilen! Vielleicht strömt auch an dieser äußersten Grenze, unmittelbar am Abgrund, der den Geist verschlingen will, ein Quell des Lichts!

Zunächst noch einiges Erläuterndes zum Paradox! Über das Sinnliche, das „die Äußerlichkeit, das Außereinander zu seiner Grundbestimmung“ habe und über den Verstand, der das „Festhalten, Perennieren bei den Denkbestimmungen als schlechthin außereinander, verschieden, selbständig gegeneinander bleibender“ sei, stellt bekanntlich Hegel die Idee als das Erfassen des Ineinander, als die Wahrheit des Vernünftigen, der die sinnlichen Unterschiede und das verstandesmäßige Auseinanderhalten nur „vorübergehend“ sei. Das Wie erforschte seine „Dialektik“. (Siehe auch Hegels Religionsphilosophie. In gekürzter Form mit Einführung, Anmerkungen und Erläuterungen herausgegeben von Arthur Drews. Verlegt bei Eugen Diederichs. Die absolute Religion, S. 336.) Jedoch das Historische ist hier nebensächlich. Entscheidend ist, daß die Intuition des Ineinander, der „Monismus“, auch dem modernen Geiste eigen ist. Doch kommen wir damit über die Gegensätze von Lust und Leid hinweg? Gibt's ein Vermittelndes zwischen Gut und Böse? Ringt nicht im Praktischen das Höhere mit dem Niederen, der Oberwert gegen den Unterwert? Hat auch die Seele nicht im Kampf der Qualitäten und Werte ihre Spannkraft, ihr Leben? Gegen den Vernunftmonismus wendet sich also der Dualismus des Fühlens und Werdens. In diesem aber hat Sören Kierkegaard seine Kraft. Just dieser Dualismus aber führt ihn zum „Paradox“.

Mit aller Einseitigkeit des leidenschaftlichen Gegenspielers macht er die Distinktionen „absolut“, gewinnt eine Freude an der „Nichtübereinstimmung“, und diese sättigt sich am „Paradox“.

Digitized by Google

Natürlich ist dann Gott das „absolute Paradox“. Um dieses recht lebendig glaubhaft zu machen, führt er zwei Lehrer, nämlich Sokrates und Jesus, vor. Von diesen beiden überzeugte Sokrates bekanntlich den Schüler, daß die Wahrheit schon in demselben lag, das Lernen ist ihm immer ein „Erinnern“, sein Philosophieren war Mäeutik (Entbindungskunst). Wir wollen hier nun davon absehen, wie Kierkegaard das Lehren Jesu mit einer eigentümlichen Metaphysik des Augenblicks, des Werdens, der Geschichte verknüpft. Den Ausschlag gibt hier, daß dies Lehren den Schüler aus Unwahrhaftigkeit befreit, die bis dahin das Gute verschlossen haßte und in sich selbst befangen lag. Muß aber Gott ihn nicht als Wahrhaftigkeit erlassen, als Gegensatz zwar zu seiner bisherigen Verstocktheit, doch aber darum nur als ethisches (die Wahrhaftigkeit als Wille zur Wahrheit geht hier nur die Ethik an), nicht als intellektuelles Paradox? Die ethische Verschiedenheit ist aber in dem Moment behoben, wenn der Bekehrte wahrhaft geworden ist. Das spekulative Paradox hat also in diesem Prozesse nichts zu schaffen.

Dies läßt sich eher dann als ethisch orientierend retten, wenn der Mensch sich mit dem Höchsten verbunden glaubt. Denn gar zu gern stellt er das Göttliche nach dem Bilde seiner Individualität sich vor. Wie nun der „Sprung“ als plötzliche Autosuggestion zum Bösen zu den Gefahren, die man nicht vergessen darf, zu rechnen ist, so auch die ethisch „zweifelhafte“ Personifikation des Höchsten als ein konstantes Hemmnis der Entwickelung, als dauernde Autosuggestion. Verzichten können wir auf Persönlichkeitssymbole für Gott zwar nicht. Das völlig „Unpersönliche“ verflüchtigt sich in Atheismus, der aber nicht der Wahrheit unserer Innenprozesse entspricht. So hält sich unsere Vorstellung von der Gottheit zwischen Persönlichem und Unpersönlichem schwebend. (Das ist die Wahrheit des Pantheismus, die Arthur Schopenhauer nicht begriff. Persönlichkeitsmomente sind ja auch die beseelten (!) Atome Häckels oder die „Kategorien“ mit denen Eduard von Hartmann das Unbewußte beschenkt.) Dem religiösen Gefühle aber genügt am ehesten der Begriff der „Überpersönlichkeit“. Dies Paradox erfüllte seine Mission dann völlig, beugt es der Apotheose des eigenen Ego vor. Die Kierkegaardsche Dialektik hätt' uns wieder auf einen Weg zur Selbstkritik geführt. Das würde auch in seiner Erkenntnislehre nicht ausbleiben. Doch davon reden wir ein andermal.

Digitized by Google

Genug, mag Kierkegaard gar viel des neuen Weins verloren haben, weil er ihn in die alten schadhaften Dogmenschläuche goß — gut war der Wein! Er duftet ein Aroma hohen Ernstes und — er reift nach.

Die Reklame.

Ihre Entwickelung und Bedeutung.

Von Dora Feigenbaum.

[Teil I.]

Theorien sind hartnäckig. Auf der Suche nach dem Ursächlichen übersehen sie die Erscheinungen. Diese müssen ihnen erst tüchtig über den Kopf wachsen, um Gnade vor ihren Augen zu finden. Es kann aber auch geschehen, daß sie dann erst recht vor ihrem Zugriff sicher sind. So ist's der Nationalökonomie mit derjenigen Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens ergangen, die ihrem Wesen nach die schreiendste und am meisten in die Augen fallende von allen ist. Wenn wir beim Durchblättern der nationalökonomischen Hauptwerke kaum einmal oder höchstens nur eine mürrische Bemerkung über die Reklame finden, so mutet es uns an, als wollten sich die gelehrten Alten dergestalt an dem ausgelassenen Kinde rächen. Bei der heute gangbaren Systematik der Wirtschaftstheorie kann das jedoch nicht sehr wundernehmen. In welches Schubfach soll denn eigentlich dieses bunte, lustige, schillernde Wesen gesteckt werden? In die Lehre vom kaufmännischen Absatz? Das tut der gründliche Van der Borght.*) Doch es ist klar: Da bleibt die Reklame der Produktion vor der Tür stehen. Aber schließlich — Van der Borght hat's ja nur mit dem Handel zu tun! Wieso konnte es jedoch Werner Sombart**) geschehen, daß auch bei ihm, dem feinfühligen Betrachter unseres Wirtschaftslebens, die Reklame nur einen arm-

*) Van der Borght, Handel und Handelspolitik: 1900.

**) Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus: 1902, II. Bd.

Digitized by Google

seligen Unterschlupf beim Kleinhandel erhielt? Die — noch dazu historisch unrichtige — Ausrede auf die Entstehung der modernen Reklame im französischen Kleinhandel Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts bleibt eben eine Ausrede, die dadurch nicht etwas Anderes wird, daß sich Sombart anscheinend dessen bewußt ist. Der eigentliche Platz für die Behandlung der Reklame innerhalb der heutigen nationalökonomischen Systeme scheint mir die Lehre von der Konkurrenz zu sein. Wenn nämlich die Reklame im Prinzip auch nicht erst durch den Konkurrenzkampf hervorgerufen wird, so ist er es doch sicher, der sie derart intensiv und selbständig werden läßt, daß sie wirtschafts-theoretisch in Betracht kommt. Freilich würde sie auch in diesem Falle bloß als ein Mittel der gewerblichen und Handelskonkurrenz behandelt werden. Zweifellos ist jedoch die Reklame, wie die Konkurrenz selber, eine allgemeine soziale Erscheinung, und auch als Begleiterscheinung des außerwirtschaftlichen Wettbewerbes repräsentiert sie einen national-ökonomischen Faktor von durchgreifender Bedeutung. Unter diesem Gesichtspunkte ist jedoch der Reklame der Zugang zur heutigen Wirtschaftstheorie verschlossen.

So steht denn das ungezogene Kind vor den Pforten der Wissenschaft, und kaum hat sich jemand um seinen Namen und seine Herkunft gekümmert. „Reklame" sagen die meisten mit einem Hohn auf jede Etymologie „ist Erweckung des öffentlichen Interesses mittels raffinierter Mittel" und übersehen ganz den plumpen Marktschreier und die lockenden Rufe der Obstfrau. Ein anderer*) braucht „eine besondere Empfehlung und weitere Bestimmungsgründe behufs Erweckung der Lüsternheit und der Gefangennahme des Willens" zu einer Definition der Reklame. Als ob nicht dasselbe Wort, das unter bestimmten Umständen eine bloße Anzeige wäre, durch die Bewirkung seiner besonderen Auffälligkeit in Reklame umgewandelt werden könnte. Ein derartiges Einengen läßt uns offenbar nicht zu dem Begriff Reklame gelangen. Das wesentliche objektive Merkmal dieser Erscheinung scheint mir vielmehr ganz im allgemeinen in ihrer anregenden, öffentliches Interesse erzeugenden Art zu liegen. Vom Standpunkte des Subjektes müssen freilich alle diejenigen Interesseerregungen ausgelassen werden, die unbewußt oder aus rein unpersönlichen selbstlosen Motiven geschehen. Reklame wäre demnach Erregung der Aufmerksamkeit und des öffentlichen Interesses

*) E. Dillmann, Die Presse im Dienste des Kaufmanns.

Digitized by Google

durch irgend ein Mittel, sei es Wort, Schrift oder Tat, für eine Person, einen Gegenstand oder ein Unternehmen, sofern sie aus Motiven des persönlichen Nutzens hervorgeht.

Schon eine derartige Begriffsbestimmung müßte vor dem immer und immer wiederkehrenden Irrtum, daß die Reklame eine ganz moderne Erscheinung sei, bewahren. Für die Reklame des wirtschaftlichen Lebens erhält diese Ansicht eine Stütze durch Büchers verbreitete Theorie von der Entstehung der Volkswirtschaft. Bekanntlich sind nun jedoch von seiten der Historiker, insbesondere vom Berliner Altertumsforscher Eduard Meyer, die Anschauungen Büchers angegriffen worden. Danach soll es freie Produktion und freien Wettbewerb schon im Altertum gegeben haben. Diese letztere Anschauung ist nun zweifellos mit den Resultaten der bisherigen Reklamegeschichtsforschung viel mehr in Einklang zu bringen. Leider haben wir es hier mit einem noch sehr unbebauten Feld zu tun; denn außer dem hauptsächlich auf englische Zustände bezugnehmenden Werke Henry Sampsons,*) kann nichts wissenschaftlich in Betracht kommen. Sampson glaubt die Entstehung einer Reklame bis in die vorgeschichtlichen Zeiten verlegen zu können. Doch bringt es die Gestaltung, welche das Reklamewesen in diesen Perioden notwendig haben mußte, mit sich, daß uns keine Quellen als Beleg dieser Vermutung zu Gebote stehen. Da es sich nämlich um Zeiten handelt, die die Schrift noch nicht kannten, war die Reklame zweifellos ausschließlich auf die mündliche beschränkt. Dagegen fehlt es uns für die ältesten Perioden der Geschichte nicht an direkten Beweisen für das Vorhandensein der Reklame. Sowohl bei den alten orientalischen Kulturvölkern des Mittelmeeres (Ägyptern, Phöniziern und Juden) als auch im klassischen Griechenland sind Spuren eines Reklamebetriebes aufgefunden worden. Allen gemeinsam ist der Ausrufer, bei den Griechen κῆρυξ genannt. Das Ladenschild findet sich bei Ägyptern und Griechen vor, und letztere entwickeln sogar den öffentlichen Anschlag: λευκώμα.

Jedoch unvergleichlich reicher als für diese Völker ist das direkte Quellenmaterial für die Reklamegeschichte des Römischen Reiches. Auch auf diesem Gebiete nämlich erweisen sich Herkulanum und Pompeji als eine Fundgrube unserer Erkenntnis, wie sie uns sonst nirgends zu Gebote steht. Eine Wanderung durch die Straßen der beiden verschütteten Provinzstädte belehrt uns

*) Henry Sampson, A history of Advertising, London 1875.

Digitized by Google

bald, daß das Reklameweſen im alten Römiſchen Reich zur Zeit der erſten Kaiſer Dimenſionen erreicht hat, die zumindeſt einen Vergleich mit den unſrigen zulaſſen. Das Straßenbild der beiden Städte erhält durch die Reklame ſein Gepräge. Wohl gibt es im alten Pompeji keine Schaufenſter, dafür aber trägt die ganze Bauart der Kaufmannsläden der Reklame Rechnung. So wie wir noch heute auf der Balkanhalbinſel bei den Orientalen die Läden ganz offen finden, ſo fehlt auch den pompejaniſchen die zur Straße zugewendete Vorderwand. Alle Waren ſind auf dieſe Weiſe dem am Fußſteig gehenden Publikum ſichtbar, und zweifellos werden die Inhaber nicht unterlaſſen haben, durch beſondere Anordnung der Waren die Aufmerkſamkeit auf ihre Geſchäfte zu lenken. Wie die Schaufenſter, fehlen größtenteils auch die heute unumgänglich notwendigen Firmen. Ihre Stelle vertreten die gemalten oder in Ton oder Stein geformten Ladenzeichen. Erſtere wurden direkt an die Faſſadenpfeiler dieſer weit offenen Läden angebracht; die zweiten entweder beim Eingang aufgeſtellt oder in die erwähnten Pfeiler eingelaſſen. Daß dieſe Zeichen wirkliche Reklamemittel waren, beweiſt die Sorgfalt und der Wetteifer in betreff ihrer Verfertigung und Ausſtattung. Haben wir es hier doch mit einer förmlichen Reklamekunſt zu tun! Wie anders iſt es zu nennen, wenn in Pompeji der eine Weinhändler ſich als Ladenzeichen ein Tonrelief anfertigen ließ, das zwei eine Amphora auf den Schultern tragende Männer zeigt, und ein anderer ſich eine Statue des Bacchus, der eine Traube ausdrückt, zu eben demſelben Zwecke erwählte. Auch in anderen Gewerben zeigt ſich eine Mannigfaltigkeit dieſer Embleme. So diente als Zeichen der Bäcker eine Garbe Weizen, ein Mühlſtein oder eine von Maultieren getriebene Mühle. Bei einem Milchhändler fand man eine Ziege in Terrakottarelief an ſeinem Ladenpfeiler angebracht. Und ein ganz originelles Zeichen beſaß ein Schuſter in Herkulanum; es beſteht aus einem hübſch gemalten Amor, der ein Paar Frauenſchuhe, den einen über ſeinem Kopf, den anderen in der Hand trug.

Neben dieſer ausgebildeten Tat- und ſymboliſchen Reklame kannte das alte Rom auch die mündliche und ſchriftliche. Erſtere wurde durch die öffentlichen Ausrufer, praecones genannt, ausgeübt, die eine eigene Berufsklaſſe bildeten, letztere hatte zu einer eigenartigen Einrichtung, nämlich des ſogenannten Albums geführt. Ein ſolches fand man in Pompeji. Es beſteht darin, daß die äußere Mauer der Eumachia, eines dem Handel und

Digitized by Google

Verkehr dienenden Gebäudes, durch flache Pfeiler in eine Reihe von Feldern zerlegt wurde. Diese waren mit weißem Stuck überkleidet (daher Album), auf den man die Anzeigen mit schwarzer oder roter Farbe anmalte. War das Album voll, so wurden die veralteten Anzeigen einfach überweißt und aufs neue beschrieben. Die Eumachia war eine staatliche Einrichtung und diente sowohl für staatliche Ankündigungen, wie auch für solche von Privatpersonen, die eine bestimmte Miete dafür zu entrichten hatten. Neben ihr gab es öffentliche Anzeigen an den Privat- und Staatsgebäuden, und insbesondere in den Thermen, dem bekannten Sammelplatz der Römer. Auch das Inseratenwesen war den Römern nicht unbekannt. Die Actadiurna, das römische Tageblatt, enthielt neben Berichten über öffentliche Versammlungen, Vorgänge am Hofe auch Anzeigen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens.

Fast alle hier vorgeführten Denkmäler der römischen Reklame stammen aus der Kaiserzeit des ersten Jahrhunderts. Sie zeigen uns eine solche Blüte des Reklamewesens, daß die Annahme berechtigt ist, daß eine lange Entwickelung vorhergegangen ist, die vielleicht in dieser Zeit ihren Abschluß erreicht hatte. Es muß nämlich in Betracht gezogen werden, daß Pompeji und Herkulanum Kleinstädte von verschwindender Bedeutung waren und daß also unzweifelhaft Rom selbst und die anderen Handelszentren dieser Zeit eine unvergleichlich größere und raffiniertere Reklametechnik entwickelt haben mußten. Sprichwörter, wie das auf die Reklame der Gastwirte bezügliche: „Vino vendibili suspensa hedera non opus est“ dürften in dieser Zeit nicht vereinzelt dastehen und lassen darauf schließen, daß man in dieser Periode der Reklame gegenüber abgestumpft zu werden begann. Es scheint demnach, daß dem wirtschaftlichen Zerfall des raffinierten Rom ein Verfall der auf die Spitze getriebenen Reklame vorangegangen ist; ebenso wie der politische Niedergang des republikanischen Lebens von der Pflege einer degenerierten politischen Reklame, für deren Kennzeichnung die Worte „panem et circenses“ genügen, begleitet war. Keinesfalls geht die Wurzel unserer heutigen Reklame auf Rom zurück. Hier handelt es sich im Gegenteil um eine ganz selbständige Entwickelung.

Auch hier steht am Anfang der Ausrufer. Er gewinnt jedoch im mittelalterlichen Europa eine viel umfassendere Bedeutung als in der Antike. Er ist eine ganz allgemeine Erscheinung, und wir finden ihn sowohl in Frankreich, Italien und Deutschland,

Digitized by Google

als auch in England. Die wichtigste Ursache für seine dominierende Stellung war die bekannte Unkenntnis des Lesens und Schreibens in diesen Zeiten. So wird denn, wie Sampson einmal richtig bemerkt, der Ausrufer das wichtigste Medium zwischen den Kaufleuten und dem Publikum. Bereits im 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir zuerst in Frankreich die Ausrufer in Zünfte organisiert. Im Jahre 1258 erhielten die französischen Ausrufer von Philipp August ihre Statuten. Von der Wirksamkeit und Aufdringlichkeit dieser Reklamemacher legt ein ebenso anschauliches, als interessantes Zeugnis ein prächtig gestochenes Spottblatt von dem Nürnberger Künstler Lorenz Strauch*) ab, welches aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammt und folgende Inschrift trägt:

„Wer ietzmaln dem gellt locken und etwas dergestalt verdienen wil,
„Müoß ryssen Seltsam posen und täglich bringen nüwe spil."

Handwerkerreklame kann es zur Zeit des Ausschlusses der Konkurrenz durch das Zunftwesen selbstverständlich nicht geben. Erst mit dem Verfall des Zunftwesens hebt eine bis auf unsere Zeiten währende Entwickelung der Reklame an. Mit ungeahnter Raschheit entwickelt sich das Schildwesen. Hatten um die Wende des 16. Jahrhunderts die Regierungen es für nötig gefunden, Bestimmungen zu erlassen, nach welchen jeder Händler verpflichtet war, ein Aushängeschild an seinem Haus zu befestigen, so sahen sie sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte gezwungen, mit beschränkenden Verordnungen dem Überwuchern der Reklame zu steuern. Bei der Sucht, sich gegenseitig zu übertreffen, wurden die in die Straßen hineinragenden Eisenstäbe, an welche die Aushängeschilder befestigt wurden, immer länger und die Tafeln immer breiter, so daß die ohnehin engen mittelalterlichen Straßen Gefahr liefen, versperrt zu werden. Ein solches Übermaß führte zu Verordnungen, daß die Aushängeschilder nunmehr an die Wand geheftet werden müssen, und so entsteht die moderne Firmatafel. Dieser Umstand, zusammengehalten mit dem oben erwähnten Spottbild, zeigt ganz deutlich, wie sehr am Beginn der Neuzeit jene Erscheinung, die wir so ganz gewohnt sind, als unsere „Erfindung" in Anspruch zu nehmen, das wirtschaftliche Leben beeinflußte. Und sogar Reklamekunst hat es gegeben! Und was für

*) Siehe Reproduktion in dem Werke: „Reklamekunst" von Walter von zur Westen, Bielefeld und Leipzig 1903.

Digitized by Google

eine! Correggio, Paul Potter, Holbein, Watteau, das sind die Künstler, die ihren Pinsel in den Dienst des Handels stellten. So ist der Urheber des in der Galerie Sutherland befindlichen Bildes „Maultiertreiber mit einem Maulesel", das einer Wirtschaft als Aushängeschild gedient hat, Correggio. Am interessantesten sind zwei im Basler Museum befindliche Holbein, von denen einer, aus dem Jahre 1516 stammend, die Reklame eines Schulmeisters darstellt und eine sehr interessante, im köstlichen Marktschreierstil gehaltene Inschrift trägt.

Um diese Zeit war freilich auch schon die Erfindung gemacht worden, die neue bedeutende Zweige der Reklametechnik entstehen lassen sollte — die Buchdruckerkunst. Mit ihr war jedoch zugleich auch eine Industrie gegeben, die selbst für sich einer unvergleichlichen Reklame bedurfte. Aus dem Jahre 1486 stammt die älteste bekannte Schriftprobe, deren sich die Buchdruckerei des Erhart Ratdold aus Augsburg als Reklamemittels bediente. Aus demselben Jahrhundert sind über 20 buchhändlerische Anzeigen bekannt. Als erste bekannte Affiche führt Walter von zur Westen die im Jahre 1518 mit Illustrationen von Eberhard Altdorfer versehenen Affiche einer Lotterie an. Aber alle diese Erzeugnisse der Druckerpresse können sich bei weitem nicht mit einem anderen Reklamemittel messen, das ebenfalls der Buchdruckerkunst sein enormes Aufblühen verdankt, nämlich der Annonce. Die ersten Annoncen, die in Frankreich und England in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts fallen, können freilich als Reklame nicht bezeichnet werden. Sie beziehen sich größtenteils auf Anzeigen von Verlusten, Faustkämpfen, Schulen und später auch von Theatervorstellungen. Handelsgeschichtlich kommen nur die Anzeigen der Verkäufe der Negersklaven in Betracht. Das 18. Jahrhundert schafft dann die moderne Handelsannonce. Es ist bezeichnend, daß die Amerikaner, die ihren Namen heutzutage mit der Reklame unzertrennbar verknüpft haben, die ersten sind, die die Vorteile der Annonce erfaßten und sie am raschesten auszunützen wußten. Schon im Jahre 1704 erschien in Boston der „Boston Newsletter", und gleich von diesen Anfängen an bildet der Annoncenteil die ergiebigste Quelle der Einkünfte für die amerikanischen Zeitungen. In Deutschland entwickeln sich die geschäftlichen Annoncen erst am Ende des Jahres 1789.

* * *

Digitized by Google

So sind denn zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast alle Formen der Reklame vorhanden, in denen sie weiterhin in Erscheinung treten sollte. Zugleich trat jedoch auch der große wirtschaftliche Umschwung ein, dem sie ihre riesige Entwickelung verdankt. Die Technik begann ihren Siegeslauf; der Verkehr steigerte sich ins Unendliche, die Maschinenindustrie nahm ihren Aufschwung und die Presse wurde zur Großmacht. Aber die wichtigste Voraussetzung zur fabelhaften Ausbreitung der Reklame hatte die Revolution gebracht. 1791 gab sie Frankreich die Gewerbefreiheit, und diesem Beispiele folgten früher oder später alle Staaten des Kontinents. In England hatte tatsächlich schon lange vorher ein Zustand der Gewerbefreiheit geherrscht, und dieses Land sowie Nordamerika ist es denn auch gewesen, wo sich das Reklamewesen am frühesten und intensivsten entfaltete. Darauf folgt Frankreich und verhältnismäßig spät Deutschland. Hier erreichte die Reklame ihre beherrschende Stellung erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ja, manche Formen derselben entwickelten sich bei uns erst im letzten Jahrzehnt.

Wenn die Reklame demnach nicht ihre Entstehung unserer Zeit verdankt, so hat sie ihr uns vertrautes Gepräge erst im letzten Jahrhundert erhalten können. Wir haben gesehen: Reklame hat es fast zu allen Zeiten gegeben, ja sogar eine besondere Intensität derselben konnten wir in einigen Perioden konstatieren. Aber zu allen diesen Zeiten stellt sie sich doch nur als, wenn auch stellenweise überwuchernde, Einzelerscheinung von mehr oder weniger Bedeutung dar: Ihr Hauptmerkmal ist ihre Gebundenheit an den Gegenstand, ihr Hauptfaktor, wenigstens für die nachrömische Entwickelung, der Ausrufer. Dem gegenüber ist die moderne Reklame Allgemeinerscheinuug geworden: sie hat sich zum größten Teile von ihrem Gegenstande losgelöst, ihr Hauptfaktor ist das gedruckte Wort. Wenn J. Lemcke in seinem „Handbuch der Reklame" von der heutigen Reklame sagt, sie sei „Wissenschaft" geworden, so hat dies wohl eben keinen anderen Sinn, als daß sie sich zu einer selbständigen, eigenen Erscheinung verdichtet habe. Erst in unserer Zeit ist der Allgemeinbegriff „Reklame" aufgekommen, unter den alle die unzähligen bunten Erscheinungen von der überwältigenden Weltausstellung bis zu dem Heringfaß vor der Ladentür des Krämers subsummiert werden. Die Reklame hat sich förmlich zu einer selbständigen Macht organisiert, die alle Gebiete nicht nur des wirtschaftlichen, sondern überhaupt des sozialen Lebens umfaßt: man kann wohl mit van

Digitized by Google

der Vorgbt sagen, daß sich heute niemand der Reklame entziehen kann. Kein Gebiet menschlicher Betätigung und sei es auch das der subtilsten Geistesarbeit, sofern es nur irgendwie in das soziale Leben einbezogen wird, bleibt von den Eingriffen der Reklame verschont: friedlich ruht auf der Anschlagsäule das meterlange Plakat des Geigenkünstlers neben dem schreienden Ausverkaufsplakat eines Galanteriewarengeschäftes und dicht daneben ein wissenschaftlicher Vortrag und das neueste Kunstwerk eines Bildhauers. Diese Nivellierung vollbrachte die Technik des Maschinenalters. Auch die Reklame wurde durch dasselbe in den industriellen Betrieb einbezogen. Der Mensch, als direktes Reklamemittel wird verdrängt (der Ausrufer hat sich als selbständige Erscheinung nur noch in einzelnen romanischen Städten erhalten) und dadurch dem ausgerufenen Wort die beherrschende Stellung auf diesem Gebiete geraubt. An seine Stelle tritt der gedruckte Buchstabe. Die Reklame ist so, ganz in Widerspruch zu der Bedeutung ihres Namens, in unserer Zeit stumm geworden. Das von ihr in Anspruch genommene Sinnesorgan ist nicht mehr das Ohr, sondern das Auge, und hatte Lorenz Strauch über Trommelwirbel und Schreie geklagt, so sind es heute die Farben- und Lichtwirkungen, die wir als schreiend empfinden.

Aber diesen schweigenden Erzeugnissen der Maschine wohnt eine unvergleichliche Kraft inne — die der Expansion. Und man kann sagen, daß eben nur diese Expansionskraft es ist, die ihre Wirkung verbürgt. Denn nicht mehr sind es die beschränkten wohlbekannten Kreise der Nachbarn, sondern eine anonyme tausendköpfige Masse, an die sie sich wendet. In diese nun dringt sie auf so unzähligen Wegen und Kanälchen ein, daß sich jeder einzelne von ihr gleichsam verfolgt fühlt. Kein noch so kleiner Ort ist ihr zu entfernt, keiner so gefährlich, daß sie nicht zu ihm vordränge, keine Gegend zu schön, als daß sie sich in ihr nicht einnistete. Sie geht achtlos an den sozialen Unterschieden vorüber, sie fragt niemand nach seiner Gesinnung, sie wendet sich in derselben Weise an den Groß- wie an den Kleinbemittelten, denn sie ist vielleicht das einzige der menschlichen Erzeugnisse, das umsonst geboten wird.

So stellt sich uns demnach die moderne Reklame, wie wir schon bemerkten, als Allgemeinerscheinung dar, und zwar sowohl im Hinblick auf diejenigen, die sich ihrer bedienen und an die sie sich wendet, als auch auf ihre Technik. Diese zeigt in bezug auf

Digitized by Google

den Betrieb eine starke Zentralisation, anderseits betreffs der Ausführung eine reiche Differenzierung. In erster Beziehung erinnere ich nur an die Annoncenbureaux, die großen Plakatierungsanstalten, Plakatausstellungen, die zusammenfassende Schaufensterindustrie und die Zentralstellen für Ausstellungen.

[Fortsetzung.]

Gibt es eine gelbe Gefahr?

Eine Antwort aus Kultur- und Religionsgeschichte.

Von Theodor Kappstein.

Von hoher Stelle aus wurde vor etlichen Jahren den Völkern Europas die Mahnung zuteil in jenem vielberufenen allegorischen Bilde, ihre heiligsten Güter zu wahren. Die Gefahr, welche die kampfgegürteten christlichen Ritter, die Vertreter der einzelnen Länder, auf den Plan gerufen hatte, kam vom fernen Osten in einer Wolke unheildrohend herangeschwebt, symbolisiert durch den ehrwürdigen „Alten der Tage", der den Indern im Buddhismus jene feine, müde und doch nicht passive Lebensstimmung und Weltanschauung geschenkt hat, die in der Gegenwart, besonders in Frankreich und Deutschland eine wachsende Schar von neuen Anhängern sich gewinnt. Die blutigen Ereignisse der allerletzten Zeit, wie sie sich zwischen Rußland und Japan abspielten, haben die geistige Nähe Europas zu der „gelben Gefahr", die jenes kaiserliche Bild zu beschwören suchte, nur noch verstärken können. Denn wir halten es mit Schillers Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, und sagen, indem wir geschichtsphilosophisch ihren Spuren folgen, mit dem Steinklopferhans Anzengrubers (in den Kreuzelschreibern): „Es kann dir

Digitized by Google

nix geschehen. Denn du gehörst zu dem All und das All gehört zu dir. Es kann dir nix geschehen."

Doch wir verlassen schnell wieder das politische Gebiet, dieweil ein politisch Lied garstig ist, und betreten kulturgeschichtlichen Boden. Unbestreitbar ist die Tatsache, daß Japan Wissenschaft und Technik trotz seiner Jugend als moderner Kulturstaat so erfolgreich und sicher zu handhaben weiß, wie die europäischen Staaten. So ist also das Christentum doch nicht die unerläßliche Vorbedingung eines Kulturstaates! Bedeutet dieses Faktum eine Gefahr, die sogenannte „gelbe" Gefahr? Die kaiserliche Universität in Tokio, die am 1. März 1886 gegründet wurde, enthält sechs Fakultäten, mit Ausschluß der Theologie, der der Rang einer Wissenschaft, sofern sie nicht Geschichte der Religionen ist, aberkannt wird: die juristische und medizinische Fakultät, die Ingenieur- und die Literaturhochschule, die Akademie der Naturwissenschaften und die landwirtschaftliche Hochschule. Erst diese organische Zusammenfassung aller Zweige des akademischen Unterrichts ist die wahre „universitas literarum", nach der wir Abendländer uns in den Fesseln der völlig unzureichenden traditionellen vier Fakultäten seit langer Zeit vergeblich sehnen —, wie sie bisher leider nur als Aufschrift an unseren Universitätsgebäuden leuchtet. Dort bei dem jugendfrischen Völkchen im östlichen Inselmeere Asiens keine Abtrennung des Polytechnikums und seiner Graduation von den sogenannten Geisteswissenschaften, sondern ein Organismus mit vielfacher gesunder Gliederung, eine Harmonie des Wissens und Könnens, die schlechthin vorbildlich genannt werden muß.

Ebenso zum Nachdenken anregend ist die Ethik der Japaner, die bekanntlich eine konsequent dogmenfreie Sittenlehre ausgebildet haben — Japan hat vor dreißig Jahren die Kirche vom Staat durch den Kaiser abgetrennt, wie es soeben auch Frankreich vollzogen hat. Ich nenne in diesem Zusammenhang als ein Quellenwerk allerersten Ranges über Japan mit ungeteilter Anerkennung: Unser Vaterland Japan, dessen Verfasser ohne Ausnahme japanische Autoritäten sind. Das Werk, das Alfred Stead im vergangenen Jahre herausgab*), gestattet die intimsten Einblicke in das Leben und die Anschauungswelt der Japaner. Es behandelt streng wissenschaftlich und in übersicht-

*) Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Digitized by Google

lichen knappen Abschnitten: Japans Wachstum, die politischen Parteien, die Nationalpolitik unter der Verfassung und die Organisation des konstitutionellen Staates; das Heer, die Marine, Diplomatie, auswärtige Politik; die Erziehung, die Religion; die Finanzen, das Bankwesen, Handel und Industrie, Hauptindustriezweige (Ackerbau, Seidenzucht, Reis, Tee, Forstkultur, Seeerzeugnisse, Tabakblättermonopol, Regierungsstahlwerke und Petroleum); auswärtiger Handel, Bergbau; Arbeit; die Handelsmarine, Eisenbahnen, das Rechtssystem, Polizei und Gefängnisse, Kunst und Literatur, Japanische Zeitungen; Post, Telegraph und Telephon; die Stellung der Frau, das kaiserliche Parlament, die kaiserliche Familie. Diese achtundzwanzig Kapitel bergen eine nicht leicht auszuschöpfende Fülle des gediegensten Materials über Japan.

Die Religion Japans umfaßt zwei wichtige Kapitel: die moralischen Grundsätze unter dem Sammelbegriff „Bushido" und den Ahnenkultus. „Es ist eine ganz allgemeine Auffassung fremder Touristen, daß dem japanischen Leben die Moralität mangle, wie seinen Blumen der Duft; ein trauriges Bekenntnis der moralischen und intellektuellen Spannkraft des Touristen selbst! Wer Wohlgerüche nur mit der Rose oder Moral nur mit dem konventionellen Christentum verbinden zu müssen meint, der wird freilich durch den Mangel beider in Japan enttäuscht werden; aber das beweist nicht, daß Umi-Blüten duftlos sind, oder Ritterlichkeit nicht die beste Lebensführung lehrt. Der Ursachen gibt es viele für die Unkenntnis des geschäftigen Westens über den fernen Osten, namentlich wenn es sich um Dinge handelt, die weder für Geld zu haben sind noch gegen Kasse gekauft werden können, und wir haben weder den Umi-Duft auf Flaschen gezogen, noch das Rezept für Ritterlichkeit in Duodezformat mit Goldschnittausgabe verlegt, mit der Methodisten oder Episkopattheologen ausgestattet zu sein pflegen. Wie schwierig muß den Europäern die Auffassung unserer Ritterlichkeit sich gestalten! Jedoch ein etwas vertrauter Umgang lehrt gar bald, daß der Gentleman so ziemlich überall ein Gentleman bleibt, fast immer derselbe Typ und nach keiner Richtung hin sehr verschieden voneinander." Man ersieht aus diesen Ausführungen eines japanischen Gelehrten, die nicht ohne lebhaftes Selbstgefühl nach dem Westen blicken, daß der Grundzug der japanischen Moral die Ritterlichkeit ist. „Man sagt, das Zeitalter der Ritterlichkeit gehöre der Vergangenheit. Ja, als Institution ist sie verschwunden,

Digitized by Google

aber als ein Tag der Trauer müßte der gekennzeichnet werden, an dem auch die Tugenden der Ritterlichkeit mit ihr vergangen wären! Glücklicherweise für uns, leben sie weiter wie die körperlosen Geister, zwar etwas modifiziert, aber unverändert in ihrem Wesen."

Und diese Ritterlichkeit erklärt der Japaner für die bei ihm herrschende moralische Macht. „In ihrer Gewalt leben wir, bewegen wir uns, aus ihr schöpfen wir unsere Daseinsbedingungen." Diese Ritterlichkeit ist die deutsche Übertragung für den japanischen Sammelnamen „Bushido": Kämpfender Ritter Art. Für den echten Japaner sind Gentleman und Krieger identische Begriffe. Die Moral von Bushido beruht also auf Mannhaftigkeit und Männlichkeit. Es ist die alte römische Einheit von Tapferkeit und Tugend in der japanischen „virtus". Diese Lehre bekennt sich nicht zu einer höheren Offenbarung und rühmt sich keines Stifters. Ihre höchste Weihe liegt in dem ihr innewohnenden Gefühl der Scheu gegen alles Unrecht und in dem Bewußtsein der Ehre, recht zu tun. Sie bietet keine philosophischen Beweise für diesen Glauben; aber sie bekennt sich zu dem kategorischen Imperativ Kants in dem Bewußtsein, daß das moralische Sittengesetz in der Brust, wie es sich im Gewissen kund gibt, die Stimme Gottes sei. Die Macht des Bushido, die nicht in einem systematischen Lehrgebäude festgelegt ist, wirkt im Volke als eine ungeschriebene, aber lebendige Kraft. Man nennt dies ritterliche Verhalten den Samuraismus; das, was dem Ritter, dem Samurai ziemt. Aus zwei Quellen nährt sich diese Anschauung des Bushido. Zuerst aus den chinesischen Klassikern, besonders Konfuzius und Menzius. Sie haben das angeborene ethische Bewußtsein der Japaner, das sie mit allen Menschen teilen, erweckt und in reichen Anschauungsformen entwickelt. Fünf moralische Beziehungen stellt Konfuzius auf: zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau, Herr und Diener, Bruder und Bruder, Freund und Freund. Die zweite Quelle für Bushido ist der Buddhismus des Ostens. Der wohltätige Einfluß dieses Lichtes Asiens, schreibt Professor Inazo Nitobe, das unsere Zivilisation erhellte, war die Einführung der metaphysischen Elemente, die uns teilweise die Lösung der Geheimnisse unserer geistigen Natur lehrte, Gutes und Böses, über Leben und Tod, Dinge, mit denen der praktische Sinn unserer Krieger sich wenig beschäftigte, aber auf die jeder normale Mensch von Zeit zu Zeit, wenn er in beschaulicher Stimmung ist, seinen Blick wendet.

Digitized by Google

Wir können sagen, daß die arianische Religion unseren Sinn mehr zur Betrachtung anleitet, während Shintoismus trotz seiner Anbetung der Natur uns mehr zum Denken veranlaßt. Was wir also vornehmlich in moralischer Richtung durch den Buddhismus gewonnen haben, ist die Methode der Betrachtung, ein modus operandi geistiger Reife, und nicht so sehr seine Philosophie oder sein Dogma.

Bushido ist nach der Auffassung der Japaner die Zusammenfassung der moralischen Instinkte ihrer Rasse. Er ist mit der Urreligion des Shintoismus im Einklang, weil beide an die Grundzüge ihres Wesens anknüpfen und diese in einer Art von Naturreligion entwickeln. Als moralischen Inhalt des Shintoismus kann man etwa angeben: Erkenne dich selbst, blicke in dein Inneres und erkenne, daß ein Gott in deiner Brust wohnt, der dir dies befiehlt und von jenem dich abhält. Folge seinem Gebot und du bedarfst keines anderen Gottes. (Das ist das Daimonion des Sokrates, von dem er in der „Apologie" vor seinen Richtern spricht; siehe Platon.) Erkenne, woher du kamst, nämlich von deinen Eltern und sie von den ihren und so zurück von Generation zu Generation. Du dankst dein Leben den Vorfahren; sie sind unsichtbar; aber du sollst ihnen dankbar sein. Bedenke ferner, wo du bist, nämlich in einem wohlgeordneten Staat, der dein Wohl und die Sicherheit der Deinen schützt. Nur in einem solchen Staat konnte dir deine Mutter das Leben geben und dich nähren, nur in einem solchen Staat können deine Kinder gedeihen. Deshalb vergiß nicht deinen Herrn und König, von dem Ordnung und Friede ausgehen. Also die moralische Verantwortung vor dem Forum des eigenen Gewissens, kindliche Liebe zu Eltern und Voreltern und die Ergebenheit gegen den Mikado: das sind die Säulen der japanischen Ethik. Das ist die Summa des Bushido. Die Pflichten gegen das eigene Ich setzen ein bei der Bewertung der eigenen Person als eines kostbaren Vätererbes; sie nennen es einen heiligen Schrein, in dem ein göttliches Etwas lebt, das dem Dienste Gottes, der Eltern und Vorgesetzten bestimmt ist. Die Tugend der Verehrung empfängt hier eine eigentümliche Nuance, indem sie mit der Selbstachtung in Einklang gesetzt wird. „Unser Körper ist ein Werkzeug," schreibt Professor Nitobe, „zu höheren Zwecken ausersehen als die des Inhabers. Er wird als etwas uns Geliehenes betrachtet, ausersehen als Behälter für unseren Geist." Man erkennt leicht, wie hier die Ideenlehre von Plato das japanische Denken be-

Digitized by Google

einflußt hat, der alte griechische Dualismus zwischen Seele und Leib, den Friedrich Nietzsche in seiner Zarathustradichtung so leidenschaftlich bekämpft hat, nachdem er durch Kant am Beginn des vorigen Jahrhunderts wieder neue Nahrung bekommen hatte. „Hygienische Gesetze wurden befolgt, nicht weil sie von guter Wirkung waren, vielmehr weil unsere Gesundheit für unsere Eltern eine Freudenquelle war und weil sie erforderlich war, um unserem König Dienste zu leisten. Es war allgemein gebräuchlich, daß jemand, der in der Jugend durch Krankheit starb oder im Selbstmord endete, seine trauernden Angehörigen für den vorzeitigen Tod um Verzeihung bat mit den Ausdrücken: Vergebt mir, daß ich vor euch hinweggehe; ich beklage, daß ich euch zurücklasse, jetzt wo ihr älter werdet. In eurem Alter werdet ihr mich entbehren; ich hätte für alles, was ihr an mir getan habt, nun auch etwas für euch tun können. Es ist aber des Himmels Gebot, und ich muß gehen." Ob die religiöse Anschauung des Bushido deistisch oder monotheistisch ist, läßt sich schwer ausmachen. Hier scheint der Buddhismus seinen Einfluß zu üben, der sich mit Bewußtsein aller dogmatischen Spekulationen enthält und sich damit begnügt, praktische Anweisungen für das wirkliche Leben zu geben. Das Ehrgefühl, oder wie sie sagen, das Bewußtsein der Schande, der „Ren-chi-schiu", ist das stärkste Motiv für das sittliche Verhalten. Dahinter tritt das Bemühen, die Geheimnisse des Lebens zu entschleiern, stark zurück. „Sie waren immer mit Ermahnungen beschäftigt, deren Nichtbeachtung auf den Übertreter feurige Kohlen der Scham häufte, was nur durch schweigenden Gehorsam gesühnt werden konnte." Ein Mann, der kein Ehrgefühl mehr hatte, verlor auch sein Anrecht auf humane Beurteilung und Behandlung.

Indem Bushido so das Göttliche im Menschen zur klaren Erkenntnis entwickelt, übersieht er nicht die niederen Triebe oder, wie man immer noch sagt, die „tierische" Natur. Ein japanischer Dichter hat das hübsche Wort geprägt: „Sollten Männer von dem einen Bösen sprechen — unserem Teufel —, so lache ihnen ins Gesicht und frage: Wie wäre es, wenn ihr euer eigenes Herz befragtet?" Je reiner eines Menschen Gewissen ist, denkt der Japaner, der sich im Gegensatz weiß zu der Sündenlehre des Apostels Paulus im Römerbrief, desto feiner ist sein Sinn für das Ehrgefühl. Darum ist die erste Pflicht des Samurai die Selbstbeherrschung. Ein Vers eines Kriegers aus

Digitized by Google

dem 11. Jahrhundert besagt, wieder lebhaft an Sprüche Buddhas erinnernd:

Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
Dann deine Freunde, endlich deine Feinde.
Das sind drei Siege und vereint so stark,
Daß sie des Siegers Namen Glanz verleihn.

Selbstbeherrschung ist die Gleichmäßigkeit des Temperaments unter den verschiedenen Lebensbedingungen; Besonnenheit und Geistesgegenwart, Seelenstärke — also die Tugenden des Spartaners. Die wahre Pflicht des Mannes, so lehrt man in Japan die Jugend, ist nicht, seine eigene Rettung zu erkaufen. Der Japaner hat keine Aussicht auf einen Lohn im Himmel, wenn er dieses tut oder jenes nicht tut. Darum konnten die Japaner auch sterben im letzten blutigen Krieg ohne Wehleidigkeit. Die Stimme des Gewissens ist ihre einzige Belohnung. „Was für Gedanken er auch wecken mag, der Herbstmond, der so klar und heiter scheint hoch über jenem Bergeskamm, er fragt nach eurem Denken nicht," singt ein Dichter des Ostens. Ein überlegener Mann, so rühmt der echte Japaner, hält Schritt mit seiner Zeit: wenn die Wasser des Sorostromes klar wie Kristall sind, dann mag er die Quaste seines Wappens hineintauchen; wenn sie aber mit Schlamm verunreinigt sind, so soll er seine Sandalen darin waschen. Das nennt man die Zeit auskaufen und jeder Gegenwart ihr Bestes absehen. Wie weit ist dieser ostasiatische Praktizismus von allem deutschen Idealismus entfernt mit seiner Hinneigung zum Träumen! Der Samurai hat zu tragen und zu wagen. Darum zielt die ganze Erziehung der Knaben und der Mädchen auf ihre Tüchtigkeit ab fürs Leben. Man läßt die Kinder, um sie an Mut und Entbehrungen zu gewöhnen, wohl barfuß vor Sonnenaufgang durch den Schnee zu ihren Übungen gehen, zum Fechten und Scheibenschießen, Begräbnisplätze um Mitternacht aufsuchen und ähnliche pädagogische Kunststückchen machen. Jede tapfere Handlung aber soll nach Konfuzius eine gerechte sein; der Japaner sagt mit dem Shakespeareschen Earl of Albany: Wenn ich nicht ehrlich sein kann, könnte ich auch nicht tapfer sein. Das subjektive moralische Urteil entscheidet über den Wert einer Sache. Rechtschaffenheit gibt dem Charakter Gestalt, lehrt Bushido; Wohlwollen verleiht ihm Eigenschaft und Klang. Wohlwollen ist das höchste Attribut des edlen Mannes. Es ist Feigheit, einen gesunkenen Mann zu mißhandeln; aber mannhaft,

Digitized by Google

dem Schwachen zu helfen und den Frauen und Kindern Zuneigung zu beweisen. Man wird bei dem Lobe der japanischen Güte und des Wohlwollens nicht selten an Schopenhauer erinnert, der das Verhalten zur Welt als mitleidige Güte beschreibt, und dessen Gedankengänge so stark von buddhistischen Vorstellungen gefärbt sind.

In hohen Tönen preist der Japaner seinen Kaiser, dessen Königtum ihm ganz intensiv ein Regiment von Gottes Gnaden ist. „Wenn ein Herrscher von einer so erhabenen Auffassung der Obliegenheiten seines Amtes, als von einer ihm von oben verliehenen Macht durchdrungen ist, so bleibt für seine Untertanen kein höheres Ziel, als ihn mit all dem Gehorsam zu unterstützen, der sich mit ihren Pflichten und ihrem Gewissen vereinigen läßt.“ Die Regierenden und die Regierten sollen gleicherweise einem höheren Ziel dienen und um dieses Zieles willen sich selbst opfern. Mit Stolz konstatiert der japanische Patriot: „Im Laufe der fünfundvierzig Jahrhunderte, in denen das nationale Leben Japans manche Heimsuchung erfahren, hat doch kein Fleck wie der Tod Karls I. oder wie der Ludwigs XVI., die Blätter unserer Geschichte entstellt. Hat jemals ein Nero oder Caligula auf unsern Thronen gesessen?“ Aus der Königsliebe erwächst ganz natürlich die Vaterlandsliebe der Japaner. Auch in diese Vaterlandsliebe spielt die Elternverehrung wieder stark hinein. Ein chinesischer Monarch machte einst Japan ein Geschenk mit einem Buch von 24 Fällen kindlicher Liebe; Japan revanchierte sich mit der Gegengabe: ein Buch mit 24 Fällen kindlichen Ungehorsams und mit der brieflichen Begründung, daß, wenn man in China nur 24 Fälle kindlicher Liebe finden könnte, man in Japan nur 24 Menschen aufzutreiben vermöchte, denen man Ungehorsam gegen die Eltern nachweisen könnte.

Die Erziehung der Frau in Japan — die bei weitem nicht identisch ist mit den billigen Teehausgeschichten, die bei den leichtfüßigen Geishas spielen — hat Würde und Kraft. Sie erhalten Unterweisung wie die Frauen der Spartaner in kriegerischen Übungen, in der Kunst der Selbstverteidigung, sich und ihre Kinder zu schützen, ja, selbst in der Kunst des Selbstmordes, um ihr Leben in treuer Pflicht und mit Anstand zu enden, wenn nur die Schande ihnen bleibt. Friedsame Fertigkeiten, wie Musik und Tanz, schöne Wissenschaften und das Kranzwinden werden nicht vernachlässigt; aber Bereitschaft im Notfall, Haushalt und Kindererziehung werden als die wichtigsten Aufgaben bevorzugt. Gesunde

Digitized by Google

Nerven sind nicht das letzte Ziel der japanischen Mädchenerziehung; Schluchzen und Schreien wird von den Mädchen als etwas Unwürdiges verpönt. Sie wollen Stoiker werden. Der feste Wille bringt das erregte Herz zur Ruhe. Der Mann soll seinen Zorn verlachen und nicht in den schlechten Geschmack fallen, zu toben; seine Tränen soll er mit Lächeln begraben. Die Heiterkeit des Geistes steht in enger Verbindung mit dem Streben der Japaner nach Höflichkeit und Bildung. Hat der Samurai vor seinem eigenen Gewissen durch eine ehrlose Handlung seinen Wert eingebüßt, oder will er anderen, die ihn zu Unrecht beschuldigen, seine Schuldlosigkeit beweisen, so greift er zum Harakiri (oder richtiger Seppuku oder Kappuku): er schlitzt sich den Unterleib auf. Den Unterleib, weil man ihn für den Sitz der Seele hält, die Nervenzentren des Unterleibs sind gegen jeden körperlichen Eingriff am empfindlichsten.

Wir müssen unsere Aufmerksamkeit dem Ahnenkultus noch besonders zuwenden, dessen Ursprünge weit zurückreichen bis in die graue Vergangenheit. Es war die Liebe für die Verstorbenen, nicht so sehr die Furcht vor ihnen, die die Sitte der Ahnenverehrung aufkommen ließ; denn der Sinn des Ahnenkultus ist die Ausübung alles dessen, was von einem Gefühl wahrer Liebe und Hochachtung geboren ist. „Wir begehen den Jahrestag unserer Toten, statten ihren Gräbern Besuche ab, bieten Blumen, Speise und Trank dar, zünden Weihrauchkerzen an und beugen uns vor ihren Gräbern, alles aus dem Gefühl der Liebe und Verehrung für ihr Gedächtnis, und kein Gedanke der Furcht hat Raum in unserem Innern. Mehr noch, in den Berichten und Überlieferungen unseres Landes gibt es nichts, was darauf schließen läßt, daß Vorfahren in der Absicht, ihre Seelen zu versöhnen, verehrt worden seien.“ Der Ahnenkult war Japans erste Religion, das Volk übt ihn allgemein bis zu dieser Stunde noch aus. Man unterscheidet drei Arten: die Verehrung des ersten kaiserlichen Ahnen beim ganzen Volk, die Verehrung des Schutzheiligen des Ortes, und die Verehrung der Familienahnen durch die Glieder des Hauses. Jedes japanische Haus hat zwei geweihte Plätze: die Kamidana, ein gottgeweihter Ort, und der Butsudan, d. i. Altar des Buddha. Die Kamidana besteht aus einem einfachen hölzernen Brett, einer Art Konsole; in ihrer Mitte steht die Opfergabe für den ersten kaiserlichen Ahnherrn. Sie wird vom Tempel aus an jedes Haus des Kaiserreichs am Jahresschluß verteilt und von jedem treuen Japaner verehrt. Auf

Digitized by Google

diesem Altar liegen die Opfergaben von Reis, Saké und den Zweigen des Sakakibaumes. Jeden Morgen machen die Hausgenossen vor diesem Brett ihre ehrerbietigen Verbeugungen, Hände klappend und sich bückend; abends werden Lichter darauf gestellt. Auch Zaubermittel des Schutzgottes des Hauses und anderer Götter finden darauf ihren Platz. Ein zweites geweihtes Brett dient ausschließlich der Verehrung von Vorfahren des Hauses. Wir finden hier Grabdenkmäler mit den Namen der Verstorbenen und ihren Daten. Diese Gedächtnistafeln, „Repräsentanten der Seelen" genannt, sind gewöhnlich kleine Kästen in der Form von Särgen. Auch hier fehlen die Opfergaben nicht und die Lampen. Der Buddhaaltar zeigt kleine Denkmäler, deren Vorderplatten die Namen der verstorbenen Buddhisten tragen, auf der Rückseite stehen die Namen, die die Vorfahren bei Lebzeiten führten. Auch Familienwappen werden hier befestigt. Ununterbrochen brennt ihr Weihrauch.

Der Kultus der kaiserlichen Vorfahren, besonders der großen Gottheit des göttlichen Lichtes, des ersten kaiserlichen Ahnen, ist ein nationaler Brauch. Besondere Tempel mit heiligen Spiegeln dienen dieser religiösen Pflicht. Neun von den elf großen Festtagen im Jahr der Japaner sind für die Anbetung der kaiserlichen Ahnen bestimmt. Dann wehen die Nationalflaggen aus den Häusern, die Frauen legen ihre beste Tracht an, und die Straßen sind mit feiernden Menschen angefüllt. Die Kinder versammeln sich in den Schulen vor den Bildern der Majestäten und lassen sich die Rede des Kaisers über Erziehung von den Lehrern vorlesen und erklären. Ebenso werden die Stammahnen verehrt. Mit der Zeit haben sich diese Stammahnen indessen unter dem Einfluß der größeren Freizügigkeit der Bevölkerung, die die Mitglieder der einzelnen Stämme oder Sippen weithin im Lande auseinandergesprengt hat, in lokale Schutzgötter umgewandelt. Der Ahnenkultus des einzelnen Hauses vollzieht sich an den Opfertagen sowie in Opfermonaten und Opferjahren. Die Daten aus dem Leben der Verstorbenen geben hier den Ausschlag. Manches in den Formen ist der Entwickelung der Zeit zum Opfer gefallen; aber der Ahnenkult selbst blüht in Japan nach wie vor. Wenn ein Student zur Vollendung seiner Studien nach Europa reist oder ein Soldat sich zu einem Feldzug rüstet, wenn ein Beamter im Staatsdienst in die Fremde geschickt wird oder ein Kaufmann eine lange Geschäftsreise unternimmt, besucht er unbedingt vorher die Gräber seiner Vorfahren, um von ihnen Abschied zu nehmen;

Digitized by Google

sie sind ihm lebendige Mächte, die ihm nützen oder schaden können. So will er sich ihrer unbedingt versichern.

Auch die Ehe betrachtet der Japaner zunächst als ein Mittel, um den Ahnenkultus aufrecht zu erhalten. Jede Familie sucht sich für ewig fortzupflanzen; so ist die Ehe die Vereinigung zwischen Mann und Frau, um einen Erben zu erzielen, der die Ahnenreihe ohne Unterbrechung fortführt. Menzius sagt: „Keine Nachkommen zu hinterlassen, ist das schlimmste von allem." Das Familienheiligtum darf nicht ausgelöscht werden, davon hängt die Glückseligkeit der Vorfahren der Familie ab. Wenn männliche Erben fehlen, ist es die Pflicht des Familienhauptes, durch Adoption einen Sohn zu erwerben, damit der Ahnenkultus zu Recht besteht. Wehe einem Hause, dessen Stamm erlischt; mit dem Erlöschen des Ahnenkultus weicht der Segen von diesem Hause. Es hat sich um seine soziale Anerkennung bei den Mitlebenden gebracht.

* * *

Gegen diese kulturelle Entwickelung Japans versucht nun das Christentum im Namen der Religion zu protestieren. Außerhalb der Kirche, d. i. unserer Kirche, kein Heil, so proklamiert der Katholizismus Roms, so meint es auch der Protestantismus. Der berühmte Jesuitenmissionar Franz Xaver hat im Jahre 1549 das Christentum nach Japan gebracht. Es nahm einen fröhlichen Aufschwung. Dann kam (1641) die blutige Reaktion, und zwei Jahrhunderte lang blieb das Land allen Ausländern verschlossen. Erst im Jahre 1853 erzwangen die Amerikaner aufs neue die Eröffnung Japans; mit ihnen drangen katholische Missionare ein, die rührige Propaganda betrieben. Zählt man heute alle Christen dort zusammen, so mag ungefähr die Ziffer 200000 erreicht werden; die drei christlichen Bekenntnisse partizipieren an ihr: römische Katholiken, Protestanten, griechische Orthodoxe. Hat das Christentum ein Recht, kraft seiner inneren Qualität oder durch geschichtliche Würde die Hand auf Japan zu legen und die Völker Europas, außer in einem reinpolitischen Sinne, der uns hier nicht angeht, zu warnen vor einer gelben Gefahr? Sehen wir genauer zu!

Der Christusgestalt begegnet auf ihrem Wege durch die Menschheit mit zäher Beharrlichkeit Buddhas ehrwürdige Erscheinung, dem sinnenden Palästiner, der in der ersten Blüte seiner Mannesjahre durch einen Justizmord seiner Obrigkeit in

Digitized by Google

die Unsterblichkeit der Menschheitsgeschichte erhoben wurde, der abgeklärte indische Fürst, der in 80 Lebensjahren alle seine Kräfte zur vollen Ausgestaltung hat bringen dürfen. Beide die Stifter großer Religionsgemeinschaften, deren Bekenner nach Millionen zählen; bei beiden die Überwindung der Welt und der Erlösungsgedanke der Mittelpunkt ihrer Ideen; bei beiden Männern eine überraschende Ähnlichkeit auf der ganzen Linie, in Leben und Lehre. Wohl gemerkt! Nicht gilt die Parallele den geschichtlichen Gebilden: Buddhismus und Christentum; ist doch die Gedankenwelt Buddhas bald nach seinem Tode zum Neu-Brahmanismus erstarrt, und kennen wir doch das Christentum, nachdem Paulus den Gedanken des Nazareners ein rabbinisch-theologisches Rückgrat geschaffen, nur in der Form des durch die römische Dogmenkirche uns übermittelten sogenannten germanischen Christentums im Heliandstil. Die beiden Schöpfer dieser Religionen selbst sollen vor uns hintreten: ihnen gilt unsere vergleichende Betrachtung -- Buddha und Christus!

Siddhatha mit dem Berufsnamen „Buddha" ist ein Fürstensohn. Das Neue Testament versucht auch die Genealogie Jesu, des „Christus" der Kirche, auf Davids Königshaus zurückzuleiten. Vom Himmel herab stieg Buddha, die Menschen zu erlösen. Der Apostel Paulus hat im Briefe an die Philipper (Kap. 2), im 2. Korintherbrief (Kap. 9) und sonst die gleiche Anschauung von Christus vertreten. Zu vergleichen wären auch das vierte Evangelium und der Hebräerbrief. Das himmlische Kollegium beratschlagt, welcher Mutter Schoß auf Erden würdig sei, den indischen Heiland in sich aufzunehmen; erwählt wird Maja, sie soll die Mutterschaft an ihm üben. Als Lichtstrahl tritt der Himmlische in ihren Leib ein, so daß die Geburt aus der unbefleckten Jungfrau gewährleistet ist. Im neuen Testament hat zwar weder Jesus jemals eine Andeutung von seiner Ausnahmestellung durch eine andersartige Geburt gemacht, er nannte sich „den Menschen" — denn nichts anderes bedeutet der vielgequälte Ausdruck „der Menschensohn", vor allem nichts Mystisches im Sinne der Prophetie des Buches Daniel —, noch auch Paulus, der uns genaue Auskunft darüber gibt, was er unter dem „Evangelium" verstand, das er nach Europa brachte. Nur einmal spricht dieser Heidenapostel von der Geburt Christi, im vierten Kapitel des Galaterbriefs — und dort ist es gerade nicht die wunderbare Geburt: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz

Digitized by Google

gestellt." Es sind dieselben Worte, die das alte Hiobbuch auf alle Menschen anwendet, wenn es davon spricht, daß der Mensch, „vom Weibe geboren," kurze Zeit lebt und voll Unruhe sei. Nur die beiden jüngeren Evangelien bringen wunderbare Geburtsgeschichten, während das älteste, auf persönliche Anregungen des Petrus zurückgehende Markusevangelium, Jesus erst als erwachsenen Mann mit der Johannestaufe im Jordan in die Öffentlichkeit treten läßt; die Urapostel wußten also nichts von seiner Kindheit und Jugend. Sie hatte ihren normalen Verlauf gehabt, wie bei allen anderen Menschen. Zeichen und Wunder umgeben Buddhas Geburt; göttliche Jungfrauen eilen nach Kapilavastu, dem obskuren Geburtsort des indischen Heilands, um die Gebenedeite unter den Weibern zu schauen; singend umschweben sie Maja — die Gottesmutter unter den Lilien. Göttersöhne bringen überirdischen Lichtglanz und spenden ihre Gaben, die Welten erbeben, der Lobgesang tönt: „Ein wunderbarer Held, ein Unvergleichlicher ist geboren, Herr der Welt, des Erbarmens voll. Heute breitest du aus dein Wohlgefallen über alle Enden des Weltraums." Wer gedenkt nicht jenes Weihnachtschores der himmlischen Heerscharen über Bethlehems Flur, der den Menschen den Frieden ansagt, sofern sie guten Willens sind, und der alten Jesaja-Stelle (Kap. 9) von dem Kind, das uns geboren, dem Sohn, der uns gegeben ist, sein Name heißt Wunderrat und Kraftheld?

Dem königlichen Vater Suddhadano ist eine himmlische Vision geworden: wenn der Prinz den Thron besteigt, so wird er ein König der Könige werden; entsagt er dem Thron, um Asket zu sein, so wird er als vollendeter Buddha ein Weltüberwinder heißen. Ja, auch die ehrwürdige Figur des wartenden Simeon im Tempel fehlt dem indischen Weihnachtsbilde nicht; der greise Asita weissagt dem Kinde, es werde der Erlöser sein von allen Übeln, der Führer zur Unsterblichkeit, Freiheit und Licht — „ein Licht zu erleuchten die Völker", heißt es in dem biblischen Schwanengesang des Simeon. Der Prinz ist mit Gefährten ausgegangen und verirrt sich in einem Gehölz. Besorgt sucht ihn der Vater, um ihn endlich zu finden, umgeben von himmlischen Sendboten, die ihm dienen, der Sohn im Schatten eines Baumes sitzend, tief versunken in Meditation. Es ist die Szene des 12jährigen Jesus im Tempel zu Jerusalem (Lukas 2) mit dem Dialog: „Mein Kind, warum tatest du uns das? Dein Vater und ich suchten dich schmerzlich." — „Warum habt Ihr

Digitized by Google

mich gesucht? Wußtet Ihr nicht, daß ich im Eigentum meines Vaters sein muß?" Durch die Erscheinungen des Alters, der Krankheit und des Todes aus seinem weichen Genußleben am Hofe aufgeschreckt, läßt der Prinz Palast und Harem hinter sich und zieht das gelbe Büßergewand an, hinfort ein heimatloser, eheloser Pilger, der von Almosen lebt, die Erfahrung teilend mit dem Nazarener: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel ihre Nester, doch der Menschensohn hat nicht, da er sein Haupt niederlegt."

Die Zeit ist da, den großen Gang zu gehen. Dem nach Klarheit Ringenden, der in der Wüste sich selbst sucht, naht Mara, der Versucher; er wartet auf einen unbewachten Augenblick der Lust oder des Unrechts, um in den Sündlosen einzudringen. Die gleichen Versuchungen treten an seine Seele heran, die der biblische Teufel dem Messias der Juden in der Wüste nahe legt. Sie wollen sie ihre Straße sachte führen. Fünf erste Genossen gesellen sich zu Buddha, sie finden ihn unter dem Bodhibaum, dort geht dem Einsamen das Licht der Erleuchtung auf, die erlösende Erkenntnis von der Nichtigkeit alles Irdischen, die ihn über die Furcht und Hoffnung des Tages erhebt. Der Feigenbaum (identisch mit dem indischen Bodhibaum) spielt auch im Neuen Testament eine bedeutsame Rolle. Die Hoffnungen Jesu auf eine geistige Erneuerung seines Volkes knüpfen sich an dies Symbol; „Nathanael", das heißt das wahre Israel ohne Falsch, sieht er unter dem Feigenbaum sitzen, Johannes-Evangelium 1, 47 und 48. Das Israel, das ihn enttäuscht, verwirft er, indem er gegen Ende seines öffentlichen Lebens dem unfruchtbaren Feigenbaum flucht, Matthäus 21, 18—20. Mit fünf ersten Wandergefährten hat merkwürdigerweise auch Jesus sein Reiseleben begonnen. „Da ich solches erkannte," sagt der zum Buddha (das heißt zum „Erleuchteten") gereifte Siddhatta, „und solches schaute, ward meine Seele erlöst von der Sünde der Begier, erlöst von der Sünde des irdischen Wesens, erlöst von der Sünde des Irrens, erlöst von der Sünde des Nichtwissens. Dem Erlösten erwachte das Wissen von der Erlösung; vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, getan die Pflicht — nicht werde ich zu dieser Welt wiederkehren." Das Rad der Lehre drehend, zieht er mit einer schnell wachsenden Jüngerschar durchs Land. Auch die evangelische Geschichte meldet uns ein rasches Anwachsen der Begleiter Jesu — denen sich neben den Männern auch die Frauen gesellten — auf siebzig und fünfhundert.

Digitized by Google

In dieser Jüngergruppe Buddhas finden wir dieselben charakteristischen Typen, wie in der Zwölfzahl um Jesus: den Lieblingsjünger für vertrauliche Zwiesprache Ananda (Johannes), den Redner der Schar Sariputra (Petrus), den falschen Freund Devadatta (Judas).

Buddha stellt sein öffentliches Wirken unter die Losung: „Geöffnet sei allen das Tor zur Seligkeit; wer Ohren hat, höre das Wort und glaube!" Es bedarf der Parallele nicht, die Übereinstimmung ist wörtlich. Beide Propheten besuchen nach den ersten großen Erfolgen draußen ihre Heimat und werden von ihren Landsleuten abgelehnt; denn der Prophet gilt auch in Indien nichts in seinem Vaterlande. Jesus wurde bekanntlich von seinen Gegnern ein Fresser und Säufer genannt, auf dessen zum Teil anrüchigen Umgang mit der Hefe und dem Auswurf des Volks man mit Fingern wies. Doch selbst Buddha, der in seiner Popularität nicht so weit ging, hat sich den Spottvers zugezogen:

Des Nachts auf weichem Lager ruh'n,
Einen braven Trunk des Morgens tun,
Zu Mittag speisen, zu Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend, in Schlummer sinken —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Sakhasohn ersonnen.

Das Volk aber drängt sich zu ihnen und nennt sie beide Arzt und Heiland. Sie sitzen mit Arm und Reich zu Tische, keinen Kastenunterschied kennend. „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle," erklärt Buddha, und Jesus vereinigt den Pharisäer und den Zollpächter, den Zeloten und die gebesserte Dirne zu einer Geistesgemeinschaft. „Wie die vier Flüsse, welche in den Ganges fallen, den Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben, so hören auch die Bekenner des Buddhismus auf, Brahmanen, Krieger, Ackerbauer und Handwerker zu sein," proklamiert Buddha; Paulus erklärt im Namen des Christentums (Galaterbrief Kap. 4): „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, denn alle seid Ihr Einer in Christus Jesus." Hat man bisher diesen Universalismus für das Palladium des Christentums gehalten, das es mit keiner anderen Religion teile, so lernt man hier aus der vergleichenden Religionsgeschichte überrascht erkennen, daß dieser Gedanke in seiner vollen Schönheit nicht weniger als ein halbes Jahrtausend älter ist denn das Christentum, das ihn wieder auf-

Digitized by Google

nahm. Eine Szene aus dem Zusammenleben Buddhas mit seinen Schülern: sie sitzen an einem Vollmondabend unter freiem Himmel beisammen, ehe die jährliche Wanderperiode beginnt. Der Meister fragt: „Habt ihr etwas an mir zu mißbilligen in Taten und in Worten?“ Sariputra-Petrus: „Nein, du bist der Eröffner des unbekannten Weges, und wir wandeln in deiner Fährte.“ Darauf Buddha zu dem Sprecher der Schar: „Du bist weise, du lenkst das von mir gegründete Reich der Wahrheit mit mir zusammen.“ Wer mit dem Neuen Testament auch nur einigermaßen vertraut ist, dem steht die Szene von Cäsarea Philippi vor Augen (Matthäus 16, 13ff.): Jesus fragt die Jünger nach dem allgemeinen Urteil über ihn. Sie berichten, und Petrus fügt das Messiasbekenntnis hinzu; darauf Jesus: „Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“ Er leitet mit ihm das neue Reich; denn Petrus trägt die Schlüsselgewalt. Das vierte Evangelium (Johannes 14) ergänzt die Parallele noch durch die Aussage, Jesus sei der Weg, die Wahrheit und das Leben. — Buddha bespricht sich mit der großen Sünderin Ambapali (Lukas-Evangelium 7, vgl. auch Johannes 8) und dem Tschandalamädchen am Brunnen, der Samariterin aus Johannes Kap. 4, die er für das buddhistische Himmelreich gewinnt. Der reiche Kaufmann Purna verkauft alles, was er hat, gibt es den Armen und folgt Buddha nach, wie es Jesus dem reichen Jüngling empfahl. Buddha bittet einen Fährmann, ihn ans andere Ufer überzusetzen; als der sich weigert, wandelt er unversehrt auf den Wogen — auch das Neue Testament bringt die „Seeanekdoten“, wie David Friedrich Strauß sie getauft hat. Von Gleichnissen nenne ich als übereinstimmend in den Sprüchen beider Meister: die Parabeln von der kostbaren Perle, vom Säemann, von der engen Pforte, vom Haus auf Sand, von der Spreu am Erntetage. Auch die symbolische Erzählung vom Blindgeborenen (Johannes Kap. 9) ist in Gleichnisform in den buddhistischen Quellen vorhanden. Und die Lehre der beiden Männer? Sie verwerfen einmütig jede hierarchische Bevormundung des Menschen; jeder Rechtschaffene weiß, wer sein Nächster ist: der leidende Mitmensch, dem er hilft; im übrigen sollen weder die Schulgelehrsamkeit noch das Zeremonialwesen, weder Dogmen noch Bußen den Kanon abgeben; die Religion kehrt zurück aus der Theologie, sie ist fürder nicht mehr die Domäne der Virtuosen, die sich auf diese schwere Kunst verstehen, sondern die rechte Gesinnung, die jeder in sich ausbilden kann und soll.

Digitized by Google

Reinheit des Herzens, Wohlwollen und Erbarmen, Geduld und Aufopferungsfähigkeit, so meint es der indische Weise, wenn er auf die Frage: wer ist ein echter Brahmane? die Antwort gibt:

Die fern von allem Bösen sind,
In steter Einsicht wandernd hin,
Die Buddhas, aller Fesseln frei,
Die sind Brahmanen dieser Welt.

Konnte die christliche Ethik diese sittliche Höhe durch ihre geschichtlich spätere Anschauung nach irgend einer Seite hin überbieten? Sie hat es weder in der Theorie noch in der Praxis vermocht. Buddha fordert des Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung; Disziplin gegen sich selbst und Toleranz gegen die anderen, gegen die Bekenner anderer Religionen und gegen die persönlichen Gegner; Protest gegen jeden Verstoß an der Güte, darum Aufhebung der Hinrichtungen, der Jagd und des Tieropfers, Fürsorge für kranke Menschen und Tiere in Asylen, getragen von der Wohltätigkeit der Laien; keine Waffen als die der Reinheit und Güte; Harmonie des ganzen Wesens (das bedeutet bei Buddha das meist mißdeutete „Nirvana").

Die Wirkung der beiden weltgeschichtlichen Persönlichkeiten Jesus und Buddha war eine unvergängliche, weil sie selbst schöpferische Kräfte darstellen. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß beide, sofern sie nicht Gespenster waren, sondern Menschen von Fleisch und Blut, ihrer Zeit, in der sie lebten, und dem Lande, dessen Bürger und Kinder sie waren, ihren Zoll entrichtet haben. Indisches dort, wie die dunkle, ob auch tiefsinnige Theorie der Seelenwanderung; Jüdisches hier, wie die messianische Theokratie und das Reich der Himmel. Dabei soll auch einer formellen Differenz zwischen beiden Religionsstiftern noch gedacht sein, die nicht übersehen werden darf. Während Jesus die Armen selig preist und als der Sohn einer Handwerkerfamilie seine ständigen Begleiter den handarbeitenden unteren Schichten des jüdischen Volkes entnimmt, ist der königliche Sproß Indiens umgeben von dem adeligen Blute seiner Nation. Der Buddhismus hat, zumal in seiner ersten Periode, ein ausgeprägt aristokratisches Gesicht, er ist seiner Bestimmung nach eine eklektische Religion. In die inneren Kreise des Mönchstandes dringen nur auserwählte Volksgruppen, die große Masse umgibt diese Elite als die „Dabeistehenden" (Upasakas), während die „Erlesenen" (Bhikschus) zur „Vollkommenheit" trachten, um Arahats zu werden. Auch das

Digitized by Google

Neue Testament verrät freilich, daß sich Jesus nach der ersten Enttäuschung durch das niedere Volk, das Brot und Spiele von seinem Messias erwartete, auf seine Jünger zurückgezogen habe, um so im kleinen Kreise von Seele auf Seele einzuwirken. Allein es lag in seiner Entwickelung wie in allen gegebenen Verhältnissen seines Lebens, daß er der Armen und Entrechteten mit besonderer Vorliebe sich annahm und der Anwalt des Proletariats wurde, obwohl ihm die Seele alles war, und der Leib wenig galt.

Er hatte, wie Julius Wellhausen einmal hervorhebt, Glauben, das heißt Mut und Vertrauen. So konnte er eine Welt aus den Angeln heben und gewann Kraft auch zu scheinbar erfolgloser Aufopferung und zu resignierendem Gehorsam. Er fand überall für seine Seele Raum und fühlte sich durch das Kleine nicht beengt. Sorglos lebt er in den einfachen und offenen Verhältnissen Palästinas, nicht in Not. Er ist mild, aber er kann auch heftig zürnen und kräftig schelten, ironisch und überlegen die Gegner, ungeduldig seine Freunde. Er freut sich an den Kindern, an den Vögeln, an den Blumen. Alles lehrt ihn, er liest in seinem Herzen und in den Seelen der anderen. Studiert hat er nicht, aber er braucht nicht lange nachzudenken und auf höhere Eingebung zu lauschen. Der Geist steht ihm zu Gebote, und seine blühende Rede zeigt die ruhige Art der Weisen. Was er sagt, ist nicht absonderlich, aber evident. Es ist einfach, wie alles Große; die historische Belastung erstickt ihn nicht. Eine Eins ersteht in der Masse, ein Mensch aus dem Schutt, den die Zwerge gehäuft haben. Er findet wie Buddha die Quelle unter der Verschüttung, er stößt das Karikierte und Abgestorbene ab und sammelt das ewig Gültige, Menschlich-Göttliche in dem Brennspiegel seiner Individualität — ecce homo!

Beiden Männern werden zahlreiche Wundertaten zugeschrieben; sie haben aber zum mindesten in ihrem Leben keine wichtige Rolle gespielt. Und bei beiden hat die verehrende Phantasie der Anhänger den Lebensgang und zumal dessen Ausgänge und Anfänge mit dichtem poetischen Schmuckwerk umkleidet. Ein kleinlicher Reliquiendienst hat neben ihren Gräbern seine Krambuden aufgeschlagen.

Subhadra Bhikschu, ein braver Deutscher, der sonst auf den Namen Friedrich Zimmermann hörte, sagt in seinem buddhistischen Katechismus: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Jesus von Nazareth, dessen Lehren mit denen des Buddhismus soviel innerliche Übereinstimmung haben, von seinem 12. bis zu seinem 30. Jahre,

Digitized by Google

während welcher Zeit die Evangelien nichts von ihm zu berichten wissen, ein Schüler der Buddhistenmönche gewesen ist und unter ihrer Leitung die Stufe der Vollkommenheit erreichte. Dann kehrte er in sein Heimatland zurück, um seinem Volke die erlösende Lehre zu verkünden. Die Lehre Jesu ist später verstümmelt und mit Irrtümern aus dem Gesetzbuch der Juden vermischt worden. Die Grundlehren des Christentums aber, wie das ganze Auftreten des Stifters, sind offenbar buddhistischen Ursprungs, und der liebevolle Nazarener, dem auch jeder Buddhist seine Verehrung zollen wird, war ein Ahara, der das Vollkommene erreicht hatte. Jetzt aber ist in Europa die Zeit wieder reif geworden, wo die westlichen Abkömmlinge der Arier die reine unverfälschte Lehre des Buddha hören und erkennen können."

Ist das richtig? Die Parallele zwischen Buddha und Christus ist, wie wir gesehen haben, überwältigend. Trägt man dem Zeit- und Lokalkolorit, wie selbstverständlich, auch Rechnung, so kann sich doch niemand, der nicht voreingenommen ist, dem Eindruck der überraschenden Ähnlichkeit beider Gestalten, die ein halbes Jahrtausend geschichtlich auseinander stehen, in Leben, Taten und Meinungen entziehen. Wie aber hat Buddha den Christus beeinflußt? — Die erste Möglichkeit behauptet unser buddhistischer Katechismus. In Jesu Leben, wie in demjenigen Siddhattas, ist eine Lücke. Die zweiten 15 Jahre bis zu ihrem öffentlichen Auftreten sind nicht ausgefüllt. So nützt man sie denn schnellbereit aus für eine gründliche Kandidatenreise des Nazareners, von der er als eine vollständige Kopie des älteren indischen Kollegen in die Heimat zurückgekehrt sei. Doch schade, es hat nicht sollen sein! Soweit wir wissenschaftlich urteilen können nach dem gegenwärtigen Stand der gelehrten Einsicht*), hat Jesus Indien nie betreten, er hat überhaupt sein jüdisches Vaterland nicht verlassen. Weder macht das Neue Testament in dieser Hinsicht irgend eine, ob auch noch so versteckte Andeutung, noch können uns die Apokryphen oder die Kirchenväter und Apologeten Auskunft geben. Der Kirchenvater Clemens von Alexandrien erwähnt um 220 nach Christus zum ersten Male den Buddha, der um seiner besonderen Ehrwürdigkeit willen als Gott verehrt werde. Man weiß also

*) Einen guten Einblick in die hierher gehörenden Studien vermittelt die zweiteilige Schrift von Robert Falke: Buddha, Mohamed, Christus, 1903, die allerdings kirchlich-positiv orientiert ist. Doch verdanke ich dieser Arbeit manchen wertvollen Wink.

Digitized by Google

offenbar um die angegebene Zeit in weiten christlichen Kreisen noch nichts Genaues von ihm. Sonst würde es der Kirchenvater schwerlich bei diesen schemenhaften Andeutungen haben bewenden lassen.

Eine zweite Auskunft erteilt R. Seydel, der das Evangelium von Jesus in seinem Verhältnis zur Buddhasage und Legende untersucht hat. Seydel setzt an die Spitze aller uns bekannten evangelischen Quellenschriften ein poetisch-apokryphes Evangelium aus der frühesten Zeit nach dem Tode Jesu von einem unbekannten Verfasser. Geschichten und Reden Buddhas seien hier auf Jesus übertragen gewesen, besonders die Kindheitsgeschichte, die Jüngerinstruktion, die Abschiedsreden und die Zukunftsphantasien. Alle vier Evangelien haben also nach Seydels Auffassung diese urchristliche Dichtung, deren wesentlicher Inhalt buddhistisch gewesen, in ihrer Weise verarbeitet. Sehr schön; da aber diese wertvolle Quelle nun doch abhanden gekommen ist, versiegt im Sande historischer Wirrnis, so daß sie nicht einmal Herr Seydel kennt, muß man urteilen: die kluge These schwebt in der Luft. Sie ist eine wissenschaftliche Seifenblase; daß sie glitzert, macht sie nicht dauerhafter.

Sehe ich recht, so müssen zwei Faktoren kombiniert werden, wenn man zur Lösung des Problems gelangen will: Buddha und Christus. Der eine Faktor ist die Beobachtung, daß die dichtende Volkssage nach geistigen Gesetzen arbeitet, die sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen gleich bleiben, die gleiche Erlebnisse und Bilder, gleiche Typen und Beziehungen erzeugen. Diese produktive dichtende Volkssage umschlingt gleichartig die Gestalten der Heroen in allen Jahrhunderten und bei allen Völkern. Diesem Gesetze unterstehen auch Buddha und Christus. Den zweiten Faktor aber bilden direkte buddhistische Einflüsse, wie sie teils schriftlich fixiert vorliegen in den kanonischen indischen Schriften, teils der ungeschriebenen Tradition entstammen. Beide Potenzen in ihrem Zusammenwirken haben dem in unseren Evangelien niedergelegten Christusbilde eine so frappante Ähnlichkeit mit dem Bilde Buddhas verliehen. Es leuchtet darum ein, daß ein Teil der evangelischen Überlieferung der prüfenden und vergleichenden Wissenschaft als Duplikat zu den indischen Originalen zum Opfer fallen muß. Und das ist schmerzlich. Aber die Wahrheit der Geschichte ist nicht nur herb, sondern auch heilsam und befreiend. Zur Zeit des entstehenden Christentums war der Buddhismus weit verbreitet. Von Ceylon aus bestanden geregelte Verbindungen nach Ägypten, und unter Claudius ging zwischen

Digitized by Google

Indien und Italien, also zwischen Rom und Ceylon, ein lebhafter Verkehr. Die Städte Antiochia, Athen und Rom sind damals nachweislich häufig von Buddhisten betreten worden. Wenn die Seelenwanderungsidee des Pythagoras und des Plato von Indien aus beeinflußt sind — warum nicht auch Gedanken Jesu und seiner schriftstellernden Apostel und Apostelschüler? Und warum sollen wir uns diese Beeinflussung nur im persönlichen Verkehr der Handelsleute jener Tage vorstellen, warum nicht auch auf literarischem Wege? Tripitaka, die buddhistische Bibel, wurde im fünften resp. vierten vorchristlichen Jahrhundert abgeschlossen. In der erhaltenen Felsenschrift bei Bhabra weist der buddhistische Konstantin, König Asoka, im dritten Jahrhundert auf diese kanonischen Schriften hin; sie waren also damals bereits autoritativ. Der große Alexander hatte den Orient geöffnet, seitdem strömten die Völker zueinander.

Auch das Alte Testament bildet eine Quelle der neutestamentlichen Evangelien, und sie ist sehr wesentlich. Was die ersten christlichen Gemeinden, die Judenchristen wie die Heidenchristen, in Ermangelung eines eigenen heiligen Buches, das ja noch nicht vorhanden war, von den Helden Israels und in den Büchern ihrer Propheten lasen, das übertrugen sie kritiklos mit voller historischer Unbefangenheit auf ihren erschienenen Messias. Was in den Schriften der Väter und Ahnen des Glaubens von der heilvollen messianischen Endzeit geweissagt war, das mußte, so wähnten sie, doch nun eingetroffen sein; und wie Jehovas starke Hand mit Mose und David, mit Elia und der ganzen „Wolke von Zeugen" gewesen war und ihr Leben zu einem Wunder gestaltet hatte, so durfte der Messias hinter all diesen Vorgängern nicht zurückstehen. Er hatte die gleiche Bewahrung durch Gottes starken Arm erlebt; auch von ihm war die erstaunliche Wunderkraft ausgegangen, auch in seinen Reden und Sprüchen erglänzte das ewige Licht der Weisheit und Ruhe einer anderen Welt. So wuchsen sich symbolische Bildworte Jesu im Fortgang der mündlichen Tradition zu Wundergeschichten aus, so wurden alttestamentliche Geschichten und Beziehungen von den verehrenden Jüngern späterer Generationen in sein Leben hineinprojiziert. Der neutestamentliche Hebräerbrief zeigt uns diese fromme Allegorese der ersten christlichen Zeiten in üppigster Blüte. Aber die stärkste Beeinflussung des Christusbildes unserer vier Evangelien kam aus Indien; sie hat im Bunde mit der verklärenden Volkspoesie und mit der christlich-frommen Lektüre des Alten Testaments die ur-

Digitized by Google

sprünglichen Linien und Farben des Bildes vielfach übermalt. Die Aufgabe der historisch-kritischen Theologie wird es darum bleiben, das ursprüngliche Bild auf dem polychromen Untergrunde wieder sichtbar zu machen, so daß sie in größtmöglicher Schärfe der Charakterisierung, statt sich ineinander zu verlieren — auseinander treten: Buddha und Christus.

Die Schenkung.

Erzählung von P. Boborykin.

Deutsch von M. Beßmertny.

[Teil II.]

IV.

Zwei Tage lang war Anna Iwanowna mit einem Gedanken beschäftigt.

Nicht umsonst hatte sie Eugen Andeutungen gemacht hinsichtlich seiner Mittel.

Bis zu ihrem Tode besaß er eigentlich nichts, als was sie ihm aussetzte.

Daher konnte sie sich damals auch so schwer entschließen, dem Wunsche des Gatten zu willfahren und das Testament zu ihren Gunsten abfassen zu lassen. Damals bedurfte es einer obrigkeitlichen Bestätigung hierzu, und jetzt war ihr Besitz gesetzmäßig derart geregelt, daß jede Änderung in seiner Verwaltung Schwierigkeiten nach sich ziehen mußte. Das war ihr peinlich, und zwar nicht aus materiellen, sondern aus moralischen Gründen.

Nie hatte sie sich um ihr materielles Wohl gekümmert, und am wenigsten jetzt im Alter!

Natürlich könnte sie dem Sohne den ganzen Betrag des väterlichen Gutes übergeben, aber dann hätte er noch immer nichts, was er „sein" nennen durfte.

Digitized by Google

Und das würde ihn sicher drücken, sobald seine Braut eigenes Vermögen besitzt!

Sie besann sich, daß in Frankreich die Sitte herrscht, daß der Bräutigam selbst einer armen Braut auf ihren Namen kontraktlich einen Teil seines Vermögens überweisen muß. Allerdings liegt darin eine gewisse Prahlerei, doch hat die Sache entschieden eine psychologische Ursache.

Nikolai Petrowitsch vermachte ihr das ganze Inventarium und auch Staatspapiere, deren Zinsen sie zum Teil für zwei Stipendien und für die „guten Taten" verwendet, während das übrige zwischen ihr und Eugen geteilt wird.

Jetzt aber fragt sich's, ob sie in einem Hause werden wohnen bleiben. Wird er oder — vielmehr die Schwiegertochter damit einverstanden sein?

Noch kennt sie sie nicht. Eugen wollte sie nächste Woche zur Mutter führen.

Sollte sie ihnen das ganze Haus überlassen und selbst in eine andere Wohnung ziehen?

Das wäre hart! Hier hatte sie glücklich mit ihrem Manne gelebt, und hier war er gestorben.

Sie hatte das Bedürfnis, ihre Geschäfte zu ordnen, und fuhr daher zu einem Freunde ihres Gatten, der ihr juristischer Berater und der ehrlichste Mensch von ganz Petersburg war.

„Wie soll ich verfahren? Ich kann meinem Sohne fast alle meine Einkünfte übergeben, und der kleinste Teil wird für meine Bedürfnisse genügen. Falls das junge Paar bei mir nicht wohnen will, so könnte ich mein Haus teilen und eine Hälfte vermieten."

Der Rechtsanwalt stimmte ihr zu. Sie selbst aber war ihr nicht recht zufrieden mit ihren Plänen.

„Der Wille meines Mannes liegt mir schwer auf de Herzen. Ich hätte ja auch an dem gesetzmäßigen siebenten Te genug!"

Sie wußte, wie die meisten Frauen ihrer Zeit, vom Gesetze nur soviel, daß ihr der siebente Teil gebührt, worauf der Jurist sie noch übrigens aufmerksam gemacht hatte.

„Habe ich denn nicht das Recht, meinen Nießbrauch zu verringern?"

Er dachte nach und sagte:

Digitized by Google

„Daran hindert Sie kein Gesetz. Doch — ist es denn notwendig?“

„Es fällt mir ein Stein vom Herzen! Ich wünsche nicht, daß zwischen Eugen und mir irgend ein heikler Punkt bestehen soll. Und — gestehen Sie nur, eigentlich nehme ich ihm doch die Hälfte von dem weg, was ihm rechtsmäßig zukommt.“

Der Freund beruhigte sie und erklärte ihr die Gründe, die ihren Gatten bei den getroffenen Bestimmungen leiteten.

„Aber ich habe doch ohnehin genug zum Leben!“

„Wenn Sie darauf bestehen, Anna Iwanowna, so ist ja nichts einfacher, als daß Sie schon bei Lebzeiten Ihren Sohn zum Universalerben ernennen!“

Sie besprachen noch die verschiedenen Formalitäten, die solch ein Akt erfordert, und schließlich bat der Jurist sie, sich die Sache doch noch einmal zu überlegen.

„Oh, mein Eugen verdient es schon! Und er war nie ein Verschwender. Ich aber bleibe immer noch vermögend genug!“

Sie zählte wiederum alles auf, was ihr nach der Erbschaftskodierung noch bleiben würde.

Zu Hause angelangt, durchdachte sie die Angelegenheit noch einmal. Bevor Eugen ins Amt ging, ließ sie ihn zu sich bitten.

Sie wollte um alles in der Welt vermeiden, daß das Abkommen den Anschein einer Wohltat habe.

„Es handelt sich ja auch nur um die Rückerstattung dessen, was ihm gehört,“ sagte sie sich.

In diesem Sinne leitete sie auch das Gespräch ein.

Eugen hatte noch kein Wort fallen lassen in bezug auf die Mittel, von denen er nach seiner Verheiratung existieren sollte, und das machte auf die Mutter einen tiefen Eindruck.

„Er ist vielleicht nicht gefühlvoll, dachte sie, aber jedenfalls grundehrlich, wie sein Vater und — zart. Jeder andere an seiner Stelle hätte sich ganz anders benommen und hätte einfach Geld verlangt und mit der eigenen Mutter gehandelt.“

Nachdem er die Absichten der Mutter, ihn jetzt schon in seine „Rechte“ einzusetzen, gehört, waren seine ersten Worte:

„Aber warum denn, Mama? Papa hat doch nicht aus Laune sein Vermächtnis gemacht? Und du wirst mir gewiß nicht unrecht tun!“

Sie mußte lachen.

Digitized by Google

„So wird's auch für mich besser sein, selbst wenn wir in einem Hause wohnen bleiben! Doch, ich laß dir darin die Wahl!"

Er machte kein Hehl daraus, daß er die Wohnungsfrage schon mit Lydia besprochen hatte.

Es war auch sein Wunsch, sich von der Mutter nicht zu trennen. Das Haus sei ja groß genug, auch wenn Kinder kommen sollten.

„Und ihr werdet euch schon vertragen!" fügte er hinzu, der Mutter die Hand küssend. „Für dich, Mama, garantiere ich, und Lydia ist so entfernt von jeder Kleinlichkeit und besitzt eine solch wunderbare Beherrschung . . ."

„Noch mehr etwa, als du?"

„Ich glaube!"

Sie kehrte zu ihrem ersten Thema zurück und bat ihn, sich nicht zu widersetzen. Er sei ja selbst Jurist und wisse, daß die Erbschaftsangelegenheit sich in der von ihr gewünschten Weise arrangieren lasse.

Eugen schwieg. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte leise:

„Dann müssen wir die Erbschaft teilen! Wird das bequem sein, Mama?"

Anna Iwanowna fühlte plötzlich, daß die Teilung nicht günstig, besonders nach ihrer Auffassung nicht günstig wäre.

Der Sohn hatte doch noch nichts bekommen, war das gerecht? Sie hatte zwei Stipendien gestiftet und ihre „guten Taten" vollbracht, doch — geschah das alles nicht eigentlich ohne des Sohnes Willen und wie seinem guten Recht entgegen?

Sie empfand Gewissensbisse und errötete sogar.

„Eine Teilung ist nicht notwendig," sagte sie. „Ich habe das Recht, auf meinen Teil zu verzichten."

„Warum denn, Mama."

Er stand sogar erregt auf und ging im Zimmer umher. Dann trat er wieder an sie heran, nahm ihre Hand und sagte bewegt:

„Das würde mein Gewissen belasten. Wenn die Teilung des Gutes unbequem wäre, so könntest du doch ein Dokument von mir nehmen!"

„Wozu?"

Digitized by Google

„Ach, Mama, du mußt doch nicht solch eine Idealistin sein!"

Er umarmte sie, und Anna Iwanowna weinte vor Freude.

V.

Endlich lernte Anna Iwanowna ihre belle-fille Lydia Alexejewna kennen. Das Bild blieb hinter dem Orginale weit zurück. Sie war in der Natur viel effektvoller, groß, wunderbar gebaut, mit lockigem hellblonden Goldhaar und von einer Eleganz der Toilette, die Anna Iwanowna schon etwas exzentrisch erschien. Ihren Kleidern entströmte ein ganz ungewöhnlicher Parfümduft. Vornehm klang ihre angenehme Stimme mit einer Art von Salontimbre.

Ihre Aussprache und ihr Mienenspiel waren augenscheinlich in ihrer Gewalt.

Sie kam der zukünftigen belle-mère mit großer Ehrerbietung entgegen.

Anna Iwanowna umarmte und küßte sie und wollte sie, wie ihre eigene Tochter, „du" nennen, doch das gelang nicht sogleich.

Lydia behauptete bei der ersten Visite und bei allen folgenden den echt französischen Ton. Sie nannte sie „belle-maman", drückte ihr die Hand und ließ nicht den Wunsch durchblicken sich wie eine eigene Tochter auf „du und du" zu ihr zu stellen.

Die Verlobung fand im Hause ihrer Tante statt, die diese Zeremonie durchaus verlangte.

Die Tante machte verschiedene „Attentate" auf Anna Iwanowna, doch zwischen beiden war nichts Gemeinsames.

Anna Iwanowna fand in ihr eine eigentümliche Art von Eitelkeit, die Sucht, sich und besonders die Nichte als ein Wesen höherer Art, mit solchen Neigungen, Kenntnissen und Stimmungen zu schildern, die nur bei auserwählten Naturen zu finden sind.

Stark aufgetragen war die Liebe zu Lydia, die sie beständig „ma fille adoptée" nannte, und Anna Iwanowna staunte, daß dies alles an ihrem sonst so kritischen Eugen unbeachtet vorbeiging.

Sie beruhigte sich schließlich mit der Erkenntnis, daß er ja die Nichte und nicht die Tante heirate!

Digitized by Google

Wo aber, und mit wem werden sie wohnen?

Die Tante mochte zuerst den Gedanken gar nicht dulden, daß sie sich von ihrer „fille adoptée“, und sei's auch in derselben Stadt, trennen könnte. Eugen hatte jedoch schon bei der Braut vorgearbeitet, und Lydia entschloß sich, gestützt auf ihren „Kultus der Freiheit“, ohne die Tante zu leben.

Dann tauchte die Frage auf, wo das junge Paar sich niederlassen solle.

Anna Iwanowna hatte Eugen schon in seine Erbrechte eingesetzt, und er verfügte jetzt über ein Vermögen, das ihm gestattete, seinen Wohnort nach Belieben zu wählen.

Aber eine Wohnung und Ausstattung nach dem Geschmacke seiner Braut — war keine billige Sache!

Die Mutter kam ihm wiederum zuerst entgegen und erklärte:

„Du sollst durchaus nicht geniert sein, mein liebes Kind; glaube nicht, daß du unbedingt mit mir zusammenleben mußt! Wenn ihr, du und Lydia, aber einverstanden seid, so räume ich euch das halbe und mehr noch als das halbe Haus ein. Überlegt es euch.“

Dies Anerbieten fand Lydias Beifall. Sie kam jeden Tag gefahren, mehr wegen des Hauses, als wegen der „belle-maman“, und Anna Iwanowna hatte hinreichend Gelegenheit, ihren praktischen Sinn zu schätzen.

„Eine Dichterin mit erhabenen Ideen und — dabei so berechnet!“ dachte Anna Iwanowna oft heimlich.

Lydia fand das Haus vernachlässigt und reparaturbedürftig und — Eugen stimmte ihr bei.

Sie wollten lieber die Hochzeit auf einen Monat aufschieben und dann die obligatorische Reise nach dem Auslande machen. Inzwischen sollte „belle-maman“ die Arbeiter beaufsichtigen.

Die Einrichtung einiger Zimmer konnte so bleiben, wie sie war, doch fanden beide, daß das Gastzimmer und noch zwei im Empire- und im Stile Louis Philippe hergerichtet werden müßten. Auch das Schlaf- und Eßzimmer sollten eine andere Einrichtung erhalten.

Eugen war ein großer Kunstliebhaber und seine Braut ebenfalls.

Es fanden gerade drei Kunstausstellungen statt. Eugen

Digitized by Google

kaufte einige Bilder, Zeichnungen und Majolikagegenstände, die zusammen eine ansehnliche Summe kosteten.

Anna Iwanowna fragte mit keinem Worte den Sohn nach der Mitgift seiner Braut. Sie erfuhr nur durch Eugen, daß Lydia ihre „eigenen" Mittel besitze und außerdem das, was die Franzosen „des espérences sérieuses" nennen. —

Ihre Boudoireinrichtung ließ sie von der Wohnung der Tante herüberführen.

Als sie die endgültigen Vermessungen im Hause vornahm, stellten sich verschiedene Ungelegenheiten heraus.

„Wenn ‚belle-maman' unten wohnen bleibt," sagte Lydia, „so muß das Vestibüle geteilt werden, was im Winter unangenehm sein würde, oder es muß ein besonderes Entree durchgebrochen werden."

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte Anna Iwanowna im selben Zimmer geschlafen und im kleinen Salon nebenan gelesen, gearbeitet und gedacht. Nicht leicht konnte sie sich von diesen Räumen trennen. Doch sie sah, daß die jungen Leute „geniert" wurden, denn sie brauchten ein „fumoir", ein besonderes Bibliothek- und ein Billardzimmer.

Zwei Wochen vor der Hochzeit sagte sie dem Sohne:

„Eugen, ich war gerührt, daß du nicht von mir gehen wolltest. Mein Haus — ist euer Haus! Ich sehe aber, daß es euch störend sein wird, wenn ich unten bleibe."

„Warum, Mama?" fragte Eugen, doch ohne Wärme im Tone.

„Ich bin noch nicht so alt. Ich kann gehen und Treppen steigen und ziehe hinauf. Die ganze Etage ist mir zuviel. Ich nehme die Zimmer nach der Straße und ihr könnt die andern für eure Dienerschaft und für Schränke benutzen."

Ein „Kinderzimmer" war unten schon vorgesehen.

Der Sohn küßte ihr die Hand und sagte:

„Wie du wünschest! Aber weder Lydia noch ich haben das beabsichtigt!"

Am Vorabend der Hochzeit überreichte sie ihm alle Dokumente bezüglich der Übergabe des väterlichen Gutes, und ihres siebenten Teiles. Auf die Papiere hatte sie geschrieben: „Schenkungsurkunde".

Er tat so, als hätte er es nicht erwartet, obschon sie ihm ja einmal auseinandergesetzt hatte, daß sie mit ihm nicht teilen wollte.

Digitized by Google

„Das ist zuviel, Mama!“

Er bestand darauf, daß sie von ihm wenigstens ein Dokument nehme auf die ihr gesetzmäßig zukommende Erbschaft.

„Wenn es dein Gewissen beschwert, so tue nach deinem Ermessen. Wie du es für dich besser findest, so handle!“ sagte sie ihm.

Den folgenden Morgen brachte er ihr den Wechsel, den sie nicht einmal lesen mochte.

Der Sohn wird sie nicht übervorteilen, und sie wird mit ihrer kleinen Summe schon auskommen!

Das „Schenkungsdokument“ übte eine ungemein beruhigende Wirkung auf sie aus. Mehr hätte Eugen und seine Lydia nicht verlangen können.

Sie hoffte in Frieden und Eintracht mit ihnen zu leben. Sie hatte ihre alte Köchin und ihr Stubenmädchen. Sie wollte oben allein essen, um die Jungen unten nicht etwa zu stören.

Als Lydia von allem erfuhr, kam sie, um zu danken. Ihr Ton verriet aber, daß sie sagen wollte: „Sie taten nur das, was jede anständige Mutter tun muß, nicht mehr, nicht weniger!“

Anna Iwanowna entzog sich jedoch diesem Eindruck.

Am Hochzeitstage noch verreiste das junge Paar nach dem Auslande.

VI.

Zwei Jahre verflossen.

Anna Iwanowna alterte schnell, erkältete sich oft und verließ selten ihre zwei Zimmer.

Sie sah die Schwiegertochter nicht häufig, da sie wenig nach unten kam und alle Mahlzeiten bei sich einnahm.

Ihre Nachbarin oben war Lydias Kammerjungfer, eine sehr geräuschvolle junge Person, die vom Auslande mitgekommen war. Sie sang viel und war fortwährend in Bewegung mit ihren knarrenden Absätzen, was Anna Iwanowna in ihrem Schlafzimmer sehr deutlich hören konnte.

Die alte Köchin war längst entlassen, da das besondere Kochen sich „unbequem“ erwies. Das alte Stubenmädchen mußte ihr Zimmerchen abtreten und in der Bodenkammer schlafen.

Als das erste Kind — ein Knabe — geboren wurde, bemerkte Anna Iwanowna, daß es nicht gern gesehen wurde, wenn die Amme mit dem Kinde nach oben ging, weil die erstere sich zu lange dann mit den Dienstboten unterhielt.

Digitized by Google

Noch nie war irgend ein offener Konflikt zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter entstanden, aber die Macht der jungen Hausfrau ließ sich überall fühlen. Sie hielt die Zügel und hatte auch den sehr verliebten Gatten ganz in ihrer Hand. Lydia hatte ein Bändchen ihrer Gedichte verlegen lassen und einen Salon bei sich eröffnet. Zu diesen Soireen wurde Anna Iwanowna nicht eingeladen. Spät saßen an jedem Donnerstag die Gäste, man pflog lange Unterhaltungen, las und musizierte auch manchmal.

Sie konnte oft vor vier Uhr nicht einschlafen.

„Aber — sie sind ja bei sich zu Hause, da kann ich doch keine Ansprüche machen," sagte sie sich.

Mit jedem Tage verlor sie mehr Boden unter den Füßen. Sie wohnte in ihrem eigenen Hause, und es schien dabei fast, als sei sie eine arme Verwandte, die da oben einquartiert wurde.

Der Sohn hatte sich ganz von ihr entfernt, obgleich er sie täglich, morgens oder abends ein paar Minuten besuchte. Er verteidigte eine Dissertation, ließ aber alle Träume auf die Professur fahren und blieb in dem Verwaltungsorgan, wo er sehr geschätzt wurde.

Es war noch erfreulich, daß sie sich ungestört ihren „guten Taten" widmen konnte.

Nachdem das junge Paar sich im Hause völlig eingerichtet hatte, bot Eugen der Mutter Zinsen an für das Kapital, über welches er ihr einen Wechsel gegeben.

Sie nahm es an, im Interesse ihrer „altruistischen Bestrebungen", wie Eugen sagte. Vielmehr besaß sie ja auch nicht, außer dem Ertrag einiger Wertpapiere, und auf ihre gemeinnützige Tätigkeit mochte sie nicht verzichten.

Das ging nun alles so, bis zu dem Augenblick, da Eugen im Einverständnis oder auf den Rat von Lydia der Mutter einen ganz neuen Plan entwickelte.

„Sieh, Mama, das Haus ist dein alleiniges Eigentum. Sein Wert hat sich heutzutage ohnehin verdoppelt, aber es bringt dennoch nichts ein. Es ist ein altes, hölzernes Gebäude, aus dem sich nichts „herausziehen" läßt. Meine Idee ist nun die, das Haus, den Grund und Boden mit dem großen Hof und Garten zu versetzen und mit dem Geld ein massives stattliches Etagenhaus mit einem ganzen Hinterhaus zu bauen."

Anna Iwanowna war fast entsetzt.

„Wozu denn? Wie lange habe ich denn noch zu leben?"

In sehr bescheidener und achtungsvoller Weise gab der Sohn

Digitized by Google

ihr zu verstehen, daß er doch einst der Erbe sein, daß seine Familie sich vielleicht vergrößern werde, und man für die Zukunft sorgen müsse. Das Landgut sei vernachlässigt und fordere erhebliche Ausgaben, um sich zu rentieren. Hauptsächlich aber — dürfe man sich den günstigen Moment der Wohnungskrisis nicht entgehen lassen!

Alle diese Projekte entsprachen wenig dem Geschmacke der „Idealistin", wie Eugen seine Mutter nannte.

Doch wie hätte sie ihm rundweg absagen können?

Sie selbst näherte sich schon dem Grabe, und die Jungen hatten noch die ganze Zukunft. Vielleicht bringen sie's noch gar auf ein Dutzend Kinder, und Eugen — ist doch ihr einziger Erbe; das Haus ist so gut wie seins! Unerwartet und neu war ihr zwar seine plötzlich erwachte Geschäftstüchtigkeit, aber die ließ sich durch den Einfluß der „geriebenen" Dichterin Lydia leicht erklären.

Übrigens — muß man nach gewöhnlicher Menschenart urteilen! Sie ist selbst Mutter, sorgt für ihre Kinder und will ihnen ein gutes Vermögen sichern!

Anna Iwanowna scheute sich vor einer Beratung mit dem Freunde ihres Mannes. Er könnte sich noch widersetzen! Sie überlegte selbst und war entschlossen nachzugeben.

Wie sollte das alles aber formuliert werden?

Eugen trug ihr zwei Kombinationen vor. Entweder sie gibt ihm eine unbeschränkte Vollmacht — und er handelt in ihrem Namen, oder sie verkauft ihm das Haus mit Hof und Garten und er gibt ihr Dokumente darauf.

Dazu gehörte nun mannigfache, sachliche Erfahrung, die ihr vollständig abging. Sollte sie sich doch vom alten Juristen beraten lassen? —

Nein, sie fürchtete, er würde gegen den ganzen Plan sein, und ihr ging das gute Einvernehmen mit dem Sohne doch über alles! Zwischen ihnen sollten Geldrechnungen und Mißtrauen keine Schatten werfen!

Die zweite „Kombination" war ihr sympathischer. Die Schwiegertochter begann sie häufig zu besuchen und bemühte sich, mit dem Bleistift in der Hand sie durch Zahlen augenscheinlich von der Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages zu überzeugen.

So war denn der Verkauf an den Sohn „im Prinzip" beschlossen.

Aber ein Verkauf ist mit unnötigen Kosten verbunden.

Digitized by Google

Es gibt noch eine andere und bequemere Form!

Sie könnte auf das Haus, wie damals auf ihren Erbanteil eine „Schenkungsurkunde“ ausstellen, und Eugen gibt ihr dagegen einen Wechsel.

* * *

Es zogen wiederum fünf Jahre vorbei. Haus, Hof und Flügel waren in Eugens Besitz übergegangen. An Stelle des alten abgebrochenen Gebäudes erhob sich ein kapitales Haus von fünf Etagen.

Während des Umbaues wurde eine intermistische Wohnung bezogen, und Anna Iwanowna mußte sich in ein kleines Zimmerchen flüchten, wo es im Sommer heiß und drückend war.

Die „Jungen“ nahmen keine Datscha. Er und sie beaufsichtigten den Bau, und die „Dichterin“ setzte sogar die Baumeister durch ihre Tüchtigkeit in Erstaunen. Eugen und seine Familie bezog im neuen Hause die erste Etage, wo der „belle-maman“ ein kleines Hinterzimmer überlassen wurde.

Das alte Stubenmädchen war schon in einem Stift installiert, und für ein neues fand sich kein Platz. Anna Iwanowna sollte vom kleinen Waisenmädchen „wenn es Zeit hätte“ bedient werden, das als Aushilfe für die englische Bonne angenommen war. Die Bonne befaßte sich nur mit der Erziehung des ältesten Knaben, und es waren schon noch zwei andere da.

Anna Iwanowna befand sich jetzt gänzlich in der Stellung einer alten Mutter, die auf Gnadenbrot bei ihren Kindern lebt.

Für ihre „guten Taten“ besaß sie längst keine Mittel mehr. Die Wertpapiere hatte der Sohn leihweise von ihr erbeten, denn das Haus stellte sich doppelt so teuer, als der erste Kostenanschlag war, und die versprochenen Zinsen bekam sie schon seit zwei Jahren nicht mehr.

Zur Deckung ihrer Bedürfnisse an Kleidung, Wäsche u. dgl. m. mußte sie auf die „altruistischen“ Ausgaben verzichten, die ihre einzige Freude bildeten. Gut, daß sie für die Stipendien auf den Namen ihres Mannes eine Summe festgelegt hatte!

So sitzt sie allein im feuchten halbdunkeln Zimmerchen. Ihre Augen sind schwach geworden, und eine Vorleserin kann sie nicht bezahlen. Tagelang ist sie allein. Die Enkel kommen selten zu ihr, und die Schwiegertochter sieht nur ab und zu einmal bei ihr herein, um ihr gleichsam Vorwürfe zu machen, daß sie so alt wird.

Ihr Eugen mit seinem berühmten „Gleichgewicht“ ist ehrer-

Digitized by Google

bietig, wie immer. Sie wagt aber nie etwas zu bitten oder sich über etwas zu beklagen.

Er ist ja von einer idealen „Korrektheit“! Für zwei Schenkungen gab er ihr Dokumente. Die Zinsen zahlt er nicht, weil das Haus jetzt sehr verschuldet ist, doch davon hat er sie ja zeitig in Kenntnis gesetzt! Und ihre „guten Taten“ — das ist ja die reine „Exaltation“ nach der Meinung der „Dichterin“.

William Thomas Stead.

Ein modernes Charakterbild.

Von Leopold Katscher.

„Verbindung aller Liebenden
im Dienste aller Leidenden.“
Stead.

Es gibt doch noch neues unter der Sonne! Empfangsnachmittage mit Tee und ethischen Diskussionen, regelmäßige „at homes“, in einer Redaktion sind zweifellos etwas noch nicht Dagewesenes! Dieser gute Gedanke, dieser nützliche Einfall rührt von dem schneidigen Stead her und ist seit Oktober 1902 in London verwirklicht. Auf Grund einer Einladung, die der König der britischen Journalisten in seiner gediegenen Monatsschrift „The review of reviews“ erließ, empfängt er jeden Freitag in Gegenwart seiner Familie jeden Freund, Gesinnungsgenossen, Abonnenten oder Mitarbeiter, dem es zu kommen beliebt, zum Nachmittagstee in den Räumen seines Bureaus. Hier findet sich die denkbar interessanteste „gemischte“ Gesellschaft aus aller Herren Ländern bunt zusammengewürfelt. Diese Freitagabende finden riesigen Anklang und sind von großem Erfolg begleitet. Von 4 bis $^1/_2$6 wird zwanglos geplaudert, und dann eröffnet der liebenswürdige Hausherr die zwanglose Debatte über irgend eine Zeit- und Streitfrage von allgemeinem Interesse oder ethischer Bedeutung; sie soll, wie es in der im Januar d. J. wiederholten Einladung heißt, nur bis 6 dauern, zieht sich aber stets bis 7 oder 8 Uhr hin. Angesichts der fesselnden Individualität Steads

Digitized by Google

wundert es mich nicht, daß die bekannte vielgewanderte, ebenfalls sehr „schneidige“ Schriftstellerin Miß Banks die Teeempfänge im Mowbray-House die interessantesten nennt, die sie jemals mitgemacht.

Diese Nachmittage bilden eine neue Art von Ablegern der „Review of Reviews“ und entsprechen ganz den idealen Vorstellungen, die Stead von der Ausgestaltung der Presse in der Richtung möglichster Nützlichkeit fürs Publikum hegt — Vorstellungen, die er in mehreren seiner Bücher eingehend dargelegt hat und über die ich an anderer Stelle ausführliche Mitteilungen gemacht habe. Solche Begriffe veranlassen ihn, den furchtbar beschäftigten Autor, Redakteur und Verleger, allwöchentlich einen Nachmittag seiner kostbaren Zeit einem halböffentlichen „at home“ zu opfern. Das Opfer ist freilich ein angenehmes, und es ist weit geringer als gar manches andere, zuweilen sehr empfindliche, das er seinen Idealen und Überzeugungen gebracht hat, wie z. B. Gefängnis wegen seiner Mädchenschutzbestrebungen oder Hohn und schwere Vermögensverluste wegen seiner scharfen Verurteilung des britischen Krieges gegen die Buren.

Seine Haltung während des südafrikanischen Krieges — und er hört auch seit dem Friedensschluß nicht auf, aus ihr die Konsequenzen zu ziehen — zog ihm den, fast in Tätlichkeiten ausgearteten Haß der britischen Chauvinisten zu und stürzte seine sehr einträgliche Monatsschrift auf längere Zeit in ein Defizit, welches er nur mit Hilfe seiner außerordentlichen Geschäftstüchtigkeit loswerden konnte. Mit selbstloser Unerschrockenheit schwamm er gegen den Jingostrom, indem er nicht nur in der „R. of R.“, sondern auch in einer langen Reihe von Büchern und Broschüren mit unwiderleglichem Tatsachenmaterial („Barbarische Methoden“, „Die losgelassene Hölle“, „Heimstättenverbrennungen“, „Sind wir im Recht?“, „Sollen wir die Buren erschlagen?“, „Wie wir in Südafrika Krieg führen“, „Ist Chamberlain ein Staatsmann oder ein Verschwörer?“), in einem charakteristischen Briefwechsel mit Lord Roberts*) und in dem eigens für diesen Zweck geschaffenen

*) Um die Sache vorwärts zu bringen und eine Abänderung der unwürdigen, den im Haag festgelegten Grundsätzen Hohn sprechenden Kriegführungsweise zu erreichen, setzte sich Stead mit dem General nach dessen Rückkehr aus Südafrika in Verbindung und veröffentlichte die Korrespondenz nachträglich, weil sie ihren Zweck verfehlte, da Roberts sie so unangenehm und unbequem fand, daß er es für geraten hielt, sie einfach abzubrechen, um nicht seine eigene Schande eingestehen zu müssen.

Digitized by Google

Wochenblatt „Krieg wider den südafrikanischen Krieg!“ gegen die britische Regierungspolitik kämpfte und das Schiedsgerichtsprinzip ins Vordertreffen führte. Auch gründete und leitete er die „Internationale Union“, einen Friedensbund der abendländischen Geisteselite, der den Zweck hatte, dafür zu sorgen, daß die Burensache und später möglichst viele andere internationale Zankäpfel dem Haager Schiedshof zur Entscheidung vorgelegt werden sollen. In seiner Schroffheit hinsichtlich der Burenvergewaltigung ging unser Mann so weit, daß er auf dem Glasgower Friedenskongreß (September 1901) das übertriebene Verlangen stellte, England wegen des ungerechten Feldzuges und der Ablehnung des Krügerschen Schiedswunsches in Acht und Bann zu tun, es „aus der Gemeinschaft der Kulturstaaten auszustoßen“. Dieser Antrag, der besser gegen die britische Regierung gerichtet worden wäre, wurde begreiflicherweise abgelehnt; aber die flammende Entrüstungsrede, mit welcher er begründet wurde, erwies aufs neue den rücksichtslosen Mut des Redners, von dem der amerikanische Sozialreformer O. B. Flower kurz vorher geschrieben hatte: „Nur jene leben wahrhaft, die den Leib der Seele unterordnen, das Wohl aller über den persönlichen Gewinn stellen und sich dem Dienste der Leidenden weihen .... Er folgt lieber der Stimme des Gewissens als den Eingebungen des Opportunismus ... Das Geheimnis seiner Erfolge liegt in der Treue, mit der er den ewigen Geboten gehorcht, welche die Liebe den Erleuchteten auferlegt .... Kein Zeitgenosse hat mit größerer Zähigkeit für Recht, Freiheit und Fortschritt gekämpft ... Er ist ein edler Vertreter des fürs 20. Jahrhundert maßgebenden Manneslypus. Er hegt die richtige Ansicht, daß, wenn alle, denen die soziale Entwickelung, die Hebung der Menschheit, die Würde der Lebensführung am Herzen liegt, sich behufs Erreichung ihrer Ideale zusammentäten, die Welt glücklicher und besser werden müßte. Diese gleichsam fixe Idee hat ihn durchs Leben geleitet; aber er ist kein Träumer — dafür zeugen auf Schritt und Tritt praktische Gedanken, kühne Pläne und tapfere Taten.“

Die Geburt Steads erfolgte am 5. Juli 1849 zu Embleton in England. Da sein Vater, ein kinderreicher Dissidentengeistlicher, zu arm war, um den Knaben studieren lassen zu können, mußte dieser mit vierzehn Jahren als Laufbursche in den Dienst eines Geschäftshauses zu Newcastle-on-Tyne treten und sich anfangs mit einem Wochenlohn von vier Schilling begnügen. Er lieferte das Geld immer getreulich daheim ab und erhielt 4—5 Jahre

Digitized by Google

lang (auch als er schon weit mehr verdiente) wöchentlich nur drei Pence Taschengeld, das er in der Regel ausschließlich zum Ankauf von Büchern verwendete, während er sich viele andere Werke auslieh. Er las und studierte in seiner freien Zeit eifrig, stillte seinen Wissensdurst einigermaßen und wurde ein regelrechter Autodidakt. Mit kaum fünfzehn Jahren machte er seinen ersten literarischen Versuch — es war eine kurze Lebensbeschreibung Oliver Cromwells — und erhielt dafür den von dem Knabenblatt „The Boy's Own Paper" ausgeschriebenen Preis: ein Paket guter Bücher im Werte einer Guinee. Darunter befand sich ein Band, den Stead noch jetzt als das „kostbarste" Werk seiner reichen Bibliothek betrachtet und auf vielen Reisen mitführt: James Russel Lowells Gedichte. Diese wurden zum Leitstern seines Lebens, wurden vermöge ihrer edeln Tendenzen für seine ganze Zukunft richtunggebend. Besonders die nachstehende Stelle, welche ihm ungeheuer imponierte, hat ihn dauernd beeinflußt:

„Ein Sklave ist, wer nicht für die Gefallenen und Schwachen einzutreten wagt; wer nicht lieber Haß und Spott erduldet, als schweigend die Wahrheit zu unterdrücken, die er denkt; wer sich Zweien oder Dreien gegenüber nicht getraut, das als richtig Erkannte zu verfechten."

Da der junge Mensch zum Lesen und Lernen gewöhnlich nur des Nachts Muße fand, litten Gesundheit und Augenlicht unter der Überanstrengung nicht wenig. Das machte ihn schwermütig und verleitete ihn, in einer Anwandelung von Rückfälligkeit in den anerzogenen, aber bereits abgestreiften Dogmenglauben, zu der Meinung, seine literarischen Neigungen seien Versuchungen des Satans. Da kamen Lowells Dichtungen gerade zurecht, um ihm den Unsinn aus dem Kopf zu schlagen, die trüben Gedanken zu verscheuchen und gute Absichten zu zeitigen, an deren Verwirklichung er nach seiner Genesung zu arbeiten begann und denen er zeitlebens treu geblieben ist. Zunächst beschäftigte er sich mit dem Problem der Arbeitslosigkeit. Das Schicksal der Brotlosen erregte seine lebhafte Teilnahme, und er schrieb einer Newcastler Zeitung einen begeisternden Brief, der die Gründung eines örtlichen Vereins gegen Verarmung und Bettelei zur Folge hatte. Hierdurch ermutigt, setzte er sich auch in auswärtigen Zeitungen für menschenfreundliche Ziele ein. Eines der betr. Blätter, das Darlingtoner „Northern Echo", lud ihn zu regelmäßiger Mitarbeit ein und übertrug ihm schon 1871 — er war damals erst 22 Jahre alt — die Redaktion. Die ernsten Bemühungen des

Digitized by Google

jungen self-made man trugen also bereits recht gute Früchte. In der neuen Stellung leistete er neun Jahre hindurch so Tüchtiges, daß er die Aufmerksamkeit John Morleys erregte und von diesem nach London als zweiter Redakteur der Tageszeitung „Pall Mall Gazette" berufen wurde, die der spätere Minister zu jener Zeit noch leitete. 1883 rückte Stead zum alleinigen Herausgeber des angesehenen Blattes auf und er blieb es bis 1889. Es gelang ihm, die „Gazette" vollends ins Fahrwasser des Freisinns und der Volksfreundlichkeit hineinzusteuern und sie durch Gerechtigkeitsliebe, Unparteilichkeit, Hebung der öffentlichen Moral und systematisches Streben nach Besserung der sozialen Zustände zu einem wichtigen Element im politischen und geistigen Leben des Landes zu gestalten. In jener Zeit nahm er sich nach Kräften der Irländer an und rief einen, gegen behördliche Übergriffe gerichteten „Bund für Gesetz und Freiheit" ins Leben. Mit besonderem Eifer verlegte er sich auf die Armenwohnungsfrage, die ihn übrigens noch immer lebhaft beschäftigt. Dieses Problem erfuhr durch seine unermüdlichen Anstrengungen in Wort und Schrift eine weitgehende Förderung. Er legte den Grund zu der klugen und dabei radikalen Wohnungspolitik, welche gegenwärtig im Londoner Grafschaftsrat herrscht und bekanntlich von glänzenden Ergebnissen begleitet ist.

In diesen und anderen wichtigen Punkten hat Stead von jeher sehr viel zur Weckung des öffentlichen Gewissens im Interesse des Gemeinwohls und der höheren Moral beigetragen, denn er ist ein Rufer im Streite mit praktischem Sinn, nicht bloß mit abstrakten Idealen. Bertha v. Suttner sagt von ihm mit Recht, er sei „von der innigen Überzeugung durchdrungen, daß der Geist des Guten — ‚Gott' — diese Welt allmählich zur Vervollkommnung lenkt und sich dabei begeisterter Menschen als der Werkzeuge bedient — Menschen, welche wissen, daß sie im Dienst eines höheren Prinzips wirken und durch den Rückhalt, den sie an ihrer ‚göttlichen' Sendung haben, sich gestärkt und gehoben fühlen, voll froher und mutiger Zuversicht. Solche Zuversicht scheint auch ihn zu erfüllen."

Daß er bei Erkämpfung seiner Ziele keine Furcht kennt und unerschrocken lediglich auf das Wohl der Menschheit Rücksicht nimmt, bewies auch jene Episode, durch die er während seiner Redaktionsführung bei der „Pall Mall Gazette" im Ausland berühmt wurde und die ihn ins Gefängnis brachte. Die meisten Leser werden sich noch lebhaft des ungeheuren Aufsehens erinnern,

Digitized by Google

welches im Jahre 1885 die Steadsche Artikelserie „Der Jungfern-tribut im modernen Babylon“ (bald auch in Buchform veröffentlicht und in alle Sprachen übersetzt) in ganz Europa wegen der furchtbaren Enthüllungen erregte, die sie über den ausgedehnten Schacher enthielt, der in „höheren“ Kreisen Londons — wie ja leider auch anderer Großstädte Europas — mit halbwüchsigen Backfischchen und kleinen Schulmädchen getrieben wurde. Weit entfernt, von Sensationshascherei eingegeben zu sein, gingen seine, auf völlig unanfechtbaren Daten und unwiderleglichen Tatsachen beruhenden Darlegungen vielmehr aus dem traurigen Umstand hervor, daß alle Bemühungen Gutgesinnter, jenen verbrecherischen Handel durch eine Parlamentsakte zu treffen, gescheitert waren, und zwar teilweise daran, das es infolge des Einflusses der Interessenten sich als unmöglich erwies, ausreichendes Beweismaterial zu beschaffen. Wohl wissend, welche Gefahren — heftige Bekämpfung, gerichtliche Verurteilung, vielleicht gänzliche Unmöglichmachung — ihm drohten, wenn er sich der Sache erfolglos annähme, tat er es dennoch unentwegt, indem er die notwendigen Beweise insgeheim und mit der größten Vorsicht sammelte, ehe er mit seinen Angriffen hervortrat. Freilich wurde er, dem Buchstaben eines veralteten Gesetzes gemäß, wegen gewisser Stellen, welche formelle Übertretungen desselben bildeten, zu drei Monaten Kerkers verurteilt; dafür aber errang er einen großen sittlichen Triumph, einen gefeierten Namen und erlebte die Genugtuung, daß die aufgeregte öffentliche Meinung beim Parlament die Annahme eines Gesetzentwurfes zum Schutz der weiblichen Jugend erzwang. So hatte er das Beispiel des edlen Matrosenfreundes Samuel Plimsoll befolgt, der ebenfalls mittels haarsträubender Enthüllungen das die bedauernswerten Seeleute schützende Gesetz, dessen Zustandekommen jahrzehntelang von den interessierten Reedern des Parlaments hintertrieben worden war, zuwege brachte.

So erfolgreich Steads sechsjährige Tätigkeit an der „Pall Mall Gazette“ aber auch sein mochte, hegte er doch den Wunsch nach einem eigenen Organ, in welchem er seine Ideen ganz unabhängig verfechten, seinen Bestrebungen vollkommen ungehindert nachgehen könnte. Demgemäß überraschte er die Welt Neujahr 1890 mit seiner Monatsschrift „The Review of Reviews“, deren neu- und eigenartige Einrichtung er seit einiger Zeit im Kopf fertig herumgetragen hatte. Dieses Blatt ist das Vorbild einer ganzen Reihe ähnlicher Presse-Rundschten (in Paris, Neuyork, Melbourne usw.) geworden und bildet eine ganz originelle Mischung

Digitized by Google

von großer Monats- oder Wochenschrift und internationaler Zeitschriftenschau. Jedes starke Heft kostet nur einen halben Schilling ist sehr reich illustriert und enthält außer zeitgemäßen, flott und fesselnd geschriebenen, gediegenen Originalartikeln „Auszüge aus den besten Äußerungen der besten Geister in aller Welt", wie es im Programm hieß. Als seinen Hauptzweck aber erklärte er „die Förderung des Zusammenschlusses jener, die ihre Mitmenschen lieben und willens sind, gemeinschaftlich mitzuarbeiten an dem sozialen und sittlichen Wohl der Gesamtheit". Obgleich ein echter Engländer und ein wahrer Patriot, setzt er sich in seiner Revue — die er größtenteils selbst schreibt, wozu eine ungeheuere Arbeitskraft gehören muß — für alles gute Kosmopolitische ein: für die Hebung des Loses der Armen und Arbeitenden, für Frieden und Schiedsgerichte, für Weltsprachen (insbesondere Esperanto, dessen Grammatik von J. C. O'Connor er kürzlich verlegte), Gruppenreisen, Verbreitung der Kunst im Volke, Popularisierung der guten Lehren — ohne die Auswüchse und Übertreibungen — Tolstojs usw. Den Weisen von Jasnaja Poljana hat er, nebenbei bemerkt, wiederholt besucht und auch biographisch behandelt.

Die Einträglichkeit seiner Zeitschrift, ein nur durch den Transvaalkrieg, wie bereits erwähnt, gestörtes Ergebnis seiner großen organisatorischen Fähigkeiten, ermöglichte ihm, das Unternehmen immer mehr in den Dienst seiner Ideale zu stellen. Er tut dies, indem er stets neue Rubriken und Nebengründungen ins Leben ruft, die er dann allmählich ausgestaltet: einen Briefwechsel zwischen einsam oder entfernt lebenden Abonnenten, einen Reiseklub, eine billige Leihbibliothek, einen Austausch von Korrespondenzen zwischen Bewohnern mehrerer Länder zwecks Übung in fremden Sprachen, einen „Hochzeitsringzirkel" (mit eigenem Organ) zur Förderung der Annäherung unter den Lesern, höchst wohlfeile Volksjugendschriften und Wiedergaben von Kunstwerken für die Massen, Pennyausgaben klassischer und zeitgenössischer Meisterwerke der Literatur in Poesie und Prosa ꝛc. ꝛc. Der nach Millionen von Bändchen zählende Absatz seiner fabelhaft billigen Verlagswerke läßt einen Schluß zu auf das Maß der Hebung der Volksbildung, das ihm zu verdanken ist.

Etwas länger muß ich bei seiner, für sein Wesen ganz besonders bezeichnenden Tätigkeit als Friedensfreund verweilen. Im Oktober 1898 erschien eines Tages bei mir in Budapest ein etwa fünfzig Jahre alt aussehender Engländer mit schönen, offenen Gesichtszügen, leicht meliertem Vollbart und seelenvollen blauen Augen.

Digitized by Google

Er übergab mir einen Empfehlungsbrief Dr. Evans Darbys, des bekannten Leiters der „Englischen Friedensgesellschaft", der weitaus ältesten Europas. Nach Bildern, die ich von ihm gesehen hatte, erkannte ich meinen Besucher sofort als den berühmten Zeitungsmenschen W. T. Stead, von dem ich übrigens in früherer Zeit wiederholt Briefe erhalten hatte. Ich mußte herzlich darüber lachen, daß eine Persönlichkeit von seinem Weltruf es für nötig erachtete, sich ein Einführungsschreiben geben zu lassen, noch dazu an einen für viele englische Zeitschriften schreibenden Kollegen und Friedenskämpfer! Gehörte er doch schon damals — seither freilich noch weit mehr — zu den hervorragendsten Friedenskämpfern! Was er von mir wollte, war die Unterstützung seines Bestrebens, die kriegsgegnerischen Kundgebungen Nikolaus' II., die kurz vorher gewaltiges Aufsehen erregt hatten, zur Veranstaltung eines Friedenskreuzzuges nach Petersburg*) und dadurch zur Ausbreitung der einschlägigen Ideen und Bewegungen praktisch auszunutzen. Man kann sich im großen Publikum keine Vorstellung davon machen, mit welchem Feuereifer er diese Angelegenheit in die Hand nahm.

Er besuchte damals zweimal den Zaren in Petersburg und außerdem die meisten Hauptstädte Europas, um die Stimmung kennen zu lernen oder Stimmung zu machen. Er schrieb zahlreiche Artikel sowohl für die „Daily News" als für sein eigenes Blatt und veröffentlichte das Agitationswerk „Die vereinigten Staaten von Europa am Vorabend des Friedensparlaments". Im Laufe von vier Monaten veranstaltete er in Großbritannien Hunderte von Propaganda-Versammlungen und veranlaßte die Abhaltung vieler anderer im Auslande. Sein Organisationstalent zeigte sich im glänzendsten Lichte. Er reiste unabläßig hin und her und gab ein Vierteljahr hindurch unter großen persönlichen Opfern eine sehr interessante, eigens dem „Kreuzzuge" gewidmete Wochenschrift „War against War" heraus. Später verweilte er während der ganzen Tagung der Haager Konferenz an Ort und Stelle, auf die Beratungen in ähnlicher Weise einzuwirken versuchend wie Bertha v. Suttner und Johann v. Bloch. Er veröffentlichte die Chronik der Sitzungen fortlaufend in einer großen Amsterdamer Zeitung, schickte

*) Der interessante Plan scheiterte trotz der Begeisterung seines Urhebers an dem Umstand, daß die Friedenskonferenz nicht in Petersburg, sondern im Haag tagte.

Digitized by Google

regelmäßige Berichte an die „Daily News", schrieb zahlreiche Artikel über den Gegenstand für seine „Review of Reviews" und legte schließlich in einem dickleibigen französischen Buch („La conférence de la Hage"), das noch zu einer großen Rolle berufen ist, den Inhalt der Beratungen sowie das Wesen und die Tragweite der vereinbarten „Konventionen" dar, insbesondere die Bedeutung des neugeschaffenen internationalen Schiedsgerichtshofes, dieses wichtigsten Marksteines der Jahrhundertwende. Daher mußte ihn der durch die verstockte Ablehnung einer schiedsgerichtlichen Entscheidung seitens Englands verschuldete Ausbruch des Burenkrieges doppelt empören. Seither hat er nicht aufgehört, für die Haager Einrichtungen eifrigst einzutreten, sei es mit der Feder, sei es als Schriftführer der bereits erwähnten „Internationalen Union", für die er von seinem amerikanischen Freund John Milholland £ 2000 als Grundstock erhielt.

Nicht immer nahm er den hochfriedlichen Standpunkt ein, der ihn seit längerer Zeit charakterisiert. Niemals ein Freund des Krieges oder des Militarismus, war er ursprünglich doch ein Anhänger starker Rüstungen und des Grundsatzes: „Si vis pacem, para bellum". Er hat sich nie ausdrücklich dazu bekannt, aber seine einstige Forderung einer erheblichen Vermehrung der britischen Kriegsflotte läßt darauf schließen. Heute bekämpft er jede neue Rüstung und eifert rastlos gegen die drohende Einführung der Konskription in seinem Vaterlande.

Daß er, wie ja wohl jeder Mensch, zuweilen inkonsequent ist oder in der Begeisterung über die Schnur haut oder sich einzelner Dinge annimmt, die es nicht verdienen, kann man ihm, als einem Apostel, nicht verargen. Hierher gehört z. B. seine Schwärmerei für die automatische Geisterhandschrift der Spiritisten oder seine phantastische Bewunderung für den verstorbenen Kriegsanstifter und Erz-„Imperialisten" Cecil Rhodes, mit dem er trotz aller Meinungsverschiedenheiten sehr befreundet war. (Man vergleiche in dieser Beziehung sein spannendes Buch „The last will and testament of Cecil Rhodes", nach dessen Tod erschienen.) Diese und andere Verirrungen, aber auch sein warmherziges Eintreten für manche humanitäre Bestrebung und sein häufiges Schwimmen gegen den Strom haben ihn vielfach in den Ruf der Narretei und Unberechenbarkeit gebracht. „Die Leute halten mich für verrückt und ich bin stolz darauf", sagte er zu mir. Der bekannte Londoner Maler Felix Moscheles, Vorsitzender der „Internationalen Friedens- und Schiedsgerichts-Gesellschaft", be-

Digitized by Google

zeichnet Steads Verhalten in gewissen Dingen als „entzückend ausartend", und Frau Bonner, die radikale Tochter des radikalen Volksführers und „Eidverweigerers" Charles Bradlaugh, behauptete anläßlich des „Friedenskreuzzuges" in ihrem Blatte, das „Mißtrauen gegen Stead in russischen Dingen" sei „tief und unerschütterlich". Niemand bezweifelt jedoch, daß er den Grundsätzen der Menschenfreundlichkeit, der Verbrüderung, der allgemeinen Annäherung niemals untreu geworden ist.

Was seine literarischen Eigenschaften betrifft, so ist seine Schreibweise klar, durchsichtig, lichtvoll, knapp, einfach. Bei ihm gibt es kein entbehrliches Wort. Er ist ein Meister in der Kunst, in kleinem Rahmen recht viel zu sagen. Er schreibt in der Regel maßvoll, dabei jedoch lebhaft, subjektiv, zum Herzen gehend, oft sogar spannend, packend, hinreißend. Wie sein Wirken, ist auch sein Stil gleichzeitig idealistisch und praktisch — beweisend, daß er nicht bloß ein unpraktischer Schwärmer ist. Hervorragendes leistet er im Gebiete der analytisch-kritischen Lebensbeschreibung. Seine Bücher über Gladstone und Königin Viktoria, seine zahlreichen Revuenbiographien (Tolstoj, Wereschtschagin, Holyoake, Milner, T. P. O'Connor, J. E. Dillon, König Eduard 2c.) sind mustergültig. Merkwürdigerweise hat er weder diese Aufsätze noch seine sonstigen Abhandlungen von dauerndem Wert in Buchform gesammelt — ganz gegen die Gewohnheit der englischen Literaten.

Die meisten seiner Bücher und Broschüren sind zugunsten der Armen, Elenden und Niedrigen geschrieben und gegen die Korruption in Politik, Volkswirtschaft oder Gesellschaft gerichtet, stehen also im Dienste des Edelmenschentums. Mehrere haben riesiges Aufsehen erregt: nach dem „Jungferntribut" vor allem die auf seinen zwei nordamerikanischen Reisen beruhenden: „Wenn Christus nach Chicago käme", „Satans unsichtbares Reich enthüllt", „Der Arbeitskrieg in den Vereinigten Staaten". Sie geißeln in Flammenschrift die Auswüchse des modernen Aufschwunges im Yankeeland, wie sein „Die Amerikanisierung der Welt" in fesselnder Weise die Lichtseiten dieses Aufschwunges schildert, die er seinen in industrieller und kommerzieller Hinsicht einigermaßen zurückgehenden Landsleuten zur Nachahmung empfiehlt. Diese auch ins Deutsche übersetzte Schrift ist eine höchst merkwürdige Leistung überhaupt und eines der originellsten unter den Werken unseres Mannes. Sein „Im dunkelsten England" ist eine teils vorzeichnende und richtunggebende, teils beschreibende Schilderung der sozialpolitischen Bestrebungen der Heilsarmee, mit

Digitized by Google

deren komischen Ausschreitungen er übrigens nichts zu schaffen hat. „Lest we forget“ (1901) ist eine auf hohem ethischen Standpunkt stehende Rundschau über Geschichte und Wesen des neunzehnten Jahrhunderts im Hinblick auf das, was den Sozialreformern und Erfindern des zwanzigsten zu tun bleibt.

Noch kräftiger und reiner äußern sich seine humanitären Herzensneigungen in seiner ungemein spannenden Schrift über Millionäre, Milliardäre und die nützlichste Verwendung großer Reichtümer: „Carnegies Rätsel; was ich mit seinen 40 Millionen Pfund anfangen würde“ (1900). An eine fesselnde Biographie des durch seine beispiellose Freigebigkeit so berühmt gewordenen schottisch-amerikanischen Krösus knüpft er bewundernswerte Darlegungen über wünschenswerte Verwendungen des Carnegieschen Riesenvermögens: eine ideale Welt-Universität, eine ideale Welt-Zeitung ꝛc. ꝛc. Geradezu köstlich muß sein neuestes Buch genannt werden: „In unserer Mitte; Briefe des Kallikrates an Dione über England und die Engländer“ (1903), ein satirisch-ethischer Roman, der an Montesquieus „Lettres persanes“ erinnert. In Inner-Afrika gibt es ein noch unentdecktes Ländchen, das von den Xanthiern bewohnt wird, einem vor Zeiten aus Althellas dahin verschlagenen griechischen Stamm, der unter der Herrschaft des Matriarchats steht. Infolge hübsch erdachter abenteuerlicher Zufälle gelangt der „Erste Ratgeber“ des Xanthierstaates im Jahre 1902 nach England und berichtet in Briefen an seine Königin über die dort unter dem Männerszepter herrschenden, teils komischen, teils traurigen Zustände in originell-naivem Ton. Besonders kräftige Hiebe bekommt die Presse ab, desgleichen die Unterordnung und Erniedrigung des weiblichen Geschlechts. Kallikrates zieht den Schluß, daß der Frauenstaat Xanthien vom Männerstaat England nicht allzuviel zu lernen braucht.

Die allerjüngste edelmenschliche Leistung Steads ist sein auf ethischen Grundlagen beruhendes Tagesblatt „The Daily Paper“, das seit dem 4. Januar 1904 erscheint. Höchst bezeichnend sind die folgenden Stellen des Programms: „Ich will den Versuch machen, bei der Redaktionsführung nach dem Grundsatze zu handeln:

> Was du nicht willst, das dir geschieht,
> Das tu' auch einem andern nit.

Soweit es auf mich ankommt, gedenke ich mit allen Menschen in Frieden zu leben, Zorn mit Sanftmut zu erwidern, dem mich Schlagenden die andere Wange zu reichen und meinen Feinden

Digitized by Google

Gutes zu tun. . . Sollte es nach 1900 Jahren etwas so Außerordentliches sein, die Vorschriften der Bergpredigt zu befolgen? ..... Wir wollen uns bemühen, die Wahrheit mit Milde und Sympathie zu sagen". In bezug auf Geschäftsbetrieb und Redaktion ist das neue Blatt ein originelles Unikum, in die Gegenwart versetzte, echt Steadsche journalistische Zukunftsmusik. Es will nicht bloß eine Männer-, sondern eine für die ganze Familie geeignete Zeitung sein und bringt daher nichts über den Rennsport, den Wettsport, die Effektenbörse, auch keinerlei auf Laster spekulierende Anzeigen, nicht einmal Inserate über geistige Getränke. „Noch wichtiger jedoch als der Ausschluß ungeeigneter Stoffgebiete und Anzeigen ist der Fortfall des unfreundlichen, hämischen Geistes, der der wahren Atmosphäre des Hauses — mit ihrem Geiste des Wohlwollens, der Duldsamkeit, der Langmut — so ungemein schadet."

Demgemäß will Stead in seinem neuen Organ einem fröhlichen Optimismus huldigen, einem wohlgemuten Vertrauen in den Fortschritt der Welt und in das langsame, aber sichere Heranreifen einer höheren, edleren Kultur, als es die jetzige ist. Er wird die Menschen am liebsten so sehen, „wie sie sich selber in ihren besten Stunden erscheinen", nicht aber so, „wie sie ihren Feinden in ihren schlechtesten Stunden erscheinen". O, wären oder würden solche Gesinnungen doch für die gesamte Presse richtunggebend! Dann müßte die Sozialreform bald Kinderspiel sein.

An Geistesriesen, die in sittlicher Beziehung Zwerge sind, hat es der Welt nie gefehlt. Aber sie benötigt noch weit mehr als der großartigen Intellekte energische Männer von Mut und Überzeugung, furchtlose Individualitäten voll Abscheu gegen Unrecht und Schändlichkeit, gediegene Persönlichkeiten, denen das Herz ebensoviel oder noch mehr gilt als der Geist und der Leib. Kurz, unsere Zeit bedarf der Apostelnaturen. Eine solche ist Stead ganz entschieden, denn seine Haupteigenschaften sind Unerschrockenheit, Begeisterungsfähigkeit, Opferwilligkeit, Tatkraft, Beharrlichkeit, tiefgründige Menschenliebe, bedeutendes Organisationstalent. Er ist ein echter Apostel in Gestalt eines Edeljournalisten, lautet sein Wahlspruch doch:

„Verbindung aller Liebenden im Dienste aller Leidenden!"

Digitized by Google

Zur Klostererziehung.

Eine kulturhistorisch-pädagogische Studie.

Von L. Mittenzwey.

[Teil II.]

II.

Welches wird nun das Ende dieses Kampfes sein? Wird Rom zum dritten Male die Weltbeherrscherin werden? Optimisten behaupten: für die Dauer niemals; es sei, so lange die Welt stehe, noch niemals gelungen, die geistige Entwickelung der Menschen für die Dauer rückläufig zu machen, man habe sie wohl zeitweise an einzelnen Orten gewaltsam ersticken können, aber nie im großen und allgemeinen. Möchten sie recht haben.

Doch ist es denn etwas Schlimmes, wenn die Zahl der Klöster im Wachstum begriffen ist? Haben die Klöster nicht auch ihre große volkswirtschaftliche Bedeutung? Es soll die religiöse und kulturhistorische Bedeutung des Klosterlebens seiner Zeit nicht in Abrede gestellt werden. Die Mönche haben wüste Landstriche urbar gemacht, die Schätze des Altertums, des christlichen und zum Teil auch des heidnischen durch ihre Abschriften gerettet, Kirchen mit eigener Hand kunstreich erbaut und ausgestattet, Völker belehrt und zum Christentum bekehrt. Die Gebildeten fanden hier angemessene Unterhaltung, der Wanderer ein gastfreundliches Obdach, die Kinder Unterricht, die Jugend Rat, die Armen Speisen (Bettelsuppen) u. s. f. Wer wollte nicht auch in Anerkennung der frommen Liebeswerke gedenken, wie sie namentlich von den barmherzigen Schwestern mit Unverdrossenheit und Heldenmut geübt worden sind! Und dennoch muß man behaupten, daß sich die Klöster überlebt haben und das Klosterleben ein überwundener Standpunkt ist, denn die ganze Moral der Weltflucht, als die Regel eines aufrichtigen, ernsthaften Klosterlebens, die einen unversöhnbaren Zwiespalt setzt zwischen Geist und Fleisch, zwischen Gott und Welt, zwischen Himmel und Erde, statt die sinnliche Natur geistdurchdrungen zur Schönheit zu verklären, ist nur eine niedere Stufe der Sittlichkeit. Es ist anerkannt, daß bloß die fromme Gesinnung vor Gott einen Wert hat, aus der je nach Kraft und Gelegenheit das ihr an-

Digitized by Google

gemessene pflichtmäßige Tun hervorgeht, daß man also mitten in der Welt ebenso fromm leben kann, wie im Kloster; und der Mann in der kamelhaarenen Kutte, dessen Speise Heuschrecken und wilder Honig war, stand nicht höher, als der, welcher nach ihm kam und der ohne irgend ein Gelübde mit den Fröhlichen aß und trank und selbst die Verschwendung gewähren ließ (Joh. 12), in der ein treues Herz sich ihm offenbarte.

Die Schutzredner der Klöster verteidigen diese oft als Freistätten für traurige, mit ihrem Lose unzufriedene, weltmüde, gebrochene Seelen. Chateaubriand schreibt: „Gibt es Orte für die Genesung des Leibes, ach, so vergönnt der Religion auch, eine Stätte zu haben für die Genesung der Seele, deren Krankheiten schmerzlicher sind, langwieriger und schwieriger zu heilen.“ — Wir geben gern zu, daß viele Beispiele vorliegen von Bußfertigen und Schiffbrüchigen aus den Stürmen des Weltlebens, bis zu entthronten Königen und verlassenen Frauen, daß dieser Anlaß der Klosterbevölkerung nicht in Abrede gestellt werden kann. Aber wir wissen auch von enthusiastischen Jünglingen, die da meinten, daß sie schon von Natur Mönche wären; nicht selten wurden auch Kinder durch eine bequeme Frömmigkeit der Eltern, nicht selten auch durch ihre Sorge für das Erbe des älteren Sohnes ꝛc. in das Kloster gebracht und daselbst schließlich heimisch, bevor sie von den Freuden und Zerstreuungen dieser Welt eine Kunde hatten. Und Montalembert spricht über das obige Zitat Chateaubriands: „Diese Vorstellung ist poetisch und rührend, aber sie ist nicht wahr. Die Klöster waren keineswegs bestimmt, die Invaliden der Welt aufzunehmen. Das waren nicht die kranken Seelen, im Gegenteil, es waren die gesündesten und kräftigsten, welche das menschliche Geschlecht je hervorgebracht hat, die in Menge an die Klosterpforten pochten. Das Klosterleben, fern davon, die Zuflucht der Schwachen zu sein, war der Kampfplatz der Starken.“ Wär's ferner möglich, alle die in Klosterzellen gebrochenen und noch mehr die zu kleinlichen Klosterinteressen zusammengeschrumpften Herzen, alle die lüsternen Träume und Phantasien, alle die Verbrechen gegen die Natur, die hinter Klostermauern geschehen oder von da ausgegangen sind, in ein Bild zusammenzufassen, es würde eine entsetzliche Tragödie geben.

Ist überhaupt nicht auch die ganze kulturhistorische Bedeutung der Klöster der Vergangenheit anheimgefallen? Das Urbarmachen des Landes und Ausroden der Wälder ist nicht mehr Sache der Mönche. Die Dampfdruckerpresse steht an der Stelle des Ab-

Digitized by Google

schreibers. Die Herausgabe großer Quellenwerke geht von Akademien und freien Gelehrtenvereinen aus. Um Gastfreundschaft in den Klöstern wird nur in halbbarbarischen Ländern noch von Wanderern angesprochen; und zu Lehrern und Erziehern bedarf man der Mönche nicht mehr. Die mönchische Pädagogik und klösterliche Erziehungsweise, welche vor allem auf eine äußerliche Abschließung ihrer Zöglinge Bedacht nimmt, um das Werk der Weltentfremdung leichter und entschiedener durchzusetzen, welche durch möglichste Schweigsamkeit und blinden Gehorsam in eine geistige Unbeweglichkeit, ja, in völlige Apathie und Antipathie gegen alle intellektuelle Kultur versetzt, welche, statt Natur und Welt affirmativ zu überwinden und sich von ihr sittlich zu befreien, nur negativ abstrahiert und durch Mißhandlungen und Kasteiungen die Macht des Fleisches zu brechen sucht und das Lebensgefühl bis zum Ekel am Dasein ertötet, kann nie und nimmermehr Anspruch auf Beifall und Unterstützung erheben, sie muß vielmehr als verfehlt, als verwerflich gelten.

Die Klostergelübde enthalten überhaupt gerade das Gegenteil dessen, was naturgemäß dem freien Menschen ziemt. Der Mensch soll so viel verdienen und erwerben, um, niemandem zur Last fallend, die Mittel zu seiner Existenz und der seiner Fähigkeit gemäßen Wirksamkeit zu besitzen; das Klostergelübde befiehlt, sich aller irdischen Güter zu entäußern. Der Mensch soll ferner, wenn kein unverschuldetes Geschick dem entgegensteht, sich durch die Ehe zu ergänzen suchen und fortleben in seinem Geschlechte; das Klostergelübde befiehlt, jedem Geschlechtsverhältnisse zu entsagen. Weiter soll der Mensch nur Gott in seinem Gewissen und den Staatsgesetzen untertan sein, auch in pflichtmäßigem Dienste frei und mündig werden (sui juris); das Klostergelübde verlangt unbedingten Gehorsam gegen die Ordensoberen, es verlangt, willenlos zu sein wie ein Leichnam. Eine christliche, also vor allem auch sittliche Genossenschaft kann daher solche Gelübde gar nicht mit gutem Gewissen annehmen, noch weniger darf ein Staat, der frei und gerecht sein will, seine Gewalt dazu hergeben, um ihre Durchsetzung zu erzwingen; vielmehr hat er diese Macht gegen jede geistliche Genossenschaft zu brauchen, sobald sie sich anderer als geistiger Mittel bedient, um die durch ein Klostergelübde Gefangenen gegen ihre Überzeugung in den Banden festzuhalten. Daß sich aber die veränderte Überzeugung bei den Klosterbewohnern oft ändern muß, ist ganz natürlich, weil schon nach vollendetem 16. Lebensjahre, von Mädchen schon nach dem 12. Lebensjahre

Digitized by Google

nach vorhergegangenem Noviziat das Gelübde abgelegt werden kann. Wo aber in aller Welt ist in solchem Alter die Sicherheit eines reifen Entschlusses für ein ganzes Leben gegen die Natur! Nehmen wir doch zur Erläuterung des Gesagten ein Bild aus dem protestantisch-kirchlichen Leben, nämlich die Konfirmation an, wo der Mensch sich vor Gottes Angesicht verpflichtet, auf Lebenszeit seinen bis jetzt erkannten Glauben festzuhalten. Es kann einem gewissenhaften Menschen fast ängstlich zumute werden, wenn er bedenkt, wie er im 14. Lebensjahre sich gleichsam eidlich verpflichtet habe, sein Leben lang einen Glauben festzuhalten, von dem er sich in jenem Alter unmöglich volle Rechenschaft zu geben vermochte. Eine solche Verpflichtung scheint aber in jeder Zeit bedenklich. Wie kann ein Mensch, wenn er heute etwas glaubt, mit Sicherheit sagen, daß er nie in seinem Leben zu einer anderen Erkenntnis kommen werde! Hängt das von unserem Willen ab? Und wenn das nicht der Fall ist, können wir dann etwas geloben und versprechen, was nicht in unserem Willen liegt! Wer kann sagen, daß seine religiösen Vorstellungen seit seiner Kindheit dieselben geblieben! Mehr noch und in weit größerem Maße ist es der Fall, wenn der Mensch einer vorübergehenden hochgespannten oder verletzten Stimmung halber dem ganzen künftigen Leben Fesseln anschmiedet; und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß niemand berechtigt ist, auf die Freiheit, die Gott ihm verliehen hat, verzichtend und den Führungen Gottes vorgreifend seine ihm noch unbewußte Zukunft auf solchem Wege zu verpfänden. — Mit dem Gelübde hat es immer eine eigene Bewandtnis; als ein Mittel der Selbstzucht mag es wohl gelten, wenn jemand gleichsam durch das bessere Selbst einer gehobenen Stunde sich selbst nur zwingen will, gegen eine eigene Schwachheit das zu tun, was überhaupt für ihn zu tun recht und gut ist; doch es verrät immer viel Sinnlichkeit und starken Egoismus, wenn man glaubt, daß man Gott durch Versprechungen und Bestechungen zur Gewährung unseres Flehens bewegen könne. Das wenigste für sich möchten aber die Gelübde auf fremde Kosten haben, deren im Leben so manche vorkommen und vorgekommen sind, von Jephthas Tochter an bis zu dem, der sein Kind dem Kloster gelobt.

Es mag Vereinzelte geben, die, von Menschen und dem Schicksal vielfältig getäuscht, allen weltlichen Geschäften fern, nur im Gebet, d. h. im Verkehr mit Gott, und in der Sehnsucht des Jenseitigen leben wollen, obgleich diese Stimmung ohne klösterliche

Digitized by Google

Erziehung sich nur höchst selten einfinden wird. Mögen solche sich zurückziehen und vielleicht mit Gleichgesinnten auch ein abgeschlossenes klösterliches Leben führen; doch es müssen derartigen Klosterleuten auch die Klosterpforten zum Hinausgehen ohne weiteres offen stehen, und die Lösung eines solchen Gelübdes darf nicht von beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten begleitet sein. Hast du in deiner Jugend oder sonstwie in der Erregung und unbedacht, sei es auch im schönsten Enthusiasmus, dich dem Klosterleben gelobt, und deine Überzeugung sei es von christlicher Vollkommenheit wie von deiner gottgewollten Bestimmung ist eine andere geworden, so soll das innere Recht dieser Umwandlung allerdings, wie jede immer peinliche Umgestaltung des Berufes, der ernstesten Prüfung als wie vor Gottes Angesicht unterliegen: dann aber magst du getrost als dein eigener Papst dir Dispension erteilen, und der Wipfel deines aufwachsenden Lebensbaumes durchbreche das niedere Klosterdach, daran er sich hart und zum Verkümmern schmerzlich gestoßen hat.

Seine welthistorische Bestimmung hatte der Kerker ewiger Gelübde schon damals erfüllt, als ihn der kühne Wittenberger Mönch zerbrach, welcher in strengster Klosterzucht das unzureichende aller überflüssigen Werke an sich erfahren und in ihrer Knechtschaft das Evangelium von der christlichen Freiheit vernommen hatte. Selbst in so manchen katholischen Gegenden sieht der Wanderer zwar noch immer alte stattliche Abteien als heitere Fürstenschlösser, daneben das Kloster altberühmten Namens, aber es sind keine Türmchen, die seine Zinnen krönen, sondern hohe, dampfende Schlote der Fabrik; so ist z. B. Clairvaux, das Kloster des heiligen Bernhard, unter welchem die glorreiche Zeit des Mönchtums ihren Höhepunkt erreichte, jetzt ein Arbeitshaus für Vagabunden.

Kein Jahrhundert, als das nun hinter uns liegende, dessen Anfang die Klöster säkularisieren sah, hat eine solche Menge Klöster, Orden und Kongregationen geschaffen; und alle diese Ordenseinrichtungen, so verschieden sie äußerlich sind, haben stets gleichen Zweck: Schule, Kanzel, Beichtstuhl, Krankenbett zu belagern und auszubeuten und sich des Menschen von der zartesten Jugend an bis an das Grab zu bemächtigen stets zum Triumphe der römisch-kirchlichen Allmacht. — „Zwar möchte man glauben“ — sagt Voltaire — „die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seien vorüber; allein wer so denkt, erzeugt der menschlichen Natur zu viel Ehre. Der

Digitized by Google

Giftstoff ist noch da, wenn das Gift auch nicht immer sichtbar wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln und wieder auf eine lange Zeit als verheerende Seuche über die Erde senden." Pius VII. († 1823) erklärte, es sei immer eine zeitweilige Akkomodation an die Verhältnisse der Neuzeit, daß die römische Kurie die Ketzer nicht ihrer Fürstentümer entsetze, oder sie ihrer Güter verlustig erkläre. Die Klöster aber sind die Stationen, von welchen aus durch die verschiedenen Orden als gefügige Fangarme der römischen Kurie man die Völker des Erdkreises umschlingen will, begünstigt durch den katholischen und konservativen Adel, denen die „Religion" auf allen Rednerbühnen entströmt, gestützt durch viele Bischöfe und Geistliche mit ihren vornehmen, einflußreichen Beichtkindern, gefördert endlich durch die zahllosen Kongregationen und frommen Vereine, durch die Brüder- und Schwesterschaften mit den süßesten Namen: vom „armen Kinde Jesu", vom „heiligen Herzen Jesu", vom „heiligen Grabe", vom „heiligen Rosenkranze", vom „guten Hirten", „zur Verbreitung des Glaubens" ꝛc. ꝛc. — Im Jahre 1902 ist bei J. F. Lehmann in München ein Buch erschienen von G. A. Schlechtendahl: „Ist das Zentrum eine Gefahr für das Deutsche Reich?" Er beantwortet diese Frage mit einem offenen und kräftigen „Ja". Unter anderem erzählt er auch von einem Worte, das Graf Hoensbroech einmal dem Kaiser gesagt habe: „Majestät, wer Ihnen sagt, daß die Sozialdemokratie die größte Gefahr für das Reich sei, der betrügt Sie; die größte Gefahr ist das Zentrum, der Ultramontanismus." Wie wahr ist dieses Wort. Die Klöster aber haben ihre ursprüngliche Mission so gut wie erfüllt und können nur noch als Stationen römischer Propaganda gelten.

Schließen wir unsere Betrachtung über die Klöster mit einem Worte Herders (Bd. XI, p. 72): „Das Menschengeschlecht ist zur Geselligkeit geschaffen, zum Handeln und Leben sind wir da. Alles Isolieren und Brüten über eigene Gefühle macht furchtsam oder anmaßend lässig, oder leer und stolz. Wenn daher das Christentum auf ein Mitwirken in der Gemeinschaft anderer drang, so tat es, was es tun sollte. Absonderungen und Mönchereien, selbst ohne Klöster und Klostergelübde, sind Abwege des Antichristes, Wege eines sicheren Verderbens. Die Geschichte des Christentums selbst, sobald es diesem ersten Gesetze seiner Stiftung nicht folgte, hat dies genugsam erfahren."

Digitized by Google

Zwei Frauentagungen.

Von Anna Suffmann-Ludwig.

Probieren geht über Studieren, und Studieren, das heißt sich persönlich überzeugen, geht über jedes kritiklose Kritisieren, hätte der objektive, vorurteilslose Beobachter der Berliner Oktobertagung des linken Flügels der Frauenbewegung, selbst wenn er nicht allem Hervorgebrachten zustimmte, dem Lic. Weber zurufen können, als er das Absagetelegramm der „Deutschen Sittlichkeitsvereine" an der Teilnahme der „3. Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine", vernahm.

Die darin ausgesprochene Befürchtung, um nicht zu sagen Angst, daß die „sittlichen Männer", wie man die Gefolgschaft jenes Vereins nennen möchte, etwas hören könnten, was für ihre Ohren nicht taugt, war gänzlich unbegründet.

Denn ebensowenig wie es die von manchen Seiten erwarteten Sensationen gab, ebensowenig war der Inhalt der Referate auf Frivolität oder gar Unsittlichkeit zugeschnitten. Ja, es fanden sich sogar auch unter jenen radikalen Frauen solche, die das Apostulat der „sorgenden Hausfrau und Mutter" predigten und die Jugend, das Volk für das Flottenideal und die Ostmarkenpolitik gewinnen wollten. Und daß all dies etwas Entsittlichendes, wenigstens in der von Lic. Weber gemeinten Art sei, könnte doch selbst der blutroteste Kolonialgegner nicht behaupten.

Freilich von einem zum Rückzug blasen, wie ein Stimmungsbild einer Berliner Tageszeitung schrieb, war auch nicht viel zu merken. Es sei denn, daß jener Artikelschreiber eben jene beiden erst genannten Meinungsäußerungen meinte, die neben mancher Zustimmung auch starken Widerspruch unter den Anwesenden hervorriefen.

Doch auch diese Debatten, wohl die belebtesten und interessantesten der ganzen Tagung, verliefen trotz mancher aus irgend einem Grunde anders lautenden Preßäußerungen verhältnismäßig friedlich schiedlich. Man behauptete seine Stellung in einzelnen Fragen, ohne sich den gelegentlich erfolgten Majorisierungsversuchen zu fügen. Vielleicht der beste Beweis dafür, daß erstens auch im radikalen Lager grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten herrschen und daß zweitens ein Teil dieser Frauen in der Tat

Digitized by Google

eine gewisse politische Reife sich errungen hat. Gleichviel nach welcher Richtung oder Partei sich ihre Sympathie wendet.

Programmatisch verfolgt wurden eigentlich nur zwei Punkte: Der bei einigen bis zum Fanatismus ausartende Kampf gegen die schwarze Macht, ganz gleich ob sie von der katholischen oder protestantischen Klerisei und hyperängstlichen Bigotterie und Orthodoxie ausgeht, und die Erlangung der politischen Gleichstellung von Mann und Frau. Daß ihrer Ansicht nach zur Erreichung des letzteren nicht nur eine Evolution, eine Reform oder Revision, sondern eine vollständige Umwandelung der herrschenden Gesetze und Moralbegriffe nötig sei, also kurz und gut eine Revolution gegen das Bestehende, dies zu sagen nahm Fräulein Dr. Augspurg die Gelegenheit wahr, die ihr eine Äußerung in der Debatte über die „Strafrechtsreform" gab, den zweiten Hauptpunkt der Tagesordnung.

Ein solches, die Feste feiern wie sie fallen, oder die Gelegenheit geschickt ergreifen, ohne erst eine offizielle Bekanntmachung ergehen zu lassen, diese Taktik wurde mehrmals und zwar, wie man gestehen muß, nicht ohne jedes Ergebnis befolgt. Man milderte hierdurch den Wortlaut der Reden und Referate und verringerte, indem man in der immerhin weniger anspruchsvoll aussehenden Rolle des Debatters sich all das, was man auf dem Herzen hatte, herunterredete, die Anzahl der sofortigen Widersprüche und nachherigen Angriffe. Ja, es hatte sogar ein paarmal den Anschein, als ob die betreffenden Diskussionsrednerinnen selbst ganz genau wüßten, daß ihre gewissermaßen zum Fenster hinaus gehaltenen Auseinandersetzungen nur rhetorische Agitationskünste seien, wie sie zur politischen Tätigkeit gehören.

Zur politischen Tätigkeit oder wie es bei den Frauen vorläufig heißen muß, zur Einführung und Vorbereitung in die ersehnte politische Tätigkeit, deren Erreichung die größere Gruppe der Radikalen von den Liberalen erwartet, von deren jüngeren und jüngsten Mitgliedern sich ja bereits ab und an der eine oder der andere zu der Parole des Frauenstimmrechts bekannt hat.

Ob ihnen hier in absehbarer Zeit wirklich so viel Hilfstruppen erstehen werden, wie unbedingt nötig wären, um auf gesetzgeberischem Wege auch nur ein Jota zu erlangen, mag dahingestellt bleiben. Viel wahrscheinlicher erscheint es, daß der Umweg über das Kirchenwahlrecht und allmählich sich erweiternde kommunale Rechte oder Pflichten der Frauen ihnen sich langsam erschließende Pfade weisen werden.

Digitized by Google

Als äußerst bedauerlich muß um der Gesamtheit aller in der Frauenbewegung stehenden Gruppen aus diesem Grunde auch die neue Spaltung zwischen dem Evangelischen Frauenbund und den fortschrittlichen Frauenvereinen angesehen werden. Obenein war eigentlich gar kein zwingender Grund zu einer solchen Auseinandersetzung vorhanden. Denn der „Mutterschutzbund und die neue Ethik" die dem wohl schon lange gärenden und auch schon zeitweilig einen Moment aufflackernden Streit diese ganz bestimmte Windrichtung gaben und die Evangelischen Frauen veranlaßten, durch Zeitungsnotizen ihr energisches Abrücken von dem Verband fortschrittlicher Frauenvereine kundzugeben, scheint mir überhaupt nicht von irgend welcher tiefgehenden Konsequenz. So lange die ganze Mutterschutzsache noch in der jetzigen, recht unreifen Phase ist, sollte man sie sich selbst überlassen und höchstens ihren Entwickelungsgang, in dem der ersten bereits kräftig stattgehabten Mauserung wohl noch verschiedene ähnliche Gesundungsprozesse folgen werden, mit dem Interesse des Beobachters verfolgen.

Überdies wurde von Frau Cauer behauptet, daß von ihrer Seite niemals Aufforderungen zu gemeinsamer Arbeit an den, wie sie sich ausdrückte, noch so jungen und deshalb noch etwas unklaren Evangelischen Frauenbund ergangen, und daher eine Absage, ein Abrücken jenes ganz unnötig gewesen sei. Doch dies nur nebenbei. Gerade so en parenthèse wie es als eine die den Verhandlungen vorhergehende Mitteilung vom Vorstandstisch behandelt wurde, der schließlich sogar dazu überging, die ganze Affäre „Evangelischer Frauenbund", die einige der Anwesenden öffentlich klargestellt, andere ad acta getan haben wollten, in eine geschlossene Delegiertensitzung zu verlegen. — — —

Die eigentlichen, auf der Tagesordnung stehenden Punkte lauteten: „Reform der Ehe" und „Reform des Strafrechts". Bei dem ersten Thema behandelten die Unterfragen: Die wirtschaftliche Grundlage Fräulein Lischnewska und Fräulein Dr. Schirrmacher, die psychologische Notwendigkeit Fräulein Dr. Stöcker und die Rechtspolitik und Ethik Herr Rechtsanwalt Dr. Neustadt. — Bezeichnenderweise war es hier wie übrigens auch am nächsten Tage in der Debatte über die vorgeschlagenen Strafrechtsreformen und last not least in späteren Diskussionen immer ein Vertreter des männlichen Geschlechts, der die weitestgehenden Forderungen stellte. So am ersten Tage, wo der letzte Redner vor allem für die weitestgehende Erleichterung der Ehescheidung plädiert. Er spricht dem Staat jedes Recht ab, in

Digitized by Google

einer Ehelösungssache mitzuwirken, weil diese lediglich eine Privataktion zwischen den beiden durch einen früheren Kontrakt gebundenen Kontrahenten sei.

In der Auffassung der notwendigen Reformen der „wirtschaftlichen Grundlagen der heutigen Eheform" weichen die beiden Referentinnen erheblich voneinander ab. Bei Fräulein Lischnewska gipfelt alles in der wirtschaftlichen Emanzipation des Weibes, in der Ermöglichung und Erleichterung des außerhäuslichen Berufes durch den Genossenschaftsbetrieb der Hauswirtschaft und der erziehlichen Staatsfürsorge für die Jugend. Im Gegensatz zu diesen Forderungen wünscht Fräulein Dr. Schirrmacher die Hausfrauentätigkeit so weit als möglich dem Hause, der Familie zu erhalten, und beansprucht dafür die bisher nicht übliche ökonomische Bewertung dieser Tätigkeit, für die jedes Mädchen gründlich, das heißt beruflich vorbereitet werden sollte. Beide Rednerinnen erzielten teils starken Applaus, teils Widerspruch. Letzteren jedoch am stärksten Fräulein Schirrmacher, der sogar vernichtend zugerufen wurde: „Das klingt ja wie in Halle, bei den gemäßigten Frauen".

Gottlob, es war in der Tat ein Anklang an den Grundton der gleichzeitig in Halle abgehaltenen Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, der es unter der Leitung von Fräulein Helene Lange nicht einmal verschmäht hatte, von den Stadtvätern und Universitätsleitern empfangen zu werden.

Auch hier in Halle stand die Zusammenkunft ganz im Zeichen der Aktualität.

Sowohl die einleitende Sitzung, in der von Fräulein Pappritz eine Besprechung: „Die Gesichtspunkte, von denen aus die Frauenbewegung an der Reform der sexuellen Ethik zu arbeiten hat" erfolgte, wie auch Fräulein Langes Referat über „Moderne Streitfragen in der Frauenbewegung" nahmen voll und ganz auf die zwischen den verschiedenen Gruppen der bürgerlichen Frauen sich zeigenden Reibungsflächen Bezug. Natürlich in der von den „Gemäßigten" eingenommenen Stellung, der man noch unbedingter zustimmen könnte, wenn vorher einige kleine Mißverständnisse geklärt würden. Wodurch diese eigentlich entstanden und ob in der Tat hier prinzipielle Gegensätze vorhanden oder nur durch schwer verständliche und nicht sehr glücklich gewählte Ausdrucksweise gezüchtete Mißverständnisse obwalten, ist schwer zu entscheiden.

Am schärfsten trat dies in Fräulein Pappritz' Kritik der

Digitized by Google

„Neuen Ethik" von Fräulein Dr. Stöcker hervor, die bekanntlich schon eine längere Zeitungspolemik gezeitigt hat. Auch diesmal in Halle kommt Fräulein Pappritz wie auch Fräulein Lange zu dem Ergebnis, daß die ihrer Ansicht nach vom Bund für Mutterschutz und den dahinter stehenden radikalen Frauen geforderte Gleichstellung des freien Verhältnisses mit der legitimen Ehe eine Gefährdung der bürgerlichen Existenz der Frau und ein Rütteln an der historischen Form der Ehe sei, während Fräulein Dr. Stöcker fast gleichzeitig in Berlin erklärt, daß ihre Bestrebungen keineswegs auf eine Zerstörung der Ehe, sondern im Gegenteil auf eine Vervollkommnung dieser Institution hinzielen.

Wie Fräulein Dr. Stöcker freilich den Begriff der „freien Ehe" und die staatlich sanktionierte identifizieren will, ist den meisten unklar.

Höchst charakteristisch und für alle die, die der gesamten Frauenbewegung noch fern und verständnislos gegenüberstehen, recht belehrend ist die Kritik des Hausfrauen- und Mutterberufs durch Helene Lange, die bekannte Pionierin der Frauenbewegung auf dem Bildungs- oder Schulgebiet. Sie bezeichnet die richtige Erfüllung jenes Berufs als volle Kulturleistung und verlangt zu ihrer möglichst ausgiebigen Ermöglichung die rechtliche und soziale Gleichstellung der Ehegatten, die beide neben der Verantwortung für die Erziehung der eigenen Kinder auch soziale Rechte und Pflichten erfüllen müßten.

Als Erweiterung und Fortsetzung dieser Ausführungen ist der Vortrag: „Beruf und Ehe" von Marianne Weber anzusehen. (Auch hier wiederum das gleiche Streben nach Klarheit über eines der strittigsten Momente in der ganzen Frauenfrage.) Nur kommt die Hallenser Referentin zu dem Ergebnis, daß, trotzdem jedes Mädchen für einen Beruf ausgebildet werden müsse, die Ausübung eines solchen, das heißt also die Berufstätigkeit, nicht als Ideal für die verheiratete Frau anzusehen sei. —

Man sieht also hüben und drüben, im gemäßigten Lager, wo, nebenbei gesagt, mindestens ebenso energisch und offenkundig für die Beseitigung der doppelten Moral, das heißt für Aufhebung der Prostitution und ihrer staatlichen Duldung und für Erlangung vollen kommunalen und politischen Bürgertums für die weibliche Bevölkerung gekämpft wird, wie bei den radikalen Frauen, das Ringen nach der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, der die rechtliche als logische, selbstverständliche Konsequenz folgen wird und folgen muß. Nur daß Helene Lange und die Anhängerinnen

Digitized by Google

ihrer Richtung die allmähliche Erweiterung der sozialen Arbeit der Frau und ihrer politischen Bildung als gangbaren Weg für Erlangung des Frauenstimmrechts ansehen, das die radikalen auf der Grundlage eines Eindringens und einer Anteilnahme an der heutigen Parteipolitik der Männer erhoffen.

Ein Spaßvogel, der, wie so manche sogenannte Narren, die oft tiefgründigere Weisheit zum Besten geben als die klugen Wissenden, vielleicht den Nagel auf den Kopf traf, sagte beim Nachhausegehen von einer der Berliner Sitzungen, in der keine Einigung erzielt werden konnte, hinsichtlich der politischen Gruppe, von der die Frauen am meisten zu hoffen und der sie sich demgemäß anzuschließen hätten:

„Also doch mit und durch die Männer, die vielgeschmähten, wollen diese Frauen zum Ziel gelangen. Wie echt weiblich!!.....

„Und echt menschlich" ergänzte ich ihm, mit einem Frohgefühl darüber, daß die natürliche Ergänzungspraxis zwischen den Geschlechtern auch hier wie überall und immer über alles Theoretisieren den Sieg davonträgt.

Zum Schluß sei noch eines schweren taktischen Fehlers auf der Berliner Tagung gedacht. Die Debatte nach dem Referat über die „Reform des Strafrechts vom Standpunkt der Jugendfürsorge", in dem Fräulein Dr. jur. Frieda Duensing die vom letzten deutschen Juristentag angenommenen Vorschläge zur Basis ihrer Ausführungen gewählt hatte. Die Referentin, die am Tage vorher in Halle über „weibliche Vormundschaften" gesprochen hatte, war durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert, der Debatte beizuwohnen, und somit fiel, wie auch aus dem Publikum heraus gesagt wurde, leider jede sachlich-fachliche Belehrung und Richtigstellung tatsächlich fort, wenngleich Fräulein Dr. Augspurg die ziemlich unhaltbare Behauptung aufstellte, daß es hier ja im Grunde genommen weniger auf die juristische Begutachtung und Begründung als auf die rein frauliche Beurteilung ankäme.

Eine Ansicht, der wohl auch vom absoluten Laien aber vielleicht dessenungeachtet auch vom logischen Standpunkt aus stark zu widersprechen wäre.

Digitized by Google

Das Verschwinden der deutschen Sprache in Nordamerika.

Von O. Sperber (New York).

Schon seit langer, langer Zeit macht sich eine stetige Abnahme der deutschen Sprache unter den Deutsch-Nordamerikanern bemerkbar, und nicht allzulange wird es mehr dauern, bis dieselbe nur noch von erst frisch eingewanderten Elementen wird gesprochen werden.

Ganz abgesehen, daß die Nativisten des Landes nichts unversucht lassen, die deutsche Sprache mit Stumpf und Stiel ganz auszurotten, arbeitet die Indifferenz der Deutschen selbst diesen Elementen nach Kräften in die Hände.

Der Umstand, daß die deutsch-amerikanische Jugend ihre Muttersprache so leicht aufgibt, ist lediglich ganz allein in der Indifferenz ihrer Eltern zu suchen, welche es vernachlässigen, das Deutschsprechen in der Familie zu erzwingen.

Männer wie Frauen, die aus Deutschland nach Amerika kommen, sprechen in der weitaus größten Mehrzahl tausendmal lieber das gräßlichste Englisch, als ihr Deutsch.

Die Eltern deutscher Abstammung und solche, die erst von Deutschland eingewandert sind, können für gewöhnlich gar nicht früh genug ihre Kinder englisch sprechen hören. Vorstellungen irgend welcher Art über das Verkehrte dieser Bestrebungen werden für gewöhnlich mit den Worten abgefertigt: „Die (d. h. die Kinder) brauchen doch nicht deutsch zu lernen, wir sind ja jetzt in Amerika." Ja, und die Eltern, die sich zu solcher Weisheit durchgerungen haben, radebrechen dann mit ihren Sprößlingen in Englisch darauf los, daß jedem, der die Sprache wirklich beherrscht, die Ohren weh tun von diesem unlogischen und häßlichen Kauderwelsch. Häufig genug müssen es sich dabei die Eltern gefallen lassen, daß sie von ihren eigenen Kindern über die schauderöse Verhunzung der englischen Sprache ausgelacht werden, was besonders bei der mehr denn mangelhaften Erziehung, die diese Kinder durchweg genießen, sehr häufig der Fall ist.

Wenn den Deutschen in Amerika nur fremde Sitten und Gewohnheiten gefielen und sie diese akzeptierten, dann ließe sich noch

Digitized by Google

darüber hinwegsehen. Aber auch die eigene Muttersprache verleugnen zu wollen und durch eine andere zu ersetzen versuchen, deren Grammatik und Aussprache sie nicht im geringsten beherrschen, ist absurd und lächerlich.

Ganz speziell den deutschen Müttern in Amerika kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß es gerade sie sind, die in ihrem unglaublichen Dummstolze alles was deutsch ist mit Füßen zu treten versuchen und nach Möglichkeit ihre deutsche Abstammung verleugnen. Was haben sie damit erreicht? nur das, daß die Amerikanerin mit souveräner Verachtung auf sie herabsieht und mit dem unausstehlichen, überlegenen Ausdruck von den: „Dutch — those dutch women!" spricht, was man ihr absolut nicht verübeln kann, wenn man those dutch women aus eigener Anschauung näher kennen gelernt hat.

Wenn die Deutsch-Amerikaner selbst ängstlich vermeiden wollen, als Deutsche erkannt zu werden, wie können sie da erwarten, daß andere sie als gleichberechtigt achten sollen?

Lehrt eure Kinder und beweist es durch euer Auftreten und Betragen, daß das deutsche Vaterland hoch steht in allem, was Können und Wissen einschließt, dann werden eure Kinder nicht mehr wie bisher in dem Wahne aufwachsen, daß nur das Amerikanische wert ist, daß man davon spricht, und eure Mitbürger aller Nationen werden euch die Achtung bezeugen, die ihr als charakterfeste Menschen beanspruchen könnt.

Mit dem Tage, wo der Deutsche in Amerika und der Deutsch-Amerikaner anfängt, sich selbst zu respektieren, und sich jeder anderen Nation für ebenbürtig hält, werden es die Mitmenschen anderer Nationen ebenfalls von selbst tun.

Solange sich ein Mensch nicht selbst respektiert, kann er auch von niemandem erwarten, daß er von anderen respektiert wird.

Die Deutschen haben doch heute wahrlich keinen Grund, in irgend einer Hinsicht vor einer anderen Nation zurückzuschrecken, vor allem nicht vor dem Anglo-Amerikaner. Ganz im Gegenteile, sie dürfen stolz sein auf ihre Errungenschaften in Amerika, stolz auf die deutsche Wissenschaft, Technik, Industrie, sozialen Fortschritt usw., sowie stolz auf ihre nationalen, sittlichen und intellektuellen Eigenschaften. Die Gebildeten aller Nationen haben schon längst erkannt, daß der Deutsche wert ist, hochgeachtet und voll eingeschätzt zu werden, während das Urteil der Neider und des Knotentums wohl jeden kalt lassen kann.

Digitized by Google

Doch was hilft alles Klagen über die Kurzsichtigkeit und den Unverstand der deutsch-amerikanischen Eltern, die ihren Kindern nicht nur gestatten, sondern redlich dabei helfen, das Deutsche über Bord zu werfen.

Abgesehen jedoch nun ganz vom Gefühlsstandpunkt und nur vom krassen Nützlichkeitsstandpunkte aus betrachtet ist das Vorgehen der Deutsch-Nordamerikaner auf das Schärfste zu verdammen, indem sie ihren Kindern das Fortkommen in der Welt nicht nur unnötig erschweren, sondern aller Vorteile berauben, die derjenige, der zwei Sprachen beherrscht, genießt.

Der Durchschnittsamerikaner, der das nicht erkennt und in seiner bekannten Arroganz sich auch nicht der Mühe unterzieht, dies begreifen zu lernen, sollte von den Deutschen nicht zum Vorbilde genommen werden, wie es leider heute so häufig der Fall ist.

Die sprichwörtliche Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die man dem Deutschen für gewöhnlich zum Vorwurfe macht, bezieht sich leider nicht auf seine Muttersprache, und beschämt muß er im Sprachenkampfe mit anderen Nationen zurückstehen.

Gerade dieses unerklärliche und leichtsinnige Aufgeben seiner Muttersprache in Amerika ist auch schuld daran, daß man gemeinhin seine Verdienste in Amerika schon so lange unterschätzt und totgeschwiegen hat; während anderseits dem Deutschen alle Auswüchse individueller Schwachheiten von den Amerikanern sehr wohl auf dem Kerbholze vermerkt werden, um ihn bei jeder Gelegenheit nach Kräften demütigen zu können.

Das Verschwinden der deutschen Sprache in Nordamerika ist nur noch eine Frage der Zeit, und mit diesem ist der Untergang des gesamten Deutschtums in dem Lande besiegelt — verschuldet, gefördert und erreicht durch die Indifferenz der Deutschen in Amerika selbst.

Digitized by Google

Als der alte Rück mir beichtete.

Nach einem alten Manuskripte.

Von J. R. von Loewenfeld.

„Lange dauert es wohl nicht mehr mit ihm, wenn es auch heute nochmal so hell aufflackerte!“ hatte mir achselzuckend der Kreisphysikus gesagt, als ich ihn nach dem Befinden des alten Herrn von Rück frug, und während er das mit ruhigster Gelassenheit aussprach — ich weiß es noch, als wäre alles erst gestern geschehen — pfiff der kalte Herbstwind durch die offene Tür und fegte braune, tote Blätter in den Flur. Und mir schnitt das Wort in die Seele, daß ich hätte aufschreien, ihm an die Gurgel springen mögen, weil er so gleichmütig redete und mir doch so wehe getan hatte. Aber freilich, was wußte der davon ..... Und dann sah ich verstört dem dicken Medikus nach, wie er in seinem mächtigen Mantel durch Wind und Wetter weiterstampfte die Dorfstraße hinauf, wo dort die Tochter der jungen Floerke am Typhus daniederlag, und hörte, wie ein Dorfköter ihn anklaffte — — — Ein Herbsttag, fröstelnd und feucht mit fallendem Laub und Sterbemelodien in der Luft und mir war so weh — ach so weh ....

Unser guter, alter Rück! Noch vor vier Tagen saß er in der Kirche vor mir und ich hörte seinen tiefen Baß aus dem Patronatsstuhle — eine mächtige, gewaltige Stimme, die ihr „Eine feste Burg!“ hindröhnte, gewaltig, wie es der ganze Mann mit seinem steinernen Gesicht sein konnte, darauf der volle Ernst des eigenen Lebens eingemeißelt schien. Und doch konnte er eine weiche Hand haben, wo es Leid zu lindern galt; ich weiß noch, wie er die alte Behnken tröstete, als ihr Sohn mit der „Amazone“ untergegangen war, und er bei ihr in der dumpfen Stube saß, um mit seiner schönen, tiefen Stimme fast wie ein Apostel den 90. Psalm vorzulesen. Die Alte hat es mir oft erzählt:

„Herr Pfarrer, das ist ein Mann, der gnädige Herr, wenn der spricht, dann hört man es fast wie eine Orgel und was er sagt, das ist, als redete der liebe Gott selbst!“

Und bombenfest stand's, daß man sich auf den alten Edelmann verlassen konnte und sein Wort wie die Unterschrift auf einer Urkunde galt.

Und nun? — — Ich weiß es noch heute, daß ich damals als junger Pfarrer in seiner Tür stand; ich wagte nicht, einzutreten, nicht davonzugehen, und starrte in das Sterbewetter draußen, auf die Baumkronen, die der Wind schüttelte, und die Pappel, die der Sturm in der Nacht gerade vor Thiesmeyers Gehöft umgeworfen hatte. Und erst da die Kathrein, die Frau vom Gutsinspektor, kleinlaut aus dem Hause schlich und sich verwundert hinter mir vorbeidrückte, gab ich mir einen Ruck und stieg die knarrende, dunkle Stiege empor. Als ich eintrat, lag er im Lehnstuhl dicht am Ofen und sah mit seinen klaren, blauen Augen vor sich hin, die Hände ruhig über dem Leib gefaltet — und die Lampe zirkelte einen scharfen Lichtkreis über sein knochiges Gesicht. Er nickte mir freundlich zu:

Digitized by Google

„Grüß Gott, Herr Pfarrer! Kommen Sie, setzen Sie sich ein bißchen her."

Das war alles wie sonst, wenn ich zum Plaudern kam. Dieselbe klare Stimme, dieselbe Handbewegung, nur etwas müder.

„Und wie geht es Ihnen, Herr von Rück?"

„Zu Ende — zu Ende! Die Nacht war böse genug. Nun ist es besser geworden. Aber ich fühl's, es ist so der letzte Dämmerschein, ehe die Sonne fällt — freilich eine üblere Sonne als die da oben am Himmel!"

Er hatte die Bibel neben sich liegen und den Philipperbrief aufgeschlagen und merkte wohl, wie ich auf den kleinen Tisch schaute, der neben der Armlehne stand.

„Ich habe eben vom Paulus gelesen und mir ein wenig Licht für die große Nacht geholt. Aber der große Apostel hat wohl doch anders vom Sterben gedacht und gefühlt als ich — mir ist der Tod eine bittere Lauge; ich hänge halt noch an dem hier Unten, bin nie krank gewesen und habe Dorf und Heide so lieb — — hm — leicht wird das Scheiden nicht."

„Aber unser Herr und Heiland!"

„. . . . wird auch nichts dawider haben, wenn ich zu seines Vaters Schöpfung ein fröhliches Ja spreche und sie schön finde, weil sie es trotz allem doch ist. An die Hand wird mich mein Jesus nehmen und mir über den großen Berg hinweghelfen, um mir die Seligkeit zu zeigen, die weite, unendliche Seligkeit. Und so muß es alles gut werden, da es in seiner Hand liegt."

Er sann gedankenvoll vor sich hin und winkte dann noch einmal, als wollte er ausdrücklich bekräftigen, was er eben gesagt hatte.

„Seltsam — seltsam wird es drüben werden, Herr Pfarrer; ja wenn das sola fide nicht wäre, auf das man bauen darf — — — und doch gibt es noch so manches ‚Aber' — — das muß er selbst lösen, da muß er meine Augen öffnen. Mir ist bisweilen so, als hörte ich seine milde Stimme: Ferdinand von Rück, du bist ein alter verschrobener Kauz, der dem Herrgott viele Mühe gemacht hat, aber nun wirst du es schauen und begreifen, was dir vordem alles so unklar war und allerlei Narreteien von Erklärungen in dir emportrieb. Ich glaube, er wird mich sicher passieren lassen, der Herr."

Das alles war wie im Monologe mit gesenktem Haupte gesprochen, und die letzten Worte hatten fast etwas Verlallendes, daß ich schon aufspringen wollte. Aber dann riß er die Augen wieder auf, schaute mich verwundert und fragend an und sagte in seiner alten, klaren Weise:

„Wie geht es der Berta Floerke? Das arme Ding hat doch den Typhus!"

„Es soll ein wenig besser mit ihr stehen, meinte der Kreisphysikus."

„Das freut mich, war ein gutes, einfältiges Kind, die Berta. Sie wissen doch, daß ich ihr Pate bin, Herr Pfarrer, freilich so'n halber Notpate, weil sich für das Gör kein anderer fand. Eine böse Sache damals! Keine Menschenseele ahnte, wer der Vater des kleinen Wurmes sei, bald hieß es ein Pole nebenan aus Kirchheim, bald ein Stellmacher."

Er seufzte und schaute nachdenklich auf die gegenüberliegende Wand, an der ein Stich von Friedrich dem Großen hing; vielleicht wartete er darauf, daß ich einen Ton sagte, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt,

Digitized by Google

weil er hin und wieder solch eigenartigen Klang in der Sprache hatte. Mit einem Male ergriff er meine Hand und sah mich lange an.

„Haben Sie nie einmal darüber nachgedacht, warum der alte Rück Junggeselle geblieben?"

Die Frage kam überraschend plötzlich.

„Es gibt ja so viele Junggesellen."

„Gewiß! Aber eigentlich lag's doch wohl kaum in meiner Bestimmung; ich war häuslich, liebte Heim und Herd, habe mein Lebtag lang keine sonderbaren Marotten gehabt. Warum blieb also ich gerade Junggeselle? Denken Sie nur an das Majorat, das nun an die fremde Linie übergeht, die sich schon zu Kaisers Sigismunds Zeiten von uns abzweigte."

„Merkwürdig ist es wohl schon, und manchmal habe ich auch einen Augenblick darüber nachgesonnen," erwiderte ich.

Er nickte.

„Sie denken, ich bin trottelig, daß ich heute darauf komme, aber ich möchte es Ihnen gerade noch erzählen, ehe mich der Herrgott ruft; ich bin der einzige, der das noch kann, denn sie ist lange — — lange tot!"

Und wieder hielt er hüstelnd ein:

„Als wir da eben von der Berta Floerke sprachen, mußte ich an die Geschichte denken; ein großes Trauerspiel ist es nicht — und dennoch ist es des alten Rücks Beichte von einer verlorenen und bestraften Jugendzeit und einem sinnlosen Luderleben, und beichten vor dem Tode ist gut. — — Aber halt, rücken Sie mich noch erst ein wenig an den Ofen heran, ich friere und habe ganz kalte Fußspitzen."

Ich tat, wie er gebeten; die Wanduhr in der Nebenstube schlug gerade mit schnarrendem Laut fünf Uhr — und nun lag sein Gesicht im hellsten Lichte, daß man jetzt erst völlig gewahr wurde, wie eingefallen es war. Eine wundersame Stunde damals, die ich so leicht nicht vergesse! Man hörte draußen den Herbststurm um die Ecken des Hauses tollen und dann und wann ein leises, fast ächzendes Geräusch in der Diele. Vor mir, dem jungen Pfarrer, ein wetterharter, alter Mann, der die Geschichte seiner Jugend beichtete. — — —

Gott gebe, daß auch ich dermaleinst so ruhig von einer überwundenen Zeit reden und Zeugnis ablegen kann, wie es damals der alte Rück einen Tag vor seinem Sterben tat.

Er begann:

„Solange mein Vater lebte und das Gut bewirtschaftete, also bis zu meinem neunundzwanzigsten Jahre, habe ich bei den Dragonern in B. gestanden. Ich war ein ausgelassenes Haus, als ich aus dem Kadettenkorps kam und hatte mich so in der Mitte, nicht besonders gut, nicht sonderlich schlecht durch die Klassen gezwängt und sonst ganz gut meinen Mann gestanden. Und wenn eine kräftige Regenhusche wegen irgend einer Dummheit drohte, so war ich nie unter Dach gekrochen, um sie abzuwarten oder gar vom freundlichen Nachbar einen Schirm zu leihen. Hineingegangen bin ich in die Patsche und sobald es zu Ende, schüttelte ich mich wie die Enten, wenn sie aus dem Wasser kommen, und war so vergnügt wie zuvor. Vom Räsonnieren jedoch hielt ich nicht viel und großes Sinnieren und Nachdenken stand nicht auf meinem damaligen Programm. Fromm war ich ebensowenig, denn mein Vater hat zeit seines Lebens von Kirche und

Digitized by Google

Religion nicht viel gehalten, aber feste junkerliche Begriffe von Ehre, König und Vaterland drillte er mir ein; am Ende dachte ich mir, würde auch der Herrgott im Junker den Junker achten und einen kreuzbraven Leichtfuß nicht zur Nonne machen wollen. Ich entsinne mich noch genau der Worte, die mein Vater — meine Mutter starb, als ich drei Jahre alt war — mir, dem einzigen Sohne mit auf den Weg gab, da ich aus dem Korps kam. ‚Habe Vertrauen zu mir, wenn du einmal in der Patsche bist, sei ein anständiger Kerl und lasse die verteufelten Spielschulden beiseite und glaube mir das eine, daß in jedem Frauenzimmer eine Kanaille steckt!‘ — Schöne Worte, was, Herr Pfarrer? Aber wirklich, so sagte er!“

Der alte Rück murmelte etwas vor sich hin, und ein finsterer Schatten huschte über sein Gesicht; aber dann, als fiele es ihm erst wieder ein, daß ich ja dasaß und seine Geschichte hören sollte, fuhr er wieder laut fort:

„In dieser Weise segelte ich also ins Leben hinein, frisch und frech, mit dem Bewußtsein, daß mir nichts etwas anhaben könnte und ein gesunder Bengel über allen Unsinn und alle Folgen von Dummheiten und Ausgelassenheit Herr zu werden vermag, wenn er nur will. Daß der Schmutz des Lebens stärker haftet, wenn man erst einmal seine Seele damit bespritzt hat, was wußte solch grüner Junge davon! Zwar die Karten habe ich nie berührt, wenn es um Geld ging, und beim Zechen stand ich meinen Mann, sobald es einmal galt, zudem es da eigentlich nicht so arg getrieben wurde und mancher Kamerad sich ehrlich mit seinen paar Groschen durchwürgte. Auch meinen Dienst tat ich brav und ritt besser als mancher von den älteren Offizieren; aber beim Weibe litt ich Schiffbruch. Einmal verführt zog mich der Strudel tiefer und tiefer hinein, und da ich eine kerngesunde Natur war, blieben zunächst die Mementos aus, mit denen andere gemahnt werden. Und zwar packte mich dieser wüste Sinnenreiz so, daß ich, ob ich nun wollte oder nicht, immer mehr in den Schlamm und Morast geriet. Ich merkte, es fraß an meiner Seele, an Mut, Lust, Freude und gewarnt wurde ich auch. Aber Warnungen helfen da selten genug, und je mehr man sich hineingeritten hat, je mehr ärgert man sich, wenn man überhaupt einen den Mund darüber auftun sieht. Also kurz, was bis dahin nichts vermocht hatte, brachte der Teufel fertig; er machte den großen, großen Riß in meinem Leben und gab mir eine gereizte Stimmung. ‚Jugendeseleien‘, meinte mein Vater, ‚wer von uns hat es denn nicht auch einmal so getrieben.“ Aber er warnte mich doch und wiederholte es, die Weiber seien Kanaillen; das hatte ich allerdings auch bereits gemerkt und dennoch brachte mich diese Erkenntnis nicht einen Schritt weiter. — —

Es war eine wüste Zeit, mein lieber Pfarrer, und wenn Sie mich bisher für einen ehrsamen Kerl gehalten haben, so wissen Sie es jetzt, daß ich meine Jahre gehabt, wo es rasend bergab mit mir ging, obschon ich mir in dem einen, im Dienst, kaum etwas zuschulden kommen ließ. Ja wirklich, ich habe eigentlich erst viel später, als mir die kräftige, reine Heimatsluft den Ruß vom Leibe blies und mein Herrgott den schmutzigen Sünder in einem großen Bottich von Reue und Angst tunkte, die richtigen Worte und Begriffe für meinen damaligen elendigen Zustand finden können.

Da lernte ich einmal auf Urlaub ein Mädel kennen, eine Beamtentochter, aber früh verwaist, die ein alter verdrehter Ohm zu sich aufs Gut genommen hatte. Wir tanzten zusammen auf einem Ball und, da sie gut

Digitized by Google

tanzen konnte, so engagierte ich sie ein paarmal und sprach auch sonst noch mit ihr. Es zog mich ganz eigentümlich zu ihr hin, zu ihrer schönen, schlichten Art zu reden und zu schweigen, wenn sie nicht Bescheid wußte, zu dieser etwas kühlen, herben Weise, in der sie von dem sprach, was sie interessierte und gelassen die schmeichlerischen bonmots abwehrte, mit denen man ihr Komplimente machen wollte. Sie ärgerte damit die andern: Eine hochnäsige Pute! Eingebildetes Gör! Blaustrumpf!, das waren so etwa die allgemeinen Urteile, die nachher über sie laut wurden. Auch ich lachte und witzelte mit, und doch war mir etwas unbehaglich dabei; ich kam mir unehrlich vor, ich hielt etwas von ihr.

Freilich hatte sie den Backfisch abgestreift, völlig abgestreift und stand schon in dem wunderbaren Alter, in dem das erste Ahnen des Weibes emporsteigt; und je mehr ich sie kennen lernte und begriff, je mehr sah ich, wie sich gerade unter ihrer Herbigkeit ein ernstes Gefühl dafür barg, daß es tiefe, tiefe Wesensunterschiede im Menschen gibt, beim Mann ein Vorangehen, Kämpfen, Führen, beim Weib ein Folgen, Mitkämpfen und Sichanschließen. Ich habe einmal gelesen, daß irgend ein Dichter dieses Stadium der Frau mit der Zeit vergleicht, da sich die Knospe eben geöffnet hat und die Blüte in vollster Frische halb noch scheu und befangen in den Frühling schaut. Aber herb war sie und ernst; sie mochte eine harte Jugend hinter sich haben, und dieser Narr von Onkel schien auch jetzt noch nicht ihr Leben auf Rosen zu betten. Daß er sich ernstlich um sie kümmerte, habe ich nie gesehen, zuweilen nur, wenn genügend Publikum da war, gefiel er sich in einer zärtlichen Besorgtheit, der sie errötend auswich. Über ihn gesprochen hat sie nie zu mir. Überhaupt redete das Mädchen wenig über derlei, es liebte allgemeineres zu berühren und dem Persönlichen aus dem Wege zu gehen. Erst später erfuhr ich, daß sie eigentlich die ganze Wirtschaft hatte und ihres Onkels seltsamer Beruf darin bestand, ihr darin Schwierigkeit um Schwierigkeit zu machen, ohne selbst etwas Vernünftiges zu tun."

Der alte Rück wischte sich mit dem Tuch über die Stirn und hielt ein wenig erschöpft ein.

„Das Erzählen strengt Sie an," mahnte ich.

„Ich muß die Sache heute zu Ende bringen", erwiderte er, „sonst plagt es mich die ganze Zeit, Sie sollen mich verstehen lernen, Herr Pfarrer, ehe ich die große dunkle Fahrt antrete! Also lassen Sie mich!"

Er schöpfte ein wenig Atem und fuhr dann fort:

„Die Bekanntschaft spann sich fort, ich erschien öfters auf dem Gute und war, da ich den Ohm zu behandeln verstand, vor allem auf seine Schrulle, Schmetterlinge zu sammeln, einging, bald ein täglicher Gast, solange der Urlaub eben reichte. Und als der zu Ende ging und ich in die Garnison zurückkehren mußte, merkte ich erst, wie schwer es mir wurde und wie meine Seele, mein besseres Selbst aufschrie bei dem Gedanken, das alte Leben zu repetieren. Anfangs schien mir das denn doch lächerlich: So eine Landpomeranze! Und als gar die Kameraden ein paar harmlose Witze rissen, daß der Don Juan nun wohl ein wenig an die Kette gelegt sei, suchte ich mit Wort und Tat das Gegenteil zu erweisen. Aber ich ekelte mich vor mir selbst und versuchte mich sogar im Poetischen, um die Gedanken los zu werden, die auf meiner Seele lasteten; nur wurde es mit den Reimen nie etwas Rechtes, wenn ich mir auch schon grundsätzlich die

Digitized by Google

Freiheit gestattete, immer nur den zweiten und vierten Vers meiner Strophen zu reimen. Und so benutzte ich die nächste Gelegenheit, wieder hinzukommen.

Ich war inzwischen neunundzwanzig Jahr geworden, und urplötzlich hatte meinen Vater der Schlag gerührt, eigentlich noch, da er im kräftigsten Alter stand. Aber wir Rücks gehen ja seit jeher rasch aus dem Leben, und ein wenig wunderlich war er auch schon geworden; Sie werden wohl die Geschichten kennen, die noch jetzt über ihn kursieren; ein rechter Haudegen aus den Freiheitskriegen war er. Ein halbes Jahr darauf kam ich, bereits verabschiedet, auf das Gut zurück, mit der festen Absicht, um das Mädchen anzuhalten. Sie war womöglich noch herber und entschiedener geworden und wenn sie sich über irgend eine Sache aussprach, dann schien mir's immer, als trüge sie etwas vor, das sie lange mit sich durchgedacht hatte. Etwas Großartiges war in ihr durchgebrochen, bei dem ich mir schauderhaft klein vorkam; aber wieder spann sich ein fast freundschaftlicher Verkehr an, eine einfache, schlichte Aussprache. Ich begleitete sie zuweilen auf ihren Wegen ins Dorf und hörte zu, wenn sie von den Armen und Kranken erzählte, ihren Sorgen und Torheiten, oft auch von Fällen beispielloser Undankbarkeit. Die nahm sie gewöhnlich mit Seelenruhe entgegen und schien über die Dankbarkeit fast immer überrascht.

„Aber Fräulein Agnes," sagte ich einmal zu ihr, „das ist doch ein mühseliges Geschäft. Ich wollte lieber zehn Gäule zureiten und an die Regimentsmusik gewöhnen, als immerzu so in stetiger, oft nicht einmal belohnter Arbeit zu stehen."

„Was ist denn dabei, Herr von Rück? Ich profitiere doch auch davon. Was weiß sonst ein Mädchen in meinem Alter vom Leben? Ich habe doch schon in Manches einen Einblick getan, wie ihn unser Pfarrer nie gehabt hat, und das öffnet die Augen."

Und daß dies auf Wahrheit beruhte, merkte ich immer mehr, als ich mich ihrer reinen Welt anschloß, meinem alten Menschen den Todesstoß gab und nun zu meiner größten Verwunderung wahrnahm, wie sie schon die dunkelsten Schatten kennen gelernt und die schwersten Beichten gehört hatte, ohne deshalb irre an dem geraden Weg zu werden, den sie ging. Sicher hatte sie Fehler; aber ich selbst wurde damals zu sehr in meiner Seele umgeformt, stand zu sehr in dem Kampf mit dem Bisherigen, als daß ich sie schon fassen konnte. Nur daß in ihrer Herbheit ein etwas hochgespannter Stolz lag, der sich doch zuweilen einmal bis ins Unweibliche versteigen mochte, schien mir sicher. Und dennoch war sie eigentlich ihrem ganzen Wesen nach davor behütet, solch eine Art Mannweib zu werden. Wo nur eine Unterhaltung einmal Derartiges streifte, trat sie dem Gedanken klar entgegen, daß die Frau je die Überlegenheit des Mannes loswerden könnte, und religiös blieb sie ein kindlich gläubiges Gemüt, während ihr Onkel übrigens mit Vorliebe seine Freigeisterei an den Tag legte. Auch da wirkte sie unbewußt auf mich ein, und ihr einfaches Zeugnis von dem, was sie glaubte, richtete mehr bei mir aus, als sie wohl gewahr wurde.

Endlich kam der Tag, an dem ich ihr die entscheidende Frage vorlegen wollte. Es war im Sommer, und wir schritten allein durch den Forst dahin, als ich unser Gespräch allmählich auf die Ehe lenkte. Sie ging neben

Digitized by Google

mir, die Lider ein wenig geschlossen und die Sonne strahlte durch die Bäume auf ihr goldblondes, schönes Haar; denn schön war sie überhaupt, ein Mädchen in vollster Blüte, schlank wie eine Buche, mit einem Gesicht von ernsten, edlen Zügen und blauen tiefen Augen. Als ich von Liebe sprach, stahl sich etwas wie ein leichtes Rot über ihre Wangen, aber sie erwiderte noch nicht gleich, sondern ließ mich ruhig reden. Endlich meinte sie:

„Ich habe mir unter Liebe ein rückhaltloses, großes Zusammenschließen vorgestellt, ein miteinander Lachen- und Leidenkönnen. Aber einen Rausch würde ich nie für Liebe halten. Es ist so etwas Großes, glaube ich, man kann sich kaum daran wagen."

Ich lächelte.

„Aber wenn Sie nun jemand früge, dann müßten Sie sich doch daranwagen, an dieses Große!?"

Sie besann sich, wie immer, wenn man ihr so große Fragen vorlegte und dann richtete sie sich plötzlich seltsam ernst auf, ja ihr Gesicht bekam fast etwas Schroffes.

„Leicht würde ich es nicht nehmen; denn ich weiß, was Enttäuschung heißt."

Ich war wie starr:

„Ja, aber wenn er Ihnen nun sagt, daß er Sie wirklich liebt?"

„Das hat schon mancher gesagt und ließ sich von sich selber täuschen. Fragen Sie nur die Tochter von unserm Schäfer, deren Mann auf und davon gegangen ist, oder die junge Friedrichen, die in Schimpf und Schande mit ihrem Säugling dasitzt."

Da schwieg ich halb verwirrt, halb ärgerlich, und sie schritt nachdenklich neben mir her.

„Ich bin kein Kind mehr und weiß, wie wundersam es ist — — aber — — —"

„Ach, dieses ewige Aber, Fräulein Agnes. Wenn einer Ihnen seine Liebe beschwört . . . ."

Sie schüttelte ihren Kopf und ich merkte, wie erregt sie geworden war.

„Ich könnte mich morden, wenn mein Mann sich in mir geirrt hätte und etwa meiner überdrüssig geworden wäre. Und ich sehe das oft genug. Ich will einmal ganz offen sein, Herr von Rück, wo wir uns schon in so vielen Sachen ausgesprochen und verstanden haben — — ich — — ich — — sage das jetzt nicht gern — — es klingt — — so frei, so unweiblich, wenn ich jetzt so einfach davon rede — — aber ich würde vor meiner Entscheidung dem Mann ein großes, heiliges Versprechen abnehmen . . ."

„Und das wäre . . ."

„Daß er vom Weibe nur das verlangte, was das Weib auch von ihm verlangen kann — — Sie verstehen mich — — ich leugne nicht, daß wir in der Ehe die Folgenden, die Stillen sein sollen — aber Liebe und Achtung muß doch gleich sein. Und wer ein reines Weib haben will, muß auch beschwören können, daß er ein reiner Mann geblieben und für ihn — — wie soll ich sagen? — das Weib gewissermaßen noch ein Geheimnis ist." —

Der Alte schwieg und sann vor sich hin.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, da stand ich da, da starrte ich sie an und begriff," schloß er dann. Mochte sie es hart gesagt haben, so hatte sie es

Digitized by Google

doch wahr gesagt; mochte es übertrieben scheinen, so gibt's doch keine Regel dafür und entsprach ganz diesem großen, herben Wesen. Und damit war es aus; ich habe nie mehr geliebt, bin auf mein Gut gegangen und lernte, meine Pflicht zu tun und zu beten für einen neuen Anfang.

— — — Und nun kommt schon das Ende — — seltsam, wie schnell die Zeit doch eigentlich verflogen ist — — —".

Er hatte recht, der alte Herr von Rück, das Ende stand vor der Tür; denn schon am nächsten Abend schlief er ein, um nicht mehr auf dieser Erde aufzuwachen. Ein milder, sonniger Tag war es, da wir ihn begruben, und die alte Friedhoflinde streute gelbe, schöne Totenblätter in die Gruft . . . .

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Man kann um die Jahreswende nicht von den Berliner Kunstverhältnissen sprechen, ohne des bedeutsamen Wechsels in der obersten Leitung der Königlichen Museen zu gedenken, der sich soeben vollzogen hat. Die Nachricht von dem Rücktritt des bisherigen Generaldirektors Exz. Richard Schöne kam nicht gerade überraschend; denn schon seit geraumer Zeit hatte man von allerlei Schwierigkeiten gehört, mit denen der ausgezeichnete Gelehrte in seiner Verwaltung zu kämpfen hatte. Immerhin hatte man gerade in diesem Augenblick kaum mit einer so raschen Veränderung an dieser hervorragenden Stelle gerechnet, und man wird es vielfach bedauert haben, daß Schöne gerade jetzt, da unsere Museen nach einer reichen und bewegten Entwicklungszeit in ein Stadium der Ruhe und des langsamen Ausgestaltens wichtiger Neuerungen eingetreten sind, sich genötigt sah, auf eine weitere Mitarbeit an seinem Werke zu verzichten. Er ist in den langen Jahren, da er sein Amt geführt, in der Öffentlichkeit nicht so sehr in den Vordergrund getreten wie die verdienstvollen Ressortchefs, deren Hilfe er sich zu erfreuen hatte, und denen er mit Recht in ihrem Wirkungskreise in liberalster Weise freie Hand zu lassen pflegte. Obschon er es war, der im Parlament die Interessen dieses bedeutsamsten Teils der staatlichen Kunstpflege in Preußen vom Regierungstisch aus zu vertreten hatte, hat das Publikum im großen Ganzen wohl kaum eine rechte Vorstellung davon, wie hoch die

Digitized by Google

stille Tätigkeit dieses Mannes einzuschätzen ist. Schöne war von Hause aus Archäologe und klassischer Philologe, aber er hat während seiner Wirksamkeit als Generaldirektor stets den größten Wert darauf gelegt, keine der Provinzen seines Reiches zu bevorzugen und die verschiedenartigen Interessen, deren Fäden in seiner Hand zusammenliefen, miteinander auszugleichen. Durch diese strenge Gerechtigkeit ist seine Amtsführung allen Gliedern der Museumsverwaltung gleichermaßen zugute gekommen, und der enorme Aufschwung, den unsere öffentlichen Sammlungen während der letzten Jahrzehnte genommen haben, vor allem Sprunghaften und Unorganischen bewahrt geblieben. Wie groß seine Verdienste um die Verwaltung und Regelung aller internen Angelegenheiten der Museen gewesen, mit welchem Geschick er in der Regierung für die hohen Aufgaben eingetreten ist, deren Lösung den ihm unterstellten Staatsanstalten oblag, kann der Außenstehende schwer beurteilen. Doch niemand wird verkennen, welcher Anteil an der Einheitlichkeit und Klarheit in ihrer künstlerischen und administrativen Leitung dem obersten Direktor zuzuschreiben ist. Seitdem Richard Schöne im Jahre 1878, noch verhältnismäßig jung an Jahren, als Nachfolger des Grafen Usedom seine hohe Stellung übernahm, sind allein vier neue Berliner Museumsbauten aus dem Boden gestiegen: das Museum für Völkerkunde, das Pergamonmuseum, das Kaiser Friedrich-Museum und der Ergänzungsbau des Kunstgewerbemuseums, ganz abgesehen von den eingreifenden Umgestaltungen und Erweiterungen der wichtigsten Sammlungen, die in dieser Zeit liegen. In die Periode seiner Amtsführung fällt aber auch die vordem ungeahnte Erweiterung und Vertiefung des allgemeinen Kunstinteresses, welche die Museen und ihre Verwaltung vor ganz neue Probleme gestellt haben und noch auf lange Zeit hinaus mit diesen früher unbekannten Aufgaben beschäftigen werden. Es wird Schöne nicht vergessen werden, in welch kluger und ruhiger, stets sachlicher Weise er allen diesen Fragen gegenüber sein schwieriges und verantwortungsvolles Amt geleitet hat.

Da jedoch sein Entschluß zum Rücktritt einmal fest stand, hat das kunstfreundliche Berlin die Wahl seines Nachfolgers, die auf Wilhelm Bode fiel, mit aufrichtiger Befriedigung begrüßt. Bodes Verdienste um unser Museumswesen stehen seit Jahren so sehr im hellsten Lichte der Öffentlichkeit, sie sind auch an dieser Stelle so oft mit Dankbarkeit und Bewunderung hervorgehoben worden, daß es sich erübrigt, die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen man an seine Ernennung weitgehende Hoffnungen für unsere staatlichen Sammlungen knüpft. Sein Organisationstalent und sein Finderglück, sein Verständnis für die künstlerischen wie für die praktischen Seiten seines Berufes und der weltmännische Takt, mit dem er die Kreise der privaten Sammler und des kunstfreundlichen Laientums in Berlin für die Museen zu interessieren wußte, haben Bode zu einem der ersten Vertreter des neuen Typus wissenschaftlicher Arbeiter gestempelt, den die moderne Entwicklung des Museumswesens hervorgebracht hat. Hoffentlich befestigt sich seine in den letzten Jahren oft schwankende Gesundheit bald so energisch, daß er sich kräftig genug fühlt, das zunächst nur kommissarisch übernommene Amt des Generaldirektors definitiv zu verwalten. —

Wer sich dem frommen Glauben hingegeben hatte, die Hochflut der Berliner Kunstausstellungen müsse endlich einmal abebben, der hat sich

Digitized by Google

gründlich geirrt. Die Wasser verlaufen sich vorläufig noch nicht. Im Gegenteil, es scheint fast, als seien sie wieder um einige Pegelgrade gestiegen, wenn auch jetzt nicht unter Gewittern und Regengüssen, sondern im stillen Anwachsen von innen heraus. Die Neumobilisierung des Salon Gurlitt, der sich schon „auf seine Güter zurückgezogen" hatte und sich nun noch einmal mit jugendfrischem Mut ins freie Feld hinauswagt, ist charakteristisch für diese unheimliche Art, in der sich die Überschwemmung immer weiter verbreitet. Da die verwirrende Unruhe der modernen Produktion Mißstimmung zu erregen beginnt, sinnen die Kunsthändler auf neue zugkräftige Mittel: sie werden historischen Sinnes, kramen vergessene und nicht genügend anerkannte Maler und Bilder hervor und spielen die hohen Trümpfe der Kollektivausstellungen aus, die das ganze Lebensbild dieser oder jeder bedeutenden Persönlichkeit abspiegeln.

Bei Schulte war eine solche Kollektion von Charles Schuch zu sehen, einem der leider allzu zahlreichen deutschen Künstler, deren Todesdatum mit dem Geburtstag ihres Ruhmes zusammenfällt. Vor zwei Jahren ist Schuch gestorben, und ebenso lange ist es auch her, daß sein Name in der kunstgeschichtlichen Betrachtung der vergangenen Jahrzehnte wie auf dem Kunstmarkt eine Rolle spielt. Mit frohem Staunen hat man erkannt, daß wir es hier mit einem der Allerbesten zu tun haben, die in Deutschland während des letzten Menschenalters gemalt haben, mit einem Künstler, der in der Gruppe derer um Leibl in der vordersten Reihe steht. Glücklicherweise kann man bei Schuch wenigstens nicht wie sonst so oft die Klage erheben, die Mitwelt habe den vortrefflichen Mann halb verhungern lassen. Das war der Mitwelt gottlob nicht möglich, weil Schuch von Hause aus zu den wenigen begnadeten Künstlern gehörte, die nicht auf das Wohlwollen der Käufer angewiesen sind. Als Sohn sehr wohlhabender Eltern war er 1846 in Wien geboren und mit größter Sorgfalt erzogen worden. In München, wo er seine in der Heimat begonnenen Studien fortsetzte, kam er in den Kreis Leibls und Trübners, und die gesunde, kräftige, solide rein auf wahrhaft gute Malerei gestellte Kunst dieser Beiden gab ihm die entscheidenden Anregungen, die er dann auf Reisen in Belgien, Holland und Frankreich vertiefte. Die Themata Schuchs waren stets von der größten Einfachheit. Schlichteste Landschaften, an den oberbayerischen Seen oder auch in der Mark Brandenburg, genügten ihm, um seine malerische Phantasie daran zu üben. Am liebsten aber malte er Stilleben und wieder Stilleben, in denen er ein Meister wurde, wie wir wenige in Deutschland besitzen. Besonderer Gegenstände brauchte es dazu nicht für ihn. Ein irdener Topf, ein Glas mit Einmachefrüchten, ein Zinnkrug, eine Kasserolle, eine gerupfte Poularde, Zwiebel, Spargel, Äpfel, Apfelsinen und ein paar Blumen — das waren die Requisiten, mit denen er auskam, und die er in immer neuen Gruppierungen um ihre Farbengeheimnisse belauschte. Es ist bezeichnend für ihn, was man erzählt: daß er nämlich auch bei einem vieljährigen Aufenthalt in Venedig fast nur Stilleben gemalt habe! Er schlürfte die wonnige Luft Italiens ein, aber sein deutsch-niederländischer Kern ließ sich von der heiteren Pracht des Südens ebensowenig verlocken, wie seine Lust an breitem, lockerem Farbenvortrag und am Klang intimer Helldunkelstimmungen durch die festliche Kunst der alten Venezianer erschüttert wurde. In jeder Äußerung seines großen Talents bewährt sich

Digitized by Google

Schuch als einer der ausgezeichneten Teilnehmer jenes Münchner Kreises, der das Malenkönnen ohne Nebenabsichten in Deutschland wieder einführte.

Beziehungen zu diesem Kreise hatte auch Karl Haider, dessen sechzigsten Geburtstag zu gleicher Zeit Gurlitt mit einer Kollektivausstellung von Werken seiner Hand feierte. Der Mittelsmann ist hier Hans Thoma gewesen, der nun aber weniger durch seine modernen, an Trübner anknüpfenden Bemühungen als durch seine Neigung zu altdeutschen Traditionen auf diesen Freund gewirkt hat. Haider geht darin noch weiter als Thoma. Man wird bald an die penible Sorgfalt der Niederländer aus der Schule der Eycks, bald an deutsche Glasmaler, bald wieder an moderne Stilisten erinnert, wenn er mit einer Liebe, der keine Mühe zu groß ist, die vaterländische Landschaft festhält, für jedes Blättchen, fast für jeden Grashalm einen Pinselstrich übrig hat und darüber den rosigen Schimmer des Sonnenuntergangs oder das melancholische Leuchten des Herbstes breitet. Die Härte, zu der Haiders Technik manchmal führt, ist uns nur selten störend, in vielen Fällen ist sie gerade der rechte Ausdruck dieser zarten, keuschen, innigen Künstlerseele, der jeder Hang zum sinnlichen Wohllaut weicher und fließender Farbenstimmungen gleichsam als etwas Sündhaftes zu gelten scheint. Auch dem Märchenhaften wendet sich Haider zu, ähnlich wie Thoma und doch anders, wenn er seine phantastischen Szenen in steilen, strengen Linien aufbaut, Dante und Beatrice als deutsche Volksliedgestalten auf blumiger Wiese zusammentreffen, zwischen öden Felsen den alten Charon seinen Nachen mit bleichen Seelen in eine finstere Schlucht hineinrudern oder auf wildem Bergesrücken die kahlen Mauern einer Burgruine gen Himmel ragen läßt. Es kommt vor, daß Haiders Kraft versagt, daß seine Berge sich wie feste Kulissen ineinanderschieben. Aber dann wieder entzückt er durch die Zartheit und Träumerei seiner Fernblicke, durch die abgeklärte Helligkeit seiner leuchtenden Himmelsglocken, durch den heimlichen Zauber seiner Wälder und hügeligen Gelände, aus deren Winkeln jeden Augenblick ein Heer von Kobolden und Geisterchen hervorzubrechen scheint.

Auch unser köstlicher Adam Adolf Oberländer, der liebe Spaßvogel der Fliegenden Blätter, wurde bei Gurlitt als Sechzigjähriger gefeiert und zeigte sich dabei wieder als ein feiner Meister auch der Malerei. Immer weiter verbreitet sich die Erkenntnis, daß wir in diesem Fürsten der Karikatur, dem jeder von uns unvergeßliche Stunden herzlichen Lachens und Behagens verdankt, nicht nur einen Beherrscher der Bleistiftzeichnung, sondern auch einen Künstler der Farbe von hervorragenden Eigenschaften und einen malerischen Humoristen ersten Ranges besitzen. Das Bildchen von dem Zwerge mit den beiden Riesen reichte in der Unbefangenheit und Schalkhaftigkeit seiner Märchenstimmung unmittelbar an Moritz von Schwind heran. Oberländer weiß seinen königlichen Humor so fein und ungezwungen mit malerischer Intimität zu verbinden, wie es nicht viele in Deutschland verstehen, oder mehr noch: je verstanden haben. Wie wunderbar schlief sein Faun, an den blinzelnden Löwen gelehnt. Aber wie reizend war dabei gleich auch die kleine Landschaft, die sich um diesen brüderlichen Bund von Tier und Halbtier rankte! Übrigens war es interessant zu sehen, wie sich der Maler Oberländer von dem Zeichner unterscheidet, wie die Palette dem Künstler andere Gesetze diktiert als der Silberstift: der Zeichner karikiert nach Herzenslust, übertreibt, spitzt alles auf Pointen zu, geht ins

Digitized by Google

Groteske und treibt allerlei ironisch-satirische Späße; der Maler kann sich damit nicht abgeben, er muß die Satire und die Ironie zu Gunsten des milderen Humors zurücktreten lassen, seine Scherze müssen gewissermaßen mehr ins allgemeine gehen. Der Münchner Meister weiß diese feinen Grenzen scharf zu erkennen und gehorsam zu respektieren. Freilich, wenn er es gelegentlich einmal nicht tut, wie diesmal bei dem „assyrischen" Witz der „gelehrten Prinzessin", der ihn zur Karikatur verleitete, so folgt die Strafe auf dem Fuße, und der Eindruck wird auffallend matter.

Bei Keller und Reiner sah man eine Stilleben-Ausstellung, die zu allerlei lehrreichen Betrachtungen und Vergleichen anregte. Es war ein origineller Gedanke, einmal eine so große Zahl von Erzeugnissen dieser schmückenden Kunst zu einer Übersicht zu vereinigen, aber auch eine gewisse Kühnheit, denn eine solche Fülle von Stilleben wirkt auf den ersten Blick nicht gerade unterhaltsam. Die Sammlung teilte sich zwanglos in zwei Gruppen, von denen die eine, die „ältere", Bilder zeigte, die vom Sachlichen ausgehen, vom Vergnügen an schönen, angenehmen und schmackhaften Dingen, während es der anderen, der „modernen", weniger auf die Darstellung dieser anmutigen Gruppen ankam als auf das Herausarbeiten der malerischen Reize solcher oft zufällig zusammengetroffenen Gegenstände. Die zweite Abteilung konnte mit den größeren Namen und interessanteren Arbeiten aufwarten. An ihrer Wand nahmen einen Ehrenplatz Manets berühmte Spargel ein, umgeben von Stilleben anderer Impressionisten französischer und deutscher Herkunft, an deren Spitze Claude Manet, Cezanne, Vollon und eine Reihe von Berliner Sezessionisten standen. Von diesen jüngeren namentlich wird das Stilleben rein und absolut zu einem Vorwand genommen, wohlklingende und fein abgetönte Farbenakkorde erklingen zu lassen. Sie gelangen dabei zu schönen Resultaten; doch darf man sich nicht verhehlen, daß oftmals über der Lust, den farbigen Abglanz des Vorbildes abzulösen, das Gegenständliche über Gebühr vernachlässigt wird. Der Reiz solcher Bilder liegt eben darin, daß unser Auge sich an diesen Farbenspielen der Natur ergötzt und doch unter so kunstvoller Hülle die alltäglichen Dinge, über die sie gebreitet ist, in ihrer Realität genau erkennt. Gerade aus den realen Eigenschaften dieser Tassen, Vasen, Blumen und Früchte muß jene koloristische Wirkung genommen werden. Auf der anderen Seite ist dann oft das Bestreben, die Gegenstände in ihrer Bedeutung plastisch hervortreten zu lassen, dem malerischen Eindruck gefährlich geworden. Die Eßwaren, die hier zusammengestellt sind, reizen in solchem Falle nicht das Auge, sondern den Appetit. Die Blumen verleiten mehr zum Riechen als zum Betrachten. Das ist dann nicht mehr das „interesselose Wohlgefallen", auf dem bekanntlich der künstlerische Genuß beruhen soll. Indessen bei manchen Stücken auf der Ausstellung, wie etwa bei den ausgezeichneten Fischen von Zimmermann, vereinigten sich die Vorzüge der älteren und der jüngeren Art zu wahrhaft guten Wirkungen, und man sah abermals, daß es nicht auf die „Richtung", sondern auf das künstlerische Gefühl und das Können ankommt. Diese klärende Erkenntnis, die sich Gottlob immer wieder zu verbreiten beginnt, soll uns im neuen Jahre helfen, immer deutlicher die Wege zu beleuchten, die abseits von den Parteischablonen der deutschen Kunst ihren Zukunftsgang vorzeichnen.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Das interessanteste musikalische Ereignis der jüngstverflossenen Zeit war wohl die „Sinfonietta" von Max Reger, die Arthur Nikisch im dritten philharmonischen Konzert vorführte. Vor Jahresfrist noch war Regers Schaffen nur einer „Gemeinde" bekannt; der großen Menge war höchstens der Name geläufig, für dessen häufiges Genanntwerden seine Anhängerschaft freilich schon seit längerer Zeit sorgte. Seitdem ist in Berlin reichliche Gelegenheit gewesen, sich mit der Eigenart des jungen Münchener Komponisten vertraut zu machen. Man hat vielfach einen hohen Platz für ihn beansprucht, hier und dort ihn gar neben Richard Strauß genannt, zu dem er eine Art Gegenstück und zugleich Ergänzung bilden soll.

Vor etwa vierzehn Monaten traf ich auf die Anzeige „Beiträge zur Modulationslehre" von Max Reger. Mit Gier griff ich nach dem Büchelchen, fest überzeugt, diese schwer zu umgrenzende Materie endlich einmal nach großen Gesichtspunkten geordnet zu finden. Der Schluß der Vorrede, wo der Verfasser die Hoffnung ausspricht, daß das „Büchlein an der Zerstreuung des schier undurchdringlichen Nebels „„der trotz der vielen, seelischen und inneren Erlebnisse"" leider noch in manchen Köpfen herrscht, kräftig mitwirken" möge, bestärkte mich in meinen Erwartungen. Und was enthalten diese „Beiträge zur Modulationslehre?" Nichts als eine Aneinanderstellung und knappe Erklärung von Modulationsbeispielen die sportmäßig durch alle Möglichkeiten getrieben werden. Die Modulationen von C-dur nach His-dur, Eis-dur usw. tragen schon den Charakter des Ulkes. Von diesen Beispielen klingen viele natürlich und gut, andere jedoch nicht. Eine derartige Unterscheidung findet sich aber auch nicht einmal angedeutet. Insbesondere wird bei Umdeutung der Akkorde — der Trick des ganzes Werkes ist die Umdeutung des Akkordes der neapolitanischen Sexte — die Grenze der Verständlichkeit dieser Vorgänge nicht einmal gestreift. Sonach müßte man annehmen, daß Reger eine solche Grenze nicht gelten läßt, oder daß er überzeugt ist, diese Grenze stets eingehalten zu haben. Und doch sind in den Beispielen oft nur die Beziehungen der benachbarten Akkorde als ausreichend zu empfinden, während nichtbenachbarte Harmonien ungenügend — notabene für das Ohr, nicht für den Verstand — verbunden erscheinen.

Diese Gleichgültigkeit gegen weitere Harmoniebeziehungen und das Genügenlassen der Zusammengehörigkeit der benachbarten Klänge finde ich auch in den Regerschen Kompositionen wieder und trübt mir oft genug den Genuß. In dieser „Sinfonietta" nun gar ist das kritiklose Modulieren dem ganzen Werke zum Verhängnis geworden. Die große Zahl der Instrumente eines auch nur mittleren Orchesters hat den Kontrapunkt-Virtuosen Reger außerdem noch zur Anwendung übermäßigen polyphonen Kleinkrams verleitet und diese Überstimmigkeit wieder einen unerträglich breiigen Orchestersatz nach sich gezogen. So ist ein Tonkonglomerat zustande gekommen, das — wenigstens bei der in Rede stehenden Vorführung — fast durchweg wie vollkommener Blödsinn wirkte. Selbstverständlich ist es das nicht, und

Digitized by Google

jeder einzelne Takt wird, wie ich vermute, ein kleines Kunstwerk sein. Im ganzen genommen aber fehlt dem Werk jede Spur einer rhythmischen und harmonischen Gliederung; es erscheint als eine undurchsichtige, klebrige musikalische Masse ohne Hebung und Senkung, ja ohne Anfang und Ende.

Ich bin mir dessen voll bewußt, daß die obigen Vorwürfe bisher noch allemal den Kern des Widerstandes gebildet haben, der dem wirklich Neuen in der Musik entgegengesetzt wurde. Als Siegfried Dehn zu jener Zeit, als die ersten Wagnerkämpfe ausgefochten wurden, um seine Ansicht über den Wert der Tannhäuser-Ouverture befragt wurde, setzte er sich auf die Tastatur eines Klaviers und gab zu den wüsten Mißklängen seines improvisierten Sitzes die kecke Erklärung: hier, meine Herrschaften, haben Sie die Tannhäuser-Ouverture. Und was der gediegene ernste Otto Jahn an der Musik zum Lohengrin auszusetzen weiß, ist in der Hauptsache auch nur der Vorwurf harmonischer Maßlosigkeit, insbesondere der Mangel an Beziehung der harmonischen Kombinationen. So zweifellos als diese Urteile sich nicht gehalten haben, da wir im Gegenteil die harmonische und modulatorische Ökonomie Wagners zurzeit auf das Höchste bewundern, so zweifellos ist es jedoch auch, daß die Aufnahmefähigkeit unseres Ohres eine Grenze hat und sich nicht ohne weiteres allen Anforderungen aus neuen und gesteigerten Tonkombinationen anpassen kann. Den Wendepunkt genau bestimmen zu wollen dürfte jedoch ein mehr als unvorsichtiges Beginnen sein. Jedenfalls aber wird jeder in seinem eigensten Interesse gut tun, Harmoniefortschreitungen, so lange er sie nicht fassen kann, abzulehnen. Denn wenn es Mode werden sollte, Musik, die man nicht verstanden hat aus Furcht vor eventueller Rückständigkeit besonders hoch zu bewerten, dann würde man die ehrlichste und aufrichtigste aller Künste um allen wohltätigen Einfluß bringen, den sie für die eigene Kultur irgend zu leisten vermag.

Wenige Tage nach Vorführung dieser wunderlichen Sinfonietta gab es einen Reger-Abend im Saal Bechstein. Das Programm enthielt eine Sonate für Klarinette und Klavier (As-dur) und eine Sonate für Violine und Klavier (Fis-moll). Die erstere war ziemlich frei von modulatorischem Überschwang und gab sich als ernste und vertiefte Arbeit. Die zweite zeigte im ersten Satz die unentwirrbaren Tonmassen der Sinfonietta, entschädigte aber im letzten Satz „Andante sostenuto con variazioni" durch eine hinreißend gesteigerte Schlußfuge. Vier kleine Klavierstückchen zu vier Händen, sehr pikant und glänzend hingeworfen, wirkten im Konzertsaal gar zu aphoristisch. Von den Liedern, die meist eine bloß deklamierende Singstimme aufweisen, zeichneten sich zwei lustige Stückchen „Stelldichein" und „Hans und Grete" durch witzige Charakterisierung und erstaunlich glänzende Mache aus. Am Klavier saß der Komponist selber und behandelte seinen Part mit wundervoller Innerlichkeit und geradezu bezauberndem Anschlage.

Das vierte philharmonische Konzert war zu einem Beethoven-Abend gestaltet und bot zwei unübertreffliche Höhepunkte musikalischen Nachschaffens. Der eine war Eugen d'Alberts Wiedergabe des G-dur-Konzertes und der andere die dritte Leonoren-Ouverture, von Nikisch ebenso großzügig als stilrein dirigiert. Die ungeteilte begeisterte Aufnahme, die beide Leistungen bei den Zuhörern fanden, war mir in erster Linie darum erfreulich, als sie wieder einmal den Beweis lieferte, wie wahrhaft große Leistungen auch von einem zusammengewürfelten Publikum als solche erkannt werden. Auch

Digitized by Google

über der Vorführung der Lisztschen Faustsymphonie, die das folgende philharmonische Konzert brachte, waltete ein günstiger Stern. Wie immer bei Nikisch war der eigentlich musikalische Kern des Werkes höchst anschaulich herausgearbeitet. Der Chor und das Tenorsolo, die das Ganze am letzten Ende krönen, glückten trefflich. Diese Symphonie ist doch wohl das gelungenste der großen Lisztschen Orchesterwerke. Die Ekstase, die für das Schaffen Liszts so charakteristisch ist, wirkt hier überzeugender, als in seinen meisten anderen Werken. Freilich bot sich ihm im Chorus mysticus eine ideale Unterlage.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Max Reinhardt.

Ein interessanter Charakterkopf, ob man ihn als Direktor betrachtet oder den Schauspieler in ihm würdigt. Ich habe bereits im Oktoberheft dieses Winters auf die persönliche Note in Reinhardt kurz hingewiesen und will diesmal auf den Wunsch des Herausgebers diese Andeutung vervollständigen. Nach Paul Lindaus Schiffbruch hat Reinhardt die Leitung des Deutschen Theaters übernommen, in dem zuvor lange Jahre Otto Brahm das Zepter schwang. Welch reiches Maß von Vertrauen Direktor Reinhardt genießt, geht daraus hervor, daß man ihn in die Lage setzte, für mehrere Millionen das Deutsche Theater, dessen Besitzer der alte L'Arronge war, zu eigen zu erwerben. Das Kleine Theater, das seine erste selbständige Station in Berlin war, nach seinem Weggange aus dem Deutschen Theater Otto Brahms, hat er in andere Hände übergeben, und auch für das Neue Theater am Schiffbauerdamm, das er mit dem Kleinen zugleich leitete, hat sich nach allerlei Wirren ein Pächter gefunden. Presse und Publikum haben diesen unermüdlich fleißigen szenischen Pfadfinder von Anfang an recht eigentlich verwöhnt. Seine Frische und sein vorwärtsstürmender Tatendrang als Direktor wie als Künstler machten ihn allen sympathisch. Man streitet darüber, ob es recht sei, auf Dekoration und Kostüme, auf technisches Raffinement und auf das individuelle Spiel seiner Künstlerschar eine so weitgehende, oft wie zärtliche Liebe und verstockter Eigensinn zugleich erscheinende Sorgfalt zu verschwenden. Reinhardt hat ohne Zweifel in diesen Punkten des Guten ab und an zu viel getan. Aber sein Verdienst bleibt durch diese Einschränkung ungeschmälert. Reinhardt hat ein Ensemble voll reichster künstlerischer Eigenart zusammengebracht, und er hat bis dahin unbekannten Talenten unter den Schauspielern und unter den Dichtern den Weg in die Öffentlichkeit geebnet. Und mochte es ein Unsinn sein, den alten Menzel ins Theater zu bemühen, um die Echtheit der Lessingschen Kostüme

Digitized by Google

historisch nachzuprüfen — seine Klassikeraufführungen bleiben höchst gelungene Versuche, das klassische Drama unserem Verständnis näher zu führen, indem die beschwingte Phantasie sich in dem Spiegel jener Tage und zugleich in unserem Lichte schaut. Es ist wahrscheinlich, daß das Deutsche Theater unter Reinhardts Leitung zu seinem alten Blühen wieder erwachen wird, nach dem Mißgeschick des verdienten, aber geschäftlich nicht sehr umsichtigen Lindau. Immerhin wird der neue Direktor darauf achten müssen, daß seine Bühne nicht in eine Vielgeschäftigkeit und seine Künstler nicht in Eigenbrödelei hineingeraten, die die großen, ewigen Linien der Dichtung verrücken. Es bleibt bei aller Anerkennung und Freude über sein Gelingen doch zu beachten, was Tieck in den Dramaturgischen Blättern schreibt: „Ein poetisches allgemeines Theaterkostüm ist die Grundlage, auf die sich mit geschmackvollen Modifikationen alles gründen muß, was für die äußere Zier geschehen soll," und Immermann fügt in seinen „Düsseldorfer Anfängen" das beherzigenswerte Bonmot hinzu: „Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand; Goethe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür sie nicht Geld ausgeben, sei überhaupt nichts wert." Cum grano salis. Die beiden Extreme, zwischen denen ein guter Fußweg zu finden sein muß, heißen: Primitivität der Shakespearebühne und Meiningerei.

Ich sagte: Max Reinhardt hat uns neue Dichter gegeben und neue Schauspieler: ist das ein Kleines? Er ebnete Hugo von Hoffmannsthal den Weg, dessen hysterische „Elektra" er so nachfühlend, so streng und reich mit Theaterkünsten und mit der Kunst des Theaters ausstattete; er brachte uns das herrliche Talent Rich. Beer-Hofmanns, in dessen „Graf von Charolais" Reinhardt die zertretene Gestalt des herzlosen roten Itzig selber ergreifend verkörperte. Er hat uns den originellen Iren Bernhard Shaw zugeführt, dessen „Candida" zuerst über seine Bühne ging und in dessen Einakter „Der Schlachtenlenker" Reinhardt der interessante Napoleon von 28 Jahren war. Er machte den Kuraten in Jos. Rüderers Münchener Charakterkomödie vom Glück und Ende der Lola Montez: „Die Morgenröte". Die Hauptrolle in „Mutter Landstraße", dem mit dramatisch-künstlerischen Hoffnungen auf eine künftige Ernte gesegneten Anfängerstück von Wilhelm Schmidt-Bonn: der alte Vater, dessen menschliche Regungen den vergeblichen Kampf aufnehmen mit einer steinharten Frömmigkeit und einem eisernen Rechtlichkeitsgefühl, trug Max Reinhardt zu starkem Gelingen. Er hat das Beste wie für Gorki so auch für Maeterlinck getan; ohne Reinhardts meisterhafte Aufführungen von „Pelleas und Melisande" und der lieblichen „Schwester Beatrix" wäre der traumselige vlämische Poet in seinem Eigensten uns — trotz „Monna Vanna" — noch nicht erschlossen. In diesen hauchzarten Seelenvisionen hat Direktor Reinhardt zuerst das edle Zusammenwirken der Künste walten lassen, das seine Feldherrntugend geworden ist, mit der er siegte; der malende Künstler, der stilgerechte Kulissen und Kostüme schuf, stand neben dem Musiker, der die Töne aufrief, neben dem Schauspieler, an dessen Individualisierungsvermögen nun feinere und höhere Ansprüche gestellt wurden durch diesen Reichtum blendender Nuancen auf der Bühne. Ich nenne von Malern, die Reinhardt unter-

Digitized by Google

stützten, Kruse, Louis Corinth und M. Slevogt; von Musikern Pfitzner, Marschalk und Humperdinck. Und Reinhardt schenkte uns neue Schauspieler, die er zu finden und zu bilden wußte; was er in der jüngst von ihm begründeten eigenen Theaterschule in ein System bringen will, das hat er zuvor mit virtuosem Scharfblick und ohne System betrieben: er hat noch unberühmten Künstlern, die er an den rechten Platz stellte, Namen und Position in ihrer Welt geschaffen. Ich erinnere an Gertrud Eysoldt und Hilde Wangel, an Lucie Höflich und Tilla Durieux, an Friedrich Kayßler, Hans Waßmann, A. Steinrück. Und wie manchen längst bewährten Namen hat er sich vorübergehend oder dauernd verpflichtet: Agnes Sorma, Georg Engels, Hans Pagay, Rosa Bertens! Vielleicht gibt es in ganz Deutschland gegenwärtig kein zweites Ensemble, das mit der Künstlerschar Max Reinhardts den Vergleich aushalten kann. Nur ein Schmerz ist dabei: er hat den nicht zu ersetzenden Emanuel Reicher an die Konkurrenz Brahm verloren.

Ich gehe auf einzelne seiner Leistungen näher ein. Aus Ibsens Dramen hat Direktor Reinhardt die gewaltigen „Kronprätendenten" auf seine Bühne gebracht. Er selbst spielte den Bischof Nikolas, den verneinenden Geist, der in böser Absicht die Schicksalsfäden verwirrt und die beiden gleich edlen Rivalen als der Feind alles Göttlichen und Großen gegeneinander hetzt. Nikolas wußte schon als Jüngling, daß er Tatenruhm sich erwerben müsse; aber er zittert in der ersten Schlacht. Er ist der Spott der Tapferen. Ebenso ungestillt bleibt seine Sehnsucht nach Liebe; der von Natur aus halbe Mann flüchtet verbittert hinter die Mauern der Kirche. Er breitet dichtes Geheimnis aus über die erste Kindheit des königlichen Sohns der Inga und er wirft den Stachel des Zweifels in die Seele des Jarl Skule: er könnte selbst der Erkorene sein. Sterbend zieht sich der Intrigant durch eine diplomatische Lüge aus der Affäre; hier darf kein Riese sein, denn ich war nie ein Riese. An seinem Sterbebett stehen die Todfeinde. Diese Sterbeszene des dritten Akts brachte die geschickte Detailkunst Reinhardts in der Charakterisierung der Bosheit, die noch über den Tod hinaus Unheil stiften möchte, zu großer Wirkung.

Aus den Stücken des mit sich selbst und mit der Welt beständig in Zwietracht lebenden Nordländers August Strindberg hat unser Direktor bisher die üble, wenn auch geistreiche „Fräulein Julie" und den französisch gedachten, aber in den Armen der römischen Kirche endigenden „Rausch" in sein Repertoir übernommen. Eine eigene Rolle erwuchs ihm in des Russen Maxim Gorkis „Nachtasyl", das ihm einen seiner größten Erfolge einbrachte. Reinhardt hat sich in die Gestalt des russischen Weisen aus dem Volke, der den Namen Luka trägt, tief eingelebt; mit einer originellen Maske geht er als Pilger bei den Schnapsbrüdern und den verworfenen Frauen in der Kaschemme aus und ein und spintisiert mit ihnen und vor ihnen über Himmel und Erde. Besonders über die Erde; des Himmels ist er nicht so sicher. Der gedämpfte Ton dieses Philosophen, der in innerer Freiheit überlegen auf das Lebensglück verzichtet und sich mit sich selber in der besten Gesellschaft weiß, bringt Reinhardt vortrefflich heraus; sein Luka versteht die Genossen in der Tiefe des Lebens, er weiß, wie sie geworden sind, und redet ihnen gut zu, wie eine Mutter dem kranken Kinde. Seine Nähe wirkt beruhigend, nicht nur auf die sterbende, von ihrem Manne zu Tode

Digitized by Google

geprügelte Schlosserfrau, der er die Kissen zurecht rückt und die er mit Himmelsbildern tröstet, sondern auch auf die wilden Geister, denen er Eindruck macht. Der russische Dichter, der in Deutschland zweifellos stark überschätzt worden ist, will sich im Januar anläßlich seines neuesten Dramas bei seinen Berliner Freunden persönlich bedanken, nachdem ihn die russischen Wirren wieder freigegeben haben; den Hauptteil dieses Dankes wird er an den Direktor und Schauspieler Reinhardt abstatten müssen.

Shakespeares „Sommernachtstraum" wurde für Reinhardt die Ursache seines glücklichsten Aufstiegs. Das alte Spiel des Briten ward durch ihn mit durchgreifender Kraft und ohne alle historische Scheu neu belebt. Das soll keineswegs besagen, daß Reinhardt den unverwüstlichen Zauber gerade dieses undramatischen Dramas für die moderne Bühne zuerst erkannt habe — als hätte es nicht in unserem königlichen Schauspielhause lange vor ihm die herrlichsten Sommernachtsträume gegeben unter Max Grube mit Matkowsky, Vollmer und Paula Conrad-Puck! Aber in dieser Linie der neuen Ausstattung ist Reinhardt Meister. Sein Erfolg war ein Sieg auf der ganzen Linie. Das warmblütige, märchenduftige Kinderspiel, darin Natur in seinem Kreise waltet mit jener dichterischen Wirklichkeitsempfindung, in der die Welt der Außendinge und die geistige Welt sich berühren, wird entzückend und raffiniert zugleich ausgestattet. Das ist Waldleben und Waldweben; der wellige Moosboden und das zitternde Laub, von Vogelgezwitscher und Käfergeschwirr belebt und von Sonne und Sternen durchglänzt, durchwimmelt von originellen Kobolden, von Elfen, Faunen und Schratten! Zartheit und Tollheit führen den Reigen, Vernunft wird Unsinn, und in dem kindischen Spiel steckt doch tiefer Menschensinn. Ein Stelldichein der ganzen Kreatur zu frohbewegtem Maienspuk! Was sich nie und nirgendwo begeben — denn es ist überall und stets. Hofleute, Rüpel und Elfen, elektrische Glühbirnen und vielfarbige Reflektoren: ihr habt eure Sache gut gemacht!

Auch „Die lustigen Weiber von Windsor", diese fünfaktige Burleske, hat Reinhardt neu ausgestattet. Max Slevogt hatte die Kulissen gemalt. Shakespeare hat auf besonderen Wunsch der jungfräulichen Königin Elisabeth — die übrigens schon damals tüchtig in die Jahre kam, die „lustigen Weiber" in 14 Tagen als Gelegenheitsdichtung verfaßt; sie wollte den tollen Falstaff, der seit „Heinrich IV." bühnenberühmt war, auch einmal in ein Liebesabenteuer verwickelt sehen. Der königliche Wunsch war dem Poeten Befehl.

Das gemütliche Deutsche Theater in der stillen Schumannstraße hinter der Kaserne hat sich verjüngt. Der tüchtige Künstler Karl Walser hat den intimen Raum mit Pietät und Geschmack zugleich umgestaltet. Das Vestibül ist in Weiß gehalten mit diskreten Vergoldungen; für die Beleuchtung sind geschickte Kristallschalen für das elektrische, stilvolle Bronzelaternen für das Kerzenlicht ausgewählt. Aus dem Zuschauerraum hat eine schöne Mischung von geblichem Weiß der Holzteile und dem rötlichen Fräse der Stoffe das unangenehme Blaugrün des Lindauschen Winters vertrieben. Die alten Schauspielermedaillons auf dem Plafond der Ränge werden gut ergänzt durch dunkelgrau gemalte Silhouetten. Heitere griechische Figuren erscheinen an der Decke des Proszeniums. Von großer Schönheit ist die breite flachgewölbte Kristallkrone in der Mitte des Theaters. Der Hauptvorhang ist von dunkelgrünem Gobelin, der in schweren Falten wohltuend herabfließt; apart wirkt der Zwischenaktvorhang. Im Foyer finden wir die Bildnisse

Digitized by Google

der Theatergrößen aus der Geschichte des Hauses in charakteristischen Rollen und einiger Klassiker der Schauspielkunst. Man sieht aus diesen Porträts vom alten F. L. Schröder und Iffland bis zu Agnes Sorma und Hans Pagay, daß Direktor Reinhardt mit historischem Verständnis an das Alte, Gewordene anknüpft, auf dessen Grundlage er weiter zu bauen gedenkt. Der Eröffnungsabend hat die überspannten Erwartungen, die man in den Kreisen der jüngeren Theaterfreunde daran knüpfte, allerdings nur zum Teil erfüllt. Es gibt Menschen, die, wenn sie hören, daß ein Theater mit einer Drehbühne arbeitet, selber etwas wie eine Drehe bei sich verspüren und glauben, nun schütte der Theaterhimmel ein Füllhorn voll Wunder auf die erstaunte Erde herunter. Reinhardt hat in der Tat eine große Drehbühne aufgestellt, auf der er acht Szenen zugleich aufbauen kann durch eine entsprechende Vertiefung des Bühnenraumes; er hat einen architektonischen „Theatermantel", hat Luft- und Himmelszylinder, also die neuesten Errungenschaften der Bühnentechnik. Und doch vollzogen sich die Übergänge der Akte und Szenen nicht immer so schnell, wie die entzündete Phantasie es sich geträumt. Das geht wie beim Automobilfahren; sitzt man erst drin, so plagt einen die Vorstellung: warum geht es nicht noch viel schneller?

Kleists „Käthchen von Heilbronn", mit dem Direktor Reinhardt neu einsetzte, entging der Gefahr nicht ganz, daß die Dekoration die Dichtung in den Schatten stellt, also sich Übergriffe zuschulden kommen läßt in das Gebiet des Schönen-Allzuschönen. Wird die Freude an der kunsttechnischen Ausgestaltung zum Selbstzweck, so nimmt sie dem Hörer die Fähigkeit, ein Hörer zu sein; er wird zum bloßen Zuschauer, der nicht mehr durch die Gedanken des Dichters zu eigenem Tun entbunden wird, sondern dessen Sinne in trunkenem Bann an Tönen und Farben haften. Diese Gefahr ist doppelt schwer bei einem so naiv-zarten Stück wie dem Ritter- und Liebesschauspiel von Käthchen und Ritter von Strahl. Die ermüdende Länge der Aufführung würde vermieden, wenn man die einzelnen Bilder nicht übereifrig dekorativ zerdehnte. Und trotzdem bekamen wir leider nicht einmal einen unverkürzten Text; wichtige Stücke waren ihm ausgebrochen, wie der episodische Durchgang Käthchens mit bloßen Füßen durch den Bach, eine der schönsten und zum Verständnis der Handlung ganz unentbehrlichen Stellen. Das üble Vorbild einer älteren Bühnenbearbeitung wirkte hier verhängnisvoll nach. Die Abmilderung der Kaiserlegende in dem unvermittelt auf uns hereinbrechenden Schlußakt ist zu billigen; doch darf die Intrigenfigur der schlimmen, häßlichen Kunigunde nicht so spärlich motiviert sein, wie hier geschah, ohne wiederum die Wirkung des Schauspiels erheblich abzuschwächen. Doch man merkt die Absicht: im vierten Akt wird die Bachszene geopfert, weil man zu der Ausstattungsszene des Traumgesprächs unter dem Holunderbaum strebt zwischen Käthchen und Strahl! Das sind dramaturgische Verirrungen, die kein Glanz von außen übersehen lassen darf. Der Auftakt in der Nachtsitzung der Feme ließ die Bühne zu dunkel, verfehlte aber trotzdem die Wirkung nicht. Max Reinhardt spielte selbst den alten Friedeborn mit der ihm eigenen unmittelbaren Kraft.

Einen festlich frohen und völlig ungetrübten Kunstabend schuf uns Reinhardt dagegen jüngst aus Shakespeares Kaufmann und dem Juden von Venedig. Der Versuch gelang, das unsterbliche Erbgut der Weltdichtung den Kindern der Gegenwart in Farben, Formen und Töne zu kleiden, die

Digitized by Google

der neuzeitlichen Kunsttechnik abgewonnen sind. Humperdincks Musik und Orliks Malerei waren herangezogen worden. Auge und Ohr hatten zu genießen, immer neu zu genießen, ehe das Wort des Dichters zu Worte kam. Porzias Zimmer, in dem sie die Freier empfängt, um sie auf ihren Kästchengeist zu prüfen, war geradezu berückend schön mit der Goldtapete und der zum Salon aufs feinste abgestimmten schimmernden Gewandung des Mädchens und ihrer Gefährtinnen; ebenso würdig und schön erschien der Gerichtssaal beim Dogen, echt das winklige, malerische Venedig mit den Brücken und Treppen vor dem Hause des Juden und beim Maskenzuge, und das bezaubernde Schlußbild im Mondenschein, der sich auf dem Wasser spiegelt. Immer aber blieb diesmal der Text die unantastbare Größe, der all das blühende Rankenwerk der Ausstattung nur zur Verdeutlichung dienen will. So konnte man sich ohne Bitternis des holden Zaubers erfreuen. Reinhardt verdient vollen Dank, Reinhardt, der trotz seiner zahlreichen Köche sein eigener bester Regisseur ist! Den Theatersinnen blühte ein reiches Fest.

Wir blickten in Reinhardts Regiebuch: er gestaltet mit Lust! Ob es die „Medea" des Euripides ist in der modernen Verdeutschung durch Ulr. von Wilamowitz, oder Max Halbes trefflicher symbolischer „Strom"; ob des goldenen Anzengrubers unsterbliche „Kreuzelschreiber", in denen Meister Reinhardt sich als der alte Brennert, der wegen der Pfaffen nicht mehr bei seinem Weibe schlafen darf, glänzend verewigt hat; des rigorosen Russen Leo Tolstoi gallenbittere „Früchte der Bildung"; des dramatischen Luftspringers Fr. Wedekind bizarres „So ist das Leben", oder des lustigen Wiener Nestroy Biedermannsspaß: „Einen Jux will er sich machen" —: immer ist Reinhardt mit dem Kopf und mit dem Herzen dabei, das Alte neu zu fassen und das Neue in seiner innersten Eigenart; Farbe, Klang und Schönheit über den Theaterabend zu breiten, daß er ein festlich frohes Opfer werde auf dem Altar der Göttin der Kunst.

Streiflichter.

Die Thronrede bei Eröffnung des Reichstages hat in nachdrücklicher Weise den Ernst der Weltlage und damit auch unsere Lage gekennzeichnet. Nicht weniger nachdrücklich lautete der Kommentar zu den kaiserlichen Worten, den wenige Tage später der Reichskanzler in der Etatsdebatte gab. Der kurze Sinn beider Auslassungen ist: Vermehrung, Ausgestaltung unserer Wehrkräfte, zumal der Seewehr.

Digitized by Google

Dem Ausbau der Flotte ist an dieser Stelle stets das Wort geredet worden. So klar liegt diese Notwendigkeit zutage, daß, wer sie jetzt noch nicht sieht, sie nicht sehen will, und bei einem solchen verfangen, wie Fürst Bülow richtig sagte, auch die schönsten rednerischen Leistungen und die schlagendsten Beweise nicht.

Der Flottenausbau ist zunächst eine kriegerische, aber in seinem tiefsten Grunde eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Denn Werte höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung stellen unsere Kolonien und unser Außenhandel dar und was sind beide ohne starke Flotte! Die Geschichte redet da die deutlichste Sprache. Phönizier, Karthager, Römer, dann Spanier, Portugiesen, Holländer und zuletzt Engländer, kurz alle Völker und Nationen, deren wirtschaftliche Größe und Kraft im Handel und in Kolonien lag, unterhielten mit großen Kosten starke Kriegsflotten, und je mit der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Flotte stieg oder sank ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung.

Laufen wir doch keinen Hirngespinsten nach: ewiger Weltfrieden und Völkerverbrüderung! Nur das kriegsgerüstete, wehrhafte Volk wird seinen Platz auch in Handel und Industrie behaupten. Es ist und bleibt Wahrheit: im Leben der Völker prallen Interessengegensätze von Zeit zu Zeit so stark aufeinander, daß Schiedsgerichte nicht ausreichen, sondern Schwert und Kanone entscheiden müssen. Ultima ratio miles! Leider, aber wahr! Nicht Krieg des Krieges wegen, sondern — so paradox es klingt — Kriegsbereitschaft des Friedens und der Volkswohlfahrt wegen.

Krieg und Kriegsrüstungen kosten Geld, viel Geld, und dies Geld kann auf ordnungsmäßigen Wege nur aufgebracht werden durch Steuern. Ein wirkliches Verdienst hat sich der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben erworben, indem er in der Reichstagssitzung vom 7. Dezember zahlenmäßig nachwies, daß das deutsche Volk anderen Völkern gegenüber das mindestbesteuerte ist. Wir können noch mehr Steuern tragen und wir wollen sie tragen, auch die neu vorgesehenen indirekten Steuern. Sie sind erträglich, belasten zum großen Teile die wirtschaftlich stärkeren Schultern und sind notwendig für unsere nationale Wehrkraft.

Eine Warnung spreche ich aber aus. Gehen wir an die Flottenvermehrung mit Ernst, nicht in Hurrastimmung. Solche Stimmungen verleiten stets zu schädlichen Überspannungen und Übertreibungen. Und leider machen sich diese Übertreibungen schon jetzt bemerkbar.

Ein früherer Marineoffizier, Graf E. Reventlow, schreibt in einem weitverbreiteten, sehr geachteten Blatte, unter reichlicher Anwendung von Sperr- und Fettdruck, daß fast unsere gesamten, bis jetzt gebauten Linienschiffe als „nichts wert", ja als „schwimmende Särge" (!) bezeichnet werden müßten, auf denen „unsere Offiziere und Mannschaften ohne Aussicht auf irgendeinen (!) Erfolg nutzloser Vernichtung aber sicher" (!) ausgesetzt seien. Derartige Ungeheuerlichkeiten können nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Daß es objektive Unwahrheiten sind, bedarf des Beweises nicht; der Weltruf unserer Schiffsbaukunst widerlegt sie.

Greift man denn aber nicht mit Händen, wie schädlich solche „patriotischen" Tiraden wirken müssen? Das Gegenteil von dem, was sie

Digitized by Google

bewirken sollen und wollen, wird bewirkt: die Freudigkeit für die Flottenvermehrung wird zerstört! Ein Marineoffizier, ein Sachverständiger, erklärt öffentlich in einem nationalen und für die Flottenvermehrung energisch eintretenden Blatte, daß unsere Marineverwaltung die vielen hunderte von bewilligten und vom Volke gezahlten Millionen bisher dazu benützt hat, statt kriegstüchtige Schiffe „schwimmende Särge" zu bauen; und einer so gewissenlos unfähigen Marineverwaltung sollen wir weitere Millionen anvertrauen, damit sie noch mehr „schwimmende Särge" baut?! So wird es auf der ganzen Linie der Flottengegner heißen, und wenn die „schwimmenden Särge" Wahrheit wären, würde es mit Recht so heißen.

Das Reichsmarineamt hat m. E. die Pflicht, gegenüber solch verderblichen Ausstreuungen vor aller Welt darzutun, daß kein Grund vorliegt, beunruhigt zu sein über die mit dem Gelde des Volkes von der Marineverwaltung gebauten Schiffe, damit das Volk die Lasten der Flottenvermehrung vertrauensvoll weiter tragen kann. Denn mit der Aussicht auf „schwimmende Särge" kann das Vertrauen nicht aufrecht erhalten bleiben.

So glücklich Fürst Bülow in seiner Rede war in bezug auf die Schärfung unseres nationalen Gewissens und Pflichtgefühls, so wenig glücklich war er, was das Ausland betrifft. Zunächst hätte er wärmere Töne finden müssen für unsere Bundesgenossen Italien und Österreich. Kühl bis ans Herz hinan oder, um diplomatisch zu sprechen: „korrekt" vom Scheitel bis zur Sohle. Wäre diese „korrekte" Haltung bedingt durch die tatsächlichen Beziehungen zu den genannten Mächten, dann sähe es trübe aus in bezug auf den Dreibund. Geradezu unglücklich waren seine Worte über Frankreich. Er hat wie vor wenigen Monaten in Baden-Baden durch seine Ausplaudereien gegenüber französischen Journalisten, so auch jetzt durch seine Rede hochgradige Mißstimmung und tiefgehendes Mißtrauen in Frankreich hervorgerufen. Und das unmittelbar vor der Marokko-Konferenz! Großes diplomatisches Geschick zeigt sich darin gerade nicht. Daß die Bülowsche Rede in England Ärger erregt hat, schadet nichts. Die Herrschaften jenseits des Kanals sind politisch so unwahrhaftig, so deutschfeindlich, daß ein Wink mit dem Zaunpfahl ihnen gegenüber nur am Platze ist.

Diesmal hat es im Reichstag kein Rededuell Bebel-Bülow gegeben, sondern der Minister von Rheinbaben antwortete dem sozialdemokratischen Führer. Und wahrlich nicht zum Schaden der Sache! Die Bebelschen Deklamationen — anders kann man das leere Gerede des immer engsichtiger werdenden Fanatikers nicht bezeichnen — sind selten gründlicher als solche nachgewiesen worden. Uns Vertretern der „Bourgeoisie" und der „kapitalistischen Weltanschauung" kann es übrigens nur recht sein, wenn Herr Bebel noch lange das Parteiszepter schwingt und wenn der seit Jena immer lieblicher werdende Ton in der sozialdemokratischen Presse noch lange anhält. Neues hat Bebel schon seit Jahren nicht mehr gesagt und sein Altes ist graue, unfruchtbare Theorie; der sozialdemokratische Schimpfton aber läßt zu deutlich die Wut der Enttäuschung durchklingen, als daß wir uns nicht darüber freuen sollten. Unverschämt ist es ja, wenn die sozialdemokratischen Blätter zu Revolution und Vaterlandsverrat auffordern wenn sie in bodenlos unwahrhaftiger Weise Haß schüren und alles, was dem edel empfindenden Menschen heilig ist, mit Schmutz bewerfen, unver-

Digitized by Google

schämt ist es und der Zorn will einem aufsteigen. Aber rasch tritt die beruhigende Erwägung hinzu, daß die Unverschämtheiten Zeichen der Ohnmacht und der inneren Zersetzung sind.

Der Entwurf des Schulunterhaltungsgesetzes liegt jetzt vor. alles in allem eine üble Frucht grundsatzloser Kompromißsucht. Die konfessionelle Schule soll Regel werden, die Simultanschule bleibt als Ausnahme geduldet. Es ist zurzeit, als das unselige Kompromiß Zedlitz-Hackenberg-Heidebrand zuerst auftauchte, so vieles, und so gründliches — auch an dieser Stelle (Juli-, August-, Septemberheft 1904) — über die Schädlichkeit der Konfessionsschule gesagt worden, daß weiteres zu sagen erübrigt. Ich fasse mich kurz dahin zusammen: wer die Konfessionsschule gesetzlich festlegt, will die konfessionelle Zerklüftung unseres Volkes gesetzlich festlegen, d. h. der will sie zu einer dauernden, unheilbaren machen. In der konfessionellen Zerklüftung unserer Volkes liegt aber eine Unterbindung seiner kulturellen Kräfte. Die Auslieferung der Schulen an die Konfessionen ist ein Angriff auf die Kultur. Schule, d. h. Unterricht in den Profanwissenschaften, und Konfession haben nichts miteinander zu tun, so wenig, daß, wo sie zusammengekoppelt werden, übeles daraus entsteht, wie stets aus unnatürlichen Verbindungen. Religionsunterricht soll den Schulkindern gewiß erteilt werden und zwar von den durch die betreffenden Konfessionsoberen dazu bestimmten Personen, seien es nun Geistliche oder Laien, aber die Schule als solche, die — es kann das nicht genug betont werden — nur für den Profanunterricht da ist, muß den religiös-konfessionellen Gegensätzen und Streitigkeiten gesetzlich entzogen bleiben.

Welches Schicksal wird der Gesetzentwurf haben? Liest man die führenden Parteiorgane, so drängt sich die Furcht auf, daß die Kompromißparteien — die recht eigentlich kompromittierte Parteien geworden sind — den Entwurf zum Gesetze machen werden. Die Parteien sind die Vertreter der Wählerschaft. An der Wählerschaft ist es jetzt, zu zeigen, was sie will. Sie muß auftreten gegen ihre Vertreter, wenn diese durch Annahme des Entwurfes Verrat an der nationalen und kulturellen Einheit — ich kann mir nicht helfen, andere Worte finde ich nicht — unseres Volkes begehen wollen. Spätere Zeiten werden mehr noch als die heutige die Urheber des unseligen Kompromisses, die Herren Freiherr von Zedlitz, D. Hackenberg und von Heidebrand als Schädiger unserer kulturellen und religiösen Entwickelung bezeichnen. Denn auch religiöse Entwickelung, wenn auf der richtigen Bahn, soll auf Frieden, nicht auf systematische Züchtung von Streit gerichtet sein. Eine Hoffnung für das Scheitern des Entwurfes besteht übrigens: Westpreußen und Posen sollen mit dem Schulgesetze nicht beglückt werden, und zwar deshalb nicht, weil, wie die offiziösen „Berliner Politischen Nachrichten" ausführen, „nationale Rücksichten dort eine Ausnahmestellung für die Simultanschulen rechtfertigen". Diese „Ausnahmestellung" werden sich aber Zentrum und Polen nicht gefallen lassen und ce que femme veut, Dieu veut, was in heutiges Deutsch übersetzt heißt: Was das Zentrum will, will die Regierung. So rettet uns vielleicht der extremste Konfessionalismus vor der Konfessionsschule.

Bis zu welcher Höhe religiöse Überspanntheit in Verbindung mit

Digitized by Google

theologischer Unwissenheit es bringt, zeigt ein Leitartikel der „Kreuzzeitung" vom 25. November 1905 (Abendausgabe). Dort wird unter einem Schwall „frommer" Phrasen Christus tout bonnement gepriesen als — Selbstmörder. Die Stelle lautet: „Niemand hat den Herrn getötet. Als er gesagt hatte: „Es ist vollbracht", neigte er das Haupt und verschied. Das ist etwas anderes als der Tod aller übrigen Menschen. Frei, aus eigenem Antrieb verläßt sein Geist den Körper. Die beiden Schächer wurden bald darauf vollends totgeschlagen, als aber die Knechte zu Jesus kamen, wunderten sie sich, daß er schon gestorben war. Den Lebensfürsten kann man nicht totschlagen und auch nicht totsteinigen. Als seine Feinde das versuchten, ging er frei durch sie hindurch, und sie mußten ihre Steine in den Fäusten behalten. „Niemand nimmt mir mein Leben", sagt der Herr bei anderer Gelegenheit, „ich lasse es von mir selber". Hier ist der natürlich-menschliche, durch die Kreuzigung verursachte Tod Christi geleugnet. Wenn Kreuzigung und Lanzenstich Christus das Leben nicht nehmen konnten, dann ist er nicht als Mensch gestorben, sondern hat er sich selbst das Leben genommen. Daß ein Unterschied ist zwischen der freiwilligen Hingabe in die Hände seiner Feinde und zwischen dem nach dieser Hingabe dann durch die Feinde erlittenen Tode, daß diese „religiöse" Selbstmordstheorie die ganze Lehre der Schrift über den Sühnungstod Christi auslöscht — ich erinnere nur an die Stelle des Hebräerbriefes (9., 27. 28): Und wie beschieden ist den Menschen, einmal zu sterben, so ist auch Christus einmal dargebracht worden — sehen die „Theologen" der „Kreuzzeitung" nicht. Wenn die Sache nur recht „fromm" und „erbaulich" klingt. Ganz entsprechend solcher „Frömmigkeit" schließt der Artikel mit dem wahrhaft monströsen Satze: „Daß die Erde noch steht, und die Sonne noch scheint, daß noch Leben sich regt, das danken wir dem Opfertod des Herrn. Denn als er starb, war die ganze Menschheit reif zum Tode, und, wenn nicht er gestorben wäre, wäre alles (!) aus gewesen." Wie bedauerlich ist es nicht, daß das führende Organ einer großen politischen Partei solches — Zeug seinen Lesern vorlegt. Noch bedauerlicher freilich ist, daß die Leser sich diesen Unreligion nicht verbitten, sondern die ungesunde Kost hinunterschlucken.

In erfrischend naiv-offenherziger Weise erklärt die „Germania" (10. X. 05) die Einerleiheit von „Katholisch" und „Politisch". In einem Artikel: „Der Kongreß der katholischen Sportvereine in Rom" heißt es: „Daß Sportvereine sich eigens als katholische bezeichnen müssen, kann eigentlich nur in einem Lande wie Italien vorkommen. Denn hier machen in der Regel auch die Sportvereine Politik". Also wo Politik gemacht wird, tritt der Katholizismus ein. Merken wir uns dies Geständnis.

Frankreich hat eine große Kulturtat vollbracht. Das Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat ist auch vom Senat angenommen worden. Der Ultramontanismus ist natürlich sofort dabei, den Sinn des Gesetzes zu verdrehen. So schreibt die „Kölnische Volkszeitung" (9. XII. 05) am Schlusse eines langen Artikels: „Nur das eine können alle Regierungen und alle Polizei- und Staatsanwälte der Welt nicht: das Kreuz vernichten"! Als ob es sich in Frankreich um die Vernichtung des „Kreuzes" innerhalb seiner religösen Sphäre handelte! Kein Mensch

Digitized by Google

denkt daran! Wohl aber will man das „Kreuz“, d. h. den Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken im Gebiete des Staatslebens beseitigen, und bei dieser „Vernichtung“ des Kreuzes steht Christus selbst auf seiten des Staates mit den Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Aber was kümmert sich der Ultramontanismus um die wirkliche Lehre Christi. Ihm ist Christus und dessen Lehre ja doch nur Deckmantel für seine weltlich-politischen Bestrebungen.

Da der famose Toleranzantrag des Zentrums wieder umgeht, sei eine „tolerante“ Geschichte erzählt, die sich am 7. Mai 1905 im Krankenhause zu Graz ereignet hat: Ein altkatholischer Geistlicher will einem altkatholischen Sterbenden die Tröstungen der Religion spenden; er zündet bei Beginn der Feier die Kerzen auf dem Hausaltar an. Da eilt eine katholische Barmherzige Schwester hinzu und ruft: „Das sind römisch-katholische (!!) Kerzen und geweiht, die lasse ich nicht anzünden“! Der betreffende Geistliche hat jetzt mit gutem Humor beim k. k. Landesausschuße den Antrag gestellt: „Ein hoher Landesausschuß wolle veranlassen, daß zwei nicht römisch-katholische und ungeweihte Kerzen für Versehgänge bei Kranken altkatholischen Bekenntnisses im Allgemeinen Krankenhaus zur Verfügung gestellt werden.“ Wie wäre es, wenn das Zentrum dem Toleranzantrag einen Paragraphen über Toleranz bei Kerzenbenutzung einfügte?

20. XII. 05. H.

Wir machen darauf aufmerksam, daß der Nachdruck der in „Deutschland“ veröffentlichten Aufsätze, auch auszugsweise, unter genauer Quellenangabe gestattet ist.

Verlag und Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Berichtigung.

Im Aufsatz „Berlin-München-Bremen“ von Andreas Gildemeister, Teil II im Novemberheft, ist irrtümlich ein Stück ausgelassen, ein anderes auszulassendes abgedruckt worden. Es muß dort S. 273 unten und S. 274 oben nach den Worten „des sittlichen und religiösen Menschen“ bis zu den Worten „gesunde, organische, seelisch-innerliche und tendenzlos-persönliche Kunst“ heißen:

„Unsere auswärtige oder nach moderner Gewohnheit mit einem Riesenwort so bezeichnete Weltpolitik hängt wesentlich von unserem Verhältnis zu den übrigen germanischen Staaten, namentlich zu England und Amerika, ab. Hanseatische Art ist diesen angelsächsischen Germanen wesensverwandter, als es das übrige Deutschland ist. Wir sind weniger mißtrauisch und andererseits weniger naiv den Angelsachsen gegenüber als unsere deutschen Brüder. Liegt hierin nicht die ernste Aufgabe für uns, zwischen deutschem und angelsächsischem Wesen vermitteln zu helfen? Nicht anders im Verhältnis zu Holland.

Und wenn die Entwickelung dahin zu gehen scheint, daß die alte verdiente raffige Landaristokratie hinter Handels- und Industriegrößen zurücktreten soll, muß da nicht das hanseatische Element, das soziale Tradition hinter sich hat, sich des Wertes dieser alten Tradition auf das kräftigste bewußt bleiben? Denn diese „neue Aristokratie“ — contradictio in adjecto — wird eines aus der Vergangenheit überkommenen Fermentes, alten Geistes für neues Werden bedürfen.

Dies unser geistiges Besitztum, dies unsere Aufgaben, wenn wir an eigener Art festhalten.

Und eben diese eigene Art' ist nun der Boden, aus dem . . .“ und weiter wie im Novemberheft S. 274 Zeile 5 von oben letztes Wort.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Über das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften.

Vortrag beim Kongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis, September 1904.

Von Otto Pfleiderer.

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst von der Vorfrage ausgehen, ob die Religion ebenso wie andere Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens, z. B. Recht, Sittlichkeit, Kunst, ein Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis sein könne. Diese Frage ist bekanntlich keineswegs immer bejaht worden, und sie kann nicht bejaht werden da, wo man von der Voraussetzung ausgeht, daß die einzigwahre Religion die der christlichen Kirche sei, deren Lehren und Bräuche auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung beruhen, die vom Menschen nur in gehorsamem Glauben angenommen werden können. Auf diesem Standpunkt des kirchlichen Autoritätsglaubens kann es wohl auch eine theoretische Beschäftigung mit den Glaubenslehren geben — hat doch die scholastische Theologie des Mittelalters sich mit bewundernswürdigem Ernst um die Gewinnung einer Wissenschaft vom Glauben bemüht —; gleichwohl wird heute niemand mehr der scholastischen Theologie den Charakter einer „Wissenschaft" im modernen Sinne zuerkennen. So vielen formalen Scharfsinn sie auf die Erklärung und Verteidigung der christlichen Überlieferungen verwandt hat, so fehlte es ihr doch an dem, was für uns das Grunderfordernis wirklicher wissenschaftlicher Erkenntnis ist: an der freien Untersuchung und Prüfung der Überlieferung nach den eigenen Gesetzen des denkenden Geistes und nach der Analogie der allgemeinmenschlichen Erfahrung. Daran hinderte sie eben die von vornherein feststehende Annahme, daß die Wahrheit des kirchlichen Glaubens über alle Vernunft erhaben und aller menschlichen Prüfung

Digitized by Google

entzogen sei, weil sie auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung beruhe. Ob diese übermenschliche Autorität der Kirche oder der Bibel zugeschrieben werde, macht hierbei wenig Unterschied, denn im einen wie im anderen Fall ist die Voraussetzung einer solchen Autorität ein Hindernis der unbefangenen Untersuchung dessen, was sich für geoffenbarte Wahrheit ausgibt.

Aber ist denn diese Voraussetzung auch wirklich sachlich berechtigt? Beruhen denn wirklich die kirchlichen Glaubenslehren auf einer übernatürlichen göttlichen Kundmachung? Sobald diese Frage einmal ernstlich gestellt war — und sie zu stellen, ließ die denkende Vernunft sich auf die Dauer nicht verwehren —, so ergab sich bald die Unhaltbarkeit dieses Vorurteils. Zwei Wege der Untersuchung führten übereinstimmend zu diesem kritischen Ergebnis: Die philosophische Analyse des religiösen Bewußtseins und die geschichtliche Vergleichung der verschiedenen Religionen. Der erste, der diese beiden Wege zugleich einschlug und damit die moderne Wissenschaft der Religion begründete, war der scharfsinnige schottische Denker David Hume. Freilich war sein Denken noch ein einseitig auflösendes, skeptisches; wie seine Erkenntnistheorie die Wahrheit aller unserer überkommenen Begriffe und Meinungen des common sense erschütterte, so kam auch seine Religionsphilosophie nur darauf hinaus, daß die Wahrheit aller Religionen gleichsehr unerweislich und zweifelhaft sei, und daß ihr Ursprung überall weder in göttlicher Offenbarung noch in der Vernunft des Menschen, sondern in den Leidenschaften des Herzens und in den Einbildungen der Phantasie zu suchen sei. So unbefriedigend dies Ergebnis war, so mächtig war doch der damit gegebene Anstoß zu einer rein rationalen Erforschung der Religion, und zwar nach der doppelten Richtung, sofern sie eine Erscheinung des inneren seelischen Lebens und sofern sie eine Tatsache der menschlichen Geschichte ist.

Kant hat zur negativen Skepsis Humes die positive Kritik der Vernunft hinzugefügt, d. h. er hat gezeigt, daß der menschliche Geist bei der Bildung seiner theoretischen und praktischen Urteile selbsttätig verfährt, und zwar so, daß er den mannigfachen Stoff der Vorstellungen, Begehrungen und Gefühle nach den ihm selbst innewohnenden ursprünglichen Gesetzen („Kategorien, Ideen") des Wahren, Guten und Schönen ordnet. Daraus ergab sich von selbst, daß auch die Glaubenslehren uns nicht als fertige Wahrheiten durch göttliche Kundgebung zugekommen sein können, sondern daß sie ebenso wie aller übrige Bewußtseinsinhalt von uns selbst

Digitized by Google

gebildet sind, und daß es sich also nicht darum handeln kann, sie als einfürallemal feststehende Autorität anzunehmen, sondern darum, ihre Entstehung aus geschichtlichen und seelischen Motiven zu verstehen. Diese Motive liegen nach Kant zwar teilweise, sofern man auf die zeremoniellen Formen der positiven Religionen blickt, allerdings in irrationalen Vorstellungen, in der Hauptsache aber, was das Wesen der Religion betrifft, wurzeln sie in der sittlichen Natur des Menschen: es ist das Pflichtbewußtsein der praktischen Vernunft oder des Gewissens, was zum moralischen Glauben an die sittliche Weltordnung, an Gott und Unsterblichkeit führt. Mit dieser Zurückführung der Religion von allen ihren äußeren positiven Formen, Lehren und Bräuchen auf ihr inneres Wesen im menschlichen Geist war der Weg eröffnet zu einer von allen äußeren Autoritäten freien, autonomen Wissenschaft von der Religion. Diesen Weg verfolgten die nachkantischen Religionsphilosophen im wesentlichen übereinstimmend, wenn sie auch voneinander abwichen in der Voranstellung bald der einen, bald der anderen psychologischen Funktion in der Religion. Hatte Kant ihren Zusammenhang mit dem sittlichen Willen betont, so legte Schleiermacher das Schwergewicht auf das Gefühl unserer Abhängigkeit vom Unendlichen und suchte alle religiösen Vorstellungen und Lehren aus den mannigfachen näheren Bestimmungen dieses Gefühls in der religiösen Erfahrung abzuleiten. Hegel dagegen suchte die Wahrheit der Religion in dem Gedanken des absoluten Geistes und seiner Selbstoffenbarung im endlichen Geist und machte damit die Religion zu einer Art von populärer Philosophie.

Heute sind nun alle darüber einig, daß an der Religion alle Seiten des Seelenlebens beteiligt sind, wenn auch bald die eine, bald die andere je nach der Eigenart einer bestimmten Religion oder eines Individuums überwiegen mag. Die Frage insbesondere nach dem Verhältnis des Gefühls zum Denken und Wollen hat die Religionsphilosophie mit der wissenschaftlichen Psychologie gemein, in der die Ansichten hierüber noch vielfach auseinandergehen. Überhaupt hat die Religionsphilosophie wichtige Aufschlüsse für viele ihrer Probleme von der heutigen wissenschaftlichen Psychologie zu erwarten. Erlebnisse, wie die religiöse Bekehrung, erscheinen unter diesem Gesichtspunkt als ethische Umwandlungen, in denen das Zentrum des persönlichen Lebens vom Sinnlichen und Selbstischen in das Geistige und Altruistische verrückt wird, Umwandlungen, in denen bei aller Außerordentlichkeit und scheinbaren Übernatürlichkeit doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit seelischer

Digitized by Google

Entwicklungsprozesse wohl zu erkennen ist. Insbesondere sind es die in der religiösen Erfahrung aller Zeiten so häufig vorkommenden abnormen Bewußtseinszustände, die von der modernen Psychologie aus ein neues Licht erhalten. Was die Religionsgeschichte erzählt von Inspirationen und Visionen, Ekstasen und Offenbarungen, das stellen wir jetzt in Parallele mit den bekannten Erscheinungen des Hypnotismus, der Hervorrufung von Vorstellungen und Willensimpulsen durch fremde Suggestion oder durch Autosuggestion, der Spaltung des Bewußtseins in mehrere Iche und der Verschmelzung mehrerer Bewußtseine in der mediumistischen Gemeinschaft des Vorstellens und Wollens — Erscheinungen, die zu erklären uns zwar noch keineswegs befriedigend gelungen ist, bei denen wir aber doch die Möglichkeit künftiger Erklärung aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Seelenlebens zuversichtlich voraussetzen. Denn die Tatsache, daß wir durch psychologische Experimente derartige abnorme Bewußtseinszustände selbst hervorzurufen imstande sind, verbürgt uns die Berechtigung der Annahme, daß ihnen gewisse psychische Gesetze zugrunde liegen, die in ihrer Art ebenso regelmäßig funktionieren wie die physischen Gesetze, die wir durch die Experimente der Physik konstatieren. Diese Aufschlüsse, die die moderne Psychologie aus den analogen Erfahrungen der Gegenwart für die Erklärung der auffallendsten Erscheinungen der Religionsgeschichte teils schon jetzt gewährt, teils noch in Aussicht stellt, sind für die Religionsphilosophie von größter Wichtigkeit; sie enthalten gewissermaßen die exakte Bestätigung des allgemeinen Prinzips, das die kritisch-spekulative Philosophie vor 100 Jahren aufgestellt hat: daß allen Erscheinungen des religiösen Lebens ebensogut wie denen des weltlichen Kulturlebens die allgemeinen Gesetze des menschlichen Geistes nach seiner intellektuellen und emotionellen Seite zugrunde liegen, und daß uns also nichts hindern kann, auch bei der wissenschaftlichen Erkenntnis der Religion den autonomen Gesetzen des denkenden Geistes zu folgen und die Methoden der wissenschaftlichen Seelenanalyse oder Psychologie einerseits und der kritischen Geschichtsforschung andererseits zur uneingeschränkten Geltung zu bringen.

Der Anspruch der Kirche auf unfehlbare Wahrheit und göttliche Offenbarung ihrer Dogmen wird von diesen beiden Seiten der Religionsphilosophie aus gleichsehr entkräftet. Die prophetische Inspiration, Ekstase, Begeisterung, worin die Dogmatik eine Wirkung des übernatürlichen Offenbarungsgeistes erblickte, erklärt die heutige Psychologie nach Analogie bekannter und immer wieder vor-

Digitized by Google

kommender Erscheinungen als Wirkung seelischer Kräfte, die unter bestimmten Voraussetzungen individueller Veranlagung und geschichtlicher Veranlassung sich in außergewöhnlichen Bewußtseinsformen äußerten; aber diese enthusiastische Form des prophetischen Bewußtseins kann so wenig als Bürgschaft gelten für einen höheren Wert oder gar für göttlichen Ursprung und für unfehlbare Wahrheit der prophetischen Verkündigung, daß sie im Gegenteil als pathologische Erfahrung zu beurteilen ist, die den sittlichen Wert der idealen Intuition des Propheten eher zu mindern als zu erhöhen oder zu sanktionieren vermag. Jedenfalls ist dadurch, daß alle jene vorgeblichen Offenbarungsvorgänge der psychologischen Analyse und analogischen Beurteilung unterzogen worden sind, der traditionelle Nimbus ihrer einzigartigen, übermenschlichen und unbedingten Autorität einfürallemal zerstört.

Zu demselben Ergebnis führt aber auch die vergleichende Religionsgeschichte. Sie zeigt uns, daß die christliche Kirche mit ihrem Dogma von der göttlichen Inspiration der Bibel keineswegs allein dasteht, daß vielmehr vor und nach ihr andere Religionen mit genau demselben Anspruch für ihre heiligen Schriften aufgetreten sind. Dem frommen Brahmanen gilt der Veda für unfehlbar und ewig; er glaubt, daß dessen Hymnen von den alten Sehern nicht selbst gedichtet, sondern von einem im Himmel von Ewigkeit vorhandenen Original nur abgelesen worden seien; der Buddhist sieht in den Sprüchen seines heiligen Buches Tripithaka die genaue Überlieferung der unfehlbaren Worte seines allwissenden Lehrers Buddha; dem Bekenner Ahuramazdas ist der Zendaveſta die wörtliche Offenbarung des guten Geistes an den Propheten Zarathustra; nach den Rabbinen war das dem Moses auf dem Berge Sinai geoffenbarte Gesetz schon vor der Weltschöpfung im Himmel vorhanden als Gegenstand der Betrachtung Gottes; für den Gläubigen des Islam ist der Koran die Kopie eines im Himmel ewig vorhandenen Originals, dessen Inhalt dem Mohammed durch den Engel Gabriel wörtlich diktiert wurde. Wer die gleichmäßigen Ansprüche aller dieser Religionen auf Unfehlbarkeit ihrer heiligen Schriften bedenkt, für den dürfte es schwer sein, das Dogma der christlichen Kirche von der Inspiration und Unfehlbarkeit der Bibel für allein wahr und die gleichen Dogmen der anderen Religionen für falsch zu halten, vielmehr wird er zu der Einsicht kommen, daß in allen diesen Fällen dieselben Motive des religiösen Gemüts zugrunde liegen, dasselbe Bedürfnis der Gemeinde nach einer unbedingt festen Stütze ihres Glaubens zum Ausdruck kam.

Digitized by Google

Weiter aber, auch zu einzelnen Geschichten und Lehren der Bibel hat die vergleichende Religionswissenschaft die auffallendsten Parallelen in außerchristlichen Religionen gefunden. Es sei nur in Kürze an einige der wichtigsten Punkte erinnert. Seit es gelungen ist, die assyrischen Keilschriften zu entziffern, fand man in ihnen eine Schöpfungssage, die mit der biblischen einige Züge gemein hat, und eine Sintflutsage, die bis auf Einzelheiten hinaus als das Urbild der noachischen Sintflutsage zu betrachten ist; man fand assyrische Bußpsalmen, die an Ernst des Schuldgefühls und an Innigkeit der Bitte um Vergebung hinter manchen biblischen Psalmen kaum zurückstehen; neuestens wurde das Gesetzbuch des assyrischen Königs Hammurabi aus dem 23. Jahrhundert vor Christus entdeckt, dessen Verwandtschaft mit dem viel jüngeren mosaischen Gesetz allgemeines Aufsehen erregte. Ferner in der persischen Religion fand man die Lehren vom Königreich Gottes, von den guten Geistern, die den Thron Gottes umgeben, vom gottfeindlichen Geist und dem Heer seiner Dämonen, vom Gericht über jede Seele nach dem Tode, vom Himmel des endlosen Lichts und vom dunklen Abgrund der Hölle, vom einstigen Weltkampf zwischen den guten und bösen Geisterschaaren und Überwindung der letzteren durch einen göttlichen Helden und Erlöser, von der allgemeinen Auferstehung der Toten, dem furchtbaren Weltbrand und der Schaffung einer neuen besseren Welt — alles Lehren, die in der jüdischen Theologie und Apokalyptik erst sehr spät aufgetreten sind, sodaß die Annahme einer Abhängigkeit dieser jüdischen von den entsprechenden persischen Lehren sich fast unvermeidlich aufdrängt. Auch griechische Einflüsse lassen sich in der späteren jüdischen Literatur (Proverbien und Weisheit Salomonis und Sirach) kaum verkennen; insbesondere in der alexandrinisch-jüdischen Theologie sind die platonischen Gedanken von der ewigen Idealwelt und von der himmlischen Heimat der Seele und der heraklitisch-stoische Begriff vom weltordnenden, göttlichen Logos heimisch geworden, und von da ist der Logos, der schon bei Philon die Bedeutung eines Gottessohnes und Mittlers der göttlichen Offenbarung bekommen hatte, in die christliche Theologie übergegangen und zur Grundlage des kirchlichen Dogmas von der Person Christi geworden. Noch wichtiger fast als alles dies wurde die Erschließung der indischen, zumal der buddhistischen Religionsschriften. Da zeigte sich ein halbes Jahrtausend vor dem Christentum schon eine Erlösungsreligion auf der sittlichen Grundlage der Selbst- und Weltverleugnung, in ihrem Mittelpunkt

Digitized by Google

Gautama Buddha, der vorbildliche Lehrer der erlösenden Wahrheit, dessen menschliches Leben der fromme Glaube seiner Gemeinde mit einem Kranze wunderbarer Sagen ausgeschmückt hat: aus himmlischem Vorleben ist er aus Erbarmen mit der Welt herabgestiegen, von jungfräulicher Mutter wunderbar empfangen und geboren, von himmlischen Geistern begrüßt und gefeiert, von einem frommen Seher als der künftige Erlöser der Welt vorauserkannt, zeigt er als Knabe schon sich seinen Lehrern an Weisheit überlegen; dann nach dem Empfang der erleuchtenden Offenbarung überwindet er siegreich die Versuchungen des Teufels, der ihn seinem Erlöserberuf abtrünnig machen will. Dann beginnt er die Errichtung eines Reiches der Gerechtigkeit zu predigen und sendet seine Jünger, je zwei und zwei, als Boten dieser frohen Kunde zu allem Volk. Wunder zwar zu verrichten, erklärt er, sei nicht seines Berufes, dennoch weiß die Sage zu erzählen, wie er manche Kranke geheilt, mit den Kuchen eines kleinen Korbes Hunderte gesättigt, verborgene Dinge allwissend erkannt, Raum- und Zeitschranken überwunden, in die Luft sich erhoben, in himmlischem Lichte verklärt, seinen Jüngern sich kurz vor seinem Tode gezeigt habe. Und so ist er denn zuletzt im Glauben seiner Gemeinde vom menschlichen Lehrer zum ewigen Himmelswesen und Herrn der Welt erhoben worden, ein Gegenstand anbetender Verehrung für unzählige Menschen im südlichen und östlichen Asien.

Es ist kaum möglich, daß die Bekanntschaft mit diesen indischen Parallelen zum Neuen Testament und mit den babylonischen und persischen Parallelen zum Alten Testament ohne Folgen für die religiöse Denkweise der christlichen Völker bleiben könnte. Mögen wir auch von der wesentlichen Überlegenheit unserer Religion über die anderen alle noch so fest überzeugt sein, so wird doch der dogmatische Gegensatz zwischen absoluter Wahrheit auf der einen und völliger Falschheit auf der anderen Seite sich nicht mehr halten lassen; an dessen Stelle müssen die relativen Gradunterschiede zwischen höheren und niederen Entwickelungsstufen treten; man sieht in den fremden Religionen nicht mehr bloße Irrtümer und Erdichtungen, sondern entdeckt auch unter der Hülle ihrer Sagen manche wertvollen Keime der Wahrheit, Äußerungen inniger religiöser Gefühle und edler sittlicher Gesinnung. Dann wird man aber auch nicht umhin können, dieselbe Unterscheidung zwischen Kern und Hülle auch bei der eigenen Religion zuzulassen, auch in ihren überlieferten Geschichten und Dogmen sagenhafte Elemente anzuerkennen, deren Erklärung ebensogut in seelischen

Digitized by Google

Motiven und geschichtlichen Zuständen zu suchen ist, wie bei den verwandten Partien der außerchristlichen Religionen. So führt die vergleichende Religionsgeschichte über den dogmatischen Positivismus und Absolutismus hinaus zu einer evolutionistisch-relativistischen Betrachtungsweise, die alle Religionen ohne Ausnahme unter die Gesetze des zeitlichen Werdens und der kausalen Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen unterordnet. Die Ausnahmestellung der Religion ist damit aufgegeben, sie ist den anderen menschlichen und geschichtlichen Dingen gleichgestellt und kann damit erst auch Gegenstand einer unbefangenen und gründlichen Erkenntnis werden. Der überragende Wert der christlichen Religion kann dadurch in den Augen keines vernünftigen Menschen gemindert werden, wenn er nicht mehr bloß blind geglaubt, sondern auf Grund von prüfender Vergleichung erkannt wird.

Wie die evolutionistische Religionsphilosophie ihre Erkenntnismethode auf alle geschichtlichen Religionen ohne Ausnahme anwendet, so macht sie auch vor der schwersten Frage nach dem Anfang der Religion nicht Halt, sondern glaubt auch hierfür den lösenden Schlüssel in ihrer analytischen und vergleichenden Methode zu besitzen. Und da kommt ihr die vergleichende Sprachwissenschaft, Ethnologie und Paläontologie zu Hilfe. Der berühmte Sanskritgelehrte Max Müller suchte in seiner „vergleichenden Mythologie" die etymologische Verwandtschaft der meisten griechischen Götter- und Heldennamen mit denen der indischen Mythologie nachzuweisen und den gemeinsamen Ursprung aller dieser mythischen Wesen und Sagen in der Personifikation der alltäglichen Naturerscheinungen, wie der Bewegungen der Himmelskörper, des Gewitters, Sturmes, Regens u. dgl. aufzuzeigen. Aus einer poetischen Anschauung und dramatischen Belebung der Natur schien so aller mythische Götterglaube und alle Religion der indogermanischen Völker entsprungen zu sein. So anregend diese Hypothese wirkte, so konnte sie doch keineswegs alles erklären. Mit Recht wiesen andere darauf hin, daß schon die primitive Religion nicht bloß in mythischen Vorstellungen besteht, sondern auch und vorzüglich in kultischen Handlungen, Opfern und sakramentalen Weihen u. dgl., die mit den atmosphärischen Naturerscheinungen wenig, um so mehr aber mit dem sozialen Leben der Naturvölker zu tun haben. Und war einmal der Blick für diese soziale Bedeutung der religiösen Riten geschärft, so zeigte sich bald, daß auch die ältesten Göttersagen viel enger mit den Sitten der primitiven Gesellschaft als mit den Erscheinungen der Natur

Digitized by Google

zusammenhängen. Von diesem Standpunkt aus ist Tylors berühmtes Buch über „die primitive Kultur" geschrieben, das für die Religionsforschung dadurch epochemachend wurde, daß es die uranfängliche enge Verflochtenheit der Religion mit dem ganzen Kulturleben der Menschen, ihren Anschauungen von Leben und Tod, ihren sozialen Sitten, ihren Rechtsordnungen, ihren Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, an einem ungeheuren und von allen Enden zusammengetragenen Material nachwies. Auf dieser Bahn bewegen sich alle die Forschungen, die man heute unter dem Namen „Folklore" zusammenfaßt, die darauf ausgehen, die heute noch vorhandenen volkstümlichen Sitten und Bräuche, Sagen und Märchen, Sprüche und Formeln zu sammeln und zu vergleichen, um darin die Überlebsel der ältesten Religion, Poesie und Kultur der Menschheit zu finden. Und der Gewinn dieser, mit so vielem mühsamen Fleiß betriebenen Studien ist nicht zu unterschätzen: sie zeigen, daß allem, was einmal im menschlichen Geiste als Glaube lebte und wirkte, die zäheste Beharrungskraft innewohnt, daß es auch unter gänzlich veränderten Verhältnissen noch in irgendwelcher Form sich fortpflanzt, und daß also bei allen Wandlungen und Fortschritten der Geschichte doch ein unzerreißliches Band stetiger Entwicklung durch alles sich hindurchzieht.

Aber so wichtig auch für die Religionsphilosophie die umfassende Kenntnis der geschichtlichen Entwicklungsformen der Religion ist, so ist darin allein ihre Aufgabe doch noch nicht erschöpft. Eine Entwicklung verstehen, heißt nicht bloß wissen, wie eines auf das andere folgte, sondern heißt auch das Gesetz erkennen, das diesem Wechsel der Erscheinungen zugrunde liegt und das zugleich das Ziel ihres Werdens bestimmt. Wenn das schon vom Verstehen natürlicher Entwicklungsprozesse gilt, dann erst recht von solchen des geistigen Menschenlebens, die für uns nicht bloß ein theoretisches, sondern ein eminent praktisches Interesse haben. Der Religionsphilosoph sieht in der Religionsgeschichte nicht ein bloßes Nebeneinander von gleichwertigen Formen, sondern ein Aufsteigen von den niedersten Stufen kindischen Unverstandes zu einer immer reineren und reicheren Verwirklichung der Idee der Religion, einen Stufengang göttlicher Erziehung der Menschen von der Unfreiheit der Natur zur Freiheit des Geistes. Da fragt es sich nun: worin erkennen wir das Prinzip und Gesetz dieser aufsteigenden Entwicklung? Und wo finden wir den Maßstab zur Beurteilung der relativen Wertunterschiede der religiösen

Digitized by Google

Erscheinungen? Es ist klar, daß das allgemeine Prinzip der ganzen Entwicklung nicht in irgend einer einzelnen Erscheinung, die ja nur eine der mancherlei besonderen Wirkungen des Prinzips ist, gefunden werden kann, und ebensowenig die unbedingte Norm der Beurteilung in einem einzelnen Faktum, das stets relativ ist, und das den Gegenstand der Beurteilung bildet, also nicht zugleich deren Norm sein kann. Also wird das Prinzip der religiösen Entwicklung und die Norm ihrer Beurteilung nur im inneren Wesen des menschlichen Geistes zu finden sein, nämlich in dem der Vernunft notwendigen Streben nach harmonischer Ordnung aller unserer Vorstellungen oder nach der Idee der Wahrheit, und nach harmonischer Ordnung aller unserer Zwecke oder nach der Idee des Guten; diese beiden Ideen aber verbinden sich zur höchsten Einheit in der Idee Gottes. Sonach ist das Gottesbewußtsein die Offenbarung des in der Vernunft ursprünglich angelegten Strebens nach vollkommener Einheit unseres Bewußtseins im Erkennen des Wahren und Wollen des Guten. Hieraus folgt fürs erste, daß die Entwicklung des Gottesbewußtseins in der Religionsgeschichte jederzeit abhängig ist vom jeweiligen Zustand der beiden in ihm verbundenen Seiten, der theoretischen Wahrheitserkenntnis und der moralischen Idealbildung; und fürs zweite, daß die Beurteilung des Wertes aller religionsgeschichtlichen Erscheinungen davon abhängen wird, ob und wie weit sie mit den Ideen des Wahren und des Guten übereinstimmen, den Forderungen der Vernunft und des Gewissens entsprechen. Die Wissenschaft, die es mit der Idee des Guten zu tun hat, nennen wir „Ethik", die von den letzten Prinzipien der Wahrheitserkenntnis handelnde aber können wir mit Aristoteles „Metaphysik" oder mit Platon „Dialektik" nennen. Mit diesen Wissenschaften wird also die Religionsphilosophie, die in der Idee Gottes die Syntheſe der Ideen des Wahren und des Guten erkennt, sich aufs engste berühren.

Das Verhältnis der Religion zur Moral ist gegenwärtig ein Gegenstand mancher Kontroverse. Es gibt manche, die eine Moral ohne Religion nicht bloß für möglich, sondern sogar für wünschenswert halten, weil sie der Meinung sind, daß durch die religiösen Vorstellungen die sittliche Kraft geschwächt, der Wille unfrei und seine Motive unlauter werden; wogegen die Kirchen sich auf die Erfahrung der Geschichte berufen, in der die Religion sich überall als die stärkste und unentbehrlichste Stütze der Moral bewährt habe. Der Religionsphilosophie kommt bei diesem Streit die

Digitized by Google

Rolle des Schiedsrichters zu, der das relative Recht und Unrecht beider Parteien festzustellen hat. Sie konstatiert zunächst die geschichtliche Tatsache, daß von den Anfängen der menschlichen Kultur an die soziale Sitte und Sittlichkeit mit den religiösen Vorstellungen und Bräuchen aufs engste zusammenhing, und zwar so, daß immer beide sich wechselseitig beeinflußten und der Kulturstand auf der einen mit dem auf der anderen Seite so genau korrespondierte, wie der Wasserstand in zwei zusammenhängenden Röhren; woraus schon folgt, daß es unbillig und unhistorisch ist, Mängel einer nationalen und temporalen Moral der Religion zur Last zu legen, da sie vielmehr zusammen mit den entsprechenden Mängeln der betreffenden Religion ihren gemeinsamen Grund in der niederen Entwicklungsstufe der ganzen Kultur des betreffenden Volkes und Zeitalters haben. Weiterhin wird dann die Religionsphilosophie zu untersuchen haben, ob dieser tatsächlich in der Geschichte nachweisbare Zusammenhang von Religion und Moral auch sachlich im Wesen beider begründet sei. Und diese Frage wird sie im Prinzip wenigstens ohne Zweifel bejahen, denn es leuchtet ein, daß das religiöse Gefühl der Abhängigkeit von einer weltbeherrschenden Macht vorzüglich geeignet ist, nicht nur das sittliche Pflichtbewußtsein zu verschärfen und das Verantwortlichkeitsgefühl zu vertiefen, sondern auch den sittlichen Mut zu beleben und die Zuversicht auf die Lösbarkeit der sittlichen Aufgaben zu stärken.

Je reiner der religiöse Glaube das Verhältnis des Menschen zu Gott erfaßt, desto mehr wird er sich für das wirkliche Leben als fruchtbares Motiv und heilsames Regulativ erweisen, wird den sittlichen Willen nicht unfrei machen, sondern wahrhaft frei, nicht im Sinne der selbstischen Willkür, sondern im Sinne der dienenden Liebe, die sich als Werkzeug weiß des einen göttlichen Willens, der uns alle zu einem sozialen Organismus, einem Reich Gottes verbindet. Und hinwiederum, je idealistischer die Ethik ist, je höher und weiter sie ihre Ziele steckt, je mehr sie ihre Aufgabe darin erkennt, für das Heil nicht bloß einzelner, sondern aller zu sorgen, an der Entwicklung und Besserung aller gesellschaftlichen Zustände mitzuwirken, desto dringender bedarf sie des frommen Glaubens, daß die Welt Gottes ist, daß über allem Wechsel der Zeit ein ewiger Wille thront, dessen allweise Lenkung alles zum Besten dienen läßt denen, die ihn lieben.

Eine ähnliche schiedsrichterliche Mittlerschaft fällt der Religionsphilosophie auch in Hinsicht auf das Verhältnis von

Digitized by Google

Religion und Wissenschaft zu. Die Grundforderung der Wissenschaft ist die Freiheit des Denkens nach seinen eigenen logischen Gesetzen, und ihre Grundvoraussetzung ist die Erkennbarkeit der Welt auf Grund der in ihr waltenden, unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit alles Seins und Geschehens. Mit jener Grundforderung stellt sich die Wissenschaft in Gegensatz zu dem formalen Charakter der kirchlichen Lehre, sofern sie eine auf göttlicher Offenbarung beruhende unfehlbare Autorität dem menschlichen Denken gegenüber sein will; und die Grundvoraussetzung der Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs widerspricht dem Inhalt der kirchlichen Lehre von wunderbaren Eingriffen der göttlichen Allmacht in den Lauf der Natur und der Geschichte. So scheint für die oberflächliche Betrachtung ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion zu bestehen. Hier ist es nun die Aufgabe der Religionsphilosophie, diesen Schein eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Religion dadurch aufzulösen, daß sie vor allem zwischen dem Wesen der Religion und den kirchlichen Lehren über eine bestimmte Religion zu unterscheiden und die geschichtliche Entstehung dieser Lehren aus der Denkweise vergangener Zeitalter zu begreifen lehrt; hierzu eben dient die oben besprochene Methode der psychologischen Analyse und historischen Vergleichung. Ist nun durch diesen kritischen Prozeß die Religion auf ihren wesentlichen Kern zurückgeführt, auf das fromme Gottesbewußtsein, zu dem sich die dogmatischen Lehren als sekundäre Produkte und mannigfache Symbole verhalten, dann ist weiterhin zu zeigen, daß zwischen diesem Kern der Religion und dem, was die Wissenschaft fordert und voraussetzt, nicht Zwiespalt, sondern Einklang bestehe. Ist die Gottesidee erkannt als die Synthese der Ideen des Wahren und Guten, so muß alle Wahrheit, die die Wissenschaft sucht, so gut wie alles Gute, das die Ethik als Zweck des Wollens aufstellt, als eine Offenbarung Gottes, seiner ewigen Vernunft und Güte erkannt werden. Die Gesetze unseres vernünftigen Denkens können dann nicht mehr im Zwiespalt stehen mit der göttlichen Offenbarung in der Geschichte, und die Gesetzmäßigkeit der natürlichen Weltordnung kann nicht mehr im Zwiespalt stehen mit der weltregierenden Allmacht, sondern beide, die Gesetze unseres Denkens und die der realen Welt, erweisen sich nun als die zusammenstimmenden Offenbarungen der schöpferischen Vernunft Gottes, die — nach Platons trefflichem Wort — der wirksame Grund ist sowohl des Seins als des Erkennens. Es ist also nicht bloß eine Forderung des religiösen Glaubens, daß unserem

Digitized by Google

Gottesbewußtsein Wahrheit zukomme, daß es eine Wirkung und Offenbarung Gottes selbst im menschlichen Geiste sei, es ist auch ebensosehr eine Forderung der über ihre letzten Prinzipien nachdenkenden Wissenschaft, daß die Welt, um für uns als vernünftige gesetzmäßige Ordnung erkennbar zu sein, zu ihrem Prinzip eine ewige schöpferische Vernunft haben müsse. Hat doch schon der alte Meister des Denkens Aristoteles klar erkannt, daß die Ordnung in der Welt ohne ein ordnendes Prinzip über ihr ebensowenig denkbar wäre wie die Ordnung in einem Heer ohne den ordnenden Feldherrn.

Steht es aber so, daß die Wissenschaft als Grund der Möglichkeit ihrer Wahrheitserkenntnis ebendasselbe geistige Weltprinzip voraussetzen muß, das die Religion zum Gegenstand ihres unmittelbaren praktischen Glaubens hat, dann ist die Besorgnis, daß irgendwelche Fortschritte der Wissenschaft in ihrem Erkennen der Welt jemals die Religion zerstören könnten, prinzipiell ausgeschlossen, dann sind wir vielmehr zu der Hoffnung berechtigt, daß alle wahren Erkenntnisse der Wissenschaft auch der Religion zugute kommen und als Mittel dienen werden, um sie von den trübenden Schlacken des Aberglaubens zu reinigen.

In der Tat ließe es sich leicht zeigen, daß eine göttliche Weltregierung, die durch jeweilige Wunderaktionen den gesetzmäßigen Naturzusammenhang dann und wann durchbrechen und aufheben würde, nicht erhabener, sondern vielmehr beschränkter und menschenartiger wäre als eine solche, die sich überall und immer gleichmäßig in und durch die von ihr selbst geordneten Gesetze der Welt betätigt; und ebenso, daß eine Offenbarung, die geheimnisvolle unbegreifliche Lehren und Satzungen vorschreiben und vom Menschen blinden Glauben fordern würde, viel weniger der erziehenden Weisheit und Liebe Gottes entsprechen und viel weniger des Menschen geistliche Befreiung und Vervollkommnung bewirken könnte, als eine solche Offenbarung, die sich durch Vernunft und Gewissen des Menschen selbst vollzieht und in der fortschreitenden Entwicklung seiner intellektuellen und moralischen Anlagen und Kräfte besteht. Wenn also die Wissenschaft ihre kritischen Bedenken erhebt gegen die übernatürlichen und übervernünftigen Lehren der positiven Religionen, so wird damit das rechtverstandene Interesse der Religion selbst nicht verletzt, sondern vielmehr gefördert, denn diese Kritik verhilft der Religion dazu, sich von den ungeistigen Überlebseln ihrer Kindheitsstufe loszumachen, sich auf ihr wahres geistlich-sittliches

Digitized by Google

Wesen zu besinnen und damit erst recht alle die heilsamen Segenskräfte, die sie in sich birgt, zur vollen Entfaltung zu bringen, aus den engen Kirchenmauern ins volle Menschenleben hineinzudringen und als Sauerteig zur Veredelung des Menschengeschlechts zu wirken. Nicht im Zwiespalt mit Wissenschaft und sittlicher Kultur, sondern nur im Einklang mit beiden kann die Religion der Verwirklichung ihres Ideales näherkommen, das in der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit besteht. Im Dienste dieses erhabenen Ideals stehen tatsächlich, ob auch vielfach nur unbewußt, alle ehrlichen Arbeiten der Wissenschaft, wie alle edlen Bestrebungen der sozialethischen Humanität; die Aufgabe der Religionsphilosophie aber ist es, alle diese Arbeit des denkenden und strebenden Menschengeistes nach ihrer tiefsten Bedeutung als eine Arbeit am Reiche Gottes, als einen Dienst des Gottes, der die Wahrheit und das Gute ist, zu klarem Bewußtsein zu erheben, die Mißverständnisse im einzelnen zu klären, die Gegensätze zu schlichten, und so die Bahn zu ebnen zu immer einmütigerem Zusammenwirken aller und immer zuversichtlicherem Fortschreiten aller auf dem Wege zu dem erhabenen Ziele einer im göttlichen Geiste brüderlich verbundenen Menschheit.

Adam Müllers Leipziger Berichte. 1816–27.

Von Ludwig Geiger.

Adam Müller ist dem größeren Publikum wenig bekannt. Er war kein Dichter und hat keine durch künstlerischen Wert oder unverwelklichen Gedankengehalt ausgezeichneten Werke hinterlassen. Und doch war er in seiner Zeit außerordentlich geschätzt, galt einigen als Prophet, vielen als Reformator, einer großen Anzahl als fein empfindender und richtig urteilender Ästhetiker. Seine tätige Freundschaft für Heinrich von Kleist während des Lebens des letzteren und sein Eintreten für ihn nach dem Tode

Digitized by Google

des Getreuen sind menschlich schöne Züge, die sein Bild verklären. Seine große Bedeutung liegt in seinen Beiträgen zur Staatswissenschaft, in denen er trotz seines übergroßen Hanges zum Mittelalter unter Verwertung eines reichen Wissens praktischen Sinn betätigte. Während er durch diesen Sinn für das Wirkliche sich von der weltabgewandten Betrachtungsweise vieler Romantiker entfernte, bekundete er sich als einen der Ihren durch seinen fanatischen Katholizismus und seine mit den Jahren sich steigernde mystische Neigung.

Ein solcher Mann konnte nur in Österreich gedeihen. Nachdem er von 1811 an der Person Metternichs attachiert und noch in den unruhevollen Pariser Verhandlungen in der Nähe dieses Ministers tätig gewesen, wurde er als österreichischer Generalkonsul nach Leipzig geschickt, später auch als Geschäftsträger bei den anhaltischen und schwarzburgischen Fürsten akkreditiert. In dieser Stellung schrieb er Berichte (im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrt und mir zur Benutzung verstattet), die, soweit sie über ödes Zeremoniell und persönliche Gelüste dieser Duodezfürsten hinausgehen, z. B. ihre Differenzen mit Preußen wegen des Zollvereins behandeln, von allgemeinem Interesse sind. Weit interessanter jedoch sind seine Stimmungsberichte und seine literarischen Mitteilungen. So ist z. B. sein Bericht über das Wartburgfest von hoher Bedeutung, weniger wegen einzelner neuer Aufklärungen über dieses so wohlbekannte Ereignis, als wegen der außerordentlich antiprotestantischen und wegen der nicht minder lebhaften konservativen, den Freiheitsbestrebungen der Jugend entgegengesetzten Gesinnung. Um aus diesen Mitteilungen einige Proben zu geben, sei es gestattet, auf solche Berichte hinzuweisen, in denen allgemeine preußische und protestantische Dinge behandelt werden. Von der ersteren Art ist der vom 12. März 1818. Er lautet: „Das Turnwesen ist leider in einem großen Teil von Norddeutschland Nationalangelegenheit und das eigentliche Vereinigungsmittel der durch den frühen Anteil an den Zeitereignissen und verwahrloste geistige Bildung verwilderten Jugend. Indes kann eine bloße unbestimmte Mißbilligung der Sache, die nur durch den Mißbrauch und Charakter des Stifters verderblich wird, leicht verhärtend wirken und denen Vorschub leisten, welche Österreich und besonders die dortige Behandlung der Jugend als Sitz des Obskurantismus darzustellen nicht müde werden. Der deutsche Beobachter und mehrere andere Blätter greifen aufs tätigste ein,

Digitized by Google

um diese unrichtigen Vorstellungen von Österreich mit verdrehten Zensuranekdoten gerade jetzt häufiger als je zu unterstützen."

Preußische Verhältnisse behandelt zum Beispiel ein Bericht vom 12. Oktober 1819. Müller teilt mit, daß Hardenbergs Stellung erschüttert und daß eine Ministerveränderung unvermeidlich sei. Der Berichterstatter hält den Minister Voß für den geeigneten Mann, der Hardenberg ersetzen könne, und betrachtet es als das geeignetste, daß das Generaldirektorium in erneuerter Gestalt wieder eingeführt würde. In diesem oder dem Vossischen Ministerium müßte als Kabinettsrat „ein unbestechlicher und im eminenten Sinne einsichtsvoller Mann" angestellt werden. Ein solcher sei vorhanden: „Er genießt die Achtung aller Parteien, ist in wahren Prinzipien und Doktrinen unerschütterlich, ein zuverlässiger Freund der erhaltenden Politik Österreichs, dabei von mildem, liebevollem Sinne und allen unnötigen Reaktionen abhold. Es ist der Kammergerichtsrat v. Gerlach (aus einer hochverdienten Familie höherer, preußischer Staatsbeamten, sein Vater Präsident der kurmärkischen Kammer, zuletzt Oberbürgermeister, d. h. Präfekt von Berlin). Er selbst wurde bisher von der Regierung in ihren vertrauteren Rechts- und Gewissensangelegenheiten, z. B. bei dem Jahnschen Prozeß, verwendet . . . In jedem Falle wird man über kurz oder lang zu diesem jungen, ausgezeichneten Staatsbeamten seine Zuflucht nehmen müssen."

Die Stelle ist von sehr großer Bedeutung, weil sie gewiß eine der ersten ist, in der Ernst Ludwig von Gerlach, der später so bekannte, kirchlich-konservative Führer als der kommende Mann bezeichnet wird; Gerlach (geb. 7. März 1795) war damals noch ein ziemlich junger Mann, literarisch noch wenig hervorgetreten, Müller war auf ihn wahrscheinlich durch gemeinschaftliche Berliner Bekannte hingewiesen worden.

Sehr merkwürdig ist auch Müllers Stellung zu der griechischen Frage. Am 16. November 1821 sandte er die in Leipziger Zeitungen erschienene Quittung über die eingegangenen Gelder für die Griechen (369 Taler) und fährt fort „Das sind die Resultate einer Bearbeitung des deutschen Publikums in einer der wohlhabendsten, von dem Schwindel der Zeit am meisten ergriffenen und überdies von gräzisierenden gelehrten Schulmännern, Buchdruckern, Buchhändlern und Buchdruckereigehilfen wimmelnden Handelsstadt von Deutschland!" Am 18. August 1822 sandte er eine Schrift des Etatsrats Schmidt von Phiseldeck: „Sie ent-

Digitized by Google

hält über die griechischen Angelegenheiten weniger als die Inhaltsanzeige und unbedeutenderes und selbst abgeschmackteres, als der Name des Verfassers erwarten ließ." Zugleich schickte er das neueste Pamphlet des schon genannten Professors Krug und fuhr fort „aus dem Umstande, daß dieser Autor bereits Pferd und Rüstung wechselt und auf sein ehemaliges Schlachtfeld zurückkehrt, entnehmen Euer Durchlaucht am besten, daß die Sache der deutschen philosophischen Hetäristen definitiv abgetan ist".

Wie der Professor Krug, so gehörte auch Superintendent Tzschirner zu den Männern, die Müller mit Entschiedenheit befehdete. Ein Pröbchen dieser Angriffe mag hier mitgeteilt werden. Am 15. Januar 1825 sendete er nach Wien eine Nummer der Leipziger Zeitung, in welcher der genannte Geistliche zu Gaben für eine Schule der Prager protestantischen Gemeinde aufforderte. Diese Aufforderung wurde damit begründet, daß jene Gemeinde „fortwährend auch zur Erhaltung des katholischen Gottesdienstes beitragen müsse" und daß der Mangel einer Schule Veranlassung gewesen sei, „daß Kinder ihrer Mitglieder einer anderen Kirche zugeführt worden". Müller ist empört über eine solche Einmischung eines Privatmannes, fragt an, ob diesem „eine Art von offizieller Kontrolle und Inspektion über die protestantische Gemeinde in Prag eingeräumt werden könnte". Er rät, die protestantische Gemeinde in Prag zu veranlassen, diese Anzeige des Leipziger Geistlichen zu desavouieren.

Zeigt sich in dem Vorstehenden schon der entschieden katholische, antiprotestantische Standpunkt des Berichterstatters, so wird dieser noch deutlicher durch eine lebhafte Diatribe aus dem Jahr 1818, in der eine Schrift Schleiermachers erwähnt und charakterisiert wird.

„Ich sende das Schleiermachersche Schreiben an den Hofprediger Ammon in Dresden über des letzteren Verbindung mit dem Diakonus Klaus Harms zu Kiel. Die Piecen der beiden letzteren habe ich früherhin überreicht und so fehlt zur vollständigen Charakteristik der Norddeutschen Kirche nichts als die Schleiermachersche Schrift, in der, wie es sich erwarten ließ, Harms und Ammon der Erde gleich gemacht werden, dagegen die Haltungslosigkeit und Gesinnungsstarrheit unter allen Künsten einer bösartigen und demnach monotonen Sophistik nur um so deutlicher zum Vorschein kommt. Übrigens ist aus der Vergleichung dieser drey Schriften nur soviel mit unumstößlicher Gewißheit klar, daß die Versuche der Herren Harms, Ammon uff.

Digitized by Google

dem sinkenden Protestantismus eine dogmatische und des Herrn Schleiermacher ihm durch äußere Vereinigung eine rituelle Grundlage wiederzugeben, definitiv mißlungen sind und daß Frau von Krüdener wenigstens in der Behauptung: daß der Protestantismus sichtlich zerschmelze, recht behält. Der einzige darin noch bestehende reale Vereinigungspunkt ist der revolutionäre Charakter Luthers. Ich füge deshalb ein Buch des Preußischen Regierungsrats Grävell bey, welches in diesem Augenblick mit großem Interesse gelesen und massenweis verkauft wird: die Appellation eines von den Ministerien beleidigten Beamten, der als Märtyrer der Wahrheit erscheinen möchte, an das Publikum mit dem Beyfügen aller Aktenstücke, die auf den inneren Mechanismus der Preußischen Administration allerley Licht werfen. Als besonders charakteristisch habe ich S. 148 bezeichnet, wo die Widersetzlichkeiten Luthers vorgeschützt werden, um sich über alle Dienstesdisziplin hinwegzusetzen. Bey dieser fortdauernden Adulation Luthers darf es auch nicht befremden, wenn die Verhaftung des Herrn Oken auf der Wartburg mehr für eine Beehrung als für eine Strafe gehalten wird."

Auf ein ganz anderes Gebiet geleitet eine Art Universitätsreiseführer, den Müller für Metternich niederschrieb, als dieser Göttingen besuchen wollte (21. Oktober 1818). Einzelne unbedeutende Stellen über Langenbeck, Hugo, Saalfeld, Osiander abgerechnet, die in nachfolgendem ausgelassen sind, ist der Bericht außerordentlich charakteristisch, belehrend für die Geschilderten, von denen interessante Momente in treffender, teilweise amüsanter Art aufgezeigt werden und unterrichtend besonders auch für den Darsteller selbst. Trotz alles menschlichen Interesses und trotz aller scheinbaren Objektivität bleibt Müller auch in dieser Universitätschronik Partei; auch das protestantische Göttingen betrachtet er durch die Brille des katholischen Österreichers. Die wichtigeren Stellen dieses Berichtes lauten:

Unterthänige Bemerkungen betreffend die Reise Sr. Durchlaucht nach Göttingen.

Zuvörderst darf ich nicht verfehlen, ehrfurchtsvoll an den Geheimen Kabinetsrath Rehberg zu erinnern, der in dem Gewühle von Hannover nicht den Augenblick gewinnen möchte bis an die Person Sr. Durchlaucht hindurch zu dringen, zumal die momentane Opposition dieses Ehrenmannes gegen die despotische Gesinnung des Herrn Grafen von Münster ihn in Schatten stellen möchte. Rehberg ist der beste Kenner und Beurtheiler der Verhältnisse von Göttingen und hochverdient um diese Universität; dabey einer der wahrhaftesten Schüler Burkes in Deutschland, ein Staats-

Digitized by Google

gelehrter vom ersten Range, der den positiven Standpunkt der Wissenschaft eigentlich niemals verlassen hat; daher fast von Anfang an ein entschiedener Gegner der revolutionären Denkart, und überhaupt so sicherer Royalist, als man in den Schranken des Protestantismus jemals werden kann. Seine Bücher: über (d. h. gegen) den Code Napoleon und über die Staatsverwaltung Deutscher (d. h. Preußischer) Länder, würden allein hinreichen, ihn allen Wohldenkenden und der gelehrten Welt unvergeßlich zu machen. Unschätzbar wäre ein gelegentliches Wort, um ihn (!) das Gentzische Journal ans Herz zu legen. Mein Urtheil über ihn (ist) um so unparteiischer, da er mich als katholischen Gelehrten eigentlich nicht begünstigt.

In Göttingen

verdienen gnädige Beachtung zuvörderst als Führer:

1. Der Hofrath und Ritter des Guelphen-Ordens Sartorius. Bey einiger Affectation und krankhafter Pedanterie ein der Politik des k. k. Hofes rechtschaffen, bis zur Auftromanie ergebenes Herz. Rehbergs Protégé, der auch seine Mesalliance*) (nach Hannoverschen Begriffen) mit einer adligen Dame aus Hannover, eines Fräulein von Voigt befördert hat, daher Graf Münster ihn mit kalter Achtung behandelt. Sartorius hat sich als Deputierter der Stadt Nordheim (oder Einbeck) in der Hannövrischen Ständeversammlung durch kluge Beharrlichkeit bei dem positiven und altrechtlichen Standpunkte einen großen Nahmen gemacht. Dabey ist er durch Fleiß, Gewissenhaftigkeit und ein in politischer wie in moralischer Hinsicht völlig schuldloses Betragen mehr noch als durch Talent ein Muster eines deutschen Lehrers der politischen Wissenschaften geworden, verdient deshalb vor allen anderen Auszeichnung Sr. Durchlaucht. Ein intimer Freund Göthes; ferner Rector der Herzogl. Nassauischen Landesuniversität in Göttingen. Kleine Schwächen, z. B. daß er sich alljährlich schwarz kleidet, wenn er in seinen sehr interessanten Vorlesungen auf die Hinrichtung der Königin Maria Stuart kömmt, daß er seine Sprache und den Accent derselben absichtlich französiert uff. können über seinen Wert nicht beirren. Er wünscht sehnlichst nobilitiert zu werden, seiner Verhältnisse in Hannover wegen; gerechter Stolz verbietet ihm Gr. Münster darum anzugehen, indeß hat er die Ersparnisse 30jährigen edlen Fleißes in 70 Wiener Bankaktien angesetzt und wünschte diese Auszeichnung bey Sr. K. K. Majestät zu verdienen.

Gewiß ist, daß alles Interesse, was Se. Durchlaucht ihm als einzigen Lehrer der eigentlichen politischen Wissenschaften beweisen, vielen Generationen der deutschen Jugend zu Gute kommen wird.

2. Hofrath Heeren, Schwiegersohn des verewigten Heyne, daher in näheren Beziehungen auf Hannover. Fleißiger Sammler in der alten und neuesten Geschichte, wobey ihm große philologische Gelehrsamkeit zu Gebote steht. Ein loyaler Gelehrter, jedoch ängstlich und unbekannt mit der Welt; daher möchte er es ungern ganz mit den Liberalen verderben. Geboren in Bremen haben ihn frühe die kommerziellen Beziehungen der Geschichte angezogen und (ihm) einen Nahmen gemacht; auch daher glaubt er seiner Sache zu vergeben, wenn er absolut monarchische Gesinnungen

*) Mesaillance schreibt Müller.

Digitized by Google

annähme. Er und Sartorius wären beide für das Gentzische Journal zu befeuern.

3. Geheimer Justizrath Blumenbach. Thätiger Naturforscher und Cosmograph, jetzt aber sehr alt. Seine mit einiger Polissonerie gemischte Begeisterung für die Natur, zumal für Osteologie, Physiologie und Anatomie stammt aus der Zeit von Cooks Reisen her, daher ist er noch heut ein amüsanter Führer im Göttinger Museum und in seiner eignen höchst merkwürdigen Schädelsammlung.

4. Hofrath Eichhorn der Vater. Erst bekannter Orientalist, der einen unermeßlichen Schatz hebräischer, syrischer und arabischer Gelehrsamkeit dazu anwendete, die göttlichen Offenbarungen in den Kreis der ordinären Naturerscheinungen und Vernunftoperationen herabzuziehen. Dann lächerlicher Lobredner der französischen Revolution und durch sie in das Fach der politischen Geschichte geschleudert, wozu ihm aller Beruf und alle Studien fehlten. Zuletzt ist er bey der Literaturgeschichte haften geblieben.

5. Professor Eichhorn der Sohn, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten von Göttingen, der erste Germanist des Jahrhundertes (!). Seine Arbeiten über ältere deutsche Verfassung, Rechts- und Gerichtsform werden sehr wahrscheinlich alle Arbeiten seiner Kollegen um einige Jahrhunderte überleben. Möchte er über altdeutsche Freiheit, Geschworengerichte, mündliches Verfahren ꝛc. einige kritische Nebenarbeiten dem Gentzischen Journal bestimmen. Seit Justus Moser hat kein Deutscher eine solche Befugnis gehabt über diese Dinge zu sprechen als er. Dabey ist er den österreichischen Waffen in Italien so ergeben gewesen, daß er jede Vorlesung mit einem kurzen Bericht über den Stand der k. k. Waffen begann, so entfernt diese Notizen auch von dem eigentlichen Gegenstande seiner Vorlesungen lagen. Sein Äußeres ist unscheinbar, seine Neigung(en) sind häuslich und still; sein Lebensglück ist in den Sachsenspiegeln und Schwabenspiegeln und altdeutschen Traditionen und Gesetzen aller Art.

6. Hofrath Gauß, Professor der Astronomie, das größte Calculatorische und Combinatorische Genie seiner Zeit: seine Sternwarte ist die größte Lokalmerkwürdigkeit von Göttingen; dabey ist er der liebevollste und freundlichste Charakter, der sich jemals unter der absorbierenden Beschäftigung von Zahlen und Formeln behauptet hat. Es gibt keinen angenehmeren und zuverlässigeren Führer durch die Merkwürdigkeiten des Sternhimmels.

Digitized by Google

Zur Reichsfinanzreform.

Von Fr. Block.

Nachdem schon seit mehreren Jahren manche Gemeindeverwaltungen zu den direkten Gemeinde-, Kirchen- und Schulsteuern sogar die Dienstboten herangezogen haben, sind in diesem Jahre die direkten Schulsteuern noch erheblich gesteigert und in einzelnen evangelischen Gemeinden bis zu 10 vom Hundert gegen früher erhöht worden. Bei einer solchen Zunahme der direkten Besteuerung drängt sich von neuem die Frage auf: ob der Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt sich nicht endlich entschließen werde, die Hauptsteuerquellen, die in allen anderen Staaten so reichlich fließen, zu öffnen, um dem längst anerkannten Mißverhältnis zwischen direkten und indirekten Steuern abzuhelfen.

Es ist bekannt, mit welchem Nachdruck der Fürst Bismarck schon vor 25 Jahren, namentlich aber in der Denkschrift vom 13. März 1881, die er ausdrücklich als sein „Programm" bezeichnete, auf die Notwendigkeit einer umfassenden Steuerreform im Sinne einer Weiterentwickelung der indirekten Steuern hingewiesen hat. Er erklärte damals in der Sitzung des Reichstages vom 28. März 1881: er übernehme die volle Verantwortlichkeit für dieses Programm und werde für dessen möglichste Verbreitung, in der Presse und auch sonst, Sorge tragen, und werde so viel Anhänger dafür werben, wie er im Lande finden könne. — Schon die Härten der Erhebungsweise der direkten Abgaben müßten dazu auffordern, auf teilweisen Ersatz derselben durch Erschließung und höhere Anspannung indirekter Steuerquellen hinzuwirken. Das Reich und die Bundesstaaten könnten sich aber auch nicht länger der Aufgabe entziehen, zur Erleichterung der Gemeinden von Lasten, die auf Staats- und Reichsgesetz beruhen, wie Schul-, Armen-, Polizeilasten usw., die erforderlichen Mittel aufzubringen. Nur durch Ausdehnung der indirekten Besteuerung sei es möglich, den Kassen der Einzelstaaten die zur Übernahme jener Verpflichtungen erforderlichen Deckungsmittel zuzuführen.

Trotz des in der Denkschrift eingehend geführten Nachweises der Dringlichkeit einer umfassenden Steuerreform wurde diese vom Reichstag abgelehnt, die Notstände dauerten unvermindert fort, und die fortgesetzten Bemühungen der Regierung, Abhilfe zu schaffen, fanden auch weiterhin keine Unterstützung, so daß sich

Digitized by Google

Bismarck in der Reichstagssitzung vom 26. März 1886 veranlaßt fühlte, den gegen die damalige Regierungsvorlage stimmenden Parteien zuzurufen: „Haben Sie denn gar keinen Sinn für die Tatsache, daß $1^1/_2$ Millionen Preußen allein ausgepfändet werden, weil der Reichstag nicht die Steuerquellen bewilligen will, durch welche der Not der Gemeinden abgeholfen werden könnte! Ich bin überzeugt, daß diejenigen, die ausgepfändet werden, die Gemeinden, die unerträgliche Lasten tragen müssen, und die nur auf ihren Gehalt angewiesenen Beamten der Meinung sein werden, daß das Verhalten des Reichstags dem Vertrauen, in welchem ihm die Schlüssel zu den Hauptrevenuen übergeben worden sind, nicht entsprochen hat."

Es ist schwer zu begreifen, wie der Reichstag den Bemühungen der Regierung, Abhilfe von den drückenden Notständen zu schaffen, seine Mitwirkung versagen konnte, zumal es sich bei der Beratung über die betreffende Regierungsvorlage (das Branntweinmonopol) nicht um sachliche Bedenken handelte, sondern nur um Bedenken hinsichtlich des Einnahmebewilligungsrechts, das man gefährdet glaubte. Alle Staaten sind in der Entwickelung der indirekten Steuern Deutschland voraus, in allen Ländern fließen aus den indirekten Steuern der Regierung reiche Geldmittel zu, die nicht mehr einer besonderen Bewilligung durch die Volksvertretung bedürfen; und selbst in England, dem gepriesenen Lande des Konstitutionalismus, unterliegt nur ein kleiner Teil der Einnahmen der parlamentarischen Bewilligung. Nur in Deutschland steift man sich auf das Budgetrecht und scheut davor zurück, den Staat durch Erhöhung der indirekten Steuern dauernd mit ausreichenden Geldmitteln auszustatten, weil er sonst — wie es bei der Beratung über das Branntweinmonopol hieß — zu mächtig und von der Volksvertretung zu unabhängig würde, was man, wie Freiherr von Huene mit Nachdruck erklärte, um keinen Preis zulassen dürfe. Sogar die Miquelsche Steuerreform ist in diesem Sinne getadelt worden, und noch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. Januar 1900 wurde von „freisinniger" Seite an ihr gerügt: daß durch sie der Volksvertretung das Steuerbewilligungsrecht genommen worden sei. Was nützt aber dem Volke ein Steuerbewilligungsrecht, das nicht dazu angewandt wird, ausreichende Einnahmen zu schaffen, sondern das man benutzt, um die Beschaffnng leicht aufzubringender Einnahmen zu verhindern! Man denke nur an die fruchtlosen Verhandlungen über das Branntweinmonopol, an die drei Milliarden, die jährlich für

Digitized by Google

geistige Getränke ausgegeben werden, und an die Erträge, die aus einer höheren Besteuerung des Tabakkonsums erzielt werden könnten! Mit Recht könnte man hier von den schon so lange vergeblich auf Verbesserung ihrer Lage Hoffenden sagen: „plectuntur Achivi"; denn das Geld soll doch dem Volke zugute kommen, es wird doch, wie schon Dahlmann in der Sitzung der ersten Preußischen Kammer über das Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung am 16. Oktober 1849 bemerkte, nicht der Regierung, sondern dem Volke bewilligt.

Daß durch die indirekten Steuern vorzugsweise die ärmeren Volksklassen belastet würden, ist schon oft widerlegt, und namentlich von Treitschke in der „Politik" und von Taine in seinem Werke „Die Entstehung des modernen Frankreich" ad absurdum geführt worden. Es ist dies eine stereotyp gewordene Parteiphrase, die nicht einmal von den Sozialdemokraten aufrecht erhalten wird. Diese räumen vielmehr offen ein, wie aus den auf dem Stuttgarter Parteitage am 7. Oktober 1898 gehaltenen Reden hervorgeht, daß das Volk die indirekten Steuern nicht spüre; dies müsse aber verhindert werden, und man müsse mehr direkte Steuern einführen, damit das Volk unzufrieden gemacht würde und sich der Sozialdemokratie zuwende.

Daß auch das Zentrum ein entschiedener Gegner der indirekten Besteuerung ist, ist oft im Parlament, in der ultramontanen Presse und auf den Wählerversammlungen ausgesprochen worden. So gab auf der großen Wählerversammlung zu Höchst der damalige Führer des Zentrums die Erklärung ab: das Zentrum werde für keinerlei Erhöhung irgendwelcher indirekten Steuer zu haben sein. Schon Windthorst habe gesagt, es seien genug der indirekten Steuern; für weitere notwendige Bedürfnisse müsse man durch direkte Steuern sorgen. Gewiß will das Zentrum durch solche Erklärung nicht der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten, aber es will durch sein entschiedenes Eintreten für direkte Steuern sich die Möglichkeit sichern, zur Erreichung seiner Sonderinteressen gelegentlich einen Druck auf die Regierung ausüben zu können.

Solchen, das Gemeinwohl hinter das Parteiinteresse zurückstellenden Bestrebungen, sollte mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Dies könnte aber mit Erfolg nur geschehen, wenn diejenigen Parteien, denen in erster Linie die Förderung des allgemeinen Wohls und die finanzielle Stärkung des Reichs am Herzen liegt, einmütig zusammenständen und entschlossen wären, die Regierung in ihren auf Abhilfe gerichteten Bestrebungen

Digitized by Google

kräftig zu unterstützen. Sollten sich da die Parteien, die seinerzeit dem Fürsten Bismarck bei Durchführung seiner Wirtschaftspolitik aus „konstitutionellen Bedenken" die Gefolgschaft versagten und dem Zentrum dadurch in den Sattel halfen, nicht vorzugsweise berufen fühlen, sich jetzt der Regierung, wenn demnächst über die Finanzreform in Bismarcks Sinne beraten werden wird, helfend zur Seite zu stellen? Deutschland ist damals durch Bismarcks Wirtschaftspolitik vor Entkräftung und Anämie geschützt worden, und nahm bald, allen übeln Prophezeiungen entgegen, einen überraschenden wirtschaftlichen Aufschwung. Die Anregung aber zu dieser günstigen Wendung gegeben zu haben, die im Jahre 1879 unter dem heftigsten Widerstande der damals einflußreichsten Partei ihren Anfang nahm, hat Bismarck wiederholt — so in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1885 — für eins seiner größten Verdienste erklärt.

Vor allem sollte jetzt mit Entschiedenheit dafür gesorgt werden, daß das Reich endlich aus der unerfreulichen Lage: „vor den Türen der Einzelstaaten seine Matrikularbeiträge einsammeln zu müssen", befreit würde. Hier bietet sich ein Vereinigungspunkt für gemeinschaftliche, dem Gesamtinteresse förderliche Arbeit.

In der Rede, mit der Bismarck für „sein Programm" in der Reichstagssitzung vom 28. März 1881 eintrat, sagte er:

> „Wir wollen dem Volke, den Gemeinden, die drückenden Lasten erleichtern. Wer einen Bedarf an mit der Regierung unzufriedenen Wählern hat, wird im großen an den direkten Steuern festhalten wollen. Wer dahin strebt, daß in der Bevölkerung Zufriedenheit herrscht, der wird mehr für die indirekten Steuern sein."

Möchte das Programm des großen Kanzlers jetzt die verdiente Beachtung und die vorurteilsfreie Würdigung finden, die ihm früher versagt blieb.

Digitized by Google

Frauenfrage und Mädchenerziehung.

Von Friedrich Zimmer.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen des geistigen und sozialen Lebens der Gegenwart ist das sichtlich wachsende Interesse für Erziehungsfragen. Mit dem Zusammenbrechen der großen volkserzieherischen Verbände des Mittelalters, den Innungen, mit der Lockerung des Familienlebens und anderseits mit dem Auftreten von Lebenskreisen wie Heer- und Fabrikgemeinde, die mittelbar große erzieherische Ansprüche stellen, hat sich praktisch der Begriff einer „Volkserziehung" herausgebildet, dem nur noch die wissenschaftliche Durchführung fehlt.

Durch die Verschiebung unserer sozialen Verhältnisse wird unser Erziehungswesen in einschneidender Weise berührt. Das ließe sich durch zahllose Beispiele belegen. In den gebildeten Kreisen wird es am meisten an der Einwirkung der Frauenbewegung gespürt.

Die Frauenfrage hat bekanntlich ihre verschiedenen Gesichter; sie ist wirtschaftliche, ist politische, aber auch eine pädagogische Frage. In letzterer Beziehung stellt sie die Frage: welche Richtpunkte gibt die heutige Lage der Frauenwelt für die Erziehung der Mädchen? Es handelt sich nicht um die Frauennot, die in ihrer Weise immer existiert hat, die aber da, wo sie nach unseren Begriffen viel größer ist, als bei uns, wie etwa in der Türkei, in Indien oder China gar nicht empfunden wird. Es handelt sich auch nicht um die Frauenbewegung, die, ein Kind der Revolution, ihre politischen Zwecke verfolgt. Sondern die Frauenfrage meine ich, die, durch wirtschaftliche Verhältnisse bedingt, zugleich eine sittliche Frage ist.

Irgendwie klopft diese Frauenfrage an fast alle Häuser, in denen die Gebildeten wohnen. Was aber verlangt sie von der Erziehung?

Als Erziehungsziel, meine ich, ein doppeltes: sittliche und wirtschaftliche Selbständigkeit und Hingabe an das Gemeinwohl. Wenn in unseren gebildeten Kreisen nahezu die Hälfte der jungen Mädchen in der Ehe ihren Beruf nicht findet, so muß sie zur sittlichen und wirtschaftlichen Selbständigkeit erzogen werden, um in einem Leben ohne Ehe doch auch Inhalt und Unterhalt zu finden, und hatten unsere Frauen in der Familie, in der Sorge

Digitized by Google

für Gatten und Kinder ihren unvergleichlichen sozialen Beruf, so müssen auch dafür die unverheiratet Bleibenden einen Ersatz haben; dazu aber, ihn zu suchen und zu finden, müssen sie erzogen werden.

Und das Bildungsziel, das die Frauenfrage unserer Zeit stellt, ist die Vorbildung für den Beruf sowohl in der Ehe wie im selbständigen Berufsleben, mit der grundwichtigen, heute noch viel zu oft übersehenen Forderung, daß die Vorbildung zu einem besonderen Beruf und dessen Ausübung die Ehe nicht ausschließen darf.

Ein Ausblick in die Umbildung des Schulwesens, die durch diese Forderung in der Frauenbewegung sich wahrscheinlich vollziehen wird, würde uns hier zu weit führen. Hier sollen uns nur zwei Fragen beschäftigen: Was sollen die Eltern tun, und was die heranwachsenden Mädchen selbst?

Das häufige: „nur ein Mädchen!“ muß gänzlich fortfallen; die Eltern müssen ihre Töchter ebenso achten wie ihre Söhne. Und nicht nur eine Forderung ist dies für die Frauenbewegung, sondern diese Forderung selbst ermöglicht zugleich ihre Erfüllung. Denn ein Mädchen mit wirtschaftlicher und sittlicher Selbständigkeit legt dem Elternhause nicht mehr Last auf als ein Knabe, wahrscheinlich weniger.

Auf einer Linie mit dieser Forderung der gleichen Achtung von Knaben und Mädchen in der häuslichen Erziehung befindet sich die Forderung, das Mädchen für einen Beruf ebenso auszustatten wie den Knaben. Wie es für jeden Knaben selbstverständlich ist, daß er sich einen Beruf zum Ziel setzt, so muß dies auch für das Mädchen selbstverständlich sein.

Wir gönnen es den Mädchen, daß sie sich einmal verheiraten, ebenso wie wir es dem Knaben wünschen. Aber so wenig wir deshalb die Knaben zu Heiratsobjekten erziehen, so wenig darf das den Mädchen gegenüber geschehen.

Endlich aber, wenn im Unterschiede von der Knabenbildung beim Mädchen ein doppeltes Berufsziel ins Auge gefaßt werden muß, das der Ehe und das eines selbständigen Berufes, so muß die häusliche Erziehung dies doppelte Ziel auch mit Klarheit ins Auge fassen und immer vor Augen haben. Unsere Töchter müssen dazu erzogen werden, daß sie gute Gattinnen, Hausfrauen und Mütter sein können; denn das ist ihr natürlicher, ihr normaler Beruf, die Erziehung aber muß durch das Berufsziel bestimmt werden, und dieser allgemeine Frauenberuf ist der grundlegende; darum soll das junge Mädchen zuerst zur Hausfrau, dann erst zur Lehrerin, Krankenpflegerin oder was sie sonst für einen Beruf

Digitized by Google

wählt, vorgebildet werden. Ein Lehrerinnenseminar soll nicht das krönende Gesims einer höheren Mädchenschule sein, und das Universitätsstudium soll sich nicht gleich an das Mädchengymnasium anreihen, sondern dazwischen fällt normalerweise die Zeit der äußerlichen und innerlichen Vorbildung für den Hausfrauenbedarf. Ein oder zwei Jahre hierauf verwandt, sind keine unfruchtbare Unterbrechung des regelrechten Lehrgangs der Frauenbildung, sondern werden im Gegenteil für diese reiche Zinsen tragen.

Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe — dieser Satz gilt vor allem bei dem Unterschied der Geschlechter. Auch die Frau müssen wir zu einem selbständigen Berufsleben erziehen; aber da sie ihren eigentlichen Beruf im Familienleben sucht, ist auch da, wo Männer und Frauen sich für denselben Beruf rüsten, doch der Weg für beide Teile ein anderer. Vor allem aber: die Berufe selbst, auf die beide Teile lossteuern, müssen verschiedene sein. Es wird noch viel zu wenig erkannt und ist doch durch die Psychologie absolut sicher festgestellt, daß, wenn der regelrechte Frauenberuf der der Familienmutter ist, jeder familienlose selbständige Beruf um so mehr wirklicher „Frauenberuf" ist, je mehr in ihm die gleichen Tätigkeiten zur Geltung kommen, die die Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter übt. Berufe, in denen eine Frau ganz ihrer inneren Natur entsprechend sich entfalten kann, deshalb Berufe, in denen sie zugleich ihr Größtes leistet, werden immer nur die Berufe persönlicher Fürsorge sein.

Eben deshalb aber fällt das Ziel des allgemeinen Eheberufes und das eines besonderen Berufes innerlich gar nicht auseinander, und die Erziehung der Mädchen hat im Grunde nicht ein doppeltes, sondern ein einheitliches Ziel vor sich. Aller echte Frauenberuf ist eben nur die Ausgestaltung und gleichsam Verlängerung der einen oder anderen Tätigkeit des Frauenlebens in der Familie.

In diesem Sinne bleibt auch heute noch das Wort wahr: die Frau gehört ins Haus. Aber so, wie dies gewöhnlich gemeint ist, daß die Frau ihren Beruf nur in eigener Häuslichkeit oder in der Hilfe für fremde Häuslichkeit finden dürfe, gilt das Wort nicht mehr und ist von der Frauenbewegung endgültig über den Haufen geworfen.

In einem anderen Sinne war es sogar schon vor Auftreten der Frauenbewegung veraltet, wennschon eigentümlicherweise selbst Vertreterinnen der Frauenbewegung es heute noch in der Praxis festhalten. Ich meine, seine Anwendung auf die ausschließlich häusliche Erziehung. Daß der Knabe seine Erziehung nicht im

Digitized by Google

Hause vollenden kann, darüber herrscht längst allgemeine Übereinstimmung. Wer Gymnasium und Universität am Orte hat, wird doch sicherlich wenigstens ein Jahr lang auswärts studieren. Denn zur Erziehung gehört, daß zu ihrer Bewährung und Vollendung der junge Mann eine Zeitlang aus dem Elternhause fern ist. Schwimmen lernt man nur im Wasser. Und so müssen auch unsere jungen Mädchen, wenn sie selbständig werden sollen, zu ihrer Erziehung eine Zeitlang hinaus. Bekanntlich sind verschiedene Formen dafür üblich. Befreundete Familien nehmen wohl die gleichaltrigen Töchter aus beiden Häusern für ein Semester in das eine, für das zweite in das andere Haus; die Tochter des Landpfarrers etwa verlebt mit ihrer Cousine den Winter in der Stadt bei Sanitätsrats, und diese Cousine geht dafür den Sommer über mit ihr aufs Land. Oder aber man tauscht die Töchter aus; eine Engländerin wird in ein deutsches Haus aufgenommen, und in ihre Familie tritt als Ersatz dafür die Tochter dieses deutschen Hauses ein. Oder aber man sucht wirtschaftliche Stellung im fremden Hause mit oder ohne Vergütung — der Verein „Frauendienst" in Berlin-Zehlendorf sucht dies ganz systematisch zu organisieren. — Das üblichste ist seit etwa einem halben Jahrhundert, daß man die Töchter „in Pension" schickt. Verschiedene Gründe sind Veranlassung dazu, und das Pensionsjahr hat sich ziemlich allgemein durchgesetzt, wennschon viele verständige Eltern in ihm nur einen leidigen Notbehelf sehen.

Das aber muß es durchaus nicht sein und darf es auch nicht bleiben. Ist eine Zeit außerhäuslicher Erziehung eine Notwendigkeit, so reicht zu deren Befriedigung ein Notbehelf nicht aus. Was für die jungen Männer der Besuch der Hochschule ist, das könnte und sollte für die jungen Mädchen die Pensionszeit sein: die Erziehung an- und durcheinander unter Aneignung der für das Leben notwendigen Fachkenntnisse.

In dieser Überzeugung habe ich selbst vor länger als 10 Jahren unter dem Namen „Töchterheim" ein Reformmädchenpensionat begründet, dem mehrere andere gleichartige Anstalten gefolgt sind. (Luisenhaus I und II in Cassel, Mathildenhaus auf Wilhelmshöhe, internationales Töchterheim, Heimathaus und dessen Filiale in Berlin-Zehlendorf.) Da durchgängig noch eine Fortbildung, speziell für das praktische Leben, für die jungen Mädchen notwendig ist, sind diese Töchterheime gleichzeitig noch Fortbildungsschulen, aber nicht bloße Fachschulen. In dem einen Pensionsjahr, das die meisten Eltern nur ihren Töchtern gewähren und in dem dann Fortbildung und

Digitized by Google

und Fachbildung zusammengedrängt werden müssen, läßt sich beides zusammen natürlich nur im beschränkten Umfang erreichen. Deshalb will das zuletzt eröffnete (internationale) Töchterheim in Berlin-Zehlendorf den Versuch machen, Fortbildungs- und Fachschule ganz zu trennen und für jede ein ganzes Jahr zu gewinnen.

Auf diese Weise ist es möglich geworden, ohne jede Überanstrengung und mit wirklicher Vertiefung in den Gegenstand im Fortbildungskursus folgende Gegenstände zu behandeln: Allgemeine Religionsgeschichte im Überblick, Ethik, Psychologie, Erziehungslehre, Lehre vom geselligen Verkehr, deutsche, englische und französische Literaturgeschichte sowie die wichtigsten Erscheinungen der sonstigen Weltliteratur unter gemeinsamer Lesung und Besprechung einzelner hervorragender Werke, Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen, englischen und französischen Sprache, Kunstgeschichte unter Führung in die Berliner Kunstsammlungen, Bürgerkunde, Gewerbe- und Warenkunde, Gesundheitslehre, Samariterkursus, Turnen und Tanzen, Zeichnen und Chorgesang. Selbst für Einzelunterricht im Klavierspiel, Sologesang, Malen u. dgl. verbleibt noch Zeit. Und der ebenfalls auf ein Jahr berechnete Fachkursus kann eine volle hauswirtschaftliche Ausbildung bieten und in die soziale Arbeit in einer Weise einführen, wie das in deutschen Schulen und Pensionaten wohl noch nirgends der Fall gewesen ist. Auf hauswirtschaftlichem Gebiet nämlich, wo die Ausbildung zur selbständigen Führung des Haushaltes das Ziel ist, wird theoretischer Unterricht gegeben in hauswirtschaftlicher Buchführung, Haushaltkunde, Nahrungsmittellehre und hauswirtschaftlicher Naturkunde; praktisch erstreckt sich die Arbeit auf die Hauswirtschaft (Kochen, Backen, Einmachen, Wäschebehandeln, Plätten, Hausreinigen), auf Gartenbau und Hühnerzucht und auf Handarbeiten (Flicken, Stopfen, Hand- und Maschinenähen, Wäschezuschneiden, Namensticken und Schneidern). Daneben bleibt dann noch Zeit für eine systematische Einführung in das Gesamtgebiet der Volkspflege (Volkserziehung und Wohlfahrtspflege) mit besonderer Berücksichtigung der Frauentätigkeit in der Volkspflege. Es ist dies m. W. der erste Versuch, die erst im Aufbau begriffene Wissenschaft der Volkspflege zusammenhängend zu behandeln, und es ist wohl bezeichnend, daß ein solcher Versuch zuerst nicht vor Männern gemacht wird, sondern vor Frauen; denn die eigentlichen Organe der Volkspflege liegen eben, wie die des Familienlebens auf Frauenseite. Theoretisch wird ge-

Digitized by Google

lehrt: allgemeine Volkserziehungslehre, die Organisation der Volkspflege, Volksgesundheitspflege, Volksbildung, Volkskunstpflege, wirtschaftliche und staatsbürgerliche Volkserziehung, sittliche und religiöse Volkserziehung. Und diesen theoretischen Unterweisungen tritt an praktischen Arbeiten zur Seite der Besuch von Anstalten der kommunalen, industriellen, konfessionellen und humanitären Wohlfahrtspflege, ein Fröbelkursus, Beteiligung an der Arbeit an Bewahranstalten und Kinderhorten, an hauswirtschaftlichem Jugendunterricht, an Volksunterhaltungsabenden und am Kindergottesdienst.

Eine derartige gediegene und umfassende Ausbildung läßt sich bei zwei Jahren erreichen; muß Fortbildungs- und Fachkursus in einen einzigen Jahreskursus zusammengedrängt werden, so muß natürlich jeder von beiden Kursen verkürzt werden. Doch ist 1 Jahr in einem Töchterheim jedenfalls besser als gar nichts.

Ich habe die Freude, zu sehen, daß das Vorgehen dieser „Reformmädchenpensionate" tatsächlich reformierend auf ältere Pensionate einwirkt, und es läßt sich hoffen, daß diese Anstalten immer mehr folgenden Gesichtspunkten Rechnung tragen. Erstlich müssen sie „Heime" sein, d. h. Familie und Anstalt miteinander verbinden. Für Knaben passen große Internate mit Hunderten von Zöglingen, wie die Klosterschulen und die Kadettenkorps; für Männer passen auch Kasernen, aber nicht für Frauen. Darum müssen die Mädchenpensionate Familiencharakter tragen. Anderseits aber müssen sie groß genug sein, daß verschiedenartige Charaktere sich ausgleichen können. Die Zahl von 12 Zöglingen sollte nicht unter-, die von 24 nicht überschritten werden. Die Pensionate müssen ferner wirkliche Erziehungsanstalten sein, Erziehung und Bildung zu ihrem Zweck und Mittelpunkt haben, aber nicht, wie die Luxuspensionate, das Vergnügen, das nur Wert hat als Erholung von und in der Arbeit, als Mittelpunkt des Lebens aber sittlich verwerflich ist. Endlich müssen sie Frauenschulen sein, geprüft zur Vertiefung des Frühergelernten, — also als Fortbildungsschulen — und zur Einführung in den künftigen Beruf, also als Fachbildungsstätten.

Ob das bei Anstalten, die als Erwerbsunternehmungen von Privatpersonen begründet sind, erreichbar, wenigstens auf die Dauer durchführbar ist, scheint fraglich. Es ist deshalb ein öffentlicher oder wenigstens vergleichsweise öffentlicher Charakter

Digitized by Google

den Pensionaten zu wünschen. Bei den oben genannten Töchterheimen wird das in der Weise erreicht, daß sie gemeinnützigen Stiftungen gehören, genauer gesagt, Gesellschaften, deren Gesellschafter nur Anspruch auf Verzinsung ihres Kapitals (nicht auf Dividenden) haben, und die aus den Überschüssen die Gesellschaftskapitale allmählich zurückzahlen und so allmählich Stiftungen werden.

Es mag mit diesen Winken für häusliche und außerhäusliche Erziehung genug sein. Was die Eltern tun sollen, ist wenigstens nach einigen Seiten angedeutet. Nun bleibt noch die Frage zu erörtern: Was tun die heranwachsenden Mädchen selbst?

Der Zweck aller Erziehung durch andere ist die Selbsterziehung. Um so mehr tritt der Erzieher zurück, je mehr der Zögling befähigt und gewillt ist, sich selbst zu erziehen. Aber die Selbsterziehung hört erst mit dem Tode auf; sie kann auch der Erwachsene nicht entbehren. Unter diesem Gesichtspunkt wird verständlich, welches Interesse der Staat an den Kirchen hat; sie sind ihm große Volkserziehungsanstalten. Aber das können sie nur sein, weil und soweit die Erwachsenen freiwillig in ihnen im Interesse ihrer religiösen Selbsterziehung zu gegenseitiger Erziehung zusammentreten. Das ist auch die volkserzieherische Bedeutung der Logen, die, wenn sie ihre Idee erfüllen, nicht bloße Vereine sind, auch nicht bloße Klubs, geschweige denn Versicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit, sondern der sittliche Rückhalt einer auf Selbst- und Volkserziehung sich gründenden Gemeinschaft. Und wo die Erziehung nicht selbst Zweck ist, da ist die Erziehung der Erwachsenen doch in vielen Männerorganisationen deren Frucht. So in Innungen, Genossenschaften, studentischen Korporationen u. dgl. Vor allem aber im Heer. Außer der Schule für die Kleinen gibt es keine größere Volkserziehungsanstalt als das Heer; dies ist recht eigentlich die Schule der Erwachsenen.

Freilich nur der erwachsenen Männer. Gibt es auch für Frauen hierzu ein Gegenstück? Zweifellos ja, allerdings erst in bescheidenen Anfängen. Schon in der Revolutionszeit bei Beginn der Frauenbewegung im April 1794 hat Frau Tallien, die spätere Fürstin Chimay, Frauendienst in der Wohlfahrtspflege, speziell in der Krankenpflege als Gegenstück zu dem männlichen Dienst gefordert. Und genau 100 Jahre später ist dieser Gedanke im Ev. Diakonieverein zum erstenmal verwirklicht. Und hier ist der Name eines „Freiwilligenjahres" sogar berechtigter

Digitized by Google

als bei Männern. Denn von den etwa 2800 Frauen, die im Laufe der nahezu 11 Jahre der Ev. Diakonieverein in der Krankenpflege ausgebildet hat, ist keine gezwungen gekommen; sie waren alle wirkliche „Freiwillige". Und ein solches Freiwilligenjahr in der Krankenpflege wäre allen Frauen zu wünschen, mögen sie nachher in die Ehe treten oder in ein selbständiges Berufsleben gehen. Dem Vorgange des Ev. Diakonievereins sind verschiedene andere Organisationen gefolgt, vor nicht langer Zeit eine parallele katholische Einrichtung, dann schon seit einigen Jahren, wenngleich, wie es scheint, mit geringem Erfolg, auch mehrere Mutterhäuser, am kraftvollsten, soweit ich sehe, die dem kirchlichen Diakonieverein völlig entsprechende soziale Schwesternschaft des Vereins Frauendienst.

Wiederholt ist der Gedanke aufgetaucht, ein solches Freiwilligenjahr wie den Heeresdienst obligatorisch zu machen. Ich halte das für unzweckmäßig und auch für undurchführbar. Aber als freiwilliger Dienst hat ein solches Jahr in der Volkspflege seine große erzieherische Bedeutung. Deshalb ist es so wichtig, daß es nicht nur in der Krankenpflege, sondern auch in anderen Feldern weiblicher Wohlfahrtspflege dargeboten wird, wie dies im Verein Frauendienst geschieht. Von allem anderen abgesehen hat ein solches in einer engeren Gemeinschaft (Schwesternschaft) durchgemachtes Jahr in der Wohlfahrtspflege eine Bedeutung, an die ein großer Teil der Vertreterinnen der Frauenbewegung gar nicht denkt, und deren Wichtigkeit ihr noch nicht aufgegangen ist: sie zeigt nämlich den großen Wert der engen Gemeinschaft der Berufsgenossinnen, zeigt, wie wirklich einigermaßen den unverheirateten berufstreibenden Frauen ein organisatorischer Ersatz möglich ist für den Rückhalt, welcher den glücklich Verheirateten ihre Familie gewährt.

Die Forderung eines solchen aber ist aus psychologischen Gründen wohl bestimmt die nächste Welle der Frauenbewegung. Zuerst forderte sie nur Freiheit zur Arbeit uud dann als Mittel dafür politische Gleichberechtigung. Uns ist geholfen, meinten die eheloſen Frauen, wenn wir durch unsere Arbeit dem Leben Inhalt und Unterhalt geben können. Das ist allmählich erreicht; aber nun fehlt noch der Ersatz der engen Gemeinschaft, die eine glückliche Ehe sowohl dem Manne wie der Frau gewährt. Hier liegt das schwierigste Problem der ganzen Frauenfrage. Der Durchgang durch ein Freiwilligenjahr in einer Schwesternschaft wird es klarstellen und zugleich lösen helfen.

Digitized by Google

Heute bekümmert das im ganzen die Frauenbewegung noch nicht. Um so ungehinderter und stoßkräftiger kann sie darum sich auf die Frage der Berufsvorbildung und Berufsausübung einstellen. Und hier hat sie ja solche Erfolge gehabt, daß man sogar eine rückläufige Bewegung erwarten darf.

Zweifellos ist es ein gewaltiger Fortschritt, wenn jeder Mensch — auch die Frau, und auch der männliche Rentier — es als ganz selbstverständliche Pflicht und ebenso als Recht ansieht, den Lebenszweck eines Berufes zu haben. Daß in der Gegenwart noch zu wenig erkannt wird, wie psychologische Unterschiede manche Berufe der Frau und umgekehrt andere dem Mann verschließen, das ist eine begreifliche Übergangserscheinung. Ist unser psychologisches Verständnis richtig, so wird die Frau noch unendliche Aufgaben in der Wohlfahrtspflege, — oder was manche besser verstehen, in der sozialen Arbeit — zu lösen haben. Ich bin überzeugt: wir stehen hier erst am Anfang einer weitreichenden Bewegung. Je mehr Frauen zum Dienste frei sind, und je mehr von ihnen es innewerden, daß wirkliche Frauenberufe nur da vorliegen, wo ein Handeln von Person zu Person möglich ist, um so mehr Arbeitsfelder der Wohlfahrtspflege werden sich erschließen. Mütter, was sie in der Familie sind, werden die Frauen dann im öffentlichen Dienst sein.

Wahrlich, wenn zu irgend einer Zeit das Wort Huttens wieder Anwendung verdient hat, so paßt es in den Mund unserer heutigen jungen Mädchen:

„Es ist eine Lust zu leben!“

Emil Strauß, ein deutscher Erzähler.

Von Moeller-Bruck.

Von Hans Thoma gibt es das so anspruchslos klingende und doch so Tiefes besagende Wort: „Da wir Deutsche sind, freuen wir uns auch, wenn wir in der Kunst Spuren von dem finden, was wir als unser Eigenstes erkennen; und die Kunst

Digitized by Google

kann sehr gut eine Antwort sein auf die Frage: was ist deutsch?" Man sollte den Ausspruch sofort anführen, wenn man sich wieder einmal nicht einig werden kann über das Moment des Nationalen in der Kunst. Denn er erklärt darüber dieses sehr Wesentliche, Grundsätzliche, daß wir nicht etwa am Wesen des Deutschen oder sonst eines Volklichen erkennen sollen, was Kunst sei . ., sondern daß wir vielmehr umgekehrt am Wesen irgend eines Kunstwerkes erkennen können, was deutsch oder überhaupt volklich ist. Mit Einzel- und Schlagwortforderungen wie Heimatkunst oder Reichskunst ist wenig getan. Man überlasse die eine, die im besten Falle irgendwie das Herauswachsen eines besonderen Menschen aus seiner engen Heimat ins weite Allgemeinmenschliche geben kann, sonst aber Winkelkunst ist, ruhig den Herren Lokalpoeten. Und die andere, die wohl in bewußt imperialistisch-pangermanischer Weise das künstlerische Fazit aus der Einigung Deutschlands ziehen soll, überlasse man den Herren Théâtre paré-Dilettanten. Aus der Einigung Deutschlands nimmt unbewußt sowieso schon jeder, der heute lebt, seine beste Kraft. Im übrigen aber besinne man sich darauf, daß es eine unnationale Kunst auch überhaupt nicht gibt, daß selbst die internationalste unter ihrer kosmopolitischen Decke noch einen besonderen Rassewert und Keim haben wird, weil ein wahrhafter Künstler seine Heimat so wenig in sich auszuschalten vermag wie seine Jugend . . und endlich: daß hier, im Nationalen, der Unterschied zwischen den einzelnen Künstlern eben gar nicht zu suchen ist, daß der einzige kleine, für das Persönliche allerdings oft belangvolle, der da überhaupt zu finden wäre — zwischen denen, die wirklich etwas wollen und können — höchstens der sein könnte, daß man den einen als etwas mehr oder weniger deutsch als den anderen ansehen müßte, und inwiefern. Doch damit hätte man, wohlgemerkt, lediglich einen Artunterschied. Denn der Wertunterschied wird in der Kunst von etwas ganz anderem bestimmt: von dem Mehr oder Weniger eben jenes Wollens und Könnens. Thoma selbst gibt den besten Beleg ab für all das. Er ist gewiß der allerdeutscheste unter den Malern unserer Epoche. Er ist so deutsch, daß selbst ein Böcklin neben ihm wirkt wie ein mächtiger stiernackiger Kondottiere des Quattrozento, freilich einer, der schon den Giorgioneblick hat. An Innigkeit, als der Gefühlsweise, die wir Deutsche „als unser Eigenstes erkennen", kann deshalb auch Thoma an Böcklin heran, kommt er über ihn hinaus. An Pracht und Wucht und Glut des inneren Blickes wie der äußeren Anschauung, in des letzteren Renaissancesinne, steht er dagegen zurück;

Digitized by Google

weshalb aber Böcklin noch durchaus nicht als undeutsch oder anderseits Thoma infolge seines größeren Deutschtums auch als die größere Erscheinung empfunden werden muß. Nein, einen Menschen und Künstler soll man nach seinem Menschen- und Künstlerwert abwägen, sobald es sich darum handelt, festzulegen, was er neben anderen Menschen und Künstlern für die ganze Menschheit und deren Kunst bedeutet. Die Frage, wie treu er sich dabei zu den Nationaleigentümlichkeiten seines Volkes verhält, ist eine Unterfrage . . sie kann, sie muß manchmal gestellt werden, gewiß, immer nämlich, wenn das Verhältnis ein so inniges zu sein scheint, daß sie jenes Persönliche, auf das ich schon wies, geradezu bestimmt, und man sonst keine rechte Rechenschaft bekommen würde über das, was dieses Persönliche von den anderen unterscheidet. Bei Hans Thoma ist es der Fall. Die mächtigste Quelle seines Schaffens ist natürlich auch das Allgemeinmenschliche, aber die sichtbarste ist das Deutsche; an dem erkennt man ihn.

Ähnlich wie er unter den Malern unserer Epoche, steht unter ihren Dichtern Emil Strauß da: er ist der allerdeutscheste von allen.

Menschlich trennt die beiden dabei vieles. Schon daß Strauß jung ist, ein Mann, dessen Leben wohl erst jetzt gerade zu seinem vollen Sommer aufblüht. Die Jahre an sich kommen dabei noch nicht einmal so sehr in Betracht. Denn ich glaube, auch der alte Strauß, dereinst in seinem Herbst und gegen seinen Winter hin, wird nicht die genaue Dichterergänzung zum Maler Thoma sein. Beide haben gemeinsam, daß sie in ihrem Herzen stets jung waren, jung bleiben werden. Aber die Äußerung dieser Jugendlichkeit ist bei Strauß eine andere.

Bei Thoma hat man immer so ein ganz klein wenig die Empfindung, der liebe Gott selber — der in seiner Güte ja auch nicht „alt" werden kann — habe Pinsel und Palette genommen, nicht als zorniger Donnerer, sondern als freundlicher, milder Herr, und sei unter seine Menschenkinder gegangen, um ihnen für die Tage und Stunden, in denen sie sich nach Not und Arbeit so recht von Herzen ausfreuen dürfen, auch recht was Schönes zu malen. Bei Strauß hat man diese Empfindung, die sich schon bei sehr frühen Thomas einstellt, gar nicht, ganz und gar nicht. Seine Kunst ist kein stilles Weihegeschenk fürs Leben, sondern dem Leben selbst abgerungen, dem lauten, wechselvollen, rastlosen. Auch er meint es „gut" mit den Menschen. Doch sein Blick für ihr Leiden ist mehr helfender Heroenblick, als tröstender Christus-

Digitized by Google

blick, als tröstender Patriarchenblick, wie ihn Thoma hat. Und einmal macht Strauß die Bemerkung, da er von des Wesens „krummen Bahnen, Zickzackwegen und Sprüngen“ redet, daß er auch „nicht gar so neugierig“ sei: „bin schon an manchem Vorhang vorbeigegangen! hab an meinen Sprüngen genug!“ Und das meinen“ ist unterstrichen. So ist Straußens Kunst denn auch „seinem“ Leben abgerungen. Thoma ist gewiß auch einmal ein rechtschaffener Jüngling gewesen, so wie er sein muß. Aber „Sprünge“ — im Sinne des jungen Bismarck, des jungen Böcklin — kann man sich schwer zu ihm denken. Zu Strauß wohl.

Was der seither geschaffen, das hat er ersichtlich und ziemlich wortwörtlich am eigenen Leibe zu erleben gehabt. Und was er zu erleben gehabt, das kam her aus jener Unruhe des brausenden Blutes, die den jungen Deutschen so oft und so lange festhält beim Erleben und fernhält vom Schaffen. Seine Dichtungen sind nicht — wie das ja auch vorkommt, ich erinnere an alle eigentlichen Stürmer und Dränger — das ganz unmittelbare Erzeugnis der jungen Unruhe, ihr sofortiger Niederschlag, sondern sind schon mehr die herzhafte Abrechnung mit ihr, ihre handfeste Bändigung, ihre bedachte Zwingung in Form. Straußens Sturm und Drang liegt hinter ihm, liegt in seinen frühen Erlebnissen. Und er kam mit seinen Dichtungen, als das eigentliche Jünglingsalter vorüber und sozusagen einer Jugend in Mannheit gewichen war. Das ist bezeichnend für den Dichter — das ist bezeichnend für die Dichtungen. Nur so läßt sich ihre volle Reife und goldhelle Klärung begreifen. Weil die Seele zu schweigen wußte in einer Zeit, da sie doch nur stammeln gekonnt, sprach sie hernach um so tönender, sprach sie hernach nie daneben, sondern gerade auf ihren Gegenstand zu und ihn voll ausdrückend. Wohl merkt man jene Unruhe namentlich den ersten Dichtungen hie und da noch an. Aber das ist natürlich, daß die Verfassung, der sie entstammen, nun, da der Dichter sich ihrer zum ersten Male entäußern will, wilder aufzuckt und im Niedergeschriebenen nachzittert. Wäre dem nicht so — man müßte auf innere Kälte und Starre, auf eine Teilnahmlosigkeit dem nun doch einmal Erlebten gegenüber schließen. So aber kommt die Linie dieses Erlebten in die Erzählungen, soweit sie vom Erzähler handeln, eine leise, feine, nervöse Linie, und zieht sich fast problematisch vibrierend in das maskuläre, muskulative Bild, das man sich sonst von Strauß machen muß. Freilich, im großen ganzen überwiegt das Bodenfeste, Wuchsstarke eines derartigen Eindruckes nach wie vor durchaus; und das eigentliche

Digitized by Google

Tempo der Erzählungsart Straußens ist niemals weich oder unruhig, sondern immer stetig, bestimmt und sich zielsicher verbreitend. Denn Strauß gehört zu denen, die das Leben gelehrt hat, ihre Nervosität zu beherrschen — wie man im einzelnen sehen wird. Doch unterdrückt noch gibt sie seiner Kunst den modernen Zug.

Nein, im Menschlichen liegt nichts, was Strauß, der ganz ein Mensch der Zeit ist, mit Thoma verbindet, welcher in seiner Simplizität die Komplikationen nicht kennt, immer in deutschen Landen gelebt haben könnte, wenn er auch dann, als Zeitgenosse Stephan Lochners etwa, natürlich nicht ganz „so" gemalt hätte, wie heute, als einer, der einst gar manche Stunde vor gar manchem Millet gestanden haben mag.

Was die beiden, Strauß und Thoma, einzig nahe bringt, ist der unendliche Heimatston, den sie in gleichem Grade haben, in gleichem Grade stark, untrüglich und unverfälscht.

Das ist um so auffallender, als gut die Hälfte dessen, was Strauß seither geschrieben, gar nicht in der Heimat spielt — die nebenbei bemerkt Schwaben ist —, sondern auf amerikanischem Boden, in Brasilien. Aber das deutsche Element ist das erste und letzte und einzige in den betreffenden Erzählungen, mit ihm ist durchsetzt, belebt und ausgestaltet, was Strauß drüben an Menschlichem und Dinglichem gesehen und erfahren. Geradeso, wie die Sprache sich, ich möchte sagen, ausschließlich deutschseitig in die deutscheste Empfindung schmiegt, die ein Ausgewanderter haben kann, ins Heimweh, geradeso macht sie sich auch ausschließlich deutschseitig an den Ausdruck irgend einer Niggerempfindung oder an die Schilderung sonstiger Exotica, einer Kolonistenstation, einer Kneipe, selbst ganzer Kleinigkeiten wie einer fremden Blume, Frucht und dergleichen. Immer ist es nicht der patriotische, wohl aber der instinktiv stammliche Standpunkt, von dem aus gesehen und gewertet wird. Wohl liegt die Welt in ihrer ganzen herrlichen Weite und Vielheit völkerverbunden da. Aber man fühlt, das Auge, das da auf ihr ruht, das Herz, das da in sie hineinhorcht, hat vordem aus dem Märchen einer deutschen Mutter die Erscheinungen fassen gelernt und nun nicht vergessen, daß die ersten lebenbestimmenden Erscheinungen nicht aus dem Meer oder dem Urwald vor dem Knabengemüte erstanden, sondern daß sie aus einer deutschen Umgebung — Stube, Stadt oder Landschaft — ihm in die sich bildende junge Seele gewachsen sind. Die Wirkung einer solchen Erfüllung des ganzen Menschen mit

Digitized by Google

blonder Rassigkeit geht soweit, daß selbst bei der Schilderung eines unbelebten Milieus sich um den jedenfalls durchaus naturwahren Umriß noch ein zweiter zu legen scheint, den wir alle kennen, die wir nie in Brasilien gewesen sind, aber die landwirtschaftliche Linie unseres Landes gleichsam im Blute haben: Um Gebirgsumrisse, in Talausschnitte, über Städteansichten ist ein Bogen gezogen, der seine Silhouette ganz von unserer deutschen Anschauung empfangen hat; eine Sonne leuchtet darauf, wie sie an unserem Himmel lacht, oder ein Mond steht darüber, der wie bei uns sein silbernes Licht in die Rillen des Dunkels gießt. So hat sich Strauß den schlichten Zauber, wenn man will — hier in diesem exotischen Zusammenhange ist das verpönte Wort gestattet — die „Poesie" unserer Sprache gewahrt. Und ich glaube, wenn er ein Zolastück geschrieben hätte, die Wirkung seiner Anschauung und seiner Art, sie zu vermitteln, würde keine andere sein. Das ist die Form und der Inhalt? Wie kommt man überhaupt als gebildeter Mensch aus Schwaben nach Brasilien? Mir scheint, nichts minder deutsch!

„Ja, ja! die Unruhe! das unruhige Blut! nicht wahr, da trabt man auf geborgten Pferden durch den brasilianischen Urwald — was könnte drüben sein!" sagt einmal ein älterer Ausgewanderter, ein deutscher Professor, zu einem jüngeren. Der darauf, fast trotzig auffahrend: „Unruhe? Unruhe? Meinen Sie sich? Wanderlust Vers neunundneunzig: ‚nach Brasilien, nach Brasilien, Alter, tu das Moos bewilligen!' Ein Dreihenker! Ich hab doch vor vier Jahren auch schon gelebt! — Unruhe!" Aber von dem, der das antwortet, und es ist derselbe, der alles erzählt, heißt es dann, daß er nach seinen Worten klanglos hinausgelacht . . . Ja, ja! Die Unruhe! Das unruhige Blut! An dieser Stelle braucht Strauß das Wort selbst, und es gibt ja auch kein anderes für jene Verfassung: es ist zu schließen, daß er es von sich selbst braucht.

Man hat sich wohl einen jungen Mann zu denken, der daheim nicht gut getan . . . oder auch einen, dem man daheim nicht gut getan . . . oder vielleicht war es auch nur der alte und so echt germanische Abenteurergeist, der in die Weite getrieben, der Drang zur Freiheit, die lockte, nicht der Zwang der Notwendigkeit, die hinauswies. . . Auf jeden Fall also einen jungen Mann, der irgendwelchen äußeren oder inneren Grund hatte, die feste bindende Beziehung zum Dasein, die er im Vaterlande nicht finden gekonnt, draußen in der Welt zu suchen. Und

Digitized by Google

so geht er nun, seine Zukunft zu erproben — in der Erinnerung noch die fröhlichsten Schwänke, die aus dem alten Leben, wie es jetzt hinter ihm liegt, so oft Lust gewirkt, in der Ahnung aber schon den pfeifenden Ton ernster Lebenslieder, die ihm vor dem neuen, das vor ihm liegt, vielleicht aufgespielt wurden. Noch nimmt er sie nicht allein ernst. Noch gibt sich der junge Mann mehr als Schlenderer, denn als einer jener bewußten Pioniere, deren Wille ungeduldig der Kämpfe harrt, die kommen sollen, deren Blick hart blickt, grausam, gleichgültig, deren Ellbogen straff gespannt liegt, um rechts und links Gleichkämpfende niederzudrücken. Das ließe auch das Herz des jungen Mannes gar nicht zu. Aber eine Spannung vor dem Ungewissen ist doch da, eine Spannung, die gleichermaßen Furcht wie Mut ist, vielleicht — wie so oft bei Herzmenschen — an der Furcht vor dem Mut, der eigentlich nötig wäre. Und ob man nun einen freiwilligen oder unfreiwilligen Amerikafahrer annehmen will: Abenteurergeist ist's, der dahinter steckt, echter alter germanischer Abenteurergeist. Und genau wie seine Vorväter, ehe sie zur Tat schritten, will dieser junge Mann sich erst noch eine Weile „verliegen". Doch nicht in müßigem Schauen und lässigem Abwarten allein läßt er die Tage vergehen, und vor allem nicht in sorglosem Genießen allein. Das bezeichnet nur die äußere Lebensführung. Vor seiner inneren Selbstbeobachtung bringt er sie — und hier kommt der moderne, schon leicht problematische Zug, den ich erwähnte — in eben jener aus Unruhe geborenen Spannung zu: was . . . werden . . . wird!? Nur, wie ebenfalls schon gesagt, ist's eine Nervosität, die bei Strauß die Vitalität nicht untergräbt, menschlich, und die künstlerisch denn auch meist nur zwischen den Zeilen wahrnehmbar ist.

Immerhin ist aus dieser Doppelstimmung an Nervosität und Vitalität das ganze Buch erster Erzählungen gekommen, die Strauß dann später, als er in die Heimat zurückkehrte, herausgab. Es heißt sehr bezeichnend „Menschenwege" und faßt die drei Stücke: „Am Ruder", „Auswanderer" und „Prinz Wiedewitt".

Es sind noch gar keine richtigen Erzählungen. Oder vielmehr gerade, richtige Erzählungen sind's, aber es sind keine richtigen Novellen. Vor allem nicht im Sinne jener knappen, doch inhaltsschwer zusammengedrängten Lebensstudie, deren Form im vergangenen Jahrhundert langsam erobert und dann von Maupassant namentlich zu einem vollen Siege geführt wurde. Fast nichts erinnert an diese Art, in raschem, sicherem Tempo

Digitized by Google

zu einer Tiefe hinabzusteigen, sie entweder selbst zu beleuchten oder das ganze Licht des Tages und der Wahrheit in sie hineinzuleiten, so, daß man dann rings freien Umblick und Einblick hatte über und in irgend eine Verwirrung der Geschehnisse, wie sie das Leben mit sich bringt. Strauß bindet sich nicht an diese Manier. Er bindet sich eigentlich überhaupt an keine Manier, ist vorläufig ohne bestimmte Form. Später bekam er dann seine eigene und die kündigte sich in diesen ersten Erzählungen schon an; man kann sie erkennen, verfolgen, sich bilden sehen; weil es ja eine alte Erfahrung, daß die beste Rechenschaft über alles Gewordene sein Werdendes, über alles Fertige sein Unfertiges von vordem abgibt. So muß man denn sagen, daß es Strauß' Wesen ist, einfach zu vermelden, schlicht aneinanderzureihen, was er in sich selbst und um sich her wahrgenommen hat. Das ist das ganze Geheimnis seiner Kunst. Man wird meinen, es könne nichts Simpleres für einen Erzähler geben. Doch in Zeiten der Differenzierung, wie heute, ist es das Schwerste, das Simple zu sehen und zu tun. Freilich, wir töten sie ja auch langsam in uns ab, diese Zersplitterungen, Vielfachheiten und Spaltungen unserer Seele, lassen diese gesunden zur Einheit: Strauß ist ein Zeichen dieser Wandlung, die mit dem modernen Menschen vor sich geht. Ein eigentlicher Mittelpunkt fehlt den ersten Erzählungen noch — und er wäre auch schon deshalb ganz unmöglich, weil der Erzähler sich in keine eigentliche Handlung stellt, die einen Konflikt bedingte. Und er stellt auch andere in keine Handlung. Er berichtet höchstens von Handlungen, die er einmal getan, erlebt oder die andere einmal getan, erlebt. Geradeso, wie er von seinen Stimmungen berichtet und sie nicht etwa autoanalytisch auflöst. Im übrigen aber sind Szenen, wie sie typisch sein mögen für die Auswandererwelt und das ganze Leben drüben, lebendig gemacht und bunt bewegt in das Licht ihrer zugehörigen Farben gesetzt. Und alles das schlingt sich dann zusammen zu einem Ganzen, das den einen unsichtbaren Mittelpunkt des Selbsterlebten hat: von dem kommt Statik und Stabilität in die Erzählungen und in den Ton des Erzählenden ein Gleichklang, der sich überallhin und überallher gleichmäßig verteilt und das Erzählte dahinfließen läßt, gleitend, mühelos und voll selbstsicherer Gewalt.

Seit Gottfried Keller konnte man das nicht mehr — wollte es, durfte es auch freilich gar nicht können. Denn die Aufgabe in der Zeit des Impressionismus hieß: sich nicht mehr über Ge-

Digitized by Google

schehenes gleichsam peripherisch zu verbreiten . . . sondern Geschehenes konzentrisch zu verdichten. Man strebte nach einer Ineinandertechnik, statt nach einer Hintereinandertechnik. Strauß hat die letztere wieder, kann wieder, was Gottfried Keller konnte, und die alten Meister der Erzählung.

Damit ist gesagt, welche Entwicklung er — als moderner Mensch dabei — durch unsere gegenwärtige Literatur hindurch weiterführt: Er ist der Überwinder des Impressionismus in Komposition und Diktion und anderseits der Bringer einer erneuerten chronistischen Erzählweise — für Deutschland. Natürlich kann er sich dabei sehr wohl von diesem Impressionismus vorher mancherlei zu eigen und zu nutze gemacht haben. Und man merkt es denn auch namentlich seinen Schilderungen an, daß er gewisse Errungenschaften verwertet, zum mindesten kennt. Aber über das Prinzip ist er hinausgekommen und deshalb ist seine Prosa so deutlich die neue Prosa.

Und wenn ein Skeptiker den Kopf dazu schütteln sollte, wenn er sich noch durchaus keine andere Prosa denken kann, als die, welche im Seelischen wie im Gegenständlichen auf der Betonung, der Beschattung oder Beleuchtung der Punkte, Flecke, Flächen verharrt und so mit dem Pointilismus der Monetschule korrespondieren mag, statt den Fluß der Linie wieder aufzunehmen — jedoch ohne sie zu stilisieren, denn mit einer Stilisierung hat Strauß' Art nichts gemein — sondern so aufzunehmen, in großzügiger Lebendigkeit, wie's in der Malerei alle tun, die heute wieder mehr an Millet anknüpfen: nun, so lese dieser Skeptiker Strauß' letzte Erzählungen und er wird, wenn er sich im Gegensatze zu ihnen etwa einiger Maupassantscher Novellen erinnert, den gewaltigen Unterschied schon herausfühlen, der zwischen der neuen und im Grunde alten, ewigen Manier ist und der von gestern, von der wir heute wissen, daß es nur eine allerdings sehr notwendige, weil wieder „Sehen" lehrende Übergangsmanier gewesen. Wenigstens wird er's herausfühlen, wenn er, was bei Skeptikern ja nicht immer der Fall ist, das Herz auf dem rechten Platze hat. Herz aber gehört zu Strauß nun einmal. Und dann erst kommt meinetwegen der Kunstverstand. Schon deshalb, weil man bei Strauß durchaus zuerst auf das Menschliche stößt und dann erst sich erinnert, daß es ja auch noch ein Technisches gibt, das auch diese Erzählungen haben müssen, freilich verhüllt, absichtslos im Hintergrunde wirkend.

Für dieses Menschliche ist unter den ersten Erzählungen

Digitized by Google

namentlich die letzte bezeichnend, die die Überleitung zu den späteren bildet, schon weil sie die gerundetste ist: „Prinz Wiedewitt". Ein blühendes Wirklichkeitsmärchen liest man, wie es sonst tatsächlich nur der Meister der „Leute von Seltwyla" erzählt haben könnte. So wundervoll schön ist es und so todtraurig ernst. Und der „alte Keller", wie man ihn in Zürich noch immer nennt, hätte dazu genickt, wenn er's gelesen, indes sich ihm die Gefühle da in der Brust 'rum eigentümlich schwer zusammenzogen: So ist's, so ist's, 'sis weh mit uns! Und um nicht wehleidig zu werden, wäre er in seiner bärbeißigen Art noch schlimmer dreingefahren und hätte aus Schmerz und Rührung und mit Grimm und Lärm das Leben „untergekriegt", wie er es „unterzukriegen" gewohnt war.

„Prinz Wiedewitt" ist die Geschichte von einem unsagbar lieben, blondgoldenen Mädel, einem reichen Niggerwulst und einem deutschen Trompeter, der's bitter büßen mußte, daß er nicht rechtzeitig erkannte, wie Handeln am Ende doch immer besser ist, als „sich verliegen"; denn des lieben, blondgoldenen Mädel Schicksal, das ursprünglich eines zum Glück gewesen, zu seinem Glück, wandelt er dadurch in Unheil, Wahnsinn und Verzweiflung. Ein Kind noch, unwissend, was ihrer wartet, läßt sie sich von dem Nigger heiraten. Aber schon in der Brautnacht stürzt sie voll Ekel davon. Und der Trompeter, bei dem sie wohl wiederliebend geblieben wäre, mag sie suchen, so viel er will, er findet sie nicht und hat nun in alle Zukunft Grund, so „klanglos hinauszulachen", wie ich es schon einmal von ihm erzählt.

Vitalmoral, wenn auch in negativem Bezug, hat dieses blühende Wirklichkeitsmärchen. Und man kann sie nicht nur in Amerika brauchen. Ja, man wird sehen, daß Strauß sich noch weiter mit ihm abzufinden hat, mit dem energetischen Ruck und Tuff, der die Stunde nutzen heißt, und daß sich nach ihm seine ganze Lebensanschauung ordnet.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstweberei im Altertum.

Von Ernst Krüger.

Die Geschichte der Kunstweberei behandelt die Verzierung der gewebten Stoffe, von der einfachen Färbung derselben anhebend, durch die regelmäßige Musterung hindurch bis zu den gewebten Tapetengemälden, zu denen die Kartons zu liefern selbst ein Raffael und Rubens nicht verschmähten.

Dieser Abschnitt der Geschichte menschlicher Arbeit ist um so belehrender, als diese Tätigkeit schon in die frühesten Anfänge der menschlichen Kultur zurückreicht und die Gewebe und ihre Ornamentierung bereits den kunstindustriellen Charakter zu der Zeit an sich tragen, wo die Völker des Orients in die Geschichte eintreten. Es ist aber auch dieser Abschnitt der Geschichte menschlicher Arbeit um so interessanter, als wir, trotzdem Überreste dieser Tätigkeit aus dieser Jahrtausende zählenden Zeit nicht mehr vorhanden sind, doch einigermaßen Belege an der Hand haben, wie diese Produkte beschaffen sein mochten, weil diesen Völkern eine Tradition zur Seite steht, nach welcher man noch heutzutage in derselben Weise und mit denselben einfachen Hilfsmitteln so kunstgerechte und farbenprächtige Gebilde herstellt, daß wir mit unseren so außerordentlich vervollkommneten Maschinen an diese Erzeugnisse noch nicht herankönnen.

Der gleich reiche Stoff zum Nachdenken drängt sich uns auf, wenn wir, von der Art und Weise der Produktion gänzlich absehend, uns das Material betrachten, aus welchem vom Uranfang bis heute die Gewebe hergestellt sind.

Wir begegnen da den vier Hauptstoffen, der Wolle, Seide, dem Flachs und der Baumwolle, deren zwei der Tierwelt, die anderen zwei dem Pflanzenreiche angehören.

Wir wissen nun nicht, wie die Menschen gerade auf diese vier Stoffe gekommen sind; wir haben auch keine Ahnung, wie die Menschen auf die Idee gebracht worden sind, die Fasern des Flachses und Hanfes zu gewinnen und den schwierigen Prozeß bis zu deren Verarbeitung durch die Spindel und den Webstuhl mit so einfachen Mitteln zu lösen; wir können es uns durchaus nicht klar machen, durch welchen Vorgang oder besser, durch welchen Zufall es den Menschen nahegelegt wurde, das Gespinst des Seidenwurms gleichsam wieder zurückzuspinnen und aus diesen

Digitized by Google

dünnen Fäden ein so dichtes und schimmerndes Gewebe herzustellen, das von jeher bis zur Stunde dem Luxus und der Pracht diente.

Das Bewundernswerteste aber ist, daß wir nach Tausenden von Jahren trotz unserer ungeheuren Fortschritte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens, trotzdem wir der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht, ihre Gesetze ergründet und ihre gewaltigsten Kräfte uns dienstbar gemacht haben, noch nichts Besseres oder nur Gleiches haben entdecken können, was dem ebengenannten Material auch nur im mindesten den Rang streitig gemacht hätte.

Es ist ein sehr natürlicher Gang, daß der Industrie der Handel, dem Handel der Wohlstand, dem Wohlstande die Kunst, die Wissenschaft, die politische Bedeutung folgt. In einem ganz großartigen Maßstabe zeigen uns dieses die Niederlande im Mittelalter, wo mit den Webereien in Flandern und Brabant sich deren industrielle, kommerzielle und politische Bedeutung außerordentlich hebt, zugleich aber auch durch den gewonnenen Reichtum und die Wohlhabenheit der Bürgerschaft die Kunst zu einer seltenen Blüte und Bedeutung kommt. Wir sehen dieses wieder an den norditalienischen Städten, deren Wohlhabenheit, Größe, Kulturhöhe und politische Bedeutung von der Zeit anfängt und wächst, als in denselben die Seidenmanufakturen entstanden; wir sehen dieselbe Erscheinung in der Gegenwart bei England und Nordamerika, in welchen großen Reichen die Baumwolle sogar die Politik lenkt; wir finden dasselbe bei Frankreich, so daß bei Mißernten in den Baumwolldistrikten oder bei Krankheiten der Seidenraupe nicht bloß Millionen an Geld, sondern auch die Existenz von Millionen Menschen in Frage gestellt werden.

Nach diesen durch die Natur der Sache gebotenen Erörterungen wollen wir zum eigentlichen Thema übergehen. Das Material, welches für unsere Zwecke in Betracht gezogen werden muß, ist nun weniger Flachs und Baumwolle, als Wolle und Seide.

Das Linnenzeug deshalb nicht, weil im ganzen Altertum Linnen doch mehr zu Unterkleidern diente, welche nur ganz feine Verzierungen mittels Stickerei zuließen; denn erst mit dem Ausgange des Mittelalters spielt Linnen eine Rolle als Tisch- und Tafelzeug, später als Damastweberei und bei der Spitzenfabrikation.

Es ist eine unnütze, weil unlösbare Frage, bestimmen zu

Digitized by Google

wollen, welches von den bezeichneten vier Materialien das geschichtlich älteste sei.

Ebenso unbeantwortet bleibt die Frage: Wie ist die Ornamentierung dieser gewebten Stoffe entstanden? Wie oder besser, nach welchen Prinzipien hat sich dieselbe weiter entwickelt?

Wir können da nur Vermutungen aufstellen und nach Analogien schließen, daß man jedenfalls von der einfachen Linie zu den zusammengesetzten Linien, dem geometrischen Muster, überging, von da zum Pflanzenmuster, dann zum Tierornament fortgeschritten sei, bis man endlich in den figuralen Motiven und reichen Szenerien sich zum Höhepunkt aufgeschwungen habe.

Endlich harrt auch noch die Frage der endgültigen Lösung: Ist die Stickerei der Weberei vorangegangen? oder umgekehrt, hat die Weberei die Stickerei erst hervorgerufen? Ziel und Wirkung sind bei beiden gleich; nur die Art und Weise, das zierende Muster herzustellen, ist verschieden. Bei der Weberei entsteht das Ornament zugleich mit dem Gewebe, also auf mechanischem Wege; die Stickerei bedarf als Grundlage eines gewebten Stoffes, und trägt die freie künstlerische Hand den Schmuck auf.

Die Entstehung der Ornamentation gewebter Stoffe läßt sich jedenfalls einfacher und naturgemäßer denken, da dem Weben jedenfalls das Flechten in Bast, Binsen, Stroh ꝛc. vorausging, und man an diesen ersten Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes schon ein gewisses Vorbild für die Weberei hatte. Die Stickerei setzt jedenfalls das Nähen voraus, also eine Tätigkeit, welche weit komplizierter und schwieriger ist. Die Ausdrücke, durch welche die Alten die auf Geweben vorkommenden bildlichen Darstellungen bezeichnen, lassen sich ebensogut auf Weberei wie auf Stickerei beziehen. Semper ist der Ansicht, daß die Kunststickerei sicher älter sei als die Kunstweberei, wenn man darunter das Darstellen von Figürlichem versteht, dagegen möchte die Buntweberei früher entstanden sein als die Buntstickerei, d. h. als das einfach gestickte Muster, welches als Nachahmung des gewebten Musters gelten kann und der Vorschrift des gewebten Netzes folgt.

Für die Kunstweberei der Alten haben wir nun vorzugsweise die Wolle als Material hierzu anzusehen, wie dies auch die erhaltenen Monumente aus Assyrien, Babylon und teilweise auch Indien beweisen.

Auch den Hellenen war in ihrer höchsten Kulturperiode die Wolle der beliebteste Kleidungsstoff, deren voller Faltenwurf an

Digitized by Google

die Stelle der bei den ionischen Griechen beliebten gekniffenen und welligen Linnen- und Baumwollenzeuge trat und so der griechischen Kunst ihren eigentümlichen Charakter der edlen, ausdrucksvollen Behandlung der Falten verlieh. Von Wolle waren die gestickten babylonischen, von Wolle die berühmten vielfädigen gewirkten alexandrinischen Stoffe, so gut wie die phrygischen golddurchstickten, sogenannten attalischen Teppiche und Gewänder Wollen- und nicht Seidenzeuge waren.

Überhaupt gibt in Asien das große Kulturland am Euphrat und Tigris, Assyrien, den Ton an und beherrscht mit seiner Kunst und Industrie von 1200 v. Chr. bis 600 n. Chr. die benachbarten und von ihm abhängigen Länder Babylon, Persien, Medien bis hinauf zur kleinasiatischen Küste und an die Ufer des Schwarzen Meeres.

Weberei und Stickerei sind da zu einer außerordentlichen Höhe entfaltet, und überragt auch die Ornamentation der Assyrer weit die der Ägypter, welche über das geometrische Muster nicht hinausgekommen sind.

Wir haben bei den Assyrern nicht bloß Sterne und Rosetten aneinandergereiht oder in geschickter Anordnung verteilt; nicht allein gewundene, mäanderartige Linien, palmettenartiges Laubwerk, sondern wir haben reiche figürliche Darstellungen, symbolisch religiöse Szenerien, Tierkämpfe, dann jene phantastischen Tiergebilde mit Menschenantlitz, Löwenkörper mit großen Flügeln versehen, deren Zusammensetzung einer ungeheuer reichen Phantasie entstammt, welche in das Dunkel der Naturgeheimnisse zurückgriff und ein kühnes Gebilde schuf, um die Macht der Natur zu veranschaulichen. Und welchen Höhepunkt mochten sie in der Teppichwirkerei erklommen haben, da die babylonisch-assyrischen Teppiche schon im höchsten Altertume durch das ganze Kulturland Asiens berühmt waren! Diese Teppiche schmückten die königlichen Paläste und Tempel, dort teilweise oben als Fortsetzung der in Alabaster gehauenen Staats- und Herrschergeschichte, welche an dem unteren Teile der Paläste jedem Eintretenden die Großtaten der Herrscher und des Volkes vor Augen stellte, oder teils, um die Lichtöffnungen zu verdecken, teils die Eingänge zu schließen, oder auch um Räume abzusondern, hier aber als reiche Behänge an den Wänden oder als Belege für den Fußboden, um die Schritte der Eintretenden zu dämpfen und durch die herrschende Stille die Nähe der Gottheit um so fühlbarer zu machen.

Digitized by Google

Die Ornamente dieser technisch wie künstlerisch hochinteressanten Teppiche betrachteten die Juden, die Ägypter, die Griechen mit staunender Bewunderung. Sie sahen darauf die chimärischen Tiergestalten und die Kämpfe unerschrockener Männer mit ihnen, wilde Jagden mit Löwen und Tigern, Darstellungen aus dem Leben, dahinbrausende Reiterscharen, Kämpfe und Schlachten zur See und zu Lande, Gebilde der Sage und wirklicher Begebenheiten der Geschichte, denen die Griechen Erklärungen aus ihrer eigenen Religion, aus ihrer eigenen Vergangenheit unterlegten, gerade so, wie 1000 und 1200 Jahre später die christliche Welt den von den Assyrern und Neubabyloniern überkommenen phantastischen Tiergestalten in der Kunstweberei symbolische Bedeutung beimaß.

Wenn auch nun die Griechen, welche in der ältesten Zeit dieselbe Tracht hatten, wie sie an der kleinasiatischen Küste gebräuchlich war, nach den Perserkriegen sich mehr und mehr von allem orientalischen Einflusse befreiten und die ganze Ornamentation der Gewandung auf die Säume der Mäntel beschränkten, und wenn auch die Römer hierin den Griechen folgten und die gestickten Säume sogar auf den einfachen Purpurstreifen zurückdrängten, so konnten sie sich von dem allgemeinen Bedürfnisse nach kunstreich gewebten oder gestickten Decken und Teppichen doch nicht lossagen, und blieben in dieser Hinsicht Griechenland wie Rom die ganze Zeit ihrer politischen Blüte von dem Oriente abhängig und demselben dienstbar. Eine wirkliche Revolution aber bewirkte das Auftreten der Seide.

Ist der Charakter der Wolle plastisch, so ist der der Seide malerisch.

Obwohl Seidenstoffe bei den Chinesen urkundlich bis in das 26. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nachweisbar sind — denn von den Chinesen erlernten die Inder erst die Seidenzucht — so faßte dieses kunstindustrielle Produkt doch erst unter den Sassaniden in Westasien, Persien tiefere Wurzeln, wenn auch zugestanden werden muß, daß schon weit früher fertige Stoffe durch den Handel vermittelt wurden. Es ist ja bekannt, daß sich auf der Insel Kos eine besondere Seidenindustrie etabliert hatte, welche wahrscheinlich darin bestand, daß schwere halbseidene Gewebe aus China wieder aufgetrennt und die seidenen Ketten oder seidenen Einschläge mit Hinweglassung der Zutat von Baumwolle wieder neu zu sehr leichten und durchsichtigen Geweben verarbeitet wurden.

Digitized by Google

Wir können für die Seidenindustrie in Europa vier Perioden festsetzen.

Die erste Stilperiode vom 12. Jahrhundert bis zur Zeit der Hohenstaufen.

Die zweite Stilperiode vom 12. Jahrhundert bis in die Zeiten Karls IV. 1347.

Die dritte vom Schlusse des 14. Jahrhunderts bis Anfang des 16. Jahrhunderts. Endlich:

Die vierte Stilperiode von der Renaissance bis zum Rokoko, der Mitte des 18. Jahrhunderts.

In der ersten Periode, welche wir auch die orientalisch-byzantinische nennen können, wo die Anwendung von Seidenzeugen allgemeiner wird, herrscht der neubabylonische Einfluß vor, der unter den Sassaniden sich gebildet hatte. Die Stoffe dieser Periode waren sehr schwer und dicht gewebt, und im Anfange derselben meist ungemustert. Das Bildwerk wird durch Stickerei aufgetragen. Ist Musterung da, so besteht dieselbe, aber erst von der Karolingischen Periode abwärts, aus den persischen Tierdessins, gewöhnlich zweifarbig, später mit Gold broschiert, verbunden mit quadratischen, polygonen, kreisförmigen, gekreuzten, gestreiften und sonstigen geometrischen Mustern. Diese Tiere, oft in der byzantinischen Form, waren nun Löwe, Elefant, Adler, Pfau, Hirsch, Einhorn, Pferd, Vögel, Tiger ꝛc. umgeben von kleineren Waldtieren, die ihnen entfliehen oder als Beute zulaufen, dann kleines Federwild, Fasanen, Enten, Schwäne, Schwalben, dann eine Menge wilder und zahmer Vögel, die aber weder in der Luft, noch auf dem Lande, sondern in der Phantasie des orientalischen Komponisten ihre Existenz haben. Hauptfabrikorte dieser Stoffe sind die Städte des Orients, namentlich Persiens, Alexandrien, später Konstantinopel, dann Sizilien und Spanien unter der Herrschaft der Araber.

Bei den in Konstantinopel gefertigten Geweben kommen oft auch Kreuze in den kleinsten Kreisen als Muster vor, später auch ganze Szenen aus der heiligen Geschichte, namentlich dem Neuen Testament. Daß der Verbrauch dieser Stoffe ein ziemlich umfangreicher war, geht schon daraus hervor, daß nicht bloß die Prunkgewänder der Fürsten, Ritter und hoheu Herren und deren Frauen solche Gewebe bildeten, mehr aber noch wird dieser starke Verbrauch dadurch erhärtet, daß die Kirche für ihre Bedürfnisse, zur Feier der Liturgie, zu Behängen an den Wänden der Kirchen, zu Baldachinen und Vorhängen für den Altar, als frontalia und antependia diese Stoffe vorzugsweise für die höheren Feste benutzte.

Digitized by Google

Die chimärischen Tiergestalten, mit welchen der heidnische oder mohammedanische Orientale das Gewebe geziert hatte, hinderten da nicht im mindesten, indem man denselben symbolische Deutungen und allegorische Beziehungen zu geben gewußt hat und dies auch heutzutage noch versteht. Wir finden sogar auf Kaisermänteln und kirchlichen Gewändern Sprüche des Koran, Namen der Kalifen 2c.

Die zweite Periode beginnt etwas früher als die Zeit der Hohenstaufen mit der Einführung der Seidenwurmzucht in Sizilien durch die normannischen Könige sowie der Errichtung einer königl. Seidenmanufaktur in Palermo und dauert bis in die Zeit Karls IV. (1347). Es war die Zeit, wo die Kunst des Webens dessinierter kostbarer Zeuge bei den Arabern, Mauren ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die hervorragendste Rolle spielt hier die mit dem Palast der normannischen Könige verbundene königliche Manufaktur, Hôtel de Piraz genannt, in welcher Sarazenen neben einigen griechischen Arbeitern und Arbeiterinnen die Werkführer und geschicktesten Produzenten waren.

Weder König Roger noch sein Nachfolger mochten diese geschickten Arbeiter nach der Eroberung Siziliens entbehren, welche selbst nach Einführung griechischer Seidenwirker in der Fabrik zu den tüchtigsten und geschicktesten Kräften zählten, und haben wir hierfür die Belege an den noch vorhandenen teils kirchlichen, teils königlichen Gewändern, welche bald die bisher beliebten Tiermuster tragen, die aber schon in Verbindung mit kräftigem Pflanzen- und Laubwerk eigentümliche Verschlingungen bilden, bald auch streifen- und bandförmig und vielfarbig sind. Historierte Gewebe, d. i. Gewebe mit Szenerien aus der heiligen Geschichte, kommen um diese Zeit nicht vor, da Szenerien aus dem Alten und Neuen Testamente darzustellen der Kunst der Nadel überlassen blieb.

Gleichzeitig mit diesem blühenden Zustande der Seidenmanufaktur unter den normannischen Königen treffen wir auch im maurischen Spanien, namentlich in den Städten Lisbona, Sevilla und Granada, diesen Kunstindustriezweig auf sehr hohem Standpunkte, da sich der Sultan Aben-Alhamur (1248) der Kultur und Fabrikation der Seide derart annahm, daß man diese Seidenstoffe sogar den syrischen Stoffen vorzog. Die maurischen Gewebe in Spanien und die sarazenischen aus Sizilien nannte man, wie wir aus Gedichten provenzalischer Troubadoure und unserer deutschen Minnesänger wissen, „étoffes doutre mer, étoffes sara Zins, moresques etc".

Digitized by Google

Die dritte Periode können wir füglich die gotische heißen, da dieselbe von der Mitte des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts reicht. Die Erinnerungen an den orientalischen Einfluß verlieren sich in dem Grade, als die lombardischen Seidenmanufakturen sich als Meister ihres Faches fühlen. Man verschmäht, zu kopieren, verschmäht es, nur immer Tiergebilde als Dessin zu nehmen, und beginnt, die für Kulturzwecke berechneten Stoffe mit allegorischen Figuren oder Szenerien aus dem Leben Christi, dem Leben Marias, dem Leben der Heiligen zu schmücken, und zwar so, daß sich die Figuren in polychromer Weise von dem Goldgrund abheben. Dieser Fabrikationszweig, dessen Darstellungen oft von großer Schönheit sind, ist spezifisch italienisch. Selbst für den weltlichen Gebrauch kommen figurierte Gewebe vor; Wappen, Kampfszenen, Turniere, Minnedarstellungen, erotische Szenen sind hier der Gegenstand für die bildnerische Tätigkeit des Kunstwebers.

Was die Textur der verschiedenen Stoffe dieser Periode betrifft, so herrscht meistens das Damastgewebe vor, aber ebenso waren schwere Samtstoffe mit geschnittener Musterung an der Tagesordnung. Rot und Grün waren nebst Violett und Schwarz die herrschenden Farben, die Broschierung mit Gold sehr beliebt, infolgedessen sind selbstverständlich diese Gewebe in der Regel sehr schwer und nicht geeignet, einen fließenden, wellenförmigen Faltenwurf zuzulassen. Die vierte Periode beginnt mit der Renaissance, bei uns fast ein halbes Jahrhundert später als in Italien, dessen Seidenwebereien schon in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts zur klassischen Antike außerordentlich hinneigen.

Frankreich und Flandern hielten da am Althergebrachten noch fest, bis man auch in diesen Ländern im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sich auf dem Gebiete der Kunstseidenweberei der neuen Kunstrichtung unterwarf.

Man vermeidet jetzt allerdings alles Symbolische, man vermeidet auch die Erinnerungen an die orientalische, romanische und gotische Kunstweise, aber die Dessinateure können nichts Neues, dem herrschenden Stile Entsprechendes schaffen. Man wollte produktiv sein und wurde höchstens eklektisch, man schmückte sich mit fremden Federn, imitierte mit mehr oder weniger Glück byzantinische, arabische, persische, ägyptische Formen, entlehnte korinthische, etrurische und römische Pflanzenornamente; man griff auch zur Natur selbst und gab in ganz naturalistischer Weise deren Pflanzengebilde in Seide wieder — aber es blieb alles doch mehr fremd-

Digitized by Google

artig, und fehlte der ganzen Produktion das natürliche Lebenselement.

Um so großartiger aber bildete sich die Hautelisseweberei vorzugsweise in den Niederlanden und vor allem in Flandern aus, welches schon ein Jahrhundert vorher sich auf diesem Gebiete eine ehrenvolle Stellung errungen hatte.

Die Kunst der Teppichweberei war während des Mittelalters meist in den Klöstern emsig gepflegt worden. Man brauchte ja diese Teppiche nicht bloß als Vorhänge vor Türen und Fenstern, sondern auch zum Schmuck der Wände und Pfeiler bei den zahlreichen Kirchenfenstern und selbst als Antependien an den Altären. Die Laienbrüder und die Nonnen waren hier die Künstler, und ist uns in Deutschland noch eine ziemliche Menge solcher kunstreicher Wirkereien erhalten.

Da man bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts das Bedürfnis empfand, sich auch im häuslichen Kreise mit mehr Behaglichkeit zu umgeben, und namentlich fürstliche Häuser einen gewissen Prunk zu entfalten begannen, so nimmt es nicht wunder, wie die in den Niederlanden schon lange gepflegte Teppichwirkerei jetzt ihrer Blüteperiode zugeführt wurde, da diese herrlichen Webereien es ermöglichten, in kürzester Zeit sei es die verschiedenen Schlösser oder selbst das Feldlager mit einem prachtvollen und heimisch anmutenden Schmucke zu umgeben.

So kam es, daß die Webstühle Flanderns, wo die Hautelisseweberei schon lange getrieben wurde, in größter Tätigkeit waren und daß man, weil die Manufakturen zu Arras, Brügge, Gent dem Bedürfnisse nicht mehr genügen konnten, daran dachte, sich aus Flandern Weber kommen zu lassen, um sich in den Besitz solch kostbarer Wandbehänge zu setzen.

Diesen Versuch machten seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts einzelne Städte und Fürsten Italiens, welche sich flämische Weber kommen ließen, die auf italienischem Boden ihre Werkstätten errichteten und hier teils selbständig, teils in Diensten italienischer Brotherren arbeiteten.

Die Kunstweberei der Rokoko- und Zopfzeit bezeichnet nun auch deren Verfall. Die rein naturalistische Auffassung in Zeichnung und Kolorit herrscht vor, die Dessins werden immer geschmackloser, ja, selbst das Gefühl für Farbe und deren Zusammenstimmung scheint den Musterzeichnern und Fabrikanten dieser Periode abhanden gekommen zu sein.

Digitized by Google

Ich habe schon vorher auf den großen Verbrauch dieses Kunstindustriezweiges im Mittelalter hingewiesen, sowohl für kirchliche, als profane Zwecke.

Die begüterten Patrizier, der Adel, die Fürsten, die reichen Kathedral- und Stiftskirchen, die vielen und wohlhabenden Klöster hatten einen großartigen Bedarf. Dazu kam noch der fromme Sinn der damaligen Zeit, welche den niederen und höheren Adel, den Patrizier, den wohlhabenden Bürger veranlaßte, durch Schenkung reicher liturgischer Gewänder den Glanz der kirchlichen Feste zu erhöhen. Auch die Mitglieder mancher reichen Domkapitel waren bei ihrer Aufschwörung gehalten, einen vollständigen Ornat der Kathedralkirche zu stiften, an welchem die Donatoren ihre Wappen anbringen ließen.

Wenn nun auch in der späteren Zeit, namentlich im 18. Jahrhundert, sich das Verhältnis des Bedarfes umgekehrt hatte und die weltliche Tracht weit mehr von den Seidengeweben brauchte als die Kirche, so bildete letztere für das eigentliche Kunstgewebe doch noch immer das Hauptabsatzgebiet. Freilich konnte das kirchliche Bedürfnis nur auch mit den herrschenden, geschmacklosen Mustern gedeckt werden. Aber der Verbrauch wurde um so stärker, als man auch für kirchliche Zwecke dem tonangebenden Zeitgeschmacke huldigte und nur das für schön fand, was gerade Mode war.

Eine Besserung dieser wirklich traurigen Verhältnisse kam erst vor einigen Dezennien, wo man überhaupt anfing, das Kunsthandwerk und die Kunstindustrie wieder zu beleben.

Freilich ist, trotzdem es viele Firmen verstanden haben, die alten Muster durch Nachahmung auf die Neuzeit zu übertragen, für unsere Zeit nicht jedes der erhaltenen Muster nachzuahmen; denn verschiedene von denselben, welche wir von den Orientalen überliefert erhalten haben, dürften doch nicht jedermanns Geschmack sein, am wenigsten für liturgische Gewänder. Übrigens sind uns so viele und teilweise ganz ausgezeichnete Dessins, darunter solche mit einer wirklich tiefen symbolischen Beziehung erhalten, daß unsere modernen Fabrikanten sicher eine größere Auswahl haben, als Nachfrage ist.

Digitized by Google

Die nordamerikanische Nation.

Von Ferdinand Tönnies.

[Teil II.]

IV.

Nun findet man aber immer häufiger, in der Literatur und sonst beim denkenden Amerikaner, daß er die Entwickelung seines wirtschaftlichen Lebens, den immer mächtiger sich entfaltenden Kommerzialismus und Industrialismus mit einigem Unbehagen beobachtet und auf Grund dieser Beobachtungen schweren Sorgen um die Zukunft seines Landes und Volkes sich hingibt. Oberflächliche Geister — dort wie überall bei weitem die Mehrheit — schwimmen freilich in Genuß und Behagen, sie verkünden laut den Triumph ihrer Demokratie; sie rühmen sich, auf allen Gebieten des modernen Lebens das größte zu besitzen, das die Welt je gesehen habe: sei es nun das 87 Meter hohe Plätteisengebäude in New York, sei es der Umfang ihrer größten Lokomotiven oder der Reichtum des Herrn Rockefeller und die Prachtpaläste der 5. Avenue.

Aber lauter und vernehmlicher werden die Stimmen derer, die die Frage aufwerfen, ob denn diese Dinge wirkliche und echte Kultur sind, die der ungeheuren Übel und Gefahren einer schrankenlosen Entfaltung der Kapitalmacht sich bewußt werden. Vor allem ist der Trust, d. h. die Vereinigung ganzer Industriezweige unter gemeinsame, einheitliche Verwaltung, wodurch an Stelle der Konkurrenz das Monopol tritt, eine immer gewaltiger sich entwickelnde Erscheinung, die in weiten Kreisen schwere Bedenken veranlaßt, Unwillen und Widerstand wach ruft, theoretisch-kritische Untersuchungen anregt, die das gesamte soziale System in Frage stellen. Der Erfolg des gegenwärtigen Präsidenten der Republik, bei seiner Wiederwahl, wäre nicht so groß gewesen, wie er war, wenn nicht zu dem persönlichen Ansehen des Herrn Roosevelt die populäre Meinung sich gesellt hätte, daß er die Trusts bekämpfen werde, obgleich er der wesentlich großindustriellen republikanischen Partei angehört und deren Kandidat war. Tatsächlich konkurriert die Macht der Trusts stark mit der Macht der Regierung, und die Aussprüche des höchsten Gerichtshofes, die

Digitized by Google

einem Trust nach dem anderen das gesetzliche Recht aberkennen, erweisen sich als wirkungslos, da jene dem Buchstaben des Gesetzes entweder sich anpassen oder ihn umgehen, wenn nicht gar frech übertreten. Zu dem Gefühle der Ohnmacht gegenüber den Dollar-Tyrannen, die auch wohl die Erzräuber und Plünderer des Landes — und zwar nicht etwa in Arbeiterzeitungen allein — genannt werden, gesellt sich oft die Anwandlung eines moralischen und ästhetischen Widerwillens gegen das protzenhafte Wesen, gegen die häßliche und kindische Reklame, gegen die Exzesse des Genusses, ein Gefühl der Scham, wenn man die alten europäischen Stätten einer stilleren, tieferen und echteren Kultur kennen lernt.

V.

Die großen Schwierigkeiten und Widersprüche, von denen die gesamte moderne Zivilisation erfüllt ist, treten innerhalb der nordamerikanischen Nation auf eine besonders deutliche und scharfe Weise zutage. Die stärksten Kontraste sind schon in ihrem Wesen, in ihrer Entstehung angelegt, und zwar nicht allein durch die Völkermischung, durch das Zusammenleben heterogener Rassen auf demselben Boden. Vielmehr sind es die eigentümlichen Lebensbedingungen der zu rascher Blüte entfalteten Kolonien, aus denen diese Kontraste in so auffallender, wenn auch selten hinlänglich gewürdigter Weise hervortreten. Das kolonisatorische Leben, ausgehend von reifen, schon in städtischer Kultur emporgewachsenen Völkern, bedeutet in nicht geringem Maße immer, was solchen Völkern so oft als notwendig zu ihrer Genesung — von kranken Zuständen oder von den Übeln des Alters — gepredigt wird: die Rückkehr zur Natur. Nicht nur die vorwiegende Beschäftigung mit dem Ackerbau, noch mehr mit der Viehzucht, die auf weiten Flächen leicht eine nomadische Lebensweise zur Folge hat, sondern sogar das Vorwiegen noch älterer Formen des Nahrungsgewinnes: Fischerei, Jagd und nicht zum wenigsten Krieg, Raub, und Formen des Tauschhandels, die oft der Beraubung des unwissenden, leicht geblendeten Eingeborenen ziemlich ähnlich sehen — das sind die Elemente, auf die der Kolonist in einem neuen Lande, auf dem Boden der Steppe, des Urwaldes immer wieder gestellt ist. Das große Gebiet der Vereinigten Staaten enthält und reproduziert noch heute, wenn gleich friedlich geordnete Zustände durchaus vorwalten, diese Elemente der Ursprünglichkeit. Aber von diesen aus, die im 16. und 17. Jahrhundert

Digitized by Google

noch fast allein gegeben waren, haben sich zunächst in den alten Kolonien, die am 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande proklamierten, schon während des 18. Jahrhunderts einige bedeutende Hafen- und Handelsstädte entwickelt, im 19. hat eine Zunahme der Städte überhaupt, der großen und größten Städte besonders stattgefunden, die dort während einer kurzen Zeitspanne alle jene Probleme der physischen und moralischen Gesundheit, der Erziehung, der sozialen Politik hat erwachsen lassen, die uns in Europa so bedeutend und zum Teil furchtbar geworden sind. Die nordöstliche Ecke der Vereinigten Staaten ist in der Tat ein kleines Europa in diesem ungeheuren Leibe. Noch besteht in dieser Hinsicht der alte Gegensatz zwischen Nordstaaten und den Südstaaten, die weit mehr einen ländlichen Charakter behalten haben, wie sich dieser schon durch die geringere Dichtigkeit der Bevölkerung zu erkennen gibt. Aber viel stärker in dieser Hinsicht und mit Bezug auf alles, was daraus folgt, ist mehr und mehr der Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen geworden. Der Westen ist gleichsam das Amerika Amerikas. Freilich ist das ein sehr allgemeiner und unbestimmter Sinn, worin hier der Westen dem Osten gegenübergestellt wird, aber es ist der Sinn des allgemeinen Sprachgebrauchs. Die im engeren und offiziellen Sinne als Weststaaten unterschiedenen Gebiete tragen freilich die Merkmale, die im allgemeinen den Westen bezeichnen, in besonders ausgeprägter Weise an sich: unter ihnen ragt nur Kalifornien, dessen Bewohner in der Tat Wert darauf legen, nicht zum Westen gerechnet zu werden (sie wollen Pacific-Staat heißen), durch eine etwas dichtere Bevölkerung, zugleich durch ältere und mehr befestigte Kultur, hervor, die aber doch auch bislang nur 4 Einwohner auf 1 qkm trägt; mehr und mehr wächst Kolorado, als Goldland neben Kalifornien, und auch sonst mit mineralischen Schätzen reich ausgestattet, empor; das gesamte Gebiet dieser Weststaaten, die immer größere Volksmengen an sich ziehen, umfaßt mehr als ein Viertel der Gesamtfläche der Vereinigten Staaten, wobei sogar die Territorien, darunter das unwirtliche Alaska mit mehr als $1^1/_2$ Millionen qkm, eingerechnet sind. Chicago, das doch noch in erreichbarer Ferne von New York (wir hören von einem neuen Expreßzuge, der die Strecke in $11^1/_2$ Stunden durchläuft) und von den übrigen alten Hauptstädten liegt, das von der Mitte aus gerechnet mehr nach Osten geneigt ist, wird doch nicht selten die Hauptstadt des Westens genannt. Wenn nun der gesamte Westen als vergleichungsweise ländlich und dünn bevölkert erscheint, so sticht freilich diese junge

Digitized by Google

Riesenstadt, die mehr und mehr mit New York in kühnen Wettbewerb tritt, um so schärfer dagegen ab. Wie der Westen das Amerika Amerikas, so ist Chicago die am meisten typische amerikanische Großstadt; man kann sagen, die typische moderne Stadt überhaupt. Und doch ist sie die Großstadt der Landwirtschaft, d. h. des Handels und der Industrien, die sich unmittelbar an die Landwirtschaft anschließen oder ihr dienen. Da ist zuerst der Weizen- und der Maismarkt; die in Chicago aufgesammelten und in Riesenspeichern „sichtbaren" Vorräte bedingen die Preise auf dem Weltmarkt, also indirekt auch den Preis unseres täglichen Brotes. Da sind die unermeßlichen Exportschlächtereien der Union Stockyards mit dem Massenbetriebe und Maschinenbetriebe der Tötung von Tieren; wir lesen im Baedeker, daß der jährliche Auftrieb auf 3—4 Mill. Stück Rindvieh, 7—8 Mill. Schweine, 3—4 Mill. Schafe und 100000 Pferde, mit einem Gesamtwerte von 300 Mill. Dollars sich beläuft und daß die Versandhäuser gegen 25000 Arbeiter beschäftigen. Ungeheure Holzplätze schließen sich an — die „größten der Welt" wie wir hören — (und es von so manchen anderen Gegenständen in den Vereinigten Staaten hören: in der Tat ist ja an erstaunlichen Dingen kein Mangel). Auch die Industrie Chicagos dient vorzugsweise den Bedürfnissen des Ackerbaues; die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen der Deering Forester Co., in einen Trust zusammengeballt, wie es sich schon von selbst versteht, deckt ja auch den Bedarf in unseren Gegenden zum größten Teile, da wir leider mit den Amerikanern in dieser Technik noch nicht mit Erfolg wetteifern; für die ungeheuren Massen von Vieh oder vielmehr geschlachtetem Fleisch, Getreide usw., die Land und Stadt von hier exportieren, sind aber auch riesige Verkehrsmittel notwendig. Kein Wunder, daß die Herstellung von Eisenbahnwagen und Lokomotiven in und um Chicago eine gewaltige Ausdehnung hat; dies gilt von Chicago wie von St. Louis, wie überhaupt diese westlichen Zentren manche Ähnlichkeit miteinander haben — Chicago ist ihnen Muster und Vorbild. Eine eigentlich landwirtschaftliche Industrie ist ja auch die Verarbeitung von Hopfen und Gerste, die in Milwaukee ihren Hauptsitz hat, die Bierbrauerei ist hier das vorherrschende Gewerbe, und deutsche Techniker und Arbeiter sind vorzugsweise in ihr tätig — Milwaukee ist wohl die am meisten deutsche unter den großen Städten der Union. Aber auch unter den ca. 2 Millionen Einwohnern Chicagos ist beinahe der dritte Teil von deutscher Herkunft. Die Völkermischung, die ja überhaupt das Merkmal der nordamerikanischen Nation ist, und die

Digitized by Google

wir anderseits in schwächerem Grade auch in unseren europäischen Großstädten beobachten können, tritt in diesen, wie Pilze aus der Erde emporschießenden Metropolen des Westens so stark, wie sonst nirgendwo, hervor. In Chicago drängen sich fast alle Nationen durcheinander, aber im Unterschiede von vielen östlichen Großstädten, unter denen z. B. Baltimore ca. 16% Farbige zählt, Washington beinahe ein Drittel seiner Einwohnerschaft, ist Chicago und sind überhaupt diese westlichen Großstädte vorwiegend europäische oder, genauer zu reden, „weiße" Orte; in Chicago bilden die Neger nur etwa 1 bis 2% der Bevölkerung, außer ihnen verschwinden noch die paar Tausend Abkömmlinge Chinas und Japans in der Masse. Alles was die Großstadt äußerlich kennzeichnet: Lärm und Qualm und Staub und Dunst, das ist in Chicago reichlich vorhanden. Der Eindruck, den der Fremde empfängt, ist eher abstoßend als anmutend — trotz der großen Parks und der parkartig angelegten Straßen an den Ufern des Michigansees, trotz der vielen imposanten Gebäude, unter denen die der Universität von Chicago, abgelegen von der lauten Stadt, sich auszeichnen. Die Vorherrschaft des Geschäftes ist in der schärfsten Weise ausgeprägt. Eben darum ist Chicago eine so durchaus moderne Stadt. Die amerikanische Nation unterscheidet sich überhaupt ja durch ihre Lösung von der Tradition, durch ihren Mangel an Geschichte von älteren, mehr natürlichen, allmählich gewachsenen Nationen. Und es versteht sich, daß dieser Charakter den Westen, das Amerika Amerikas, ganz besonders kennzeichnet. Eine Stadt wie Chicago, die vor 100 Jahren noch nicht als Dorf existierte, vor 50 Jahren noch ein Landstädtchen mit hölzernen Blockhäusern war, hat kaum eine Geschichte außer dem großen Brande von 1871, der sie vernichtete, so daß das heutige Chicago in einem Menschenalter aus dem Boden gezaubert ist. Hier ist europäische Kultur, aber abgeschnitten von den Wurzeln des alten historischen Grundes, die uns mit der Gotik, und weiter zurück mit Rom und Hellas, mit Ägypten und dem Orient verbinden; Amerika habe es „besser", meinte Goethe im Unmut einmal, als unser Kontinent, der alte: damals strahlte der neue noch im Morgenrote der Kindheit! Gewiß, in mancher Hinsicht, und für die Erreichung praktischer unmittelbarer Ziele auch heute noch „besser"; es ist nicht gehemmt und belastet durch die Überlieferung, durch die zähen Reste innerlich abgestorbener Lebens- und Herrschaftsformen, es kann sich freier bewegen. Aber Amerika hat es auch „schlechter", denn an der Tradition hängt auch die Poesie und die Schönheit, hängen alle

Digitized by Google

Reize einer sinnig und in Muße, mit langsam schaffender Phantasie ausgebildeten Kultur; es ist das künstlerische Wesen, das in treuer Überlieferung beruht und ohne solche schwer gedeiht, das auch aus einfacheren Zuständen, aus dem naiven Volksglauben, aus tiefgewurzelter Sitte seine kräftigste Nahrung zieht.

Wenn wir denn in den Vereinigten Staaten, wie in allen jungen Ländern, gar viel in dieser Hinsicht vermissen, so sollte doch unsere Selbsterkenntnis uns belehren, daß mit allen solchen Merkmalen einer auf das Äußere, auf den Nutzen und nebenher auf den Schein und Schimmer abzielenden Lebensgestaltung die amerikanische Nation in Bahnen wandelt, nach denen auch bei uns die Entwickelung am stärksten hinstrebt. Die Glorifikation der Technik und zum guten Teil ihre Ausbreitung auf Kosten der Kunst und des Schönheitssinnes schwirrt auch bei uns in den Lüften; auch wir rühmen uns, daß die Welt im Zeichen des Verkehrs steht, auch unsere Großstädte sind arm an ästhetischen Eindrücken, auch sie werfen und würfeln die Menschen aus allen Weltgegenden zusammen, auch sie zeigen ein rapides, an Wasserköpfe erinnerndes Wachstum, wenn auch kaum je im Maßstabe von Chicago oder Denver (Kolorado); auch sie lassen den Menschen wenig zur Ruhe und gar nicht zu sich selber kommen; auch in ihnen verschlingt der Tag den Tag in fieberhafter Hast, auch bei uns verliert man über dem Jagen nach Erwerb und Genuß die Gründe, um derentwillen es sich verlohnt, zu erwerben und zu genießen. Wenn er also von Chicago abgestoßen wird, so sage sich der Europäer: „De te fabula narratur" und bekenne, daß er sich im Spiegel erblickt. Und es ist fürwahr müßig, über diese Dinge zu klagen und zu jammern; sie sind ein unabwendbares Schicksal, sie bedeuten einen notwendigen Prozeß in der Lebensgeschichte der modernen Menschheit; wir können vernünftigerweise nur danach streben, das Beste daraus zu machen, die Probleme, die uns damit aufgegeben werden, am rechten Ende anzufassen, die Erkenntnis zu verbreiten, daß geistige und sittliche Güter höheren Wert haben als materielle Genüsse, als Pracht und Komfort, daß ein Gran von Kunst kostbarer ist als ein Pfund von Dekoration, daß Gesundheit und Schönheit die besten Mittel sind, das Leben zu erheitern und zu erhellen, und daß das soziale Leben auf eine neue Basis gestellt werden muß, wenn es nicht der Zerrüttung anheim fallen soll, auf die Basis des Friedens anstatt der Basis des Kampfes, auf die Basis der gemeinschaftlichen Arbeit anstatt der des Gewinnes und der Ausbeutung,

Digitized by Google

auf die Basis der Liebe und des Gemeinsinnes anstatt der des Hasses und der Abgunst. — Unerfüllbare Ideale, wird man einwenden! — Freilich! gehört es doch zum Wesen des Ideales, daß es unerfüllbar ist — und hält man auf anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit es darum für töricht, sich ein Ideal gegenwärtig zu halten, in der Richtung dieses Ideales zu streben? Ist nicht alle Kunstübung, wenigstens so lange als sie gesund ist, von unerfüllbaren Idealen begeistert? — Und nun muß zum Ruhme des Amerikaners gesagt werden, daß er, d. h., daß der einsichtige und tiefer gebildete Amerikaner keine Angst vor Idealen hat, und daß die Unermeßlichkeit der Aufgabe seinen Mut und seine Energie am meisten reizt, daß er sozusagen nichts für unmöglich hält Sicherlich macht sich das zunächst und am meisten in bezug auf technische Projekte und Pläne geltend; man denke an den Riesenplan, aus Chicago eine Seestadt zu machen, einen Plan, dessen Ausführung vielleicht in einem Jahrzehnte vollendet sein wird. Auch dies gewaltige Machen auf allen Gebieten bezeichnet ja überhaupt den modernen Geist, der drüben, auf dem freien Terrain, nur noch viel mehr als in Europa ins Große, Hohe und Weite strebt; und daß er allmählich lernen werde, auch in bezug auf die sozialen und moralischen Formen des Zusammenlebens sich diese großen hohen und weiten Aufgaben zu stellen und mit kühner Entschlossenheit daran zu arbeiten, das ist eine Hoffnung, die uns, wenn wir die Denkungsart des „jungen Amerika" kennen lernen, nicht ganz bodenlos erscheinen kann. Freilich sind auch manche Übel viel kolossaler dort, mit denen die Idealisten zu kämpfen haben. Die Korruptionen der Parteipolitik kennen wir glücklicherweise in solchem Umfange nicht entfernt, wie sie dort das Leben vergiften und, namentlich in den Städten zum Schaden einer gesunden Verwaltung grassieren. Die Bundesverwaltung ist am reinsten, die munizipale Verwaltung ist am schmutzigsten — so ungefähr hat der bedeutende Kenner Amerikas, der Schotte James Bryce*), die Dinge charakterisiert. So viele Mängel auch bei uns in diesen Dingen zutage treten, so können doch ohne Zweifel an englischen und deutschen Stadtverwaltungen die Amerikaner sich ein Muster nehmen, und die ernsten Leute unter ihnen bemühen sich, es zu tun, sie erkennen die Ungesundheit, die Unhaltbarkeit ihrer Zustände auf diesem Gebiete.

---

*) Mitglied des neuen englischen Kabinetts (Zusatz im Januar 1906).

Digitized by Google

VI.

Ich sprach von den ungeheuren Kontrasten, die das amerikanische Leben gezeitigt hat und immer neu hervorbringt.*) Ich dachte dabei zunächst nur an äußere Erscheinungen, an den Abstand zwischen dem dünn bevölkerten Lande und der Anhäufung von Volksmengen in den Städten, an den Gegensatz der ursprünglichsten und der höchst entwickelten Zustände, an die überall verstreuten weißen Holzhäuser auf der einen, die ganz eisernen Riesengebäude auf der anderen Seite, worin dieser Gegensatz vielleicht am auffallendsten wahrnehmbar wird; ich dachte auch an den Kontrast zwischen der bürgerlichen Gleichheit, worin alle Institutionen des Landes basieren, die den ursprünglichen Zuständen mit wenig entwickelten Unterschieden des Vermögens und der Lebenshaltung entspricht — und der tatsächlichen Herrschaft eines märchenhaften Reichtums, der sich immer höher über die Menge des Volkes erhebt, sich immer mehr Kräfte dienstbar macht, immer mehr gleichgültig gegen das Gemeinwohl wird und durch sinnlosen, geistlosen Luxus die Sitten und die Seelen verdirbt. Aber eben diese letzte Ansicht legt einen anderen Kontrast nahe. Daß es eine Klasse der Reichen in Amerika gibt, die in ungeheuerlicher Weise dieser Beschreibung entsprechen, ist unverkennbar und unleugbar; aber eine Gruppe steht ihr gegenüber, — oder ist in ihr enthalten — die sich von den Reichen anderer Nationen in sehr merklicher Weise durch eine Freigebigkeit auszeichnet, die den höchsten und edelsten Bestrebungen, den Instituten für Kunst und Wissenschaft zugewandt ist und einen Teil der Schuld abzutragen beflissen ist, die immer in der maßlosen Anhäufung des Geldes dem Volke und Lande gegenüber kontrahiert wird, das die Gelegenheiten dazu gegeben, den Boden und die Arbeit dargeboten hat, woraus es gesogen wurde. Wenn auch diese private Dotierung z. B. der Universitäten im Vergleiche zur Dotierung aus öffentlichen Mitteln keineswegs ohne Schäden und Gefahren ist und schon zu schweren Konflikten geführt hat, worin übrigens der Unabhängigkeitssinn und die Gewissenhaftigkeit amerikanischer Gelehrten mehrmals eine

*) Erst, nachdem ich dies lange erwogen hatte, ist mir bekannt geworden, daß auch anderen dies aufgefallen ist. Von dem Buche eines Engländers „The Land of Contrasts" habe ich freilich nicht mehr als den Titel gesehen. Auch O. Graf Moltke in seinem vorzugsweise nationalökonomischen Reisebericht „Nord-Amerika", Berlin 1903, bemerkt S. 1 „Schreiende Kontraste überall".

Digitized by Google

scharfe Probe bestanden hat, so muß man nichtsdestoweniger die Leistungen anerkennen und das Land bewundern, wo die Ehre, die damit eingelegt wird, die gesellschaftliche Geltung, die durch sie, mehr als durch den Besitz der Reichtümer unmittelbar, erworben wird, ebenso schwer als Form der Belohnung wiegt und als Beweggrund mitwirkt, wie anderswo der in Form von Titeln und Orden für Leistungen, die oft verhältnismäßig viel geringer sind, von Regierungen und Staatsoberhäuptern gespendete Lohn. Gewiß hatte Roosevelt recht, wenn er vor kurzem, wie in Zeitungen berichtet wird, unbefangen genug war, zu sagen (auf dem Konvent der National Educational Association in Asbury-Park), es sei viel wichtiger, daß die Herren Millionäre ihre Geschäfte auf anständiger Basis führten, als daß sie die Überschüsse ihres Einkommens zu wohltätigen Zwecken verwendeten. Es wäre aber schade, wenn die Herren den einen Teil dieser Moral beherzigten (daß nämlich keine Stiftungen den Makel der Herkunft eines Vermögens zu tilgen vermögen), daraus folgernd, daß also die Stiftungen oder doch viele solche unterbleiben können, ohne daß der andere Teil (daß man nämlich nur auf anständige Art Geld erwerben soll) in ihren Herzen irgendwelche Folgen hätte, außer daß er als „unpraktisch" bedauert oder — belächelt würde.

Viel reinere Freuden noch gewährt ein anderer Kontrast, den wir an dem Gesamtcharakter der nordamerikanischen Nation wahrnehmen, ich meine den Kontrast zwischen den Eigenschaften des Alters und denen der Jugend. Man wird in der nüchternen Verständigkeit, der prosaischen trockenen Berechnung, der Liebe zum Erwerb und zum Gelde, in dem Zurücktreten der Phantasie und der künstlerischen Tendenzen die Merkmale des reiferen Alters erkennen, die der amerikanischen mit den alten Nationen gemeinsam sind und von diesen herstammen, aus denen sie sich zusammensetzt und immer erneuert; und unleugbar treten sie auf dem kolonialen Boden reiner, schärfer und stärker hervor. Aber daneben bringen doch die neuen Lebensbedingungen einige entgegengesetzte Eigenschaften in die Höhe, die wenigstens häufiger vorkommen, als man erwartet, und die den Amerikaner, nicht ganz im Sinne unserer alten Kultur, als einen modernen Menschen erscheinen lassen: eine gewisse Jugendfrische und Heiterkeit nämlich, eine, mit dem kenntnisreichen Baedeker zu reden, „eigentümlich vertrauensvolle, unternehmende, kühne Stimmung, von der sich die Nordamerikaner tragen lassen". Diese Stimmungen und ein

Digitized by Google

glückliches Temperament gehören so zum Grundton des geselligen Lebens, daß der Europäer sich daran erfrischen kann und davon angesteckt wird. (Auch aus diesem Gesichtspunkte ist eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu empfehlen.) Unleugbar sind es mehr Eigenschaften des Land- als des Stadtlebens, die uns in dieser humorvollen Gemütsverfassung, in diesem heiteren Selbstvertrauen entgegentreten.

VII.

Und trotz ihrer hochgetriebenen städtischen Zivilisation zeichnet ja eben dies die Vereinigten Staaten aus, daß noch die überwiegende Menge ihrer Bewohner auf dem Lande lebt und ländlichen Beschäftigungen obliegt; daß diese selber vom Geiste des Handels und der Spekulation erfüllt sind, mag uns unsympathisch berühren, obschon die heutige Volkswirtschaft es auch für unsere Landwirte immer mehr notwendig macht; aber wir dürfen nicht übersehen, daß damit auch ein höheres Bildungsniveau nahe zusammenhängt und eine sehr allgemeine Hochschätzung der Bildung; wie immer man darüber urteilen mag, gewiß ist es, daß dies Elemente sind, die den Fortschritt tragen. Der am Herkommen haftende, in unserm vielgefeierten Sinne „historische" Bauer fehlt in keinem europäischen Lande so vollständig, wie er in Nordamerika fehlt, wo wir ja alles „Historische" vermissen. Er fehlt mit der Form der Ansiedlung, die bei uns spezifisch mit ihm verbunden ist: dem Dorfe. Überall zerstreute Einzelfarmen; und der Farmer, ob auf eigenem oder gepachtetem Boden, ist seinem Wesen nach wirtschaftlicher Unternehmer. Indem er sich unmittelbar aus dem „Settler", der den Boden urbar macht, entwickelt, überspringt hier die soziale Evolution eine Kluft von Jahrtausenden in wenigen Jahren oder doch Jahrzehnten; dazu ist der Übergang vom Extreme zum Extrem so viel leichter und rascher als diejenigen Veränderungen sind, die gewissermaßen eine Rückverwandelung bedeuten. Denn ebenso gleichgültig wie der Ansiedler, der gleich einem Nomaden von Stätte zu Stätte zieht, verhält sich der reine Unternehmer wieder zum „heiligen" heimischen Boden, der nichts als ein Mittel und Werkzeug für ihn ist, er nutzt ihn aus, beutet ihn aus für seinen Zweck, für den Ertrag und den Gewinn. Bekannt und einleuchtend genug sind die Gefahren des „Raubbaus", und daß hier wie an so vielen Stellen das Interesse der Zukunft mit dem der Gegenwart, das der Gattung mit dem der Individuen kollidiert. Aber

Digitized by Google

für den bei weitem größten Teil des amerikanischen enormen Gebietes sind diese Gefahren in unendlich weiter Ferne; man kann es sich einstweilen leisten, rein im Gegenwärtigen zu leben und es zu genießen. Die Landwirtschaft ist trotz ihrer hohen Technik, trotz der so ausgedehnten und bei der Teuerung menschlicher Arbeitskraft um so mehr notwendigen Anwendung von Maschinen noch in hohem Maße *extensiv* — um so mehr versteht sich, je weiter man in den wilden Westen geht; denn in den Neuengland-Staaten, um die Großstädte herum, steht ihr eine besonders hohe intensive Wirtschaft gegenüber: Anwendung von Kunstdünger, Molkereien, Gemüse- und Obstbau — die freilich mehr und mehr auch extensiv betrieben werden, der Obstbau bekanntlich auch für den Export nach Europa — charakterisieren diese schon relativ alte Wirtschaft; dicht daneben freilich, d. h. in entlegeneren Gegenden dieser alten Staaten, gibt es auch verlassene, ausgesogene Farmen, die nur noch zu einer kümmerlichen Viehzucht brauchbar sind. Wenn *Europa einen* Kopf und Verstand hätte, um seine Agrarfragen zu lösen, so würde es seinen alten Kulturboden für alle feineren Spezialitäten des Ackerbaus reservieren und ausbilden (— bei ausgebreitetem *Wohnen* der Volksmenge wird auch ein immer größerer Teil für Häuser und Gärten in Anspruch genommen werden — die Wohnungsfrage berührt sich mit der Agrarfrage in mehr als einem Punkte); dagegen würde es den noch jungen Boden Rußlands, der Türkei und anderer Gegenden ebenso wie den erschöpften Griechenlands, Süditaliens und Spaniens *planmäßig*, also auf vorsichtigere und differenziertere Art einer *amerikanischen* Bearbeitung unterwerfen, die für die Gesamtheit seiner Bewohner das Material einer reichlichen (also „billigen") Brotkorn- und Fleischernährung hergeben müßte. — Aber Europa ist an seine „Geschichte" in tragischer Weise gebunden, und hat, ach! nur allzuviele Köpfe und Sinne. Freilich, auch die Vereinigten Staaten beginnen ihre Agrarfrage zu empfinden. Die Schutzzollpolitik kommt dort ausschließlich der Industrie zugute. Die Landwirtschaft ist ja in der Lage, ihrer nicht zu bedürfen. Aber um so mehr muß sie die üblen Wirkungen tragen: die Verteuerung aller industriellen Erzeugnisse des Bedarfs und des Luxus; und für den Betrieb selber ist der Bedarf des Eisens bekanntlich sehr groß, und dieser vorzüglich hat von alters her die Vertreter planmäßig geführter Landwirtschaft dem *freien Handel* geneigt gemacht. Da ist es nun freilich eine glückliche Fügung, die aus einer Konsequenz der Situation entsprungen ist, daß Amerika

Digitized by Google

selber die landwirtschaftlichen Maschinen besser als ein europäisches Land herstellt, wie es auch selber die wichtigsten erfunden und fortwährend verbessert hat, so daß bis jetzt von einer Konkurrenz des Auslandes nicht die Rede ist. Wird aber dies so bleiben? Wird nicht der zunehmende Export solcher Maschinen die Preise innerhalb der Vereinigten Staaten auf eine schwer erträgliche Höhe hinauftreiben, da auch die innere Konkurrenz durch Vertrustung völlig aufgehoben ist? Naturgemäß hat schon jetzt der Kampf gegen die Trusts seinen Hauptsitz in den agrarischen Staaten; aber der notwendige Zusammenhang der Trustmonopole mit der Tarifpolitik scheint noch nicht der allgemeineren Erkenntnis aufgegangen zu sein. Gute Ernten, die noch mehr als in anderen Ländern drüben die allgemeine Prosperität bedingen, haben in den letzten Jahren den seit 1902/03 drohenden Zusammenbruch der industriellen Hochkonjunktur aufgehalten; sie haben auch bei der Präsidentenwahl sehr stark zugunsten des Helden Roosevelt mitgewirkt; das Gefühl des grenzenlosen Glückes und Gedeihens hatte unüberwindliche Stärke, aber so sehr auch der Amerikaner ohnehin in solchen Gefühlen zu schwelgen neigt, so ist es doch, soweit es durch gelingende Spekulationen, glänzende Geschäfte, steigende Löhne bedingt ist, seiner Natur nach eine temporäre Erscheinung, „das menschliche Geschlecht ist viel zu schwach, in ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln“;*) der Schwindel führt zu Falle, die Luftgebäude stürzen mit Krach — die Perioden des Auf und Ab, der Flut und Ebbe sind drüben etwas andere als in Europa, sie sind von den Bewegungen der europäischen Volkswirtschaften relativ unabhängig, sie haben ihre eigene Gesetzmäßigkeit, und, wie gesagt, die Ernten gehören zu den ausschlaggebenden Momenten, weit mehr als in Europa; auch der Ausfall der europäischen Ernten wirkt nach drüben hin mächtig zurück; denn je weniger Europa bedarf, desto mehr häuft sich in Amerika der Überfluß und drückt die Preise. Eine minder günstige oder gar ungünstige Mais- und Weizenernte wird in diesem

*) Der Kapitalismus hat sicherlich noch in keinem Lande einen so unsoliden, schwindelhaften Charakter angenommen, wie er in den Vereinigten Staaten offenkundig ist. Eingeständlichermaßen lassen die Gründer der Trusts das Publikum enorme Summen für Aktien bezahlen, die einen ganz imaginären Wert haben: die Börsenspekulation wird in der Überkapitalisierung vorweggenommen. Im Jahre 1899 wurden neue industrielle Unternehmungen im nominellen Werte von 3593 Millionen Dollars gegründet; davon waren, wie die Gründer dessen kein Hehl hatten, 2354 Millionen spekulativ („simply water“): Noyes in The Economical Review 1905 I.

Digitized by Google

Jahre (1905) oder in einem der kommenden, zumal wenn zusammentreffend mit reichlichen europäischen Ernten, gleichzeitig die Industrie und die Landwirtschaft der Staaten in eine Erschütterung versetzen, von der sie binnen eines Jahrzehntes sich nicht erholen werden Und dann kann es nicht fehlen, daß Farmer und Arbeiterklasse gemeinsam gegen den Tarif zum Sturme blasen werden. Die inneren Erregungen des nordamerikanischen Volkes nehmen keinen sanften und leisen Verlauf. Eine urwüchsige Roheit und Wildheit tritt nicht selten darin zutage. Sie macht sich Freiheit und Gleichheit zunutze; sie rebelliert gegen den Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Menschen, die ihre Träger sind, um so heftiger, da das Volk nicht nötig hat, einen geborenen oder gekorenen Herrn über sich anzuerkennen. Während die politische Arbeiterbewegung noch in ziemlich geringen, meist durch den Idealismus deutscher Einwanderer hineingetragenen Anfängen steckt, ist die ökonomische Organisation der Arbeiterklasse stark und während des letzten Jahrzehntes immer mächtiger geworden. Zu Gewalttaten und förmlichen Gefechten führen die Riesenstreiks drüben häufiger als irgendwo; im sozialdemokratisch „verseuchten" Deutschen Reich bekanntlich fast gar nicht. Der Generalausstand der Fleischpacker in Chicago ist noch in frischem Andenken; schon hat sich ein nicht viel geringerer der Kutscher und Fuhrleute daran angeschlossen, der dieselbe Weltstadt erschütterte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gegensätze und Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit mildere Formen annehmen werden, wenn einmal für lange Dauer wirtschaftlich schlechte Zeiten über die Union hereinbrechen.

VIII.

Das Volk der Vereinigten Staaten würde sich der Verbesserung seiner inneren Zustände mit viel größerem Eifer zuwenden, wenn nicht zugleich mit seinem Eintritt in eine großindustrielle Epoche eine ungeheure Wandlung seiner Interessen und Gesinnungen sich vollzogen hätte: die Ideen des Ruhmes, der Macht, des Imperialismus sind ihm zu Kopf gestiegen und haben das Gros der Nation in einen Zustand des Rausches versetzt. Eine so junge Nation hat besondere Ursache, an dem Wenigen ihrer Tradition festzuhalten, und zu ihrer besten Tradition gehört das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker und der Achtung davor. Die Eroberung und gewaltsame Behauptung der Philippinen ist ein Bruch dieses Prinzips. Die Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten haben eine verhängnisvolle Bahn damit betreten. Gewiß: in notwendiger Konsequenz der Entwickelung, die sie während des letzten halben Jahrhunderts genommen hatten. Aber diese Entwickelung selber ist voller Übel und Gefahren. Freilich auch hier müssen wir nicht klagen und schelten, sondern deuten und verstehen. Eroberungspolitik wirkt zersetzend auf eine Nation zurück, die nicht um einen sehr festen Kern kristallisiert und nicht gleichsam von Jugend auf darin geübt ist, wozu eine aristokratische Staatsverfassung, wenn nicht Vorbedingung, so doch ein wesentliches Hilfsmittel: Militarismus und Disziplin bedingen einander gegenseitig. Die Vereinigten Staaten sind keine Einheit, die sehr heftigen Erschütterungen dauernd gewachsen sein wird. Vielleicht wird eine Zeit kommen, da der Westen erklären wird, an den kostspieligen Liebhabereien der Oststaaten nicht mehr teilhaben zu wollen. Vielleicht wird innerhalb der Oststaaten selber die Masse des Volkes Rückkehr zu den Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung mit Ungestüm verlangen. Das Anschwellen der inneren Probleme — der Agrarfrage dort, der Arbeiterfrage hier — wird mächtig in diesen Richtungen sich geltend machen. Beide konzentrieren sich um den Kampf gegen die Plutokratie, die das gesamte wirtschaftliche Leben mit den ehernen Reifen ihrer Trusts umschlungen hat. Die Volksmassen, die der produktiven Tätigkeit — in Ackerbau, Bergbau, Industrie und geistiger Arbeit — obliegen, werden mehr und mehr als notwendig erkennen, einen übergewaltigen *Gegentrust* zu bilden, wozu ihnen die politische Verfassung die Handhaben bietet. Sie können sich die Verstärkung der Zentralgewalt nach außen hin gefallen lassen, so lange als sie dazu hilft, eben diese Zentralgewalt nach innen zu verstärken. Denn die Aufgaben des heutigen Staates können die *Einzelstaaten* nicht erfüllen. Der Gesamtstaat wird wenigstens die bindenden Richtlinien dafür vorschreiben müssen. Die nationale Verfassung wird in einem Sinne interpretiert und amendiert werden müssen, die den tatsächlichen Verhältnissen gerecht wird und der Kapitalübermacht zugunsten der bürgerlichen Gleichheit begegnet. Noch fehlt es in den meisten Einzelstaaten an den elementaren Bestimmungen zum Schutze der Arbeit. Wo solche durchgeführt werden, erklärt das Bundesgericht sie für verfassungswidrig. Wenn der Präsident der Republik mit seinem Kabinett überwiegend die Interessen der Plutokratie nach außen hin vertritt, so wird das souveräne Repräsentantenhaus berufen sein, den Willen der arbeitenden Nation auszubilden und ins Gefecht zu

Digitized by Google

führen. Bis jetzt ist dieses Haus nicht viel mehr als eine Börse. Das Schwergewicht des politischen Denkens und Wollens liegt noch im Senat, dem föderalistischen Körper, aber eines durchaus veralteten, durch tiefeingenistete Korruption vielfach angefressenen Denkens und Wollens. Die Neugestaltung des „Hauses" — wie die Volkskammer (das Vertreterhaus) kurz genannt zu werden pflegt — wird dem nationalen Bewußtsein erst einen tieferen politischen Inhalt geben. Als einen nächsten und wichtigsten Gegenstand wird es die Notwendigkeit erkennen, nationales Eigentum zu schaffen. Die Nationalisierung — wir sagen „Verstaatlichung" — der Bergwerke, der Eisenbahnen, der Telegraphen und Telephone wird sogar von der Federation of Labor*), so wenig diese sonst in Sozialismus „macht", gefordert; sie hat alle zu tieferer Einsicht fortgeschrittenen Nationalökonomen und Soziologen auf ihrer Seite. Ferner wird dies nationale Reformparlament wenigstens die Richtlinien für eine allgemeine Arbeiterschutzgesetzgebung, auch wenn deren Einzelheiten den „Staaten" vorbehalten bleiben, festlegen müssen. Und unter den ferneren großen Aufgaben, die einem solchen Reichstage gestellt wären, sei nur noch die Reinigung des Augiasstalles hervorgehoben: der durch und durch unsauberen Munizipalverwaltung muß ein Ende gemacht werden. „Die Schande der Städte" ist ein vielgelesenes Buch betitelt, das diese Greuel, man kann nicht sagen enthüllt, denn sie waren einzeln alle bekannt, aber zusammenstellt und im Zusammenhange schildert. Und eine andere weniger sensationelle Schrift sei hier auch erwähnt, die mit großem Ernst und praktischem Sinne das große Problem wie die Demokratie sich retten könne vor der Korruption, erörtert.**) Auf dem Grunde genauer Sachkenntnis werden die einzelnen notorischen Übel und die vorgeschlagenen Heilmittel durchgenommen. „Diese Heilmittel sind in letzter Instanz alle bedingt durch eine Umwandelung unserer ethischen Grundsätze." Aber es müsse doch begonnen

*) Sie vertritt die große Masse der amerikanischen Gewerkschaften, wird von dem „konservativen" Mr. Gompers geleitet, in ihrem Vorstand sitzen zu $^9/_{10}$ antisozialistische Gewerkschaftsführer: Sombart, Studien zur Entwickelungsgeschichte des amerikanischen Proletariats, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1905, S. 228.

**) Delos F. Wilcox The american city: a problem in democracy. New York, Macmillan 1904 (The citizens library of economics, politics and sociology).

Digitized by Google

werden mit kleinen und spezifischen Reformen. Über die Ansätze von Reformbewegungen und Programmen gibt das Buch am Schlusse Bericht. In weiten Kreisen hat ein „Munizipalprogramm" Aufmerksamkeit auf sich gezogen, das von einem Siebener-Komitee unter Leitung und auf Anregung des Neuyorker Professors (Columbia University) Frank D. Goodnow nach weijährigem Studium des Gegenstandes entworfen und publizier worden ist. Dies Programm besteht aus zwei Teilen:

Zum ersten sind eine Reihe von Zusätzen (amendments) zur Bundesverfassung vorgeschlagen, die zur Aufnahme unter die Grundgesetze der Einzelstaaten geeignet seien. Diejenigen Reformen die nach Ansicht des Komitees vor den Launen der einzelstaatlichen gesetzgebenden Körper sicher gestellt werden müssen, sollen den Grundzügen nach in diesen Verfassungsparagraphen enthalten sein. (Dies ist ganz in dem Sinne, auf den unsere eigene Betrachtung hingelenkt hat.)

Zum anderen wird eine Art von allgemeiner Städte- und Fleckenordnung in Anregung gebracht, die geeignet sein soll, von den einzelstaatlichen Gesetzgebungen angenommen zu werden, um jene Verfassungsreformen zu ergänzen und durchzuführen. (Hier wird an europäische, insbesondere deutsche Vorbilder gedacht.)

Wird der amerikanische Bürger sich stark und einsichtig genug zeigen, diese Reformen in Angriff zu nehmen? Nach der Ansicht unseres Gewährsmannes hängt die Zukunft der amerikanischen Demokratie davon ab. In der Tat ist es ein Stück Zukunft der Menschheit, das auf dem Spiele steht. Denn die nordamerikanische Nation stellt einen Teil Menschheit dar, der seiner Zahl und seiner Beschaffenheit nach eine unermeßliche, unabsehbare Entwicklung in sich trägt.. Und dies ist die unendliche Aufgabe, die der Menschheit immer dringender gestellt wird: daß sie lerne, sich selbst zu beherrschen. Es ist im Grunde auch die „soziale Frage".

Digitized by Google

Die Reklame.

Ihre Entwickelung und Bedeutung.

Von Dora Feigenbaum.

[Teil II.]

Eine Differenzierung des modernen Reklameweſens ergibt ſich vor allem gemäß den einzelnen Gebieten. Ein Beiſpiel für die Art der religiöſen Reklame bietet ſtatt vieler anderer das um ſo ſchlagendere der Heilsarmee. Amerika leiſtet in dieſer Beziehung mit ſeinen unzähligen Sekten unvergleichlich mehr als wir. Dieſes Land iſt es auch, deſſen politiſche Reklametechnik viel reicher und lebendiger iſt als die unſerige. Die ſchriftſtelleriſche Reklame iſt, wie ſchon im Altertum, eng mit der der Verleger und Buchhändler, heute freilich insbeſondere mit der der Preſſe verknüpft. Zweifellos müſſen wir zu ihr die Proſpekte mit Abdrücken der Kritiken, die verſchiedenſten Anzeigen neuerſchienener Bücher in den Zeitungen und Zeitſchriften, Kataloge und die geſchickt in den Nachrichtenteil der Blätter eingeflochtenen „gelehrten und wiſſenſchaftlichen Mitteilungen“, rechnen. Unter den Künſtlern benehmen ſich am auffallendſten die ausübenden und unter ihnen wieder die Muſiker. Die Hauptarbeit ihrer Impreſarios beſteht ja in der Erfindung immer neuer Lockmittel. Sie ſind es, die die Preſſe in Aufruhr verſetzen, die Photographie des Virtuoſen in allen Schaufenſtern unterzubringen wiſſen, und den Namen desſelben ſolange mittelſt meterhoher Plakate vor die Augen ſchieben, bis er auch wirklich jedem vertraut iſt. Dieſes Gebiet der Reklame iſt es auch, das der direkten perſönlichen Betätigung nicht entraten kann. Der Claqueur muß eben dem geſchriebenen Worte noch vorauseilen.

Die plumpeſte, aber zugleich packendſte Reklametechnik weiſen die Vergnügungsetabliſſements auf. Einzelne, wie z. B. der Wiener Prater und die Leipziger Meſſen zeigen, gebrauchen noch den unermüdlichen, nie in Verlegenheit geratenden Ausrufer. Dazu geſellen ſich groteske Bilder und das vor der Vorſtellung dem Publikum bereits vorgeführte Perſonal. Doch das ſind nur Überbleibſel aus der Vergangenheit. Für die Reklame der großen Etabliſſements unſerer Zeit iſt bahnbrechend geworden der Amerikaner Barnum, deſſen Name unauflöslich mit der Geſchichte der

Digitized by Google

Reklame verknüpft bleibt. Da ja alle Großstädte der Erde erst vor wenigen Jahren den Barnumrummel erlebt haben, kann eine Schilderung desselben hier unterbleiben. Neuerdings entwickeln eine eigene Reklame die Bade- und Kurorte sowie Verwaltungen der sehenswerten Stätten.

Bei der gewerblichen Reklame ist von der größten Bedeutung die Reklame in den Zeitungen, d. h. das Inseratenwesen. Dieser Umstand macht es erklärlich, daß Werner Sombart im „Modernen Kapitalismus" II. S. 373 als auch in der „Deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" das Aufkommen des Inseratenwesens mit dem der modernen Reklame überhaupt identifiziert. Daß jedoch das von ihm als Geburtsjahr der modernen Reklame bezeichnete Jahr 1829 nicht zutrifft, haben wir bereits auseinander gesetzt. Auf keinem Gebiete der modernen Reklame kann man wie auf diesem wahrnehmen, welche Anforderungen dieselbe an den Scharfsinn, die Erfindungskraft und die Feinfühligkeit des einzelnen stellt. Man hat Gedichte verfaßt, die ihr Geheimnis erst in der letzten Zeile lösten, die Annonce in Novellen oder Rätselform gekleidet, Wortspiele, Witze, Dialoge in Anwendung gebracht und in der frappantesten Weise Zeitereignisse ausgenützt (wie man dies zu Beginn des russisch-japanischen Krieges sehr gut beobachten konnte). Im allgemeinen scheint es jedoch, daß die Ära solcher Art Annoncen ihrem Ende zuneige. Die großen Unternehmungen lieben heute bei ihren Annoncen zwar große Dimensionen, beschränken sich jedoch auf die einfache Aufzählung der Warengattungen und ihrer Preise.

Bei der Zeitungsannonce finden sich die beiden bereits oben hervorgehobenen Merkmale der modernen Reklame am deutlichsten vor: Verbreitung und Anonymität der Anzulockenden. In der letzteren liegt der Hauptmangel alles Inseratenwesens, und, um diesen zu beseitigen, bedient sich der moderne Handel in ausgiebigster Weise einerseits des Handelsreisenden, der eine neue Gattung der persönlichen Reklame darstellt, anderseits der Versandreklame, die ihren Mann im eigenen Hause aufsucht. Und während es sich bei der Annonce um größtmögliche Auffälligkeit handelt, um sich von der Masse der übrigen abzuheben, ist es das Rätsel der Versandreklame, so unauffällig als möglich innerhalb der Korrespondenz sich bis in die Hände und vor das Auge des Adressaten durchzustehlen und auf solche Weise dem Untergang im Papierkorb zu entgehen. In diese Kategorie der beweglichen Reklame gehört auch die Emballage, die mit immer größerer

Digitized by Google

Sorgfalt behandelt wird und die den Namen der Firma und des Erzeugnisses nach allen Richtungen hin mit sich trägt. Als Mittelglied zwischen der ins Unbestimmte hinausgeworfenen Annonce und der adressierten Drucksache erscheinen all die Flugblätter, Zettelchen, Kataloge und Prospekte, deren Absatzfeld die Straße ist und die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt werden. Mit dieser Art, schon durch Verwendung von Menschenmaterial, verwandt ist das Sandwichmanwesen. Hier muß auch die fahrende Reklame erwähnt werden. Ihrer bedienen sich insbesondere große Warenhäuser, die durch die Zahl und Ausstattung ihrer Fahrzeuge aufzufallen sich bemühen.

Das Hauptmittel der Straßenreklame, Plakat und Schaufenster, führt uns auf die zweite Differenzierungsart der heutigen Reklame, die durch die Kunst bewirkt wird. Wir sind zwar schon bei der geschichtlichen Darstellung auf die Anwendung von Kunst zu Reklamezwecken gestoßen; aber zweifellos ist ein Vergleich mit unserer Zeit nicht recht zulässig. Im alten Rom scheint eine diesbezügliche Verwendung von Künstlern bloß zufällig erfolgt zu sein, und die für die neuere Zeit angeführten Fälle einer Beteiligung von genialen Meistern kann man doch nur als Ausnahmen bezeichnen, die teilweise durch eine Laune oder materielle Bedrängnis der Künstler, teilweise durch eine glückliche Verquickung von Umständen bewirkt wurden. Was im Gegenteil hierzu unsere Zeit charakterisiert, ist das Schaffen einer eigenen Reklamekunst und eines Reklamekunststiles. Die Verwendung bedeutender Künstler zu Reklamezwecken geschieht im 19. Jahrhundert nicht mehr ausnahmsweise, sondern mit Absicht und planmäßig. Die auf diese Verallgemeinerung abzielende Bewegung nimmt ihren Anfang in Frankreich, das übrigens bis auf den heutigen Tag, infolge seiner führenden Stellung in der Zeichenkunst und Malerei, als das klassische Land der Reklamekunst bezeichnet werden kann. Jules Chéret, geboren 1836, gilt als der Vater des modernen Kunstplakates. 1866 gründete er in Paris eine kleine lithographische Anstalt, aus der sich später die weltberühmte „Imprimerie Chaix“ entwickelte. Er steht zweifellos unter dem Einfluß der japanischen Kunst, die das Plakat in besonderem Maße pflegt. Von seinen französischen Nachfolgern möchte ich nur die berühmtesten Namen nennen: Steinlen, Toulouse-Lautrec, Georges Meunier, Eugène Grasset, von den Engländern Walter Crane und Aubrey Beardsley. In Deutschland hat die Reklamekunst erst in den allerletzten Jahren Boden gefaßt.

Digitized by Google

Schuld daran trägt nicht nur das Unternehmertum und das Publikum, das noch heutzutage sich nicht immer mit dem Gedanken befreunden kann, daß ein Plakat ein Kunstwerk sein könne, sondern auch die Künstler, „die sich im falschen Stolze vor einer Betätigung auf diesem Gebiete ängstlich fern hielten". So war denn bis zum Jahre 1896 das künstlerische Plakat in deutschen Landen eine Seltenheit. In dem bereits erwähnten Lemckeschen „Handbuch der Reklame" wird in überaus zutreffender Weise der Zustand des deutschen Plakats bis zu diesem Zeitpunkte geschildert. Insbesondere der Unfug des Lagerplakates brachte es mit sich, daß derselbe Vorwurf von verschiedenen Firmen verwendet wurde. So kam es, daß man dasselbe Bild hier mit der Aufschrift „Zigaretten" dort mit „Pomade" sehen konnte. In diese kläglichen Zustände legte nun das Jahr 1896 eine Bresche. In diesem Jahre nahm die Plakatbewegung ihren Anfang durch einige Plakatkonkurrenzen, unter denen die von dem Komitee der Berliner Gewerbeausstellung 1896 ausgeschriebene die bedeutsamste war. Das Ergebnis des Preisausschreibens war das bekannte Hammerplakat Ludwig Sütherlins. Durch das Zusammenwirken noch anderer Ereignisse, wie der Herausgabe der Hirthschen Zeitschrift „Jugend" und der ersten Ankündigungen des „Simplicissimus" von Th. Th. Heine, wurde die deutsche Plakatbewegung inauguriert. Trotzdem dieselbe gegenwärtig auch durch die großen Kunstanstalten, wie Hollerbaum und Schmidt in Berlin, Wilhelm Hofmann, Leutert und Schneidewind in Dresden, gefördert wird, spricht sich von zur Westen nicht mit besonderer Befriedigung über ihre Entwickelung aus. Als wahrscheinliche Gründe für deren Stocken nimmt er einerseits die überaus strengen polizeilichen Vorschriften an, durch welche in den meisten Städten das Anheften der Plakate auf den kleinen Raum der Anschlagtafel oder gar der Anschlagsäule, deren Rundform größere Blätter nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, beschränkt wird; anderseits die gegenseitigen Mißverständnisse der Geschäftsleute und Künstler. Keinesfalls kann sich die Pflege des Plakats in Deutschland mit der in Frankreich messen. Am besten zeigt dies ein Vergleich der Zahl der Anschlagstellen. So besitzt Berlin 700 gegenüber 3000 solcher in Paris. Selbst Wien überflügelt Berlin gerade um ein Tausend. Aber aufzuhalten ist wohl die Plakatbewegung nicht. Immer mehr und mehr wird sich das moderne Plakat zum idealen Stellvertreter des für den heutigen Verkehr unmöglichen Ausrufers entwickeln. Auf die größte Entfernung, in einem einzigen Augenblicke uns alles zu sagen, was

Digitized by Google

es sagen will, das ist wohl bei der Gestaltung unseres Verkehrs seine schwierige aber zugleich unendlich dankbare Aufgabe. Deshalb wird aber auch der Text immer mehr zurückgedrängt und die Zeichnung in den Vordergrund geschoben werden. So wird das Plakat der Zukunft zum künstlerischen Symbol werden. Im allgemeinen wird es sich jedoch in der nächsten Zeit darum handeln, die Künstler für die übrigen Gebiete der Straßenreklame zu gewinnen. Vor allem für die Mauer- und Giebelreklame, die im allgemeinen eine entsetzliche Verrohung des Farbensinns und Geschmackes mit sich bringt. Das gleiche ist übrigens auch von der in der letzten Zeit überhand nehmenden Lichtreklame zu sagen.

Die Entwickelung des modernen Schaufensters bespricht in seiner scharfsinnigen Weise Oskar Bie in dem unlängst erschienenen Büchlein „Die Wand und ihre künstlerische Behandlung" (erschienen in der Sammlung „Die Kunst" herausgegeben von R. Muther S. 113—116). Er zeigt, wie der Geschäftsmann ursprünglich im Schaufenster nach Renaissanceart mit seinen Waren Parade gegen die Straße machte; wie dann zuerst in England die Anordnung nach Nützlichkeitsbegriffen vorgenommen wurde. Die Entwickelung führt schließlich dazu, daß der Laden sein eigenes Schaufenster wird, die Arbeit als solche sich dem Vorübergehenden darstellt, der ganze Betrieb zur eigenen Reklame wird, sodaß irgend eine Parade von Extragegenständen nicht mehr nötig ist. Das Endglied dieser Entwickelung bedeutet das moderne Warenhaus, wie es sich vor allem in Messels herrlichem Wertheimbau darstellt. Hier ist die Reklame ganz in innere Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit aufgegangen und erzielt dabei demnach die größtmögliche Wirkung. So kann man wohl sagen, daß das moderne Warenhaus den idealsten Typus der Reklame verkörpert.

Eine ganz selbständige Stellung innerhalb der Reklamemittel nimmt das Ausstellungswesen ein. Seine Anfänge fallen ins 18. Jahrhundert. Die erste Ausstellung ist die von Prag 1791, dann folgt Paris 1798. Die erste Weltausstellung fand 1851 in London statt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl und Differenzierung der Ausstellungen riesig zu. Schon im Jahre 1865 fanden 32 größere und 100 kleinere Ausstellungen statt. Das Interesse für dieselben stumpft infolgedessen beim Laienpublikum rasch ab. Um so mehr erfreuen sich Fachausstellungen bei den betreffenden Fachvertretern der Beliebtheit. Dem Ausstellungswesen verwandt sind die Exportmusterlager. Das erste deutsche entstand auf Anregung Prof. Hubers in

Digitized by Google

Stuttgart im Jahre 1882. Dann folgten Berlin 1883 und in rascher Aufeinanderfolge Amsterdam, Münster, Karlsruhe, Frankfurt a. M., Köln, Dresden. Die Zahl der ausländischen Exportmusterlager ist leider noch nicht bedeutend. Die ersten Gründungen dieser Art erfolgten in Wien, Pest, London und Buenos Ayres.

Der Gestaltung des Inhaltes der Reklame taten wir zum Teil bereits vielfach Erwähnung. Er durchläuft eine ganze Skala von der bloßen Namen- und Warennennung bis zur raffiniertesten Anpreisung. Im allgemeinen bemerkten wir jedoch eine Tendenz zur Versachlichung, die sich bei der Zeitungsreklame in der bloßen Waren- und Preisnennung, bei der Tatreklame in der Hinstellung der Ware innerhalb des Betriebes äußert. In beiden Fällen wird nur durch die imponierende Größe und Ausstattung Interesse und Auffälligkeit zu erzielen versucht. In einem Gegensatze zu diesem Versachlichen der Reklame steht das Bestreben, durch außerhalb der Sache selbst liegende Beweggründe zu wirken. Der extremste Fall dieser Art ist die Hinzuziehung von wohlbetitelten Gesellschaftern, deren einziger Zweck das Parademachen ist (auch ein neuer Fall der persönlichen Reklame!). Denselben Sinn haben die staatlichen und öffentlichen Anerkennungen der Firma selbst, insbesondere der Titel des Hoflieferanten, dann die verschiedenen Auszeichnungen und Anerkennungsschreiben. Eine andere Gruppe derartiger Reklame bilden alle diejenigen Mittel, die mit dem kleinlichen Eigennutz der Menschen rechnen. Zu diesen gehört das Verschenken von Gebrauchskleinigkeiten beim Verkauf der Ware sowie die Prämien- und Preisrätselausschreibungen.

Wie wir sehen, handelt es sich bei der Reklame um das geschickte Ausspielen der Waren gegeneinander. Nun hat der moderne Handel zwei Formen ausfindig gemacht, durch die einerseits nicht auf die Hervorhebung der spezifischen Warengattung verzichtet wird, anderseits jedoch das Schwergewicht auf die niedere Preisgestaltung fällt. Die eine ist das insbesondere in England und Amerika blühende Auktionenwesen, die zweite der sogenannte Ausverkauf. Dieses Verfolgen des doppelten Zweckes hat, wie in keinem anderen Fall, zu vielen Mißbräuchen geführt und infolgedessen durch die Gesetzgebung eine Beschränkung erfahren. Ein verwerfliches Verfahren ist auch die Verschleierung der Preise, wo hingegen die weithin sichtbare Ausstellung der festen Preise allgemein sympathisch empfunden wird.

* * *

Digitized by Google

Schon dieser Überblick einer Technik der modernen Reklame dürfte die Wirkungen und Bedeutung dieser, auf unserem gesamten sozialen Leben lastenden Macht ahnen lassen. Das Wort Macht ist keine bloße Metapher, und ein arger Hasser der Reklame*) hat wohl in dieser Beziehung recht, wenn er sie, „ihrer Methode und finanziellen Endlosigkeit nach, mit den kriegerischen Rüstungen der europäischen Staaten" verglichen hat. Dieser Vergleich ist insbesondere in der letzten Hinsicht zutreffend. Leider fehlt es für die Gesamtausgaben sowohl der einzelnen Länder wie der Betriebe an wissenschaftlich verwertbaren Zahlen. Ich beschränke mich daher bloß auf die Angabe der Einzelkosten. Für den Preis der Zeitungsannoncen sind maßgebend die Inseratentarife. Dieselben gehen für die einzelnen Länder sehr auseinander. Durchschnittlich am teuersten sind die Annoncen der amerikanischen Blätter: im New York Harald kostet eine Zeile 1,85 Mk., während der Durchschnitt der deutschen Blätter etwa 1 Mk. beträgt. Der Preis für Affichen beläuft sich in Frankreich auf 100 Frcs. pro 1000. Dazu gesellen sich die Kosten für das Ankleben (10—20 Frcs. pro 100 in Paris, über 70 Frcs. pro 100 in der Provinz). Diese ziemlich hohen Preise finden ihre Erklärung in der Höhe der Miete der Affichierungsbureaus für die Plakatierungsflächen. So zahlt die Compagnie del'Ouest für Benutzung der Mauern des Bahnhofs Saint Lazare 20000 Frcs. In Berlin schwankt der Preis für den Anschlag an je 100 Säulen pro Tag je nach der Größe des Plakates von 1,20 Mk.—9,20 Mk. Im Falle einer künstlerischen Ausführung macht natürlich das Künstlerhonorar einen großen Teil der Kosten aus. Summen bis zu 5—6000 Frcs. sind in Paris und London keine Seltenheit und 1000—1500 Frcs. eigentlich die Regel. Bei den Prospekten beansprucht die Hälfte der Ausgaben das Porto. Die Versendung unter Kreuzband kommt nach d'Avenel pro 1000 auf 10 Frcs. zu stehen. Die Kuvertierung verfünffacht diesen Preis.

Enorme Summen verschlingt das moderne Schaufenster. Man macht sich im allgemeinen gar keine Vorstellung davon, wieviel verschiedene Dinge, von der riesigen Spiegelscheibe bis zu den kaum beachteten Warenständern benötigt werden, und wieviel Hände sich regen müssen, damit ein leidliches Schaufenster zustande kommt. Bloß die Einrichtung eines solchen kommt durch-

*) G. Cohn, System der Nationalökonomie.

Digitized by Google

schnittlich für kleinere Maßstäbe von 150 Mk. bis auf 200 Mk. und für größere auf 1000 Mk., ja mehr zu stehen. Dazu kommen die Löhne für die Arrangeure. Die Berliner Firma Wertheim beschäftigt 16 Schaufensterdekorateure, von denen einzelne einen monatlichen Lohn von 300 Mk. beziehen.

Angesichts dieser Zahlenreihe, die freilich nur als Andeutung der Riesenkosten modernen Reklamewesens dienen kann, stellt sich wohl die bange Frage ein: ob diese Summen, die Jahr um Jahr für die bloße Technik des Verkehrs ausgegeben werden, auch volkswirtschaftlich berechtigt sind? Eine derartige Besorgnis des Laien scheint allerdings begreiflich; wohl aber macht es nachdenklich, daß weitaus die meisten national-ökonomischen Theoretiker, die es überhaupt der Mühe wert befanden, der Reklame Erwähnung zu tun, dies zu einem scharfen Seitenhieb auf ihren unwirtschaftlichen Charakter benutzten. Das Problem ist freilich zu verwickelt, um wie bei v. Philippovich*), in der Klammer, und bei Lexis im Schönbergschen Handbuch**) unter der Zeile behandelt werden zu können. Es zerfällt ersichtlich in zwei Teilfragen, von denen eine die Reklame als Mittel der Konkurrenz, die andere die Reklamemittel als wirtschaftliche und kulturelle Faktoren betrifft.

In erster Beziehung kommen zuvörderst die Wirkungen der Reklame auf die Produktion in Betracht. Hier bemerken wir vor allem, daß sie riesig differenzierend wirkt. Dies zeigt sich insbesondere bei Artikeln der kosmetischen Industrie. Im Vertrauen auf die werbende und insbesondere suggestive Gewalt der Reklame (sollte es doch nach der Aussage eines witzigen Pariser möglich sein, mittelst Reklame Seinewasser in Flaschen zu verkaufen) wird oftmals eine kleine Nuancierung der Ware dazu ausgenützt, um dieselbe als ein ganz neues Produkt in den Handel zu bringen. All die verschiedenen Toilettegegenstände, wie Odol, Kosmin, Ray-Seife u. a., verdanken direkt ihre Entstehung der Reklame. Aber auch auf anderen weniger harmlosen Gebieten spornt das Reklamewesen zu den mannigfaltigsten Verfeinerungen an. Es stellt die Mängel und Lücken der Produktion klar und gibt so den Anstoß zu einer dauernden Steigerung der Leistungsfähigkeit. Anderseits freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Reklame die Verbesserung der Warenqualitäten oft hemmt, indem

*) Grundriß der politischen Ökonomie, Bd. I, S. 187.
**) II Bd. 2, S. 250.

Digitized by Google

mit Hilfe einer gewaltsamen Anwendung von Reklamemitteln minderwertige Ware in Umlauf gesetzt und erhalten wird. Auch werden mittelst ungeheuerlicher Anwendung derselben zuweilen neue Produkte zu Preisen, die oft das Zehnfache ihres Wertes ausmachen, in den Handel gebracht, wobei freilich den größeren Teil dieses Profits eben die riesigen Reklamekosten verschlingen. Überhaupt ist es von vornherein einleuchtend, daß die Reklame im allgemeinen den Preis der Produkte belastet. Aber diese ursprüngliche Belastung wird — von den eben erwähnten Fällen abgesehen — wieder durch die Massenhaftigkeit des Absatzes meistenteils ausgeglichen, da diese es dem Produzenten ermöglicht, die Preise herabzusetzen. Die Reklame ist das Hauptmittel der Industrie im Kampfe gegen das Kleingewerbe. Sie bewirkt es, daß ein Produkt, das heute als Luxus empfunden wird, morgen bereits ein allgemein gesuchter Gebrauchsgegenstand ist. Durch sie erst werden Erfindungen, die sonst vielleicht nur einem kleinen Kreise von Fachleuten bekannt blieben, zu Allgemeinbedürfnissen. Mit Recht frägt Van der Borght: wer ohne die Reklame außer den Ärzten von Mitteln, wie Somatose, Sanatogen, Hämatogen u. a. etwas wüßte? Diese Wirkung äußert sich jedoch nicht nur in der Nahrungsmittel-, Mode- und Galanteriewaren-Industrie, sondern auch in allen technischen, insbesondere der Maschinenindustrie. Nur systematische Reklame vermag Vorurteile, die gegen neue Erzeugnisse der Industrie, z. B. Automobile, insbesondere am Lande herrschen, auszurotten und die Bevölkerung zur Anwendung derselben zu bewegen. Vor allem vermag sie den Absatz im eigenen Lande durch Hebung des Fremdenverkehrs zu erhöhen. In dieser Beziehung spielt eine große Rolle die Reklame der Badeorte und die Touristenreklame überhaupt, die erst in der letzten Zeit sich zu entwickeln begann. Am meisten kommt jedoch die Reklame für die Hebung des Exportes in Betracht. In dieser Beziehung verdankt die Produktion am meisten den Ausstellungen und Exportmusterlagern. Wie sehr letztere den Absatz der Produkte fördern, erhellt aus den von Van der Borght angeführten Zahlen. Im Jahre 1894 vermittelte das Stuttgarter Exportmusterlager für 393 Käufer 2124, im Jahre 1896 für 371 Käufer 2433 Aufträge. Ebenso bedeutungsvoll sind die Ausstellungen in allen ihren Gestaltungen. Als Beispiel für die volkswirtschaftliche Wirkung der Weltausstellnngen führt Exner*)

*) Exner, Die Aussteller und die Ausstellungen.

Digitized by Google

an, daß die Ausfuhr Englands im Jahre 1850 131 Millionen Pfund Sterling und in dem dem Ausstellungsjahre folgenden Jahre 1853 214 Pfund Sterling Millionen betrug.

Damit haben wir bereits auch die Bedeutung der Reklame für den modernen Handel berührt. Hier wirkt dieselbe nach allen Seiten hin. Sie erweitert die Konkurrenzgebiete, indem sie örtlich voneinander entfernte Konkurrenten zusammenrückt, orientiert durch ihren Charakter den Abnehmer über die Art des Geschäftes und erleichtert ihm das Ausfindigmachen der für ihn zweckmäßigsten Bedarfsgegenstände und Kaufgelegenheiten. Vor allem jedoch wirkt sie, wie innerhalb der Produktion, als Mitkämpferin der Industrie gegen den Handwerker, so hier als eine solche des Warenhauses gegen den Kleinhandel. Gegenüber der Zugkraft, die die imposanten Räume eines Wertheim und die Möglichkeit einer ruhigen Besichtigung der Waren auf das Publikum ausüben, verschwinden all die unzähligen Mittel und Mittelchen des Kleinhändlers, vor denen übrigens auch das Warenhaus nicht zurückschreckt. Sicherlich bringt das Reklamewesen die Gefahr mit sich, daß, wie Georg Simmel sich in einer Untersuchung „Soziologie der Konkurrenz“*) äußert, „die objektiven sozialen Entscheidungsgründe des Konkurrenzkampfes durch dasselbe durchkreuzt und verschoben werden“. Es leuchtet ein, daß insbesondere bei den mit dem Fremdenverkehr rechnenden Geschäften dasjenige, dessen Reklame wirkungsvoller ist, den Sieg über das mit mäßigeren Preisen operierende davonträgt. Ebenso bringt im allgemeinen Geschäftsverkehr die Reklame (insbesondere das Schaufenster) die Gefahr mit sich, daß sie zum Eintritt in das Geschäftslokal bewegt, wodurch ein stillschweigender Zwang zum Kauf ausgeübt wird, der freilich bei der Artung unseres Kleinhandels recht oft zu Wort und Tat greift. Auch hierin bedeutet, wie wir schon bemerkten, die Reklame des Warenhauses eine wahre Erlösung. Im allgemeinen gereicht jedoch, von den erwähnten und ähnlichen Fällen abgesehen, die Handelsreklame, „sofern sie nur Wahres mitteilt“, dem Konsumenten zum Vorteil. Es geschah aber nicht bloß der Konsumenten, sondern auch, und zwar hauptsächlich der Konkurrenten wegen selber, wenn in der modernen Gesetzgebung durch Gesetze zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes der Reklame Grenzen gezogen werden. In Deutschland bezieht sich hierauf das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes

*) Neue deutsche Rundschau 1903.

Digitized by Google

vom 27. Mai 1896. Durch dieses Gesetz soll das Reklamewesen nicht beschränkt, sondern eine Fülle von Auswüchsen, wie z. B. das Ausverkaufswesen, der Verkauf von Kunstprodukten als Naturprodukte, ausgemerzt werden. Freilich ermöglicht es das Gesetz durch seine kasuistische Fassung den findigen Geschäftsleuten, dasselbe zu umgehen, anderseits wieder die weniger geschickten durch Ersatzansprüche und Strafanträge zu behelligen. Eine Abhilfe gegen solche Mißbräuche wird zweifellos auch hier nur die Praxis der Rechtsprechung bieten können.

Gegenüber dieser inhaltlichen Einschränkung der Reklame, an welche übrigens auch die in der letzten Zeit sich bemerkbar machende Antireklamebewegung innerhalb der liberalen Berufe sich anschließt, bedeuten die Kartelle und Trusts einen mächtigen Feind der gewerblichen Reklame überhaupt. In welcher Weise gerade das Bedürfnis, die riesigen Reklamekosten der einzelnen Unternehmungen zu dezimieren, die Entstehung und Entwickelung der Kartelle und Trusts beeinflußt hat, ist im Rahmen dieser Arbeit darzustellen, nicht tunlich. Der bloße Hinweis möge genügen, um die tief einschneidende Bedeutung der Reklame für den sozialen Mechanismus zu beleuchten. Auch die folgenden Ausführungen über die Reklamemittel als wirtschaftliche und kulturelle Faktoren können nur als Skizze betrachtet werden.

* * *

Es wurde schon oben ausgeführt, wie viele Gestaltungen die moderne Reklame angenommen hat. Ja, man kann sagen, sie habe das mannigfaltigste Wesen von allen Erscheinungen der modernen Wirtschaft. Als solche mußte sie natürlich zur Entstehung eigener Berufsarten führen. Die Ausrufer, Sandwichman, Hotelrunner, Zeitungsjungen, Zettelverteiler, Claqueurs u. a. Tagarbeiter kommen teils als Reklamemittel, teils als Vermittler derselben in Betracht. In diese Kategorie müssen auch die freieren Berufe der Handelsreisenden und Impresarios eingeschlossen werden. Eine andere Gruppe bilden die Inseratenagenten, Schaufensterdekorateure, Plakatanschläger und Firmenmaler. In einem anderen Zusammenhange erwähne ich noch der Plakatkünstler.

Aber auch ganz neue Betriebe, wie die Annoncen- und Plakatierungsbureaus und Industrien, wie Firmenschilder- und Plakat-Fabriken sowie die Schaufenster-Industrie, hat die Reklame geschaffen. Unabsehbar ist auch die Wirkung, die sie auf schon

Digitized by Google

bestehende Industrien und Gewerbe ausübt. Die größte Förderung erfährt die Papier- und Druckerei-Industrie, denen es zukommt, das immer wachsende Bedürfnis nach den Millionen von Preiskuranten, Prospekten, Katalogen, Kalendern, Zirkularen, Flugblättern u. a. zu decken. Daneben kommt die Glasindustrie in Betracht, der sowohl die Glasfirmenschildererzeugung, wie die Schaufenster und insbesondere der neue Warenhausstil immer neue Auftraggeber für Riesenscheiben schafft, die Beleuchtungsanstalten, die chemischen Farbenindustrien, die photo- und lithographischen Anstalten, die Eisenindustrie und eine ganze Reihe anderer.

Auch die Grund- und Hausbesitzer ziehen Nutzen aus dem Reklamebetrieb, indem sie ihren Grund und Boden und die riesigen, bisher keinen Ertrag liefernden Häusermauern zu Reklamezwecken vermieten. Der größte Teil jedoch des Nutzens, den die Vermietung von Plakatierungsflächen abwirft, entfällt auf den Staat (dem übrigens als Inhaber des Postwesens in der Reklame eine ganz außerordentliche Einnahmequelle durch die Versendung der unzähligen Drucksachen entstanden ist), die großen Unternehmungen und die Stadtgemeinden. Die eigentliche Ausbeutung des Plakatwesens haben die meisten Städte Unternehmern überlassen und sich in den Verträgen Abgaben vorbehalten. Die auf diese Weise erzielten Einnahmen belaufen sich nach den Angaben von A. Dullo im Statistischen Jahrbuch deutscher Städte (herausgegeben von Dr. Neefe 1902) für die Zeit von 1897 bis 1900 pro Jahr:

in Altona	auf	31	Mark,
„ Lübeck	„	48	„
„ Plauen	„	100	„
„ Straßburg	„	2300—5000	„
„ Magdeburg	„	5000	„
„ Breslau	„	9500—9800	„
„ München	„	600—15000	„
„ Berlin	„	225000	„

Alle diese Wirkungen kommen jedoch sozusagen fast gar nicht in Betracht, wenn man sie mit derjenigen zusammenhält, die das Reklamewesen auf die Entwickelung der modernen Presse ausgeübt hat. Hier äußert sich, wie in einem Brennpunkte, nicht bloß die wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Bedeutung der Reklame. Die erstere illustrieren zum Teil die schon vorher zitierten Zahlen. Die zweite ist seit der denkwürdigen Rede

Digitized by Google

Lassalles „Über die Feste, die Presse und den Frankfurter Abgeordnetentag“ immer von neuem als eines der bedeutsamsten und zugleich schwierigsten Probleme der zeitgenössischen Kultur behandelt worden. Es ist kein einheitliches: Reklame und öffentliche Meinung, Reklame und Politik, Reklame und Zeitgeschmack, Reklame und Literatur, Reklame und Kunst, Reklame und Sittlichkeit, das wären vielleicht die Namen der Teilprobleme, in die es zerfällt, jedes in sich wieder neue und neue bergend. Nutzen und Nachteil liegen hier überall so unentwirrbar nebeneinander, daß eine gerechte Entscheidung fast unmöglich erscheint. Was für Verbrechen hat z. B. auf dem Gebiete der Literatur das Zeitungswesen an dem Namen Zola auf dem Gewissen! Wieviel Gift haben nicht jene marktschreierischen Anpreisungen seiner Meisterwerke gesäet! Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Presse unzählige Male mitgeholfen hat im Kampfe gegen literarische Verkommenheit. Dies führt uns hinüber zu den tiefen und innigen Zusammenhängen, die sich zwischen der Kunst und Reklame überhaupt entwickelten.

In den großen Handels- und Industrie-Firmen erwuchsen den modernen Künstlern Auftraggeber, wie sie frühere Zeiten nicht kannten. Eine stattliche Reihe erster Meister hat dem Namen Plakatkünstler Verbreitung und Klang verschafft. Der umwälzenden Bedeutung der Reklame für die Baukunst haben wir schon gedacht: Messels Wertheimbau steht da, vielleicht als das wundervollste Denkmal der Befruchtung künstlerischer Entwickelung durch das Wirtschaftsleben. Man kann es ohne Übertreibung sagen: Die Reklame des Warenhauses hat zur Auffindung des „neugotischen“ Stilprinzips geführt, des einzigen, das dem Sinn unserer Technik und Kultur entspricht. Und wenn sich vielleicht, wie zu hoffen Anlaß ist, hieran die Überwindung der Tyrannei der „Renaissance“ knüpfen sollte, wäre es wohl auch nicht übertrieben, zu sagen, daß die Reklame an einem der größten kunstgeschichtlichen Ereignisse mitgewirkt hat. Aber eins steht sicher: es ist kein Zufall, sondern deutet auf einen tiefen Zusammenhang hin, daß sich die Gipfel der wirtschaftlich-technischen Entwickelung mit denen der Malerei und Architektur berühren. Die Allianz der konservativen Mächte mit der künstlerischen Reaktion erhält ein ganz entzückendes vis-à-vis in dem Bund der modernen Industrie- und Handelswelt mit unserer allerhöchst geächteten jungen Künstlerschar. Eine wunderbar humoristische Färbung erhält übrigens das Ganze erst durch die Erwägung,

Digitized by Google

daß auf beiden Seiten die Reklame die bewegende und einigende Macht war. Für den Zusammenhang zwischen Volk und Kunst ist dieser Gegensatz von ganz besonderer Bedeutung. Die Modernen, die sonst nur in den sonntäglichen Ausstellungsräumen sich dem geehrten begüterten Publikum zu präsentieren vermochten, werden durch die Reklame in das Zentrum des öffentlichen Lebens gestellt und die Prinzipien ihres Schaffens dringen auf diese Weise förmlich unterirdisch in das Bewußtsein des Volkes ein. Freilich gilt es hier, so manches Übel wett zu machen, das die Reklame verschuldet hat und leider noch immer weiter verschuldet. Sie hat unzählige Male den wertlosesten Darbietungen Gehör verschafft, das Virtuosentum groß gezogen und so eine üble Geschmacksverirrung angerichtet. Sie hat durch die rohesten Plakate, geschmacklosesten Schaufensterarrangement und neuestens vornehmlich durch die Lichtreklame das Straßenbild verunstaltet; ist sogar in die Natur eingedrungen, um die schönsten Gegenden ihres Reizes zu entkleiden.

Aber das Bündnis Reklame und moderne Kunst dürfte sich wohl nach allen Richtungen hin immer mehr zum Heile bewähren. Es bietet wieder einmal ein treffliches Beispiel, wie technische Erscheinungen in Selbstzweck umzuschlagen vermögen. Die Reklame ist ihrem Wesen nach nicht Selbstzweck, sondern zweckdienlich. Aber die Grenzen ihrer Wirksamkeit liegen in der Emanzipation vom Zweck. Barnums Reklame zeigt den einen Pol: die Darbietung ist in den Hintergrund getreten; das ganze Interesse absorbiert die Reklame. Und von da aus zieht sich die unübersehbare Kette der Erscheinungen des modernen Reklamewesens mit der Tendenz nach immer größerer Versachlichung, bis schließlich die Reklame mit dem Gegenstande, dem sie dient, zusammenfällt. Da aber erfaßt sie die Kunst und erhebt sie in die reinen Höhen eines Selbstzweckes, dessen tiefster Sinn spielende Zwecklosigkeit ist.

Digitized by Google

Die Erben der Sozialdemokratie.*)

Von Ludwig Eschwege—Charlottenburg.

Die Sozialdemokratie steht im Mittelpunkte der öffentlichen Diskussion. Kaum gibt es noch eine Parlamentssitzung, die sich nicht mit ihr beschäftigt. Sie beeinflußt die Tätigkeit des Gesetzgebers, sie zwingt den Verfasser gelehrter Werke, Stellung zu ihr zu nehmen, sie wird zum Thema von Kanzelreden und spaltet die Teilnehmer eines Stammtisches in zwei Parteien.

Die Sozialdemokratie ist die Frage. Man glaube nicht, ihrer Bedeutung dadurch Abbruch zu tun, daß man im Wege der Autosuggestion sich zwingt, nicht mehr davon zu sprechen. Wenn wir zurückkehren aus dem Traumland, in dem es keine Sozialdemokraten gibt, werden wir mit Schrecken bemerken, daß sich ihre Gefolgschaft neuerdings vermehrt hat, wobei es ein schwacher Trost ist, daß dieses Faktum auch eingetreten wäre, wenn wir zufällig nicht geschlafen hätten.

Man glaube auch nicht, daß die sozialpolitische Gesetzgebung imstande ist, an dieser Tatsache etwas wesentliches zu ändern.

Nicht, daß sie deshalb überflüssig wäre. Sie ist um ihrer selbstwillen notwendig, aber es ist ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß sie die Voraussetzungen erschüttern kann, denen die Sozialdemokratie ihr Wachstum verdankt. Sie vermag das Übel zu mildern, im beschränkten Maße auch zu heilen, aber sie kann nicht die Quellen verstopfen, aus denen das Übel immer wieder hervorbricht. Nicht ohne Grund macht sich die Sozialdemokratie über die reaktionäre Masse lustig, die darüber anders denkt. Selbst, wenn es der sozialpolitischen Gesetzgebung gelänge, einen Zustand zu schaffen, der jedem Arbeitswilligen ein menschenwürdiges Minimum — menschenwürdig im Sinne eines Bürgers des 20. Jahrhunderts — garantiert, auch dann wären nicht die Voraussetzungen für das Wachstum der Sozialdemokratie beseitigt. Denn nicht um die Erringung eines Minimums, um den vollen Anteil handelt es sich, soweit er der Mehrheit unberechtigterweise vorenthalten wird. Und dieses Verlangen ist gerecht.

*) Die Aufnahme dieses Aufsatzes bedeutet nicht die Übereinstimmung mit allen Auffassungen. D. H.

Digitized by Google

Ungeheuer ist das Vermögen, welches uns die früheren Generationen hinterlassen haben. Und jede Generation vermehrt den Schatz in wachsendem Verhältnis. Das Erbteil der Nationen sind nicht vergängliche Güter, wie Häuser, Maschinen, Vorräte. So sehr sie auch die Lebenslaufbahn des einzelnen erleichtern können, sie spielen doch eine verhältnismäßig nebensächliche Rolle gegenüber dem ungeheuren, unvergänglichen und ständig sich vermehrenden Erbe, das uns in Gestalt von Wissenschaft, Technik und einer mehrtausendjährigen Erfahrung hinterlassen ist. Wenn nun von der Sozialdemokratie nachgewiesen werden kann, daß der Besitz des Erbes nur von einem geringen Prozentsatz angetreten wird, dann ist unsere Wirtschaftsordnung unmoralisch, und eine Partei, die eine andere an die Stelle setzen will, hat einen gewaltigen Verbündeten — die Gerechtigkeit.

* * *

An der Küste Grönlands liegt ein Eskimodörfchen. Der harte Granitfels, auf dem es gebaut ist, bietet nicht einmal dem kärglichsten Moos Nahrung. Doch die Natur sorgt auch für ihre ärmsten Kinder. Die unerschöpfliche Vorratskammer des Meeres ermöglicht allen ein bescheidenes, aber von Nahrungssorgen unbehelligtes Dasein. Kranke und Altersschwache, die nicht mehr im Kajak hinaus aufs Meer fahren können, werden von den anderen mitunterhalten. Die Gaben werden weder als Almosen empfunden, noch widerwillig gegeben. Sind sie doch eine Art Versicherung, die den Rüstigen die Gewähr gibt: Auch sie werden, wenn das Alter sie beschleicht, ihren Anteil vom Fang erhalten — als ein wohlerworbenes Recht.

Solange das Meer ergiebig ist, solange der Zugang zu ihm jedem freisteht, gibt es im Eskimodorf keine soziale Frage.

Ein Schlauberger hat sich eines Tages aus angeschwemmten Stricken ein Netz gemacht und vermag nun den Ertrag seiner Jagd zu verdreifachen. Aber niemand kommt auf die Idee, daß er damit einem anderen etwas wegnimmt. Ja, wenn er den Gesamtbestand an Fischen zum Schaden der anderen vermindern würde! Aber das ist ja natürlich ausgeschlossen. Und wenn er sein Netz verleiht und fordert einen Teil des hierdurch vermehrten Ertrages für sich, dann fühlt sich der Entleiher ebenfalls nicht benachteiligt. Da das gefällige Meer den Vorrat an Stricken ununterbrochen ergänzt, so ist das Netzmachen kein Monopol, und es finden sich bald andere, die das erste Netz nachmachen.

Digitized by Google

Fordert irgend ein Netzbesitzer eine zu große Beteiligung, dann geht man zu einem anderen. Ein Kartell der Netzfabrikanten gibt es in Grönland nicht. Es wäre auch nicht durchzuführen, solange das Recht, angeschwemmte Stricke am Meeresufer zu sammeln, jedem zusteht.

Eines Tages beschloß man in der Gemeindeversammlung, den Uferrand in kleine Streifen zu teilen und jedem Dorfgenossen eine Parzelle zu ewigem Eigentum zu übergeben. Im Anfang änderte sich hierdurch nichts. Da aber die Eskimos verschieden geartet sind, so zeigte sich nach einigen Jahren, daß der eine oder andere seinen Uferanteil gegen eine lebenslängliche Fischrente verkaufte. Den lockte die Bequemlichkeit, der andere neigte zur Verschwendung, kurz, es entstanden zwei Klassen von Eskimos: Uferbesitzer und Nichtuferbesitzer.

Als die zweite Generation heranwuchs, gab es eine Anzahl Eskimos, die für die Erlaubnis, den Uferrand zu benutzen, den größten Teil ihres Ertrages den Besitzern abgeben mußte. Es waren die Nachkommen solcher Väter, die ohne Berücksichtigung der Rechte ihrer Kinder den Zugang zum großen Reservoir, aus dem die Eskimos ihre Bedürfnisse befriedigen, verkauft hatten. Wohl hätten sie auswandern können. Aber das Leben, das sie außerhalb der Eskimogemeinschaft hätten führen müssen, wäre noch elender gewesen als das Existenzminimum, welches ihnen die Uferbesitzer gewährten. Seit jener Zeit haben die verschiedenen Verbesserungen in Kajaks, Harpunen und Netzen den Wert des Uferrandes stark vermehrt. Für diejenigen aber, welche den Zugang zum Meer pachten mußten, waren alle technischen Fortschritte wertlos. Wohl steigerte sich ihr Ertrag, nicht aber mehr ihr Einkommen. Die soziale Frage war in Grönland eingekehrt.

* * *

Die Siegeslaufbahn der Sozialdemokratie wird beendet sein, wenn die gebildeten Klassen begriffen haben werden, welcher volkswirtschaftliche Unterschied besteht zwischen dem Besitz an Netzen und dem Besitz am Meer. Das Netz ist ein Produkt menschlicher Intelligenz. Es ist nicht geschaffen worden auf Grund irgendwelcher altruistischer Gefühle, sondern, damit sich der erste Verfertiger ein bequemeres Dasein verschaffen kann. Seit jenem ersten Netz sind unzählige Verbesserungen daran vorgenommen worden. Aber niemals bis auf den heutigen Tag aus anderen Beweggründen, als aus Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit

Digitized by Google

Aber das Sinnen und Trachten des einen, der sein Los verbessern wollte, war dennoch ein Vorteil für die anderen. Kurze Zeit konnte ihm seine Erfindung einen Vorsprung verleihen, dann aber wurde sie allgemein bekannt, und damit hörte sie auf, ein Mittel der Ausbeutung zu sein. Wer aber das Meer besitzt, dem müssen alle diejenigen Tribut zahlen, welche auf das Meer angewiesen sind. Je zahlreicher sie werden, um so wertvoller wird das große Magazin, in dem die Schöpfung alle Gegenstände des menschlichen Bedürfnisses deponiert hat. Nunmehr dienen alle technischen Fortschritte nur noch dazu, um den Pachtwert des Magazins zu erhöhen. Und dann kommt der Tag, wo der Besitztitel allein soviel einbringt, daß jede eigene Arbeit überflüssig ist. Aber die Zahl der Bewerber wächst unaufhörlich. Schon längst ist der Besitzer nicht mehr imstande, die Rente aufzubrauchen, es naht der Moment, wo die Grenze seiner Genußfähigkeit erreicht ist. Dann hängt es von der Barmherzigkeit des Rentenbeziehers ab, ob er die Menschen, die sich im Laufe der Zeit zu immer niedrigeren Bedingungen angeboten haben, zum Hungertode verurteilen will oder nicht.

Trägt die soziale Frage bei uns ein anderes Gesicht?

Wenn die großen Netzbesitzer unserer Kulturwelt an der Grenze ihrer Genußfähigkeit angelangt sind, mögen sie immerhin ihre Räder still stehn, ihre Schiffe verfaulen, ihre Kessel verrosten lassen. Das gäbe ein Aufflammen der wirtschaftlichen Tätigkeit, das uns dem ersehnten Zukunftsstaat für eine Weile wenigstens nahe bringen würde. Wenn aber die Magazinbesitzer nicht mehr wollen, dann sind wir alle verloren. Zwar kommt es nie dahin, weil noch schneller wie die Kultur die Bedürfnisse wachsen. Aber sie sind auf Grund ihres Besitztitels in der Lage, allen Fortschritt für sich zu monopolisieren. Alle Güter sind beliebig vermehrbar, solange der Zugang zur Vorratskammer der Natur offen steht. Auch die Produktionsmittel sind nur Güter, und die Konkurrenz um die Arbeitsgelegenheit sorgt dafür, daß sie dem Reflektanten zu immer billigeren Preisen zur Verfügung stehn. Aber vor dem Zugang zur Natur steht der Besitzer und erhebt arbeitslos seine Steuer. Jede Verbesserung, welche die menschliche Arbeit erleichtert, macht ein paar Menschen, die nichts als ihre Arbeitskraft haben, überflüssig. Aber um so wertvoller macht sie den Besitztitel auf die Schöpfung.

Der Mensch ist bei aller seiner Klugheit nicht imstande, irgend etwas zu erschaffen. Er kann nur die Stoffe um-

Digitized by Google

wandeln. Dank der Kultur und der Arbeitsteilung wird dieser Umwandlungsprozeß immer leichter und immer ergiebiger. Aber um so größer wird das arbeitslose Einkommen derjenigen, welche den Zugang zum Urstoff beherrschen. Daß der Mehrwert der menschlichen Arbeit fast restlos durch dies Ventil verschwindet, dafür sorgt die mit der Bevölkerung unaufhörlich wachsende Zahl der Reflektanten. Wohl können auf den verschiedenen Etappen auch die anderen Teilnehmer am Produktionsprozeß die Früchte einer neuen Entdeckung genießen, aber immer wieder wachsen die Ansprüche des Bodenbesitzers nach, bis die Errungenschaft restlos in die Bodenrente aufgegangen ist.

Daß die Erkenntnis dieser Tatsache noch so wenig verbreitet ist, muß als eine der sonderbarsten Erscheinungen bezeichnet werden. Man betrachte die Entwickelung eines Blockhausdorfes im amerikanischen Urwald zur Weltstadt. In dem Maße, als die Zivilisation fortschreitet, vermindert sich der prozentuale Anteil des auf gepachtetem Boden schaffenden Bürgers am Ertrag seiner Arbeit, und in demselben Maße erhöht sich der Anteil des Grundbesitzers. Wer wollte bestreiten, daß die amerikanischen Riesenvermögen, soweit sie nicht an der Börse zusammen gestohlen sind, ausschließlich aus Landwerten herrühren?

Ein entlegener Kreis erhält eine Kleinbahn. Die Bauern können nun Gemüse, Eier, Geflügel für den städtischen Markt produzieren. Wie stellen sich die Einkommensverhältnisse jenes Gebietes nach Eröffnung der Bahn? Die Äcker sind wertvoller geworden, aber die auf gepachtetem Boden Arbeitenden sehen bald, wie die Vorteile der Kleinbahn, zu deren Erbauung sie vielleicht durch Steuern beigetragen haben, im Pachtpreis zum Ausdruck gebracht werden. Auch für alle diejenigen, welche in einem Dienstverhältnis stehen, hat der Kulturfortschritt materiell keine Bedeutung. Allenfalls wird man annehmen können, daß der Lebensunterhalt in dem betreffenden Gebiet, nachdem die Stadt seine Produkte konsumiert, teurer geworden ist. Gegenwärtig ist man dabei, die Produktivkraft der Einwohnerschaft Preußens durch den Mittellandkanal zu erhöhen. Da die Rentabilität nach der staatlichen Berechnung auf $2^1/_2\,\%$ angenommen wird, so haben die preußischen Steuerzahler jährlich $1\,\%$ auf die verauslagte Summe zuzuzahlen. Und welches wird das Resultat bezüglich des allgemeinen Wohlstandes sein? Innerhalb von ein bis zwei Generationen ist die Verbilligung des Transportes im Bodenpreis des anliegenden

Digitized by Google

Terrains kapitalisiert und damit in seinen Wirkungen für die übrigen aufgehoben.

Alle Kulturarbeiten, Verkehrsverbesserungen, Anlage von Bibliotheken, Wohlfahrtseinrichtungen, Sicherung des Rechtslebens usw. wirken wie Meliorationen, indem sie den Wert des Landes erhöhen. Nur so erklärt sich die sonderbare Tatsache, daß die Kulturstaaten immer tiefer in Schulden geraten, während die Gesamtsumme des Nationalwohlstandes immer größer wird. Der Grund liegt darin, daß die staatlichen Ausgaben in erster Linie einzelnen Bodenbesitzern zugute kommen, während die Steuerkraft des überwiegenden Teiles der Bevölkerung nicht davon berührt wird.

Ich habe es oben als sonderbar bezeichnet, daß die Erkenntnis von der monopolisierenden Eigenschaft des Bodens noch so wenig verbreitet ist. Ein Grund allerdings muß erwähnt werden. Wenn es Tatsache ist, daß der allgemeine Kulturfortschritt sich im Bodenpreis niederschlägt, so bedeutet das keineswegs, daß diese Folge auf jedem einzelnen Teilgebiet eintritt. Wie in einer großen Stadt der Bodenwert ungeheuer zunehmen kann, während einige Straßen aus besonderen Gründen entwertet werden, so zeigt sich auch innerhalb der Grenzen eines Landes eine ganz verschiedene Entwickelung der Bodenrente. So kann es beispielsweise in Deutschland keinem Zweifel unterliegen, daß die ländliche Grundrente in den letzten Jahrzehnten nicht gestiegen, hier und da sogar gefallen ist. Ebenso zweifellos ist es jedoch, daß die Gesamtsumme der deutschen Bodenwertsteigerung ganz beträchtlich ist. Die Großstädte haben den Löwenanteil davon getragen. Wenn wir dies zugeben — und wer wollte es bestreiten — so enthüllt sich uns ein anderes Gesicht des sozialen Unrechts. Wie es enterbte Individuen gibt, so gibt es enterbte Landesteile. Wer wollte behaupten, daß die gewaltigen Wertsteigerungen des Berliner Bodens durch die meliorierende Tätigkeit der 20000 Grundbesitzer daselbst geschaffen worden sind? Es ist märkischer Sandboden, der durch die Kulturarbeit eines ganzen Volkes seinen riesigen Wert erhalten hat. Der Anteil eines Virchow an diesem Fortschritt ist gewiß größer als die Arbeit von tausend Durchschnittsbürgern. Dennoch war sein Einkommen eine Lappalie gegen die Einnahmen des einen Schöneberger Bauern Kilian, dessen Besitz an Kuhställen ihn zum zehnfachen Millionär machte. Der riesige Reichtum der westfälischen Kohlenbarone ist nur zum geringsten Teil die Folge ihrer Intelligenz. Dieselbe Bevölkerung auf ostpreußischen Boden verpflanzt, würde nur den bescheidenen Wohlstand erreichen können,

Digitized by Google

wie dies der dortigen Bevölkerung möglich ist. Die Kohlenschächte Westfalens verdanken ihr Entstehen keineswegs allein der Initiative der Besitzer. Die Bevölkerung von ganz Deutschland, die Erbauung zahlloser Eisenbahnen, der siegreiche Krieg von 1870, nicht zuletzt die stille Arbeit von Gelehrten und Technikern hat die Inbetriebsetzung ermöglicht. Wenn ein Mann der Wissenschaft tausend Meilen vom Fundort der Kohle entfernt eine Erfindung macht, welche die Kohlenförderung um die Hälfte verbilligt, so würde diese neue Wertvermehrung der menschlichen Arbeitskraft in der Hauptsache den Besitzern der Kohlengebirge zugute kommen, während alle übrigen kaum ein Interesse daran hätten. Der Mittellandkanal soll den Transport der Güter und damit diese selbst verbilligen. Nun haben wir bereits die schönste Wasserstraße, auf der die westfälische Kohle in weit entfernte Gebiete versandt wird — den Rhein. Wenn also geringere Transportkosten den Warenpreis verbilligen sollen, dann müßte die auf dem Rhein bezogene Kohle wohlfeiler sein wie diejenige, welche auf die Bahnfracht angewiesen ist. In Wirklichkeit wird aber der Kohlenpreis vom Syndikat bestimmt. Die durch Wassertransport ersparten Kosten kommen ausschließlich ihm, d. h. also den westfälischen Grubenbesitzern, zugute. Die Konsumenten haben nicht das mindeste Interesse daran. Die wohlfeile Lastträgerarbeit des Vater Rhein hat nur die Grubenrente Westfalens erhöht.

Daß die Dinge sich nicht à tempo so abspielen, wie die oben entwickelte Theorie behauptet, ist selbstverständlich. Tausend Einflüsse können das Bild verändern. Vor allem wird die Erkenntnis dadurch erschwert, daß Grundbesitzer, Kapitalist und Arbeiter häufig dieselbe Person ist. Daß aber jede technische Verbesserung zu irgend einem Zeitpunkt einmal im Bodenpreis kapitalisiert wird, so daß sie alsdann aufhört, das Los des nichtbodenbesitzenden Menschen zu erleichtern, kann nicht bestritten werden.

Der Hausbesitzer weiß das ganz genau. Er motiviert das Vorrecht seines Standes in den städtischen Körperschaften mit der Tatsache, daß sowohl gute wie schlechte Ereignisse in erster Linie vom Grundbesitz gefühlt werden. Nur irrt er sich, wenn er in dieser Doppelwirkung die Berechtigung des privaten Grundrentenbezugs findet. Mögen in einzelnen Gebieten die erheblichsten Rückgänge der Grundrente vorkommen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß das Gesamtresultat ein riesiges Plus ergibt. Die Volkswirtschaft aber hat, wie der Name schon sagt, nicht lokale Erscheinungen zu beobachten, sondern die Tendenzen

Digitized by Google

festzustellen, denen ein ganzes Land unterworfen ist. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Wachstum der nationalen Grundrente, soweit sie nicht durch die persönliche Arbeit des einzelnen Grundbesitzers entsteht, abzüglich der Minusrente, soweit sie nicht durch eigene Schuld hervorgerufen wird, Eigentum der Gesamtheit, dem alleinigen Schöpfer des wertvollen Saldos. Ohne daß eine Statistik darüber existiert, wird man nach den städtischen Ziffern den Saldo der nationalen Grundrente Deutschlands auf jährlich mehrere Milliarden veranschlagen dürfen. Dies gilt selbstverständlich nur so lange, als wir ein Land mit aufsteigender Kultur sind. Aber nur dann ist ja die Massenarmut ein Problem.

* * *

An die Türen der Bourgeoisie klopfen die Enterbten. Immer drohender wird ihre Sprache. Und die Verteidiger unserer Gesellschaftsordnung wissen schier keinen Rat mehr. In ihren eigenen Reihen vermehrt sich die Zahl derjenigen, welche im Anblick des sozialen Jammers den Kommunismus als das kleinere Übel betrachten. Aber andere glauben, daß der Untergrund unserer Kultur der Individualismus ist und immer sein wird. Zu ihnen gehören die Bodenreformer. Aber nur eine Möglichkeit sehen sie, um der drohenden Barbarei zu entgehen: Auslieferung der Erbschleicherin Grundrente.

Zur Sprachenfrage im nördlichen Schleswig.

Von einem Nordschleswiger.

In dem ehemaligen Herzogtum Schleswig befinden sich vier Sprachgebiete, auf die sich nach der letzten Volkszählung rund 400800 Einwohner folgendermaßen verteilen:

1. deutsches Sprachgebiet . . . . 203700 = 51 pCt.,
2. friesisches Sprachgebiet . . . . 30700 = 7,75 pCt.,
3. deutsch-dänisches Sprachgebiet . 49200 = 12,25 pCt.,
4. dänisches Sprachgebiet . . . . 117200 = 29,00 pCt.

Digitized by Google

Das erste Sprachgebiet umfaßt den ganzen Süden von der Eider bis an eine von der Flensburger Föhrde im Osten über die Dörfer Bau, Fröslee, Wallsbüll, Ladelund und Karlum nach Klixbüll im Westen sich erstreckende Linie. Friesisch wird in einigen Kirchspielen an der Westküste, in den Kreisen Tondern und Husum und auf einigen Nordseeinseln (Sylt, Föhr, Pellworm usw.) gesprochen. Das gemischte Gebiet läßt sich nicht genau abgrenzen; denn verschiedene Distrikte schieben sich zum Teil gen Süden vor, zum Teil gen Norden; außerdem muß man zu diesem Gebiet die nordschleswigschen Städte und Flecken hinzurechnen, wie Sonderburg, Apenrade, Hadersleben, Tondern, Hoyer, Lügumkloster, Christiansfeld, Augustenburg und Norburg. Dazu kommen noch verschiedene gemischte Sprachinseln in rein dänischen Distrikten, wie Gravenstein, Ekensund, Rothenkrug, Woyens, Tingleff, Toftlund, Rödding u. a. m. Hieraus ergibt sich, daß man auch das vierte Sprachgebiet nicht genau abgrenzen kann.

Für unseren Zweck kommen nur die beiden letzten Sprachgebiete in Betracht. Will man untersuchen, wie die Sprachverhältnisse sich hier entwickelt haben, so muß man einen Unterschied zwischen Sprachenkampf und Sprachenpolitik machen.

I.

Der Sprachenkampf ist so alt wie der Kampf zwischen Deutschtum und Dänentum im Schleswigschen und datiert seit dem Ende des fünften Jahrhunderts.

Als zur Zeit der großen Völkerwanderungen die im mittleren und nördlichen Teile der umbrischen Halbinsel wohnenden deutschen Völkerstämme der Sachsen, Angeln und Joten (Jüten) ihre Heimat nach und nach verließen und in Britannien sich ansiedelten, drangen gegen Ausgang des fünften Jahrhunderts, wie geschichtlich feststeht, Bewohner der benachbarten dänischen Inseln in die zum Teil von den Joten, Angeln und Sachsen verlassenen Wohnstätten ein und vermischten sich mit den Zurückgebliebenen. Da die Eindringlinge in der Überzahl sich befanden, so ist es natürlich, daß das dänische Element überwog und das deutsche, namentlich im nördlichen Teile, für den Augenblick zurücktrat. Während aber die Dänen im nördlichen Teile der cimbrischen Halbinsel, d. h. jenseits der Königsau, in politischer und kultureller Hinsicht ausschließlich Sieger blieben, entbrannte im mittleren Teile, d. h. zwischen der Königsau und der Eider, ein heftiger Kampf zwischen

Digitized by Google

Deutschtum und Dänentum, der bis auf den heutigen Tag gedauert hat. Zu gewissen Zeiten sehen wir die Dänen weit gen Süden vordringen, zu anderen Zeiten haben die Deutschen die Übermacht und drängen den dänischen Einfluß weit nach Norden zurück. Mehrere Jahrhunderte nach der teilweisen Auswanderung der deutschen Stämme waren die Dänen ausschließlich Herren im Lande und vermochten sogar stellenweise sich bis fast an die Eider heranzudrängen. Als aber zu Anfang des neunten Jahrhunderts das Christentum von Deutschland aus im Norden Eingang fand, verbreiteten deutsche Mönche deutsche Sprache und deutschen Geist im Schleswigschen. Während der folgenden Jahrhunderte fand das Deutschtum daselbst eine kräftige Stütze in den aus dem verwandten Geschlechte der Sachsen hervorgegangenen Kaisern, unter deren Schutze die schleswigschen Herzöge, die vielfach ihre Ausbildung an deutschen Fürstenhöfen genossen hatten, standen. Das Deutschtum machte sich allenthalben im Schleswigschen geltend, so in Sitte, Tracht, in den Kirchen, in den Schulen, in der Verwaltung usw.

Der wohltätige Einfluß der sächsischen Kaiser ging leider um die Mitte des zwölften Jahrhunderts verloren, als die deutsche Kaiserkrone an das süddeutsche Geschlecht der Hohenstaufen überging. Während der Herrschaft des mächtigen Dänenkönigs Waldemar des Siegers drang das Dänentum wiederum weit gen Süden vor. Nach der gänzlichen Niederlage Waldemars in der Schlacht bei Bornhöved (südlich von Kiel) am 22. Juli 1227 ging das Deutschtum wieder zum Angriff vor, was aber nun wieder auf völlig friedlichem Wege geschah, indem nämlich Sprache und Sitten der Deutschen, vom mächtigen Handel getragen, nordwärts drangen. Die aufblühenden Hansestädte, vor allem Hamburg und Lübeck, waren die Hauptsitze des deutschen Seehandels und zugleich die Stätten, von denen aus der deutsche Unternehmungsgeist sich den Handel des Nordens unterwarf, was natürlich von unschätzbarem Wert für die Verbreitung des Deutschtums im Schleswigschen war, wo eine starke Ansiedlung von deutschen Geschäftsleuten und Gewerbetreibenden stattfand.

Eine noch größere Geltung und Ausbreitung erhielt das Deutschtum im vierzehnten Jahrhundert, als die holsteinischen Grafen das Herzogtum mit Holstein verbanden. Die deutsche Bevölkerung verbreitete sich immer weiter gen Norden aus, der deutsche Adel faßte überall im Schleswigschen festen Fuß, die deutsche Sprache wurde ausschließlich bei allen öffentlichen Ge-

Digitized by Google

schäften benutzt, die Bestätigung der Stadtrechte erteilte die Regierung nur noch in lateinischer und plattdeutscher Sprache, die Ortsnamen wurden in deutsche verwandelt u. dergl. m.

Einen mächtigen Pionier des Deutschtums im Schleswigschen bildete im sechzehnten Jahrhundert die Lehre Luthers, die hier schnell Eingang fand. Die Mehrzahl der neuen Geistlichen wurde aus Deutschland berufen, während die im Amte verbliebenen katholischen Geistlichen bei jenen Unterricht genossen. Dies trug selbstredend sehr zur allgemeinen Verbreitung deutschen Geistes, deutscher Bildung und der deutschen Sprache bei. Die Bibel und die sonst beim Gottesdienste üblichen Bücher waren nur in deutscher Sprache abgefaßt. Die offizielle Sprache war vorläufig die nieder- oder plattdeutsche, wie noch zahlreiche Inschriften in nordschleswigschen Kirchen beweisen; auch die älteste lutherische Kirchenordnung im Schleswigschen, die der Herzog zu Hadersleben 1528 erließ als Artikel „vor de Kerckheren up den Dorperen", war in plattdeutscher Sprache abgefaßt. Bald gelangte jedoch auch hier Luthers Sprache, das Hochdeutsche, zur völligen Herrschaft, indem man bei der Abfassung von Urkunden, in Kirchen, Schulen, Gerichtssälen usw. sich ihrer bediente.

Obgleich die dänischen Könige im 18. und 19. Jahrhundert bemüht waren, die deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein zu dänischen Provinzen zu machen, behielten diese dennoch ihre eigene Regierung und Ständeversammlung. In späteren Jahren wurde allerdings die sogen. schleswig-holsteinische oder deutsche Canzelei in Kopenhagen errichtet, in der aber nur deutsche Beamte, geborene Schleswig-Holsteiner, Anstellung fanden. Alle Ausfertigungen und Bekanntmachungen derselben geschahen nur in deutscher Sprache; der König-Herzog verkehrte mit seinen sämtlichen Untertanen im Holsteinischen wie im Schleswigschen und diese ebenfalls mit ihm ausschließlich in deutscher Sprache.

II.

Durch den jahrhundertelangen Sprachenkampf hatten die Sprachenverhältnisse im nördlichen Schleswig nach dem natürlichen Lauf der Dinge und auf friedlichem Wege sich derartig gestaltet, daß die Verwaltungs- und Gerichtssprache ausschließlich deutsch war, die Kirchen- und Schulsprache in den Städten zur Hauptsache deutsch, auf dem Lande dahingegen zum größten Teil und

Digitized by Google

zur Hauptsache dänisch, jedoch vielfach unter Benutzung von deutschen Gesangbüchern, Katechismen, Fibeln, Rechenbüchern usw.

Dieses friedliche Verhältnis wurde durch die von Dänemark hereingebrachte Sprachenpolitik gestört, welche mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts begann, aber erst Ende der dreißiger Jahre allgemeinen Umfang annahm.

Nach dem Sturze und der Hinrichtung des allmächtigen deutschen Günstlings des Dänenkönigs Christian VII., des Staatskanzlers Struensee im Jahre 1772 begann in Dänemark eine gänzliche Reaktion gegen alles Deutsche. Mit allem, was deutsch hieß, wurde völlig gebrochen und aufgeräumt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wollte man in Dänemark die deutschfeindlichen Reformen auch auf das Herzogtum Schleswig ausdehnen, um dieses nach und nach völlig zu danisieren. So erschien 1807 ein Reskript des wegen seiner stark antideutschen Gesinnung bekannten und wegen seiner ausgeprägten nationaldänischen Gesinnung von den Dänen hochgepriesenen König-Herzogs Friedrich (Frederik) VI., wonach künftighin alle das Herzogtum Schleswig betreffenden Erlasse und Gesetze auch in dänischer Sprache zu veröffentlichen seien, sowie, daß alle im Schleswigschen künftig anzustellenden Beamten Kenntnis der dänischen Sprache nachweisen sollten. Ein Reskript desselben Königs vom 15. Dezember 1810 verfügte, daß überall im Schleswigschen, wo die sog. schleswig-dänische Mundart gesprochen werde, die dänische Schriftsprache in Schulen, Kirchen, im Gerichts- und Verwaltungswesen zu benutzen sei. Gleichzeitig forderte das Reskript die Behörden dazu auf, schleunigst zu berichten, wie diese Einführung der dänischen Schriftsprache in möglichst kurzer Zeit geschehen könne.

Beide Reskripte blieben allerdings einstweilen ohne Wirkung; denn die Bevölkerung selber trug durchaus kein Verlangen nach der ihr größtenteils fremden dänischen Schriftsprache. Von Kopenhagen aus wurde aber mit mächtigem Hochdruck gearbeitet, wobei man in erster Linie das Augenmerk auf das nördliche Schleswig richtete. Um die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten die Jungdänen in Kopenhagen wieder die schleswigsche Sprachenfrage auf die Tagesordnung. Man verpflanzte die jungdänische Bewegung nach dem nördlichen Schleswig und richtete damit die Fahne der Zwietracht und Unruhe auf schleswigschem Boden auf. Durch Schmeichelreden, Versprechungen, Schenkungen usw. gelang es dänischen Professoren, Schriftstellern und fanatischen Politikern, einige ehrgeizige nord-

Digitized by Google

schleswigsche Bauern und Gewerbetreibende in den Kreisen Hadersleben und Apenrade für ihre danomanische Sache zu gewinnen. Es wurden verschiedene Agitationsversammlungen im Kreise Hadersleben abgehalten, und am 28. Mai 1838 sandte man eine Petition an die schleswig-holsteinische Ständeversammlung mit der Bitte um strikte Ausführung des Reskripts vom 15. Dezember 1810, d. h. um vollständige Einführung der dänischen Schriftsprache als Verwaltungs-, Gerichts-, Kirchen- und Schulsprache.

Durch die andauernde Agitation ließ sich der König-Herzog Christian VIII. bewegen, am 14. Mai 1840 ein Reskript zu erlassen, welches bestimmte, daß im nördlichen Schleswig von nun an in allen öffentlichen Angelegenheiten die dänische Sprache an Stelle der deutschen gebraucht werden solle. Für die nordschleswigschen Sprachverhältnisse sehr bezeichnend war aber die zweite Bestimmung des Reskripts, daß den Landschullehrern die Verpflichtung obliege, den Schulkindern in drei Privatstunden wöchentlich Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen. Gegen die Ausführung dieses Sprachreskripts liefen aus Nordschleswig verschiedene Gegenpetitionen mit zahlreichen Unterschriften ein. Die „Fortwährende Deputation der Prälaten und Ritterschaft" protestierte in einer Eingabe vom 7. Juli 1841 aufs lebhafteste gegen die Ausführung des Reskripts, indem sie darauf hinwies, daß dasselbe wohlerworbene Rechte kränke und daß den dänischredenden Untertanen nicht ihre Volkssprache, sondern eine den meisten ungeläufige Schriftsprache gegeben werde.

Alles umsonst. Die dänische Sprachenpolitik in Nordschleswig nahm immer mehr an Ausdehnung zu, um so mehr, als man von Kopenhagen aus das Feuer der Agitation nach Kräften schürte. Zur Förderung der dänischen Sprache und Nationalität unter den „bedrängten Brüdern" in Nordschleswig entstanden dort zahlreiche Vereine, die unentgeltlich Schriften verteilten und allenthalben Volksbibliotheken errichteten. Während bis dahin in den nordschleswigschen Städten nur deutsche Zeitungen erschienen, wurde 1838 die erste Zeitung in dänischer Sprache gegründet, nämlich die „Dannevirke", die in Hadersleben herauskam. Am 7. November 1844 wurde in dem Dorfe Rödding (West-Hadersleben) eine dänische „Volkshochschule" errichtet, die eine Danisierungsanstalt der nordschleswigschen Jugend werden sollte. Die Versuche, ein dänisches Gymnasium zu gründen und das deutsche Schullehrerseminar in Tondern in ein dänisches zu verwandeln, mißlangen vorläufig. Doch schwoll die dänische Bewegung immer-

Digitized by Google

mehr an, die Agitation wurde immer dreister und ihre Sprache herausfordernder.

Wenn aber trotz der angestrengten Wühlereien in den dreißiger und vierziger Jahren das Dänentum im nördlichen Schleswig keine allgemeine Verbreitung fand, so lag dies daran, daß die Schleswiger, — und zwar bis an die dänische Grenze — sich als Deutsche betrachteten. Überall behauptete sich der deutsche Geist mit der größten Hartnäckigkeit. Viele Bauern hielten sich deutsche Privatlehrer für ihre Kinder. Sehr bezeichnend war es auch, daß das dänische Hetzblatt „Dannevirke" im nördlichen Schleswig bis 1850 keine nennenswerte Verbreitung finden konnte, desgleichen nicht das etwas später gegründete Hetzblatt „Freya" in Apenrade.

Nach dem unglücklichen Ausgange des schleswig-holsteinischen Krieges änderte sich mit einem Schlage die ganze Sachlage. Nachdem die Dänen von 1851 an unumschränkte Herren im Schleswigschen geworden waren, wurde in vielen Distrikten des mittleren und nördlichen Schleswig, wo die Kirchen-, Schul-, Verwaltungs- und Rechtssprache bisher deutsch gewesen war, mit großer Härte und mit Zwang die dänische Sprache eingeführt; das Schullehrerseminar in Tondern und die Gymnasien in Hadersleben und Flensburg wurden in völlig dänische Lehranstalten verwandelt; in den nordschleswigschen Städten entstanden außerdem dänische Realschulen; die meisten einheimischen Beamten, Geistliche und Lehrer mußten das Land verlassen und wurden durch solche ersetzt, denen die Sprache der Bevölkerung fremd war und die nur ein Interesse daran haben konnten, der dänischen Sprache zur allgemeinen Verbreitung zu verhelfen.

Da während des Zeitraumes 1850—1864 das Deutsche in den Schulen rücksichtslos verdrängt und dänisch gewaltsam an die Stelle gesetzt wurde, so ist es erklärlich, daß die Dänen durch ihre Sprachenpolitik großen Erfolg hatten, indem nämlich acht Schulgenerationen aufwuchsen, die nur auf dänisch unterrichtet und nur im dänischen Geiste erzogen waren. Dazu kam noch, daß von 1864—1871 überall im nördlichen Schleswig, wenigstens in den ländlichen Distrikten, es mit Bezug auf die Schulsprache durchweg beim alten blieb, so daß noch weitere acht Schulgenerationen im großen und ganzen nur dänischen Unterricht genossen und ohne Kenntnis der offiziellen Landessprache aus der Schule entlassen worden sind. Hierzu kommen noch recht viele

Digitized by Google

Schulgenerationen der folgenden Jahre; denn die preußische Sprachenpolitik änderte einstweilen wenig an den bisherigen Sprachenverhältnissen. Bis in die achtziger Jahre hinein war im Verwaltungs- und Gerichtswesen das Dänische noch fortwährend im Gebrauch, ja, noch heute ist es nicht völlig abgeschafft. In den meisten Kirchen der ländlichen Distrikte werden heutigentags zur Hauptsache dänische Gottesdienste abgehalten. Erst durch eine Regierungsbekanntmachung vom 4. September 1871 wurde der Unterricht in der deutschen Sprache für alle nordschleswigschen Schulen obligatorisch, allerdings nur für die Mittel- und Oberstufe, und zwar nur in wöchentlich sechs Stunden. Nach weiteren sieben Jahren, durch die Regierungsverfügung vom 9. März 1878, wurde der deutsche Schulunterricht erweitert, indem vom 1. Mai 1878 an die Unterstufe 6mal wöchentlich einen halbstündigen Unterricht im Deutschen erhielt, der deutsche Unterricht auf der Mittelstufe auf 10 und auf der Oberstufe auf 12 Wochenstunden erhöht wurde, jedoch mit der Einschränkung, daß dort, wo die Lehrer zur Erteilung des deutschen Unterrichts mangelhaft befähigt wären, der Deutsch-Unterricht auf der Mittel- und Oberstufe bis auf weiteres auf 6 Stunden beschränkt bleiben könne.

III.

Es ist ersichtlich, daß durch die von 1850 bis 1871 verfolgte Sprachenpolitik die nordschleswigsche Jugend ohne Kenntnis der deutschen Sprache aufwuchs und durchweg nur im dänischen Geiste erzogen wurde, weshalb auch die heutigen Führer der Protestpartei zum größten Teil jener Schulperiode entstammen. Durch die von 1871 bis 1888 befolgte Sprachenpolitik wurde an der Sachlage insofern geändert, als in vielen Gemeinden auf Antrag der Interessenten der gesamte Schulunterricht mit Ausnahme des Religionsunterrichts ausschließlich deutsch ward, während jedoch in den meisten Gemeinden die Jugend nur eine mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache sich erwarb, was im Militärleben, in Gerichtssachen, bei der Verleihung von Verwaltungsämtern oder sonstwo im öffentlichen Leben vielfach als ein Übelstand empfunden wurde. Eine wesentliche Verbesserung der Sprachverhältnisse hat der Spracherlaß vom 18. Dezember 1888, der von Ostern 1889 an den Unterricht auf allen Stufen mit Ausnahme des Religionsunterrichts in ausschließlich deutschen

Digitized by Google

verwandelte, herbeigeführt, um so mehr, als in recht vielen Gemeinden auf Antrag der Interessenten auch der Religionsunterricht in deutscher Sprache erteilt wird.

Gegen diesen Spracherlaß richtet sich fast ausschließlich die gesamte agitatorische Tätigkeit der Protestler, weil sie genau voraussehen, daß derselbe nach absehbarer Zeit ihnen den Nährboden entziehen wird. Man behauptet, daß durch diesen Erlaß die nordschleswigsche Muttersprache aus der Schule verdrängt worden sei, daß durch ihn ein Sprachmord verübt worden sei, womit gesagt werden soll, daß die preußische Regierung die Sprache der nordschleswigschen Bevölkerung hinmorde.

Diesen Behauptungen gegenüber muß mit allem Nachdruck betont werden:

Erstens: Die Mundart, welche von den oben erwähnten 117 200 im sog. „dänischen Sprachgebiet" Wohnenden gesprochen wird, ist genau dieselbe, welche die im deutsch-dänischen Gebiet 49 200 Wohnenden reden, die aber seit 1864, wie vor 1850, nur ausschließlich deutschen Unterricht genossen haben und infolge dessen auch nur deutschen Gottesdiensten beigewohnt, und zwar ohne jemals dagegen zu protestieren.

Zweitens: Die nordschleswigsche Volkssprache ist keine dänische Schriftsprache, wie sie in Dänemark selber gesprochen wird. Wenn sie auch in mehreren Stücken mit derselben verwandt ist, so weicht sie doch im wesentlichen so von ihr ab, daß nordschleswigsche Kinder, die keinen Unterricht im Dänischen genossen haben, und Kinder aus Dänemark sich gegenseitig nicht verstehen und schwer verständigen können, was ja sehr erklärlich ist. Die nordschleswigsche Volkssprache ist eben eine Mischsprache, die aus dem Angelsächsischen, dem Dänischen, dem Niederdeutschen und zum Teil dem Hochdeutschen sich zusammensetzt. Das beweist die oben dargestellte geschichtliche Entwicklung; das beweist vor allem die Sprache selber, nämlich in ihrem Bau, ihrem Wortschatz und ihrer Aussprache; das haben auch die hervorragendsten dänischen Sprachgelehrten, wie Professor Paulsen, Professor Molbech, Outzen, Werlauff u. a. m., anerkannt.

Drittens: Die Muttersprache der nordschleswigschen Bevölkerung ist somit nicht aus der Schule verdrängt worden, sondern nur die dänische Schriftsprache, eine dem nordschleswigschen Kinde bei seinem Eintritt in die Schule total fremde Sprache, eine ebenso fremde wie die hochdeutsche, was jeder Unbefangene,

Digitized by Google

der die Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, vollauf bestätigt. Ein Unding wäre es demnach, in preußischen Schulen zur Hauptsache die Sprache eines fremden Landes beim Unterricht zu benutzen, um so mehr, als die nordschleswigschen Kinder die deutsche Sprache leicht und verständnisvoll erlernen, was die Kinder in dem „deutsch-dänischen Gebiete", die Kinder in den nordschleswigschen Städten, die seit 1864 nur Deutsch lernen, und die Kinder in denjenigen Gemeinden des „dänischen Sprachgebiets", wo auf Antrag der Interessenten ausschließlich deutscher Schulunterricht stattfindet, — beweisen, also die Tausende von Kindern, die zu Hause und auf der Straße nur ihre nordschleswigsche Mundart reden, in der Schule aber nur Deutsch lernen, und zwar ebenso korrekt und gewandt wie die Kinder in rein deutschen Distrikten.

Viertens: Die Muttersprache der nordschleswigschen Bevölkerung wird keineswegs unterdrückt oder gar „hingemordet". Daran denkt keine Behörde, dem Volke seine Mundart zu nehmen. Darum reden die Nordschleswiger, die Alten wie die Jungen, die Deutschgesinnten wie die Dänisch-Gesinnten, heutigentags ebenso ungehindert wie vor Jahrhunderten ihre Volkssprache, genau so wie die 30 700 Friesen, die auch nur Deutsch in den Schulen lernen, obgleich ihre Volkssprache der hochdeutschen Sprache nicht näher steht als die nordschleswigsche.

Somit ergibt sich, daß das Dänische in den nordschleswigschen Schulen durchaus keine Berechtigung hat, weder eine historische noch eine sprachliche. Darum sollte man auch endlich den dänischen Religionsunterricht abschaffen, weil es psychologisch ein Unding ist, daß Kinder der Volksschule bei ihrem Eintritt in die Schule sofort in zwei ihnen fremden Sprachen Unterricht genießen müssen.

Digitized by Google

Eine Hochzeitsreise vor der Hochzeit.

Von W. Föllmer.

[Teil I.]

Es war früh um 8½ Uhr. Sonntag. Meine Frau und ich saßen gemütlich am Frühstückstisch.

Tir—ir—ir—ir. — — Tir—ir—ir—ir. — — Tir—ir—ir—r—ir. Wer klingelte denn da wie verrückt an der Korridortür? Es war doch noch beinahe nachtschlafende Zeit, besonders wenn man in Betracht zog, daß Sonntag war.

Ärgerlich stand ich auf, um zu öffnen und — sei es auch wer es sei — zu schimpfen.

Aber die Scheltworte blieben mir in der Kehle stecken. Vor mir stand zitternd wie Espenlaub unsere treueste Hausfreundin Grete. Wie sie mich anblickte! — So mochte wohl hilfesuchend die Taube nach langer Abwesenheit, da sie nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, Noah angeschaut haben, als er das Fenster öffnete und ihr die Hand entgegenstreckte.

„Aber, Grete, was ist denn los?" Ich faßte sie bei den Händen — sie stand immer noch wie eine Bettlerin auf dem Treppenabsatze — und zog sie herein. Hier nahm sie meine Frau in Empfang und trug mehr als sie führte die Halbohnmächtige zum Sofa. Dort saß sie mit zuckenden Mundwinkeln und tränenden Augen. Wir boten ihr heißen Kaffee, Sahne, Butter- und Honigbrötchen, kurz alles mögliche an. Sie antwortete nur mit dem Mienenspiel, das Widerwillen und Ekel gegen jede Nahrung ausdrückte, selbst, wenn es „grote Bohnen mit Speck" gewesen wären.

Gesprochen hatte sie bis jetzt noch kein Wort. Ihre Augen starrten ins Leere mit einem Ausdrucke, als ob etwas Gräßliches passiert wäre, das sie der Sprache beraubt hätte.

Meine Frau schien auch stumm geworden zu sein. Sie saß neben ihrer Freundin und hatte offenbar nichts Besseres zu tun, als sich ihrer nächsten Umgebung anzupassen, Mimikry nennt es der Naturwissenschaftler: auch sie stierte fassungs- und wortlos — mir heute noch unerklärlich aus welchem Grunde — ins Leere. Sollte ich mich nun als dritter im Bunde dieser stummen Pantomime anschließen oder sollte ich hell auflachen. Das eine wie das andere schien mir am Platze. Aber als wohlerzogener Mensch wählte ich die goldene Mittelstraße.

„Um Gottes willen, Grete, so reden Sie doch wenigstens!" wandte ich mich mit sorgenvoller Stimme an unsern Sonntagsvormittagsgast.

„Lesen Sie, Wilhelm!"; mit diesen Worten, tonlos mit erschöpfender Stimme hingehaucht, reichte sie mir einen Brief. Er trug eine ausländische Marke. Ich betrachtete die Aufschrift:

Digitized by Google

An
die Lehrerin
Fräulein Margarete Mutig
in Charlottenburg.

Lateinische Buchstaben. Eine schöne männliche Handschrift. Der Strich unter Charlottenburg verriet Willenskraft und Ausdauer. Ich wollte noch meine graphologischen Studien fortsetzen. „Lesen Sie doch, bitte!" klang es da dringlich, nicht mehr tonlos, nicht mehr mit erschöpfter Stimme. Ich wandte den Brief um, studierte genau den Poststempel auf der Rückseite und ersah, daß das inhaltsschwere Schreiben erst heute mit der ersten Post, also kaum vor $1^1/_2$ Stunden, in den Besitz der Adressatin gelangt war, die immer noch dasaß, als hätte sie zu einem Bilde mit dem Titel „Schreckliche Nachricht" Modell zu sitzen.

Ich entnahm der Hülle mehrere Bogen überseeischen Papiers, eng beschrieben. Langsam und gründlich begann ich zu lesen und fühlte, wie die Augen meines Weibes mich mit brennender Neugier betrachteten und mein Mienenspiel studierten. Ich setzte die „eiserne Maske" auf. Mein Gesicht war unbeweglich und ausdruckslos wie das eines guten Kammerdieners. Je erfolgloser die mimischen Studien meiner Frau waren, desto stärker wurde ihre Neugier. Ich weidete mich als grausamer Tyrann an ihren Qualen.

Endlich hatte ich die letzte Seite zu Ende gelesen. Ich faltete die Bogen zusammen, steckte sie in das Kuvert und hielt den Brief in der Hand, zum großen Verdruß meiner Frau, die bereits nervös auf ihrem Platz hin- und herrückte.

Fragend blickte mich die Adressatin an und meinte:

„Was Sie mir raten, das tue ich."

Ich sagte:

„Da ist schwer raten, liebe Grete. Die Angelegenheit ist zu wichtig, als daß sie übers Knie gebrochen würde. Mir geht's wie Ihnen, ich bedarf der Sammlung. Geben Sie mir eine Stunde Bedenkzeit. Ich habe so wie so einen notwendigen Gang vor. Spätestens bin ich aber um 11 Uhr zurück. Dann können wir in aller Ruhe darüber sprechen." Wie in Gedanken wollte ich den Brief in die Brusttasche stecken. Schneller als der Gedanke war meine Frau. Mein Vorhaben beobachten, aufspringen und mir den Brief entreißen, war die Tat eines Augenblickes.

Ich lächelte, nahm meinen Hut und Stock und überließ die Damen ihrer tränenfeuchten Stimmung.

Kaum hatte ich die Korridortür hinter mir, so lachte ich aus vollem Halse. Mein Hauswirt begegnete mir auf der Treppe. Berliner Wirte hassen alle geräuschvollen Mieter, mag das Geräusch von Kindern, Gesellschaften oder musikalischen Instrumenten herrühren. Selbst mein lautes Lachen schien dem Hausmonarchen unangenehm zu sein; denn er konnte es nicht unterlassen, einen Wermutstropfen in meine heitere Laune zu träufeln. Er kam von den schlechten Zeiten im allgemeinen auf die Hauswirte im besonderen zu sprechen und rühmte die treffliche, beneidenswerte Lage der Beamten, die, wenn auch nicht ein zu hohes, so doch ein durchaus sicheres und regel-

Digitized by Google

mäßiges Einkommen hätten. Mit wie wenig könnte man doch auskommen, besonders hier in Berlin, wo Zucker, Reis, Kaffee, Petroleum, kurz, beinahe alles, bedeutend billiger sei als in irgend einer Provinzialstadt oder auf dem Dorfe. Ich wußte, jetzt kam der logische salto mortale zu den Mietspreisen.

Um mir meine fröhliche Sonntagsstimmung nicht verderben zu lassen, lenkte ich den unaufhörlich dahinbrausenden Redestrom des Hausagrariers unmittelbar vor dem gefährlichen Katarakte auf energische Weise ab:

„Gestatten Sie mir eine kurze Zwischenbemerkung. Sie sind doch ein guter Christ. Als solcher sollten Sie wissen, daß an einem Sonntage nur Werke der Liebe und Werke der Not erlaubt sind. Ich möchte Sie als Nächster vor einer Sabbatschändung bewahren; denn Sie sind eben im Begriff, in unchristlicher Weise ein Werk selbstsüchtiger Unverschämtheit zu begehen und mir eine Mietssteigerung in Aussicht zu stellen. Sie sollten sich was schämen, Ihnen und mir den schönen, heiligen Sonntag zu verderben. Ich werde verhüten, daß Sie den heiligen Sonntag entheiligen."

Bei den letzten Worten sprang ich lachend die Treppenstufen herab und hörte nur noch ein halb lustiges, halb ärgerliches:

„Warten Sie, warten Sie, Sie Gedankenleser". Aber ich war zur Haustür hinaus, ehe mich die aufgehaltene und abgelenkte Redeflut erreichen konnte.

Ich hatte mir meine fröhliche Sonntagsruhe aus drohenden Fährnissen gerettet.

Etwas Bestimmtes hatte ich nicht vor, und so schlenderte ich nach dem Tiergarten, den ich von meiner Wohnung in 10 Minuten erreichen konnte. Es war ein Aprilvormittag ohne die gewohnten Regenschauer: nur warmer, weicher Sonnenschein. Aus dem grauen Boden streckten Millionen zarter Grashälmchen neugierig ihre hellgrünen Spitzen hervor. Die frühklugen Sträucher hatten in gewohnter Unvorsichtigkeit bereits ihren Blätterschmuck angelegt. Hoffentlich blieb die Strafe für diese vorwitzige Dreistigkeit, die gefürchteten Nachtfröste, aus. Die altklugen Bäume standen noch in klapperdürrer Winternacktheit. Aber bei genauerem Hinschauen sah man es ihnen an, daß es ihrem Pessimismus nicht gelang, die Lebenskraft, den Lebensmut und die Lebensfreude zu unterdrücken. Die Knospen waren dick zum Springen. Man ahnte das Wirken der Säfte, die in wenigen Tagen die grotesken Linien der grauen Äste und Zweige mit einem weichen, zarten, duftigen grünen Schleier verhüllen würden. Ich setzte mich auf eine entlegene Bank, und bald waren meine Gedanken bei der Freundin meiner Frau durch eine Ideenassoziation, die sich in kürze durch wenige Worte andeuten läßt: Tiergarten, Grunewald, Amerika, Brief, Grete.

Die beiden Freundinnen hatten sich vor Jahren im Pestalozzi-Fröbelhause kennen gelernt. Sie gehörten zu den ersten Zöglingen dieser Anstalt. Beide erst sechzehnjährig, beide schon elternlos wurden von der menschenfreundlichen Vorsteherin mit besonderer Liebe und mit besonderer Fürsorge behandelt. Während der Ferien flog alles fröhlich aus, heimwärts ins Elternhaus. Sie beide allein blieben traurig zurück, sie hatten schon so früh Heimat und Elternhaus verloren. So schlossen sich die beiden freudearmen Menschenkinder eng aneinander. Es entstand mehr als eine Backfischfreundschaft. Beiden fehlte ja die Backfischsorglosigkeit.

Digitized by Google

Nach beendigtem Kursus hieß es, sich selbst als Erzieherin das tägliche Brot zu verdienen. Los und ledig aller Familienfesseln wurden sie vom Leben in wenigen Jahren durch alle Länder Europas geführt. Bald war die eine in England, die andere in Ungarn, bald die eine in Rußland, die andere in Frankreich u. s. f. Trotz der hunderte von Meilen weiter Entfernung blieben sie in enger Verbindung. Nie sank ihre Korrespondenz auf die nichtssagende, bequeme, kalte Ansichtspostkarte herab, sondern hielt sich immer auf der Höhe acht- und mehrseitiger Briefe, die noch ganze Fächer im Schreibtische meiner Frau füllen.

Beide hatten nach wenigen Jahren das „Fräulein"-Spielen satt, und sie trafen in Berlin zusammen. Hier ließen sie sich in wenigen Monaten zum Lehrerinnenexamen „pressen". Sie hatten auch beide das Glück, bald nach bestandener Prüfung in der Nähe Berlins angestellt zu werden. Da kam ich als Störenfried in diesen friedlichen Kreis, der allmählich begann, altjungferliche Formen anzunehmen. Einen Pompadour und Kanarienvogel besaß bereits eine jede. Die Anschaffung eines Moppels wurde ernstlich in Erwägung gezogen.

Als meine Frau damals ihrer Freundin eingestand, daß sie mit einem Manne heimlich verlobt sei, den sie unheimlich liebe, da lachte Grete sehr erhaben über die unheimliche Liebe und war anfänglich über die heimliche Verlobung ohne vorherige Einholung ihrer Erlaubnis verschnupft.

Sie wollte diesen Mann, der das Herz ihrer Freundin geraubt hatte, das sie gegen jede Mannesliebe gefeit glaubte, kennen lernen. Und sie lernte ihn kennen.

Ich fühlte zwei Augen auf mich gerichtet, die sich die größte Mühe gaben, mich möglichst spöttisch anzublicken. Das wollte aber sehr bald nicht mehr gelingen und wurde deshalb aufgegeben. Und nun blickte ich in zwei große blaue Augen, aus denen heller Verstand, scharfe Beobachtungsgabe, grenzenlose Gutmütigkeit und neckische Schalkhaftigkeit als höchst eigenartiges, aber trefflich passendes Viergespann in die Welt hinausjagten. Kinn und Unterlippe waren etwas stark entwickelt und verrieten Energie, die wohl auch in Eigensinn ausarten konnte. Der den Blondinen häufig eigene zarte reine Teint, die schlanke, schmiegsame Gestalt atmeten holde, echte Weiblichkeit und standen häufig im Widerspruch zu den gewagt burschikosen Bemerkungen, die in luftigen Sprüngen über die Torhüter des Mundes, zwei frische rote Lippen, hinwegsetzten. Es war so mancherlei Gewolltes, Absichtliches in ihrem Benehmen. Aber einem intimen Beobachter konnte es nicht entgehen, wie hinter dem angenommenen Emanzipationsplunder, den schlechten Männerallüren in hoher Schönheit und edler Reinheit eine treffliche Mädchenseele verborgen war.

Sie sah bald ein, daß von meiner Seite der langjährigen Freundschaft keine Gefahr drohte, und so erhielt denn von ihr das junge Brautpaar Absolution für seine Heimlichkeiten und Unheimlichkeiten. Wir wurden sogar gute Freunde und nannten uns bei dem Vornamen zum Erstaunen mancher Philister, die mit bedenklichem Kopfschütteln sich vergeblich bemühten, meiner Frau einen Floh ins Ohr zu setzen. Wir schlossen einen Dreibund, der nicht bloß zur Dekoration diente, sondern in manchem bitteren Weh, in mancher drohenden Gefahr seine Feuerprobe bestanden hatte. „Ein

Digitized by Google

erprobter zuverlässiger Freund", pflegte Grete zu sagen, „ist tausendmal mehr wert als ein Schock Verwandte, die zwar scheffelweise gute Ratschläge abladen, aber selten wirklich hilfsbereit sind, und dann auch nur unter der Bedingung, daß ihre Hilfe in dieser Moralinverpackung angenommen wird, so daß man gern für diese Belästigung dankt."

Als meine Frau mit einem Jungen niederkam — es war zufällig während der Schulferien — erschien Grete sofort, duldete nicht, daß eine Pflegerin genommen wurde, sondern übernahm selbst dieses Amt mit staunenswertem Geschick und liebevollster Hingabe zur größten Beruhigung der Wöchnerin. Darob hüben und drüben in den Lagern der lieben Verwandten furchtbares Entsetzen. Ein junges Mädchen, das Anspruch auf Tugendhaftigkeit machen will — Wochenpflegerin in einer fremden Familie! Kann man sich etwas Unvereinbareres denken? „Unmoralisch", „Überspannt", „Verrückt" und ähnlich lauteten die Prädikate, mit denen die trefflichen sorgenvollen Verwandten uns bedachten.

Und wir — — — lachten.

* * *

„Wissen Sie, Wilhelm", sagte eines Tages Grete zu mir, „gestern habe ich einen trefflichen Mann kennen gelernt."

„Na, na, treffliche Männer gibt's doch überhaupt nicht."

„Dünn sind sie allerdings nur gesät. Sie sind einer — —"

„Sehr geschmeichelt," unterbrach ich sie.

„und Herr Siegrich. Du, Emma," wandte sie sich gegen meine Frau, „das ist der Bruder von Gretchen Siegrich, mit der wir zusammen im Pestalozzi-Fröbelhause waren. Die besuchte mich gestern, und er wartete vor der Haustür. Er ist Pfarrer."

„Na, wie wär's denn mit ‚Fru Pastern', klingt nicht übel", meinte ich schelmisch.

„Gibt's ja gar nicht. Herr Siegrich hat sich in Berlin auf einige Wochen ein möbliertes Zimmer gemietet, um hier Reiseeinkäufe zu machen. In vierzehn Tagen dampft er ab nach Brasilien. Sie sehen, Wilhelm, wieder einmal reingefallen."

Lakonisch sagte ich:

„In vierzehn Tagen kann noch viel passieren."

„Ach, Unsinn. — Übermorgen treffe ich mich mit ihm in der Großen Kunstausstellung. Darf ich ihn von dort zu Euch bringen?"

„Aber selbstverständlich," riefen meine Frau und ich gleichzeitig.

Petrus war nicht mit unserer Verabredung einverstanden. Er fuhr mit einem furchtbaren Donnerwetter und Hagelgeprassel dazwischen. Grete kam nicht mit ihrem Herrn Siegrich, und ich habe diesen bis zum heutigen Tage noch nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut, denn wenige Tage später schwamm er auf dem großen Wasser. Grete war noch öfers mit ihm zusammengetroffen und hatte ihm auf seinen Wunsch mit Rat und Tat bei seinen Einkäufen geholfen. Ja, sie war sogar auf sein Bitten in seiner Wohnung gewesen, und dort hatte er ihr jedes einzelne Buch, jedes Bild und jeden Gebrauchsgegenstand — vom Tintenfaß bis zur Kaffeemühle —

Digitized by Google

gezeigt, sie kannte seine ganze amerikanische Wirtschaft nach der geistigen und materiellen Seite aufs genaueste. Was sie aber nicht kennen gelernt hatte, das war der Teil seines Innenlebens, dessen Sitz nach landläufiger Meinung das Herz sein sollte.

Ein ganz klein wenig war Grete die Enttäuschung doch anzumerken, als sie mit gesuchter Gleichgültigkeit seine Abreise meldete. Wir waren zu feinfühlig, um sie das fühlen zu lassen, was wir beobachteten.

Von den Dampferstationen trafen noch die obligaten Ansichtspostkarten ein, bis auch dies aufhörte und der Atlantische Ozean das breite unüberbrückbare Meer der Vergessenheit geworden zu sein schien. Über dieses war der umfang- und inhaltsreiche Brief geschwommen, der heute früh angekommen war.

„Hochverehrtes, liebes Fräulein," war die Anrede.

Pfarrer Siegrich meinte, Grete hätte offenbar gemerkt, wie es um sein Herz stände. Er hätte es aber für gewissenlos gehalten, sich vor seiner Abreise zu erklären und ein junges Menschenglück an seine ungewisse Zukunft zu knüpfen. Nachdem er aber nun bereits einige Monate in seinem neuen Wirkungskreise weile, könne er einigermaßen die Verhältnisse überschauen. Klima gesund, die Einkünfte zufriedenstellend, das Leben etwas einsam und kleinstädtisch, aber reich an erhabenen Naturschönheiten, daß ein feinsinniger, ästhetischer Mensch wohl gern die Flucht von dem Ungeheuer Großstadt, das sich von Nerven nährt, in den geheimnisvollen Zauber des Urwaldes, der Körper und Geist wieder genesen läßt, wagen würde. Und dann folgte eine herzliche Einladung, als Lehrerin an die neu zu errichtende Schule, als Gehilfin bei der schweren Seelsorge in das Urwaldstädtchen und als Pfarrfrau in das freundliche, aber jetzt nüchterne und freudeleere Pfarrhaus zu ziehen.

Der Brief atmete keine himmelhoch flammende Liebesleidenschaft, die im Entstehen und Verschwinden gleich plötzlich ist, sondern eine innige, herzliche Zuneigung, für deren Festigkeit, Beständigkeit und Dauer die ganze Art des Schreibens beredtes Zeugnis ablegte. Der Verfasser schien sehr siegesgewiß zu sein. Er meinte, auf Antwort könne er nicht warten; denn ehe er die in Händen hätte, würde von der Absendung seines Briefes ein Vierteljahr verstrichen sein. Eine Korrespondenz, um sich genauer kennen zu lernen, sei aus dem Grunde ebenfalls unmöglich. Damit sie nicht unnütze und überflüssige Sachen mit herüberbrächte, hätte er ihr ja sein Hab und Gut vor dem Einpacken Stück für Stück gezeigt. Sie solle nur sobald wie möglich kommen und spätestens Ende Mai von Europa abfahren, damit sie die fiebergefährliche brasilianische Küste noch in der gesunden Jahreszeit passieren könne. Auf der Dampferstation würde er sie erwarten, und in wenigen Tagen wäre von dort per Eisenbahn ihr neues Heim erreicht. — Dann kam noch eine ganze Reihe praktischer Ratschläge für die Zeit vor und während der Reise.

Freude, Schrecken, Furcht hatten die sehr selbständige, furchtlose und energische Lehrerin derart aufgeregt, daß ihr die unüberlegten Worte mir gegenüber entschlüpften: „Was Sie mir raten, das tue ich."

Ich wußte es, sie und meine Frau lagen jetzt wahrscheinlich lang aus-

Digitized by Google

gestreckt auf dem Teppich vor meinem Bücherschrank und studierten eifrig in Karten, Atlanten, Reisebeschreibungen und ähnlichen Büchern, die sie um sich her gelagert hatten und aus denen sie mit Feuereifer alles herausſuchten, was sich über Brasilien im allgemeinen und über die Provinz Minas Geraes südlich vom Äquator im besonderen finden ließ.

Als ich gegen 11 Uhr nach Hause kam und mein Zimmer betrat, fand ich sämtliche geographischen Werke meiner Bücherei in chaotischer Unordnung auf dem Fußboden umherliegen. Grete tanzte dazwischen umher, meinen halbjährigen Erwin auf dem Arm, und stritt mit meiner Frau, die für den Jungen das Badewasser bereitete, welcher Name schöner sei, Erwin oder Bernhard. Die Mutter verteidigte selbstverständlich den Namen ihres Kindes. Während des Türöffnens hörte ich den übermütigen Ruf: „Mein Junge heißt Bernhard."

Als mich die Sprecherin erblickte, wurde sie puterrot und verlegen. Ich war grausam genug, mich an ihrer Verlegenheit zu weiden, und sagte spöttisch:

„Erst haben."

Etwas kleinlaut erwiderte sie:

„Ich bin doch in 3—4 Monaten verheiratet."

„So—o—o?" fragte ich sehr gedehnt, „Sie sagten, ehe ich ging: „Was Sie mir raten, das tue ich." Nun, ich rate ganz entschieden ab und habe dafür eine ganze Reihe schwerwiegender Gründe in Bereitschaft, denen Sie sich nicht werden verschließen können."

Wie ein Kind, dem seine Lieblingspuppe gewaltsam genommen worden ist, stand Grete da. Ich sah es ihr an, in jedem Moment konnten ihr die Tränen in die Augen treten. Das mochte ich nicht abwarten und verließ spornstreichs das Zimmer.

„Du alte Unke," rief meine Frau noch scheltend hinterher.

Auf dem Korridor stand unter einem Wandspiegel eine an einer Seite offene Eierkiste. Mein findiges Weib hatte mit Hilfe roter Vorhänge und einer hübschen Decke einen Tisch daraus geschaffen. Es war eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Ich benutzte den weiten Raum hinter den roten Vorhängen als Weinkeller. Diesem entnahm ich jetzt eine gute spanische Marke und erschien mit ihr und drei Gläsern bewaffnet wieder bei den Damen.

Der Junge saß in der Badewanne, meine Frau wusch ihn, und ihre Freundin saß daneben und ließ Träne um Träne ins Wasser tropfen.

Niemand blickte mich an.

„Da siehst Du, Unke, was Du angerichtet hast," meinte mein Weib vorwurfsvoll.

„Aber, beste Grete," sagte ich, „das Kind soll doch keine Salzbäder nehmen, und warme Duschen sind ihm doch auch noch nicht verordnet worden." Da fühlte ich, wie sich verwundert zwei Augenpaare auf mich richteten. Ich räusperte mich, machte eine lange Verlegenheitspause, trat in der Pose des „immer schlagfertigen Tafelredners" einen Schritt vor, machte eine tiefe Verbeugung und begann:

„Hochverehrtes, gnädiges Fräulein! Sintemalen und alldieweilen Ihr

Digitized by Google

böses Herz finster und verstocket ist gegen alle guten Ratschläge, werden wir Sie ohngeachtet unserer besseren Einsicht in wenig Wochen in das ferne Land, so Brasilien heißet, ziehen lassen müssen. Trotz hoher Kultur und trotz demokratisch-republikanischer Einrichtungen soll es in diesem Lande noch manchmal recht spanisch zugehen. Sie müssen sich also ans Spanische gewöhnen. Je früher Sie damit beginnen, desto besser. Fangen Sie mit den Nahrungsmitteln und zwar mit den flüssigen an. Bitte sehr!"

Der Tränenstrom war versiegt. Ein leises Lächeln begann die Mundwinkel zu umspielen, daß sich im Kreszendo über das ganze Gesicht verbreitete und zum schallenden Gelächter anwuchs, in das meine Frau vergnügt mit einstimmte, desgleichen der Junge, der jedoch bei seinem geringen Unterscheidungsvermögen die Situation mißverstand und brüllte. Hell klangen die Gläser. Wir feierten Verlobung. Allerdings der Bräutigam fehlte. Wir tranken aber auf das Wohl des Fernen so oft und so gründlich, daß ich noch etliche Male meinen Weinkeller, die Eierkiste, aufsuchen mußte.

* * *

Bis zur Abfahrt des fälligen Dampfers waren nur noch vier Wochen. Da hieß es die Zeit ausnutzen. Die Verwandten waren natürlich entsetzt, als sie erfuhren, daß die schon etwas überspannte Grete nun allem die Krone aufsetzen und ohne Erlaubnis der zahlreichen Tanten nach Amerika gehen wollte, um sich zu verheiraten. Als sie aber sahen, daß daran nichts zu ändern war, besannen sie sich schnell auf ihre Verwandtenpflichten, und alle fühlten sich jetzt gemüßigt, Mutterstelle bei der armen verlassenen Waise, um die sie sich solange selten gekümmert, die sie aber häufig verhöhnt und verlacht hatten, zu vertreten. Da regnete es denn Einladungen. Das Abschiednehmen war gewöhnlich mit den sonderbarsten Ratschlägen garniert, die man gemeinhin den Töchtern erst nach der Hochzeit zu geben pflegt. So versuchte man sich den ungewohnten fremden Verhältnissen anzupassen. Kurz vor ihrer Abreise nannte die Pfarrersbraut „Ammons Mutterpflichten" in sechs Exemplaren ihr eigen.

Man hatte sie bange gemacht wegen des hohen Wäschezolles in Brasilien. Ich ging nach der Linkstraße zum Brasilianischen Konsulat und wollte für die Ausstattung Zollfreiheit erwirken. Das sei nicht angängig, wurde mir dort erklärt, aber man gab mir praktische Winke. Nur neue Wäsche sei zollpflichtig, gebrauchte nicht. Wenn nun in erstere alte Schweißblätter eingenäht würden oder mit ihr über die Dielen gefahren würde, daß deutlich Schmutzflecke sichtbar wären, so gälten derartig behandelte Kleidungsstücke als benutzt und wären also zollfrei.

Am nächsten Tage hatten sämtliche Fußböden meiner Wohnung die Ehre, mit funkelnagelneuer Brautwäsche abgerieben zu werden. Als die Dielen den nötigen Stand nicht liefern wollten, was bei dem dämonischen Wasch- und Scheuergeist, von dem meine Frau besessen, sehr erklärlich und verständlich war, mußten die Rückwände der Schränke, die nur beim vierteljährlichen Großreinmachen abgeseift wurden, das liefern, was man auf dem Fußboden vergeblich suchte.

Endlich waren alle Kisten und Kasten gepackt und an die Hamburg-

Digitized by Google

Amerika-Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft abgesandt. Den letzten Abend hatte sich Grete reserviert, d. h. verliebte ihn bei uns. Ich holte die letzten Spanier aus meinem Weinkeller, der drei Treppen hoch über dem eigentlichen Keller lag. Wir feierten die Hochzeit ohne den Bräutigam. Und lustig ging's her. Allerdings, die Heiterkeit war etwas erzwungen, und als die Scheidestunde schlug, lagen sich die beiden Freundinnen schluchzend in den Armen und wollten einander nicht loslassen. Ich wandte mich ab und zerdrückte schämig die Tränen, die mir über die Wangen liefen. — — — Nun war's vorbei. Mein Weib hing mir weinend an der Brust.

Pfarrer Siegrich hatte sich verpflichtet, sechs Jahre in Brasilien zu bleiben. Dann wollte er wieder zurückkommen. Was konnte aber nicht alles in sechs Jahren passieren?

Als letztes Liebeszeichen fand meine Frau noch in ihrem Bett ein zartes, duftiges Kleidchen für unsern Jungen. Die schriftlichen Beweise dauernder Freundschaft blieben denn auch nicht aus. Sie sollen die sechs langen Jahre überbrücken. Das erste Jahr ist vorüber und ich lasse das Baumaterial des ersten Brückenbogens folgen. Leider wird er auch der letzte bleiben.

* * *

An Bord des Postdampfers „Belgrano", den 28. Mai 190..

Liebste Emma!

Seit 25 Stunden hause ich auf dem „Belgrano". Am 26. kam ich in Hamburg an und wurde dort von meinem Bruder Karl, den ich seit 15 Jahren nicht gesehen hatte, erwartet. Als ich mein Billett löste, übergab man mir zuerst Euren Brief. Ich danke Euch! Die Freundesworte taten so wohl. Die „Grete" ist schon in diesen Tagen anders geworden — ich hoffe zum Guten.

Bei der Gepäck-Abteilung hatte ich 20 Mark Überfracht zu zahlen. Im Hafen sah ich dann das stolze Schiff „Belgrano". Ein Tränlein stellte sich sachte ein — aber schnell beiseite, damit es niemand sah. Ich machte noch einige Einkäufe: einen Reisemantel, 1 Dtzd. Lampenzylinder, Wäscheleinen und Fressalien.

Am 27. — also gestern — um 4 Uhr mußte ich zur Einschiffung bereit sein. Ich nahm Abschied von Bruder und Schwägerin und fuhr mit einem kleinen Dampfer hinüber zum großen. Langsam ging's die hohe Treppe hinauf; ein Matrose besorgte mein Handgepäck langsam in die Kabine hinunter. Ich ging wieder an Bord, winkte den Geschwistern am Ufer noch zu. Keine Träne, keine Besorgnis. Offen gestanden — es war mir alles egal. Bald kamen andere Passagiere an Bord, meist Deutsch-Brasilianer, die eine Vergnügungsreise nach Deutschland gemacht hatten, drei echte Brasilianer und zwei junge Deutsche.

Meine Kabine ist eng und klein. Zwei Brasilianerinnen, 20- und 12jährig hausen mit darin. Ich habe das Oberbett. Das Klettern ist nicht so schlimm — wir sind ja unter uns, und ich doch eine ge-

Digitized by Google

prüfte Turnlehrerin. Das Bett ist schmal aber gut. Hinunterfallen kann man wohl nicht; freilich, unser Schiff geht sehr ruhig. Auf dem Ozean soll's anders werden. Der Kapitän ist sehr liebenswürdig. Er kennt Konsul Schröder — an den ich mich auf Bernhards, meines Bräutigams Rat in Bahia wenden soll — sehr genau und will für mich sorgen. Heute haben wir uns lange unterhalten. Er brachte mir schon ein Buch über Rio Grande do Sul. Bei Tisch wies er mir gleich den Ehrenplatz ihm zur Rechten an.

Die Küche ist derartig, daß sie den raffiniertesten Feinschmecker in Entzücken versetzt. Die Mahlzeiten nehmen einen breiten Teil der Tageszeit in Anspruch. Für die meisten Passagiere sind sie auch von der größten Wichtigkeit, ja, offenbar der Mittelpunkt ihres Interesses, und sie beteiligen sich an ihnen mit einer Andacht, die besserer Sachen würdig wäre. Morgens von 5—7 Uhr gibt's Kaffee (Aufschnitt, Eier 2c.) um 12 Uhr warmes Frühstück (4 Gänge und Kaffee nach), um 3 Uhr Kaffee, um 6 Uhr Mittagessen (12—15 Gänge) und abends 9 Uhr Tee. Um 11 Uhr haben sich die Passagiere ins Bett zu begeben.

Ihr seht, ich stehe nichts aus. Seekrank bin ich noch nicht, werde es bis Antwerpen wohl auch nicht mehr werden. Wir kommen morgen gegen 10 Uhr früh dort an und gehen 3 Tage an Land. Pensionsunkosten zahlt die Gesellschaft. An Bord kann man nicht bleiben, da das Kohleneinladen unheimlichen Spektakel machen soll. Ich will mir mit anderen Passagieren die Stadt gründlich ansehen, Museen usw. Bei Tisch sind wir vorläufig nur 13 Personen (3 Damen); in Antwerpen und Lissabon kommen mehr. Außer den Beamten und Schiffsleuten führt der „Belgrano" 4 Schweine und 4 Hammel mit sich; das edle Rindvieh kommt in Lissabon dazu.

Vor Cuxhaven kam ein Dampfer und half uns in die Nordsee. Die holsteinsche Küste ist eigenartig. Überall Dämme und Deiche. Dahinter die Häuser, welche tiefer liegen als der Meeresspiegel.

Oporto und Lissabon werden wir auf der Fahrt berühren, Madeira leider nicht. Es geht dann direkt nach Bahia und dann weiter, immer weiter — kein Rasten mehr. Ich freue mich darauf. Du sollst mal sehen, wie brav ich bin. Ich will alle Deine Ratschläge befolgen.

So, Emma, nun höre ich heute auf, ich weiß nicht, ob Euch das alles interessiert. Portugiesisch werde ich wohl bald lernen müssen, ich höre es hier meist. Von Th., meinem Reiseziel, hat man mir viel erzählt — einsam aber gemütlich. Die Deutschen im Ausland sind überall wegen ihrer Gastfreundschaft beliebt.

Aus allem seht Ihr, daß ich ein ganz beneidenswertes Geschöpf bin, lebe wie der Herrgott in Frankreich, esse gut, trinke täglich Wein (Kognak heimlich), schlafe, lese Reisebeschreibungen, versuche mich zu unterhalten und lache.

Grüßt mir alle und behaltet lieb

Eure

hochzeitreisende Grete.

Digitized by Google

Antwerpen, den 29. Mai 190. .

Liebste Emma!

Wir wohnen auf Kosten der Gesellschaft 3 Tage in einem hochfeinen Hotel; dann geht's nach Oporto weiter. Hier haben wir uns das Museum angesehen und einige berühmte Kirchen. Ich spreche bald französisch, bald deutsch — beides versteht kein Mensch; denn mein Französisch ist tadellos. Ich wünschte meine Kunstfreunde in der Stadt Ruben's; alles eigenartig, vieles schön. In 9 Stunden könnte ich von hier aus in Berlin sein. Morgen wollen wir mehr von der Stadt sehen. Vielleicht fahre ich noch nach Brüssel.

Es grüßt alle

Grete.

Lissabon, den 6. Juni 190., Abends 7 Uhr.

Liebste Emma!

Morgen Mittag 1 Uhr wird Europa der Rücken gekehrt. Wir kamen um 3 Uhr heute an. Als erster Gruß traf mich Eure Karte. Eine halbe Stunde später kamen von der Agentur eine Menge lieber Heimatgrüße, Tausend Dank für den Gruß! Meine Gedanken sind viel mehr, als Ihr ahnen könnt, bei Euch. Ich habe viel Schönes und Neues gesehen und wünschte nur, Ihr könntet das alles genießen, mit mir teilen. Ich nehme in vollen Zügen auf — aber beschreiben, was ich gesehen, fällt mir schwer. Meine Karten habt Ihr erhalten?

Antwerpen mit seinen schmucken Frauen (wohlfrisiert, graziös, unglaublich geschnürt), ganz Handelsstadt, birgt viel Wertvolles an Kunst. Leider geschah alles Besichtigen in Eile. Unsere Passagiere sind Kaufleute oder kunstinteresselose Reisende. Das berühmte Bild, der Christuskopf von Leonardo da Vinci in der Kathedrale war leider verhängt, desgleichen die Kreuzabnahme. In einer Kirche, St. Anna, sahen wir eine herrliche Kanzel. Holzschnitzerei. Die Figuren in Lebensgröße. Wie Christus auf dem Meere wandelt und zu Petrus oder Paulus geht. Nein, es war wohl Johannes? (Lacht nicht!) Da hätte ich Euch bei mir haben mögen!

Nachts um 12 Uhr fuhren wir von Antwerpen ab. Am Morgen sahen wir Dover und die Kreidefelsen von England. Auch die französische Küste konnte man sehen. Den Kanal entlang hatten wir herrliches Wetter. Das ging bis Brest. Dann kam Wind. Der Golf von Biscaya zeigt jedem das gleiche ernste Gesicht. Die Wellen schlugen schäumend über unser Vorderdeck. Der stolze „Belgrano" fing an zu rollen. Über Berg und Tal ging's. Die Gesichter der Passagiere wurden lang und länger, bleich und bleicher. In jeder Ecke lag einer hingestreckt, und jeder behauptete, es ginge ihm ausgezeichnet. Bei Tisch wurden's immer weniger. Der Kapitän lachte. Hu — nichts essen. Der Magen dankte für alles. Emma, es ist gräßlich. Der Kapitän nahm sich am zweiten Tage meiner an. Er führte mich eine halbe Stunde spazieren, brachte mir seinen Triumphstuhl, ließ mir Cakes holen usw. Ich konnte die Füße kaum heben. Das war morgens. Am Abend schmeckte das Essen wieder. Wir haben getanzt, gespielt und

Digitized by Google

Unsinn gemacht. Die Krankheit war schnell gekommen und ging ebenso schnell weg. Hoffentlich haben wir nachher keinen Sturm. Sonst ist das Leben hier riesig gemütlich. Wir gehen immer gemeinschaftlich an Land. Da man nicht portugiesisch kann, muß man sich auf andere verlassen.

Ein Passagier (der Stumme von Portugal, wie ich ihn nannte) ist heute ausgestiegen. Den hättet Ihr hören sollen, als er ins Heimatland kam. Wie ein Spatz hat er gezwitschert. Ja, ja, so wird mir's gehen, wenn ich von Bahia sechs Tage auf dem „Küstendampfer" gefahren bin. Von dem geistigen und künstlerischen Niveau meiner Reisegenossen kannst Du Dir eine Vorstellung machen, wenn du erfährst, daß das furchtbare Couplet „Der kleine Kohn" die ganze Gesellschaft unterhielt und täglich in die heiterste Laune versetzt.

Die brasilianische Familie mit ihrer zahlreichen Kinderschar (acht — das soll dort Mode sein) unterhält uns Tag und Nacht mit eigensinnigem Brüllen. (Erziehe Deinen Erwin gut — Emma, höre!) Der Vater — zwei Kinder hat er beständig auf dem Arm, zwei Negerinnen und ein weißes Mädchen gucken zu — ist Gesandter. Er lernt von mir deutsch und ich von ihm portugiesisch. Er nimmt seine Sache viel ernster als ich. Ich begrüße ihn morgens mit: Como está Sennhor? — und er dankt mir deutsch. Quitschi — quatschi geht's hier den ganzen Tag.

Unser Kapitän — er soll einer der beliebtesten der Hamburg-Amerika-Linie sein, versorgt mich mit guten Büchern. Er hat viel gesehen und viel gelesen. Heute schenkte er mir ein Bild, auf dem er mit Herrn und Frau Konsul Schröder vor dem Hause in Bahia steht. Wenn der Konsul — ein guter Freund von ihm — nicht kommt, bringt er mich hin.

Das Essen ist nach wie vor delikat, bestehend aus den seltensten, leckersten Gerichten. Ein Teller Kohlrüben bei Euch würde mir mehr munden.

Nun Oporto! Es liegt an Abhängen im Grünen und macht einen überaus freundlichen Eindruck. Die Straßen sind bevölkert mit kleinen, feinknochigen, dunkeläugigen, zum größten Teil zerlumpten und bettelnden Gestalten. Wir sahen uns den Kristallpalast an. Hier promenieren die vornehmen Portugiesen bei Militärkonzert. Herrliche Anlagen umgeben ihn. Da sieht man Palmen, Araukarien, Eukalypten usw. Um 12 Uhr fuhren wir weiter an der Küste entlang. Bei herrlichstem Wetter zogen wir in den Hafen von Lissabon. Die Polizei kommt sofort an Bord; kleine und große Segelschiffe und Dampfer nahen, Passagiere steigen ein, Waren werden verladen: Leben, Lärm, Arbeit und — Erholung.

. . . Bitte, wartet einen Augenblick. Ich soll Eis essen kommen. Die Gesandtenfrau hat von einem Freund aus Lissabon eine süße Ladung bekommen — sie wird redlich geteilt . . . .

Hat ausgezeichnet geschmeckt! An Land sind wir heute nicht mehr gefahren. Die Fahrt kostet ungefähr 4 Mark; es lohnte nicht recht. Solche Landfahrten werden teuer. Ein Herr kommt schon zurück. Er hat Stiergefechte gesehen. Der König und die Königin waren zugegen. Lissabon erstrahlt jetzt im Abendglanz. Es scheint, als könnte man von jedem Haus das Meer sehen. Alles sieht freundlich und zierlich aus. Der Deutsche, besonders der Norddeutsche, baut schwerfälliger.

Digitized by Google

So, Ihr Lieben, langweilt Ihr Euch nicht bei dem Gefasel? Ich schwatze so gern mit Euch. Die andern bekommen nur Ansichtskarten. Eure Briefe taten mir so wohl; näher einzugehen brauche ich nicht darauf. Ihr wißt, daß ich Euch verstehe.

Was macht Erwin? Gebt ihm einen Kuß von mir.

So, nun ein herzliches Lebewohl. Freut Euch des einziehenden Frühlings — hier sind die Apfelsinen, Zitronen und Mispeln reif und behaltet lieb

Eure

Grete.

P. S. Wenn man hierzulande einen recht beleidigen will, sagt man Pferd, statt Ochse, denn das ist seltener.

Bahia, den 26. Juni 190..

Meine liebe Emma!

Am 6. Juni sandte ich die letzte Nachricht zu Dir aus Lissabon, am 7. fuhren wir dort ab, am 9. sahen wir Teneriffa mit seiner schneebedeckten Spitze und Groß Kanaria. Am 12. verlangte ein Segelboot ärztliche Hilfe. Unser „Belgrano" stand in wenigen Minuten. Der Kapitän, der Arzt und drei Matrosen fuhren mit einem kleinen Boot hinüber. — Eine Nußschale auf dem großen Meer. — Sie fanden den Kapitän an Gelenkrheumatismus erkrankt, die Mannschaft dem Verhungern nahe, da das Fleisch von der Hitze verdorben war. Der Segler wollte nach Rio Grande de Sul und kam aus Nordbrasilien. Der Wind hatte ihn viel zu weit östlich getrieben. Die neun Mann Besatzung bekamen Fleisch, Kartoffeln, Mehl, Milch und Medikamente, und wir zogen dann weiter. Unter der Hitze hatten wir nicht sehr zu leiden. Ich hatte seit Lissabon auf meinen Wunsch eine eigene Kabine. Die Zeit verging unglaublich schnell. Gearbeitet habe ich wenig — aber viel Dummheiten gemacht. Dafür hat man mir zu Ehren beim Abschied eine Bowle spendiert, mich bedichtet und mir einen famosen Toast gehalten. Den Äquator passierten wir nachts. Mit tollem Jubel vollzog Neptun mittags die Taufe. Man nahm freilich Trinkwasser dazu und verfuhr gelinde mit uns. Seekrank bin ich noch einen halben Tag gewesen. Der Kapitän empfahl mir Märzenbier und das half.

Die schönsten Stunden waren die Abende. Zehn Minuten nach Sonnenuntergang war's dunkel. Der Himmel erstrahlte in majestätischem Glanze, und wir staunten ob all der Pracht. Das war für mich Andachtszeit. Ich wünschte, Ihr könntet einmal den südlichen Himmel sehen. Hier kann man gesunden. Man vergißt, daß man ein elendes Machwerk ist. Am 20. Juni nachts fuhren wir in den Hafen von Bahia — alle auf den Beinen. Am nächsten Morgen ließen sich die Passagiere übersetzen. Ich wartete auf Herrn Konsul Schröder, der um 10 Uhr kam. Vorher erschien der Arzt — erkundigte sich nach dem Gesundheitszustand —, die Polizei und die Zollbeamten. Ich brauchte von meinem vielen Handgepäck nur den Koffer zu öffnen — es war gut — Herr Kapitän half mir. Keinen Pfennig Zoll.

Um 10 Uhr kam Herr Konsul (nicht deutscher, sondern peruanischer), aber ein echter Deutscher mit blauen Augen usw., er überbrachte mir einen

Digitized by Google

Brief und eine Karte von Bernhard, und ich war so froh — ach, so froh. Aus jeder Zeile spricht herzliche Zuneigung und Freude, daß er mich nun bald hat. Trauen will er uns selbst, er will einen Gottesdienst veranstalten. Eine Reise zu einem Geistlichen sei kaum auszuführen. In Gedanken malt er sich schon unser Zusammentreffen aus. Den ersten Kuß will er nicht gleich vor Zuschauern — wir wollen uns lachend die Hände schütteln. Am 17. Juni ist er aus Th. gegangen, um die Deutschen an der Bahnstrecke zu besuchen. Mitte Juli hofft er, daß wir fahrplanmäßig, frisch und fröhlich zum Rendezvous eintreffen. Ich soll an einen Tischlermeister in Th. telegraphieren, wenn der Dampfer hier abgeht. Und nun höre, wie mir's geht! Am 20. ist ein Dampfer abgegangen; der nächste soll am 7. Juli gehen. Jetzt steht in der Zeitung, daß die Fahrten geändert worden sind. Danach müßte ich bis zum 20. Juli hierbleiben. Ich hoffe, daß die Sache noch geändert wird, wie das häufig vorkommen soll. Sonst hause ich hier noch, wenn Ihr diesen Brief schon in Händen habt.

Und nun zum Einzug in Bahia zurück! Wir fuhren mit dem Herrn Kapitän zusammen an Land und zu Schröders, wo ich mit einem Kuß von der liebenswürdigen hübschen Hausfrau begrüßt wurde. Mir wurde ein reizendes Jungfernstübchen angewiesen (ich schreibe darin). Wir wohnen in dem vornehmsten Teil der Stadt. Die meisten Deutschen — meist Kaufleute — haben hier ihre Villen. Es ist die Oberstadt. Die Unterstadt liegt am Hafen, und man kommt hinein, wenn man fünf Minuten lang den Fahrstuhl oder die entsetzlich steile Zahnradbahn benutzt. Der Unterschied ist ein ganz gewaltiger. In der Oberstadt recht schmucke, freundliche Häuser, meist im Grünen — unten alles eng, alles schmutzig, überall der graufige Negergeruch. Hohe, enge Häuser, schmale, entsetzlich gepflasterte Straßen, stinkende Läden. Auf 1000 Menschen kommen wohl 800 Neger und Mulatten. Sie sind fast unbekleidet.

„Höchstens einen Schurz der Mitte.
Man ist nackt und damit gut."

Die kleinen Kinder laufen meist nackend auf der Straße umher. Es ist eine Lust, diese kleinen sorglosen Geschöpfe zu beobachten. 24 Kinder in einer Familie sollen nichts seltenes sein. Jede Dienerin hat deren zwei bis sechs, und Gott ernährt sie alle. Wir haben hier im Hause drei Dienerinnen, einen Gärtner und einen zwölfjährigen kleinen Schwarzen, Augusto, der mittags „gute Nacht" und abends „guten Morgen" sagt. Die Mädchen leisten wenig, bekommen aber pro Monat 40—50 Mark. Taugen sie durchaus nichts, so jagt man sie fort. Kontrakt usw. gibt es nicht. Sie dienen gern in deutschen Häusern, da der Deutsche nicht betrügt und stiehlt, wie sie selber so gern tun. Lesen und schreiben kann niemand — aber putzen, das verstehen sie. Wie die Pfingstochsen sehen sie aus: grüner Rock, rote Bluse, blauer Hut — je bunter, desto besser.

Herr und Frau Schröder sind die gastfreiesten Deutschen hier. Ich bin die Pflegetochter. „Fräulein Gretchen, haben Sie gut geschlafen?" so tönt es jeden Morgen durch die Tür. „Ein sehr sympathisches Mädchen", hörte ich gestern. Bist Du zufrieden, Emma?

Am dritten Tage ging ich mit Schröders aufs Zollamt. Man hat die Kisten aufgerissen, ein wenig hineingeschnüffelt, und es war gut.

Digitized by Google

Obwohl ich mit dem Winter hier eingezogen bin, ist es hier angenehm warm. Mir ist, als müßte es hier große Ferien geben. Die brasilianischen Gerichte habe ich auch bald alle kennen gelernt. Schwarze Bohnen, die es Donnerstags gibt, schmecken gut. Das hiesige Gemüse kommt mir noch oft recht spanisch vor.

Am Dienstag war das größte Fest der Brasilianer, St. Juan, unserm Weihnachtsfest ähnlich. Vor jedem Hause brannte am Abend ein Holzstoß. Die Luft schwirrte von Raketen. Überall sah man Lampions; es war ein hübscher Anblick. Für solch ein Feuerwerk geben die Leute viel Geld aus. Wir haben auch mitgemacht. Überall ertönte der Ruf: Erwache, St. Juan!

Gestern haben wir einen herrlichen Abend verlebt. Eine Familie reist heute nach Deutschland. Wir haben alle auf dem Dampfer diniert — deutsches Bier getrunken und deutsches Brot gegessen — Emma, das schmeckte fein.

Wir haben hier bereits viele Landsleute besucht. Jeder erste Schluck Wein wird auf die Lieben in der Heimat getrunken. Über Bernhard herrscht einstimmiges Lob. „Unser lieber kleiner Pastor" sagt Frau Schröder.

Eine Dame allein kann hier im Hotel unmöglich wohnen. Sie darf nicht nach acht Uhr allein auf die Straße gehen. Dem Kapitän auf dem Küstendampfer werde ich als Frau Pfarrer Siegrich vorgestellt.

Und nun habe ich Euch wohl genug erzählt. Ich bin zu beneiden um diese Reise; meine Hochzeitsreise vor der Hochzeit. Trotzdem alles so gut geht, habe ich nach Lissabon bitteres Heimweh gehabt.

Vergeßt nicht und behaltet lieb

Eure

Grete.

P. S. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß Montag, also nach zwei Tagen, ein Dampfer von hier direkt nach Ponto d'Areia geht. Ich bin sehr froh.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Das bedeutsamste Ereignis des Berliner Kunstlebens zu Beginn des neuen Jahres kam nicht der Malerei, die sonst bei uns alles beherrscht, sondern der Bildhauerkunst zu gute: es ist die große Gedächtnisausstellung für Constantin Meunier, die Keller und Reiner veranstaltet haben. Nicht in ihren Kunstsälen, deren Raum für die gewaltige Menge der Werke des großen Belgiers nicht ausgereicht hätte, sondern in dem benachbarten Gebäude der ehemaligen Musikhochschule, einem alten Berliner Hause von schicksalreicher Vergangenheit. Die Übersicht, die uns hier über das Lebenswerk dieses Malers und Bildhauers der Arbeiterwelt gegeben wird, ist eine so vollständige und umfassende, daß die gesamte Tätigkeit Meuniers, von seiner unwesentlichen Frühzeit abgesehen, vor uns ausgebreitet wird. Jetzt erst lernen wir ihn genau genug kennen, um sein Wesen und seine Persönlichkeit ganz zu erfassen, und staunend steht man vor diesen Früchten einer jahrzehntelangen künstlerischen Tätigkeit, die sich mit unablässiger Energie um ein einziges, gewaltiges modernes Thema: das der arbeitenden Menschheit, mühte. Den Schwerpunkt der ganzen Veranstaltung bildet das kolossale „Denkmal der Arbeit", das nachgelassene Hauptwerk des Meisters, das hier, in wirkungsvollem Aufbau, mit einem packenden Schlußakkord den Eindruck der vielgestaltigen Menge von Bildern und Skulpturen zusammenfaßt, die vorher das Auge beschäftigt haben. Es war die Sehnsucht Meuniers, dies Monument der Werte schaffenden Kraft, das zugleich ein merkwürdiges und charakteristisches Denkmal unserer ganzen Epoche ist, ausgeführt und an öffentlichem Platze aufgestellt zu sehen; er hat die Erfüllung dieses heißen Wunsches nicht mehr erlebt, und es ist vorläufig noch zweifelhaft, ob der Plan zur Wirklichkeit werden wird. In Brüssel hat der Einspruch des Königs der Belgier seltsamerweise die Errichtung verhindert, weil gewisse Kreise von dem Werke die kaum glaubliche Auffassung hatten, es könne als eine Verherrlichung der — Sozialdemokratie gedeutet werden. Die Sinnlosigkeit dieses Einwandes liegt auf der Hand, aber wer weiß, ob eine solche beschränkte Auffassung, einmal ausgesprochen, sich nicht auch weiterhin dem Hoffen der Kunstfreunde in den Weg stellen wird. Das Werk selbst, das bei seiner Ausstellung in Berlin eine Anziehungskraft erweist, die sich von Tag zu Tag steigert, war ursprünglich so gedacht, daß die vier großen Reliefs, die das Leben der Industriearbeiter, der Bergleute, der Hafenarbeiter und der Landarbeiter zum Thema haben, die Seiten eines quadratischen Sockels schmücken sollten, der selbst die große Figur des Sämanns und vor ihm eine die Fruchtbarkeit symbolisierende Gruppe einer Mutter mit ihren Kindern getragen hätte. Dann ward der Plan verändert: die

Digitized by Google

Reliefs, in Sandstein gedacht, wurden im offenen Halbkreis zusammengestellt, als Abschluß eines freien Aspekts, und zwischen ihnen, gegen den architektonischen Rahmen gestellt, erheben sich nun die großen Bronzegestalten einzelner Arbeitertypen, in der Mitte der Sämann, stehend und alle überragend, die andern sitzend; rechts am Fuße der zu dem Ganzen hinaufführenden Treppe die veränderte Gruppe der Frau mit den Kleinen.

Alles, was Meunier in den entscheidenden Jahrzehnten seines Lebens geschaffen hat — erst als Fünfzigjähriger fand er ja, ein Phänomen der Kunstgeschichte, seine charakteristische Stoffwelt und seinen persönlichen Stil —, klingt hier in großartiger Steigerung wieder, wenngleich das monumentale Werk nicht frei von Mängeln ist, die sich zumal aus kleineren und größeren Sünden gegen den natürlichen Stil des Reliefs herschreiben. Manche Partien der Komposition aber, wie die Darstellung der „Industrie", die Figur des Sämanns und die männlichen sitzenden Gestalten — nicht die weniger gelungene Gruppe der Frau — gehören zu den größten Würfen der modernen Bildhauerkunst. Ein wenig zwiespaltig ist die Empfindung des Besuchers auch sonst in der Ausstellung, die nicht weniger als ein paar hundert Bronzen, Gipsabgüsse und Bilder umfaßt. Gerade diese Menge ist dem Eindruck nicht allzu günstig. Eine gewisse Begrenztheit der Meunierschen Welt wird durch sie deutlich, die doch immerhin nur auf ein einziges Thema gestellt war und in dem Mühen um dessen Geheimnisse gelegentlich auch einmal zu einem leereren Ausdruck gelangte. Dann aber wieder wird man durch die Fülle der anderen Schöpfungen hingerissen, in denen tiefster Empfindungsgehalt mit reifstem Formgefühl verbunden ist. Unter den Skulpturen ist uns nur wenig fremd, darunter die feine Skizze für das Pariser Zola-Denkmal, das nun nach Meuniers Tode Charpentier anvertraut wurde, weiter die in Holz ausgeführte Pietà, der bronzene Christus als Schmerzensmann, das pausbackige Kinderköpfchen und einiges andere. Unbekannt dagegen sind in Deutschland fast alle Bilder und Skizzen. Leider fehlen darunter die vortrefflichen Pastelle, die man vor Jahren auf den Ausstellungen bewunderte, die aber inzwischen längst in feste Hände übergegangen sind. Sie bilden ohne Zweifel die besten Ergebnisse der Meunierschen Malerei, die in den jetzt zu uns gelangten Ölbildern recht ungleichwertige Resultate gezeitigt hat. In diesen Arbeiten, die zumeist aus des Künstlers Ateliernachlaß stammen, interessiert in erster Linie, wie sich der Bildhauer, der in dem Maler Meunier schlief, auch als er sich ganz von der Plastik abgewandt hatte, mit der Farbe auszudrücken suchte. Malerisch ist er dabei, zumal bei den großen Formaten, nicht selten trocken und konventionell, fesselnd aber immer in allem Linearen, in Stellungen, Bewegungs- und Kompositionsmotiven. Am ehesten gelangt er bei den Landschaftsblicken in sein „pays noir" zu einem wirklichen Empfinden der Farbe, und in einigen rasch hingeworfenen Studien, namentlich in den Notizen aus Spanien, ist er von packender Frische. Doch wenn Meuniers große Persönlichkeit verlangt, daß man ihr nicht mit kritiklosen Hymnen naht, und wenn bei dem hohen Maßstab, den anzulegen hier der Respekt gebietet, manches heute weniger gelungen erscheint als vor neun Jahren, da uns Deutschen auf der ersten Dresdener Ausstellung sein Gestirn aufging, so kann das die Ehrfurcht und Bewunderung vor der Gesamtheit seiner Erscheinung wahrlich nicht beeinträchtigen.

Digitized by Google

Bei Schulte gab es eine interessante Ausstellung von Bruno Liljefors, der lange nicht in Berlin eingekehrt war. So oft sich einer von den hervorragenden Künstlern des Nordlandes bei uns zeigt, empfinden wir aufs neue mit einem gewissen Neide die selbständige und sichere Art, mit der sie sich die europäischen Errungenschaften zu eigen machen, ohne sich mit Haut und Haaren dem Geiste einer fremden Kunst zu verschreiben. Der Schwede Liljefors hat von dem Studium der Japaner und des französischen Impressionismus die entscheidenden Anregungen für seinen malerischen Ausdruck empfangen. Aber er, der als ein Jäger die heimischen Berge und Küsten durchstreift und bei solchen Wanderzügen Büchse und Pinsel gleichmäßig übt, hat sich stets genug Eigenart und ursprüngliche Frische gewahrt, um nicht in der völligen Unterwerfung unter ausländische Anschauungen aufzugehen. Niemand unter den heute lebenden Künstlern aller Nationen hat wie er die Doppeleigenschaft, das Leben der Natur und der Tiere wie ein Forschungsreisender und ein Nimrod zu kennen und zugleich die künstlerisch-reifste Form zur Darstellung ihrer malerischen Probleme zu beherrschen. Dabei hat Liljefors, seitdem er zuletzt bei uns erschienen war, eine bedeutsame Entwickelung durchgemacht: aus einer Neigung, den ersten Eindruck eines Wirklichkeitsmotivs festzuhalten und rasch niederzuschreiben, ist er zu einer mehr bildmäßigen Abrundung vorgeschritten. Dadurch haben seine Ausschnitte mitunter ein Etwas an unmittelbarer Frische verloren. Aber öfter noch haben sie an Kraft und Rundheit des Vortrags gewonnen und heben dadurch das natürliche Vorbild zu eindringlicherer Bedeutung empor.

In die Anfänge der modernen Malerei führte eine Ausstellung englischer Landschaftsmaler, die bei Gurlitt stattfand. Dabei war eine historische Gruppe mit einer Kollektion Constables, wie man sie in Berlin noch nicht gesehen hat. Was wir Deutsche meist nur aus Büchern wissen, ward hier durch willkommene Anschauung erwiesen: daß John Constable in der Tat der Vater der neueren Landschaftskunst gewesen. Mit Bewunderung und Entzücken sahen wir auf den größeren Gemälden und nicht minder auf den kleinen Skizzen das Halbdunkel und die schwärzlichen Finsternisse des Galerietons zum ersten Male einer lichten Helligkeit und freien Farbenanschauung weichen, sahen wir die bezaubernde Kraft des paysage intime zum erstenmal ihre Wunder tun. Bei Gainsborough, von dem man auch ein paar Arbeiten fand, klang das alles bereits vor, aber bei dem jüngeren Constable war es weit souveräner zum Ausdruck gekommen. Zugleich ward die große Linie klar, die sich von den Niederländern des siebzehnten Jahrhunderts zu diesen Engländern und dann von ihnen wieder zu den Meistern von Fontainebleau hinüberzieht, die das verloren gegangene Gut durch Constables Vermittelung auf den Kontinent zurückübernahmen. Bald dachte man vor den blonden Tönen eines zarten Walddurchblicks an Corot, bald vor einer Ebene mit Büschen und Bäumen an Daubigny, dann wieder vor den Wolken eines Gewitters an Dupré oder vor einer Schafherde an den alten Jacque. Hundert Jahre sind diese Dinge alt und sprechen zu uns, als wären sie gestern gemalt. Daneben standen bei Gurlitt einige zeitgenössische Engländer. Der bedeutendste von ihnen war Mark Fisher, ein in Deutschland fast völlig unbekannter Name, der in seiner Heimat in hohen Ehren steht. Mit gutem Grunde;

Digitized by Google

denn Fisher ist einer von den Meistern, die der britischen Landschaft in der letzten Zeit die stärksten Impulse gegeben haben. Er hat sich an den französischen Impressionisten gebildet, aber auch er hat diese Anregungen in einer Art mit der heimischen Naturauffassung verschmolzen, die der stärksten Bewunderung wert ist. Es ist die alte intime Stimmung, die ihr englisches Gepräge in keinem Zuge verleugnet; doch ist sie durch den Einfluß der neuen Lichtmalerei heller, reicher, beweglicher geworden. Wundervoll, wie Fisher einen Baum oder eine Gruppe von Bäumen darstellt, wie er die Form dieser Dinge erfaßt und das Licht in tausend Nuancen darüber hinströmen läßt, oder wie seine irischen Ebenen mit den Herden sich dehnen, wie der Herbst bei ihm seine Farbenzauber entfaltet.

Eine ganze Reihe interessanter Ausstellungen löste sich bei Cassirer ab. Zunächst erschien eine größere Kollektion neuer Arbeiten von Max Liebermann, die den Beweis lieferten, daß dieser große Künstler innerlich eine ganz neue Entwickelung durchgemacht hat. Es ist eine größere Ruhe in seine Malerei gekommen; eine größere Ruhe nicht in das innere Leben seiner Bilder, denen von ihrer erstaunlichen Bewegtheit und ihrem alten Reichtum nichts verloren ging, sondern in seiner Methode des Beobachtens und des Wiedergebens der Natur. Dadurch hat seine malerische Kraft nichts eingebüßt, aber sein Ton an Schönheit und Harmonie, an Klang und Zartheit und seine Darstellung an Klarheit und Bestimmtheit viel gewonnen. Die Bilder, die man jetzt sah, waren sämtlich in den jüngsten Jahren entstanden, Studien aus Noordwijk, aus Amsterdam und anderen holländischen Punkten, auch Porträts — sie alle bestimmt durch eine stärkere Überwindung des Technischen, das souveräner als früher beherrscht erschien.

Als Liebermann im Cassirerschen Oberlichtsaal das Feld geräumt hatte, hielt Walter Leistikow dort seinen Einzug mit neuen Werken, die ihn abermals auf dem Wege energischer Bemühung um eine immer freiere und ausdrucksvollere Bildung seines malerischen Vortrags zeigten. Kurze Zeit hatte es Leistikow nicht ohne Zagen mit impressionistischen Mitteln versucht, aber seine Natur kam in kein rechtes Verhältnis zu der analytischen Methode. Jetzt hat er sich eine Sprache geschaffen, die seinem Wesen besser entspricht, eine leichtere, lockerere Pinselführung und eine lichtere Tönung, die doch sein Streben nach stimmungsvoller Synthese nicht vergewaltigt. Bei den jüngeren märkischen Bildern mit den bekannten Leistikow-Motiven, wie den von Nadelgehölz umstandenen Seebuchten, war das weniger zu spüren als bei den Blicken auf Gebirgsszenerien, über weite Ebenen oder welliges Hügelgelände, die meist im Norden, in Dänemark, oder im Süden, in Meran, entstanden sind.

Schließlich fand man an derselben Stelle eine große Ausstellung von Werken Gustave Courbets, die schönste und umfangreichste wohl, die man je in Berlin gehabt hat. Rings grüßten die sonoren Klänge des tiefen Braun, des satten Grün, des warmen Grau, die schweren, saftigen, erdhaften Dunkelseiten dieses maître peintre. Sah man sich hier um, so erkannte man wohl, wie notwendig und folgerichtig die Ergänzung war, die sein tapfer erkämpfter Realismus später in den Freilichtlehren Manets fand, wie sehr das Auge der modernen Maler nach der Befreiung von Arrangement und Konvention nun nach der Be-

Digitized by Google

freiung von den Fesseln der Atelierdunkelheit und von der beengenden Schwere der Ölfarben dürsten mußte. Aber man sah zugleich auch, welche animalische Kraft diesem machtvollen Realisten innewohnte, mit welchem Ernst er in das Wesen der Natur eindrang, unbekümmert um Rücksichten auf alles, was neben diesem Ziel lag, und mit welcher Solidität er seine malerische Technik auf dem gesundesten und sichersten Farbengefühl aufbaute. Die Festigkeit und Geschlossenheit seiner malerischen Komposition, die Konzentration und Rundheit seiner Bildausschnitte, das lebendige Gefühl für das Materielle seiner natürlichen Vorbilder und die durchgreifende Gewalt seiner sinnlichen Farbenenergie könnten auch heute noch erfrischend und kräftigend auf unsere etwas taumelig und schwankend gewordene Malerei wirken.

Die Ausstellung brachte Stichproben aus allen Kapiteln von Courbets Lebenswerk und aus allen Entwicklungsstadien seiner Technik, so daß sich das Bild dieser robusten und selbstherrlichen Persönlichkeit mit einiger Vollständigkeit vor uns aufbaute, wenn auch keins seiner Hauptwerke vorhanden war. Eine große Reihe von Landschaften vor allem gab eine erstaunliche Vorstellung von der unwandelbaren und unermüdlichen Frische, mit der er der Natur gegenübertrat, von der Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit, mit der er jedes Thema anpackte. Er kannte keine Schablone und keine Routine; jedesmal scheint der malerische Ausdruck in ehrlichem Ringen aufs neue erobert. Manchmal versank er dabei in absolute Schwärze, oder die Farben haben sich später zu solchen Finsternissen zusammengezogen. Aber in den Waldinterieurstücken mit Rehen und Hirschen, Quellen und Weihern und namentlich in den Bildern, auf denen felsiges Gestein auftaucht, war er in seiner Art von höchster Meisterschaft. Gelegentlich hellt sich dann auch seine Farbe auf, und der derbe, manchmal sogar ungeschlachte Kraftmensch kann zart und weich werden, so daß bei ihm sonst ungewohnte tonige Wirkungen zutage treten. Doch auch hier war Courbet nicht ein Lyriker der Landschaft; das unterscheidet ihn wesentlich von den Fontainebleauern. Er war kein „Poet" der Farbe, kein „Empfinder" im engeren Sinne, sondern immer in höchster Bedeutung ein Handwerksmeister der Malerei, von der Realistengier erfüllt, objektiv zu sein, sich ganz dem Gegenstande hinzugeben. Die Courbetschen Arbeiter waren vertreten durch das kleine Bild der Steinklopfer, offenbar eine Vorarbeit zu dem berühmten großen Werke, das jetzt seit zwei Jahren zum Ärger der Franzosen in der Dresdner Galerie hängt. Andere Bilder bestätigten des Künstlers innere Verwandtschaft mit den Vlamen des siebzehnten Jahrhunderts, zu deren gesunder Sinnlichkeit es Courbet brüderlich hinzog. Hierher gehören manche seiner Tierbilder; hierher auch seine Frauenakte, die auf Rubens und Jordaens deuten. Die „Schlafende Nymphe", die wir jetzt sahen, ist ein Meisterstück von Courbets glänzender Fleischmalerei, die vor vierzig Jahren bei den sittenstrengen Parisern der Eugénie-Epoche Entrüstung erregte; nur wenige haben in der neueren Zeit den Duft und das warme blühende Leben üppiger Frauenkörper so zu malen verstanden. Überall war es ein Künstlertemperament von imponierender Wucht und gebieterischer Gesundheit, das uns in dieser Ausstellung mit sich fortriß.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Das zweite der „Neuen Konzerte", die von der Konzertdirektion Leonard geschäftlich und von Oskar Fried künstlerisch geleitet werden, wies ein gemischtes Programm auf. Die „Unvollendete" von Schubert, zu Beginn des Abends, fand eine sachliche und stilsichere Wiedergabe: keine aufgeschminkte Modernität, aber auch keine absichtliche Einfachheit. In dem anderen Orchesterwerk, am Ende des Konzertes, Strauß' „Tod und Verklärung", ließ Fried freilich erkennen, daß diese weniger absolute Musik seinem Herzen doch noch näher steht. Er verhalf der Tondichtung zu ihrer ganzen eindringlichen Größe und erwies sich wieder, wie schon in dem ersten der „Neuen Konzerte", als ein Orchesterleiter von hervorragenden Eigenschaften. — Wie eilig es doch unsere Zeit mit der Umwandlung des Geschmackes hat! Wenige Jahre sind es her, daß auch der, der sich diesem Wunderwerk gleich erschloß, doch nur an eine Wirkung auf eine kleine Gemeinde von Kennern glaubte. Jetzt hat das Werk sich schon einen so großen Verehrerkreis erworben, daß man nicht übel Lust verspürt, mit pharisäischem Lächeln derer zu gedenken, die noch ablehnend oder auch nur zweifelnd dastehen. Das Hauptinteresse des Abends erregte jedoch eine neue Schöpfung von Fried: „Verklärte Nacht" von Richard Dehmel, für Alt- und Tenorsolo mit Begleitung des Orchesters. Die eigenartige Dichtung als Duett zu komponieren, war insofern ein Wagnis, als außer den beiden redend eingeführten Personen Anfang, Mitte und Schluß der Dichtung gegenständliche Schilderungen enthalten. Für diese immerhin nicht allzuvielen Worte, den großen Apparat eines Chores zu verlangen, ist Fried wohl nicht rätlich erschienen; diese Stellen werden von den beiden Solisten gemeinsam gesungen. Über das Befremdliche dieses Verfahrens kommt man, beim erstmaligen Hören wenigstens, leider nicht so leicht hinweg. Im ganzen aber empfängt man von dem Werk einen außerordentlichen Eindruck. Der heikle Text wird durch die mit tiefer Leidenschaft angefüllte Musik so groß, daß man den strahlenden Schluß, der das gefallene Weib und den vorurteilsfreien Mann in die Helligkeit freierer Gesinnung einziehen läßt, durchaus gerechtfertigt findet; es will banausisch erscheinen, über das physiologische Mätzchen zu rechten, mit dem der Mann sich das „fremde Kind" nunmehr behauptet erworben zu haben. Die Musik ist modern im besten Sinne des Wortes. Auf einem wundervollen, harmonienreichen Grunde bewegen sich die Singstimmen in edler und melodisch warmer Deklamation; die meisterliche Behandlung des Orchesters tut das übrige dazu, den Eindruck gesättigter Farbenpracht zu erhöhen.

Bei allem Respekt vor der großzügigen Künstlerschaft dieses Werkes, glaube ich doch, daß ein großer Teil des geradezu enthusiastischen Beifalls der vorzüglichen Wiedergabe galt und insbesondere der ergreifenden Leistung der Frau Metzger-Froitzheim. Seitdem Frau Schumann-Heink zugleich mit ihren ungezählten Kindern unter bühnensicherem Aplomb — das amerikanische Reklameweſen färbt unheimlich schnell ab — Untertanin Sr. Majestät des Dollars geworden ist, wird man Frau Metzger-Froitzheim wohl als die

Digitized by Google

erste lebende deutsche Altistin ansprechen müssen; gleich groß in der Oper wie im Konzert. Vor allem ist die Ausgeglichenheit aller Lagen ihrer wundervoll charakteristisch gefärbten Stimme erstaunlich. Aber auch Geschmack, Intelligenz und Temperament sind mitsamt all den kleinen Nebensachen in dem reichen Maße vorhanden, um den Eindruck der Vollendung zu gewähren. Dem Vertreter des Tenor-Solo, Herrn Ludwig Heß, kann man kein größeres Kompliment machen, als wenn man ihm zugesteht, daß er sich neben Frau Metzger brav gehalten hat.

In der Gregorschen „Komischen Oper" kam nach dem schnell erledigten „Gaukler unserer lieben Frau" „Die Bohème" von Leoncavallo als zweite Neuheit zur Aufführung. Unwillkürlich zieht man die gleichnamige Oper von Puccini, die einige Zeit hindurch von der Königlichen Hofoper gegeben wurde, zum Vergleich heran. Dieser Vergleich fällt unbedingt zu Gunsten des Puccinischen Werkes aus. Wahrlich ist auch dieses kein Meisterwerk, aber die Textdichter Giacosa und Illica haben es doch verstanden, ein Weniges von dem Zauber der Murgerschen „Szenen aus dem Leben der Bohème" in dem Text aufzufangen. Und der eigentliche Reiz liegt in den gebrochenen Tönen. Über die ausgelassenste Fröhlichkeit hinweg muß man die Vergänglichkeits-Wehmut eines so unsolide gebauten Glückes spüren können, und den herbsten Schmerz muß die Anmut mildern, die nichts so sehr fürchtet, als laut und unbequem zu sein. Leoncavallo, der den unvorsichtigen Ehrgeiz besitzt, sein eigener Textdichter zu sein, hat die beiden Momente fein säuberlich geschieden. Die ersten Akte sind lustig bis zur Albernheit, die letzten unversöhnlich traurig. Und diese ungeschickte Sonderung wird durch die Musik auf das sorgfältigste verstärkt. Nur allzuoft schlägt die Musik der ersten Hälfte über die einer „Oper" gezogene Anständigkeitsgrenze und wird platt operettenhaft, während der dritte und vierte Akt mit der trüb- und dickflüssigen, großmäulig-tragischen Musik gefüllt sind, die, auf den rohen Text der „Bajazzi" gepfropft, den zweifelhaften Ruhm Leoncavallos begründet haben. In dem Duett zwischen Musette und Marzell am Schluß des ersten Aktes klingt es stark an die Arie Lenskis „Ja, ich lieb Sie" aus „Eugen Onegin" von Tschaikowsky an. Während sich jedoch bei dem russischen Komponisten diese charakteristisch-schwärmerische musikalische Phrase zu einem überzärtlichen Liebesgeständnis gestaltet, wird sie unter des Maestro skrupelloser Fingerfertigkeit zu einem banalen Allerwelts-Singsang. — So stillos die musikalische Erfindung zwischen aufgeblähtem Pathos und kitzliger Bänkelsängerei abwechselt, so einheitlich ist die Instrumentation, diese ist nämlich durchweg gemein. Die Delinquentenangst des Komponisten, es könnte etwas nicht „wirken", hat ihn dazu geführt, jeden empfindsam-melodischen Zug mit dem ganzen Orchester zu unterstreichen. Diese brutale Manier wird im Verlauf der letzten beiden Akte geradezu unerträglich. — Auch im rein-technischen weist das Werk grobe Fehler auf. Vergriffen ist der Beginn des ersten Aktes; die harmlose, leichthin geworfene Rede und Gegenrede ist da mit einer Musik bedacht, die den Beiguß zu der grandiosesten Aktion hätte bilden können. Infolgedessen versteht man natürlich nur das, was etwa von der Lektüre des Textbuches haften geblieben ist. Ebenso verunglückt ist die „Hofansage" des zweiten Aktes, die sich Leoncavallo wohl als den Höhepunkt der ganzen Oper gedacht haben mag. Die Menge der Personen, die nichts eigentliches zu tun haben und sich doch nicht als bloße

Digitized by Google

Zuschauer verhalten dürfen, vernichten die Möglichkeit, das kleine Nebenher der Handlung, das beständig nur auf einzelne Personen beschränkt bleibt, zu verstehen. Zudem wird diese klebrige Menschenmasse bald unsäglich langweilig. Einiges Interesse gewinnt dieser breit-angelegte Aktschluß erst, wenn die vom Lärm erweckten, scheltenden und zuletzt auch zu Tätlichkeiten schreitenden „Mieter" den Zuschauer an die Meistersinger erinnern.

Die Aufführung war sehr anerkennenswert; insbesondere zeichnete sich die Regie durch Geschick aus. Daß sie ihr Publikum kennt, bewies das Bombardement mit mehr oder weniger diskreten Wäschestücken am Schluß des zweiten Aktes. Diese Nuance, auf die mit mir noch mancher gern verzichtet hätte, löste bei dem braven Publikum gerade das lauteste Behagen aus.

Warum findet ein so durch und durch minderwertiges Kunstwerk in unserem Vaterlande Interesse und Beifall? Nun, es hat einen Vorzug, den der deutsche Normal-Opernbesucher als den höchsten aller Vorzüge schätzt, es ist nicht — deutsch.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Emanuel Reicher.

Was ich an Emanuel Reicher am meisten schätze, das ist seine erstaunliche Verwandlungsfähigkeit. Ich weiß wenige Schauspieler in Berlin, die sich so scharf und unbedingt in ihre Rolle hineinstellen, um aus ihr heraus zu leben. Das ist mir ganz sicher: hat Reicher eine Rolle, so kann ihr Sinn nicht verfehlt werden; mit dem sichersten künstlerischen Taktgefühl, dem ein energischer Intellekt zur Seite steht, gestaltet dieser Künstler seine Figuren aus dem Ganzen heraus; nie bildet er ein Spiel im Spiele, wie andere berühmte Kollegen, z. B. Matkowsky oder Joseph Kainz, von anderen zu schweigen; er ist immer ein Teil des Ensembles, ihm organisch zugehörig, allerdings mit der ganzen Fülle einer künstlerischen Individualität. Es hat in den letzten Jahren sich als üble Manier einiger grüner großstädtischer Kritiker, die in dem Verdacht stehen, hinter den Ohren noch nicht ganz trocken zu sein, die Sucht eingestellt, Emanuel Reicher mit einer gewissen schnoddrigen Geringschätzung zu behandeln. Diese Herren wissen wirklich nicht, was sie tun; mir kommt dabei immer die verwunderte Frage des Kopenhagener Literarkritikers Georg Brandes in den Sinn, die er deutschen Gästen gegenüber tat: „Habt ihr denn in Deutschland so viel Talente, daß ihr ein Recht habt, Hermann Sudermann so verächtlich zu behandeln?" Das gilt auch von Emanuel Reicher: man denke ihn sich hinweg aus der Berliner Theaterkunst; gewiß, sie wird weiter leben, aber um eines ihrer schönsten Talente ärmer. Und wie nach der innigen Auffassung des frommen

Digitized by Google

Mittelalters jeder Mensch einen besonderen Gedanken Gottes darstellt und darum durch keinen anderen Menschen ersetzt werden kann, so hat auch jeder rechte Künstler seinen eigenen Wert, den er mit niemand auf der ganzen Welt teilt.

Reicher, der bald sechzig Jahre zählt, ist ein Kind Galiziens, der Sohn eines Advokaten. Der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig, trat er bereits als Gymnasiast im Theater zu Krakau auf die Bretter, die ihm die Welt bedeuten. Seine Lehrzeit bildete eine echte Komödiantenwanderfahrt durch die kleinsten Theater Ungarns. Reicher ist also ein Autodidakt, der der üblichen Theaterschule nicht bedurfte oder sie nicht fand. Das erste bessere Engagement nahm er am Josephstädtertheater in Wien; von dort ging die Reise nach Gmunden, bis er im Jahre 1873 am Münchener Residenztheater (General Morin im „Pariser Taugenichts") debütieren durfte und am Gärtnerplatztheater als Pfarrer von Kirchfeld sich den ersten großen Erfolg holte. Sein Stern ging auf. Aber er blieb ein wandernder Komödiant: Hamburger Stadttheater, Wiener Stadttheater unter Laube, Hoftheater in Oldenburg. Hier bildet sein Egmont einen gewissen Markstein seiner Entwickelung. Im Jahre 1884 übersiedelte Reicher definitiv nach Berlin. Er begann am Residenztheater, wo er sich als Jago rühmlich hervortat, dem Othello des italienischen Gastes Rossi in tapferem Ringen die Spitze bietend. Doch viel mehr als die klassischen Rollen reizten ihn die modernen Sittenstücke. Die Dumas und Sardou nahm er in sein Repertoir auf. Mit strenger Sorgfalt mied er die übliche alte Darstellungskunst, die die französische Steifheit nicht abzustreifen vermochte, und spielte die modernen Salonschauspiele als ein moderner Salonmensch. Haarscharf war seine Dialektik, eindringlich seine Charakteristik, scharf umrissen das ganze Spiel in Ton und Gestus. Sechs Jahre gehörte Reicher dem Residenztheater; dann trat er unter der Direktion Annos in den Verband des Königlichen Schauspielhauses ein, das er aber schon nach zwei Jahren unter Otto Devrient wieder verließ, um zum Lessingtheater überzutreten. Und nun heißen die letzten Stationen seiner Wanderschaft: Deutsches Theater (1894), Neues und Kleines Theater, und seit 1904 wiederum unter dem Direktorat Otto Brahms, der damals das Lessingtheater übernahm.

Ein hervorragendes Kapitel in Reichers künstlerischem Wirken bildet seine Darstellung schwieriger Rollen in den Dramen Ibsens. Es zog ihn, wie wir sahen, zur Moderne, und es gelang ihm, hier einen ganz persönlichen naturalistischen Stil auszubilden. Ging ihm der tragische Zug der klassischen Rollen von vornherein ab, so verstand er bei seiner großen Beweglichkeit und feinen Nuancierung, seelische Probleme in moderner Auffassung zu durchleuchten und wirksam zu analysieren. Er hat sich unvergeßlich in die Berliner Theatergeschichte eingeschrieben durch seine Rollen als Pastor Manders in den „Gespenstern", als Rosmer in „Rosmersholm" als Dr. Wangel in der „Nora", als Baumeister Solneß, als Rubeck in „Wenn wir Toten erwachen". Ebenso viel hat Reicher für das Verständnis von Gerhart Hauptmann und Sudermann getan. Wir versuchen, uns Reichers Können an einzelnen seiner Leistungen noch deutlicher zu veranschaulichen. Im Neuen Theater hat er in einem spottschlechten Stück („Königsrecht", von W. A. Paap) die Gestalt des alternden Fritz, den wir so gern ausschließlich den Alten Fritz nennen, auf die Bühne gebracht; ein

Digitized by Google

Seitenstück zu seinem „Napoleon“. Das war Fritzische Luft! Der große König in der charakteristischen Maske, auf den Stock gestützt, auf der Brust den einen Stern, die Silbertabatiere eifrig benutzend. Über das durchfurchte Gesicht huschen alle Geister der Überlegenheit; die Sprache das interessante Gemisch von Französisch und Deutsch, das wir aus Friedrichs berühmten Marginalien kennen. Reicher gab in der Aussprache des Königs mit sicherer Überlegung den kurz abstoßenden, harten Silberton der imperativischen Sätze und ließ den Preußenkönig, der den Voltaire der „litérature allemande“ seiner Tage vorzog, seine deutsche Muttersprache ziemlich radebrechen, gegenüber der eleganten Sicherheit seines Französisch. Reicher war geradezu hinreißend echt, auch in dem Zucken der Ironie um die Mundwinkel, in dem beredten Spiel der feinen Hände und in dem durchbohrenden Blick. Den Gegensatz zu Friedrich II. schuf Reicher in einer nicht eben wertvollen modernen Studie namens „Ackermann“. Wer jenen Abend im Kleinen Theater erlebt hat, wird ihn nicht so bald vergessen: das ganze Stückchen nur eine einzige Rolle für Reicher; ein verfilzter, mißtrauischer Rentier, der der Sklave seines Geldes ist, mit dem Leben und den Menschen zerfallen, auf der Flucht vor sich selbst und vor seinen zärtlichen Verwandten, mißgestaltet und von trockener Heiserkeit der Stimme, ein wandelnder Fluch des Geldes. Reicher charakterisierte ihn, daß einem das innerste Herz erbebte über dieser traurigen Karikatur eines Menschenbildes. Der Alte Fritz und dieser Ackermann — sie bilden Pol und Gegenpol des Strahlenden und des Dunklen, sie zeigen den königlichen Umkreis seiner Schauspielkunst! Das Neue Theater brachte Wedekinds Verwandlungskomödie „So ist das Leben“. Emanuel Reicher spielte den König von Umbrien, der zum Bettler wird, dann Schweinehirt bei einem Gutsbesitzer, Geselle bei einem Damenschneider, ein Gefängnisinsasse, zum fahrenden Komödianten, zum Hofnarren. Reicher ging durch alle diese Verwandlungsbilder mit einer sich gleich bleibenden Kraft hindurch; so scharf er jedesmal den Charakter akzentuierte, er versäumte niemals, den untilgbaren letzten Schimmer des Königlichen in seinem gefürsteten Flüchtling aufleuchten zu lassen. Als der irische Parodist Bernhard Shaw (am Neuen Theater) mit seiner Ehesatire „Candida“ debütierte, spielte Reicher mit instinktivem Erfassen den Pastor Jakob Morell, den Mann der Candida. Er war in Max Halbes symbolischem „Strom“ der alte Onkel Ulrichs, das knorrige, heimlich saufende Hausfaktotum mit seiner gesunden, derb gefaßten Lebensweisheit; er verkörperte in vollem Gegensatz dazu in dem orientalischen Glutdrama von Oskar Wilde: „Salome“ den König Herodes, den lüsternen Schwächling. Dort der breite westpreußische Humor, durch Alkohol unterstrichen, hier die sinnlichste Verkommenheit Kleinasiens im weichen Purpur. Wie Salome verstockt auf ihrer Forderung besteht, die ihr Herodes mit einem Eid konzediert hat, nachdem sie durch ihren Tanz, bei dem sie sich seinen Blicken langsam entschleierte, seinem Gelüst sich nicht versagte; und wie nun der schwache Tetrarch, angstgeschüttelt vor der geistigen Überlegenheit des jüdischen Propheten, der mit der Gottheit im Bunde ist, durch immer gehäuftere Zusagen kostbarster Geschenke den starren Willen der Tochter umzulenken versucht: das ward ein Meisterwerk des Spiels zwischen Reicher und Gertrud Eysoldt! Alkoholisch aufgeregt und seelisch aufgewühlt, schüttet er immer neue Schalen des schweren Weins in

Digitized by Google

sich hinein, um sich zu behaupten; immer wilder geht die Rede und immer ungeordneter flackern die Bewegungen. Bis er, nachdem alles vorüber, mit dem kalten Befehl an die Soldateska, die entartete Dirne mit ihren Schilden zu erschlagen, den grausigen Schauplatz verläßt, ein gebrochener Mann.

Im Brahmschen Lessingtheater übernahm Reicher die Hauptrolle in Calderon de la Barcas spanischer Tragödie des bäuerlichen Rechtsgefühls: er spielte den Richter von Zalamea. Reichers Bauer, überaus sorgfältig studiert, hatte den schweren Tritt des alternden Landmanns in Sprache und Haltung, den seines Wertes gewissen Stolz, dem ein spröder Humor und eine hinter harter Rinde versteckte Weichheit des Herzens Reiz verleihen. Köstlich, wie er sich mit der von ihm als „standesgemäß" empfundenen Einquartierung: mit dem General Don Lope in den Polterszenen in der Dachkammer der Tochter und am Abend in seinem Gärtchen ehrlich „zusammenrauft", und wie der Vater den strammen Sohn verabschiedet, den Lope mit sich ins Feldlager nimmt. Ist diesen ersten Szenen ein Schuß von Nathans geklärter Weisheit beigemischt, die die Leidenschaft dämpft, so wuchs der Rächer seiner geschändeten Hausehre ins Große. Sie schleppen ihm die behütete Tochter von dannen, sie überwältigen und knebeln ihn. Erschütternd der stumme Kampf des Gebundenen in der Talschlucht, ergreifend die wilde Entschlossenheit nach der Beichte der von dem heißblütigen Hauptmann entehrten Isabel. Richter und Rächer in einer Person kehrt er nach Zalamea zurück. Wie der Träger der Dorfgewalt dem Unhold mit dem richterlichen Stabe entgegentritt, den Amtsstab fortlegt und ihn auf den Knien anfleht, dem Hause Crespos durch die Heirat der Isabel die Ehre zurückzuerstatten, um dann, von Don Alvaro verlacht, sich zu erheben zum unerbittlichen Rächer im peinlich beobachteten Rechtsverfahren, bis der Täter von der Exekutive schimpflich erdrosselt ist: das war Reichersche Schauspielkunst, die als Erlebnis empfunden wurde!

In Hugo von Hofmannsthals Freundschaftstragödie „Das gerettete Venedig" vertrat Reicher den schurkischen Verführer Renault, der die schöne Belvidera, die Gattin von Antonio Jaffier, das Gastrecht brechend, in der Nacht vergewaltigt. Und in Artur Schnitzlers „Zwischenspiel" machte er den Räsonneur Albertus Rhon, der mit witziger Rede das Für und Wider der Gedanken der beiden Eheleute und das Schicksal der Komödie von allen Seiten bengalisch beleuchtet. Er sicherte diesen geistreichen Einfällen ihre diskrete Wirkung. Einen doppelten Erfolg brachte ihm seine Doppelrolle in Eduard von Keyserlings Zweiakter „Benignens Erlebnis" und in „Hanneles Himmelfahrt". Emanuel Reicher war zuerst der Bruder der Baronin, mit einer glücklichen Maske. Sehr diskret verwendete er in den Bonmots seines Baron Went die kühle Skepsis, die in der Gestalt steckt. Ein feines, resignierendes Lächeln über das, woran die Menschen sich hängen als an das Große und Edle im Leben, spielte auf dem Gesicht dieses österreichischen Edelmannes, an dem alles müde Linie ist, die Liebe und die Abneigung, und der nicht begreifen kann, wie einem irgend etwas im Leben das Gleichgewicht zu stören vermag. In „Hannele" stattete Reicher den Vater der Sterbenden, den stieren Maurer Mattern, mit einer Naturtreue aus, an der man das Gruseln lernen konnte — übrigens eine prachtvolle Charge! In Hauptmanns Traumnovelle „Elga", die ein

Digitized by Google

dramatisches Gleichnis ist, ein nach Grillparzer geformtes Symbol des Lebens, sahen wir Reicher als Timoska, eine Charaktergestalt von eigenem schweren Reiz. Der unterwürfige Diener und der zähe, treue Mensch kamen gleich wirksam heraus. In Sudermanns neuestem Stück „Stein unter Steinen", über das ich seinerzeit hier eingehend berichtete, bot Reicher den alten versoffenen Nachtwächter Eichholz, den Vater der Lore, in einer originellen Maske und mit einer ganzen Fülle charakterisierender Details. Er war auch der Hofrat Schrimpf in dem Beamtenstück des Wieners Max Burckhard, das Ende Dezember im Lessingtheater ohne Erfolg gegeben wurde. Schrimpf ist ein überaus korrekter Beamter von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit. Sehr tüchtig; aber er kennt die Welt nicht. Mit kluger Überlegenheit leitet ihn seine liebenswürdige Frau. Sie gehen nicht in Gesellschaft, weil die Mittel knapp sind und die Welt böse ist. Schrimpf entscheidet in allen Fällen streng nach dem Buchstaben des Gesetzes. Auch als seine Frau ihn bittet, in einer Brauereiangelegenheit, in die deutsche und böhmische Nationalinteressen hineinspielen, vor allem aber Geldinteressen, sich dem Minister und dessen Geliebter willfährig zu zeigen, bleibt er fest. In seinem Bureau umwirbt ihn eine bestrickend fesche kleine Soubrette, die für ihren Eugen, der für sie mitverdient, eine gesetzliche Erleichterung wünscht und zu jedem süßen Gegendienst bereit ist. Auch diese Schlange, die ihm an den Busen kriecht, schleudert er von sich, damit das Recht ungebeugt bleibt, dessen Schutz die Arbeit und die Freude seines Lebens ist. Er muß zugeben, im Fall der Soubrette ist das Recht Unrecht und seine eigene gesetzmäßige Entscheidung ein Unsinn: aber ein rechter Beamter bringt dem papierenen Papst jedes Opfer des Intellekts. Er widerspricht dem Minister, der inzwischen auch die kleine Schauspielerin ganz persönlich kennen gelernt hat, und tut alles, um sich seine Stellung schwer zu machen. Um schließlich zu erleben, wie er in einer Sitzung des Gesamtkollegiums in einer Sache, bei der das Recht gegen einen Erzherzog sich kehrt, dem Druck der Umgebung und der gebundenen Luft des Konferenzzimmers erliegt und gegen seine Überzeugung seine Stimme abgibt. Ehe er zum letzten Male seine Akten zusammenpackt, schimpft er vor uns seine Seele frei: da rackert man sich das ganze Leben lang ab, versagt sich und seinem Weibe Glück und Freundlichkeit im Dienste des Rechts, um dann mit grauem Haar den anderen, die sichs bequemer machen und damit weiter kommen, zu erliegen und ein Lump zu werden in den eigenen Augen. Pfui Teixel! Sicherlich bekommt Schrimpf für seine Nachgiebigkeit zu Ostern Orden und Rangerhöhung. Endlich: Reicher kreierte den heruntergekommenen Schauspieler in Gorkis „Nachtasyl" und den unvergleichlichen Hausknecht in Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen", wo er sogar Couplet sang und „Schmiere" mimte . . .

Reicher wird auch als Rezitator am Vortragspult geschätzt, ebenso als Schauspiellehrer; um das, was ihm in einem langen Berufsleben als Anschauung gereift ist, auf die kommende Generation der Bühnenkünstler zu übertragen, gründete er vor einer Reihe von Jahren in Berlin die seinen Namen tragende dramatische Hochschule, der er selbst vorgestanden hat und die jetzt Friedrich Moest mit glücklichem Erfolg leitet. Vor allem aber hat unser Künstler seine ganze heiße Liebe zum Theater in seine begabte Tochter Hedwig hineingesenkt, die seine eigenste Schülerin geworden

Digitized by Google

ist. Fassen wir zusammen: Reichers moderne Darstellungskunst ist ein durch und durch persönlich gehaltener psychologischer Realismus. Er spielt viele Instrumente; immer aber wirkt seine Haltung natürlich, Maske und Konversation überzeugend. Auch wenn einmal das Textwort etwas schwerfällig ins Gedächtnis tritt. Durch ganz Deutschland und durch Amerika haben ihn ergiebige Gastspielreisen geführt. Freuen wir uns seiner, so lange wir ihn noch haben; möge der sympathische Künstler, der mit manchem Zunftgenossen jene sorglose Lebensauffassung teilt, die etwa einmal inmitten einer übermütigen Tischrunde das Lied trällert: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, juchhe!" bleiben, was er in seiner Kunst darstellt: ein achtunggebietender Charakter, ein ehrlicher Arbeiter, ein ganzer Mann!

☛ Die Streiflichter fallen wegen Erkrankung des Herausgebers in diesem Hefte fort.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Krakau.

(Eine Studie zur Polenfrage.)

Von Dr. Sontag, Kattowitz O./S.

Seit das Nationalpolentum in den deutschen Ostmarken seine bedauerlichen Fortschritte gemacht, seit Gegenden, die früher nur gut preußisch gedacht, sich großpolnischen Ideen zugänglich gezeigt haben, hat man deutscherseits nicht nur den Kampf gegen das Polentum energischer aufgenommen, sondern hat auch gelegentlich den Ursachen nachgeforscht, welche sein Anwachsen gefördert haben. Als solche sind zweifellos richtig erkannt worden der Einfluß der Geistlichkeit, die Bildung eines polnischen Mittelstandes, die wirtschaftliche Erstarkung des polnischen Kaufmanns und die Tätigkeit der Sokols und anderer Vereine. Allein damit ist auf die letzten Gründe dieser Entwickelung nicht zurückgegangen. Die polnische Bewegung ist im Endziel eine politische. Politische Bewegungen aber schöpfen erfahrungsgemäß ihre beste Kraft aus irgend welchen, sei es in der Vergangenheit, sei es in der Zukunft liegenden Idealen. Das Ideal, welches der polnischen Bewegung vorschwebt, ist die Wiedererstehung des polnischen Reiches, ist der Traum, dem sie in ihrer Nationalhymne immer und immer wieder mit den Worten Ausdruck leihen: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Fragt man aber, wieso sich dieser Traum trotz der zahlreichen und blutigen Mißerfolge, die sich die Polen bei den Versuchen seiner Verwirklichung in einem Jahrhundert geholt haben, nicht nur hat forterhalten, sondern wie er auch an Boden und Werbekraft hat gewinnen können, so ist diese Frage mit dem Hinweis auf Geistlichkeit, Mittelstand und Sokols nicht ausreichend beantwortet. Wo nehmen alle diese Elemente die Schwungkraft der Propaganda, die Zuversicht auf Verwirklichung ihrer Ziele her? Ein Ideal, das so breite Massen zu begeistern vermag, kann nicht bloß durch Wort und Schrift großgezogen

Digitized by Google

werden, es müssen ihm auch äußerliche, sichtbare, sinnlich wahrnehmbare Faktoren dienen, Faktoren, an denen sich eine wahrlich genügend geknickte Hoffnung aufrichten kann, solche, die den Traum schon keinen Traum mehr, sondern halbe Wirklichkeit erscheinen lassen.

Derartige Faktoren habe ich nun für das Polentum in Krakau beisammen gefunden. Nie ist es mir so verständlich geworden, wieso die Polen von der Wiedererrichtung des alten Reiches so lebhaft träumen können, als gerade in Krakau. Zufall und Berechnung haben hier zusammengewirkt, um alles zu sammeln, was ein Nationalpolentum großziehen und seinen politischen Idealen den nötigen Untergrund geben kann.

Krakau ist die alte Krönungs- und Residenzstadt der Polenkönige. Hoch über der Weichsel, auf zwei Seiten von ihr beschirmt, erhebt sich der stattliche Bau des Königsschlosses Wawel. Hier haben die Kasimir und Wladislaus geherrscht, hier hat Elisabeth von Ungarn ihre prunkvollen, verschwenderischen Feste gefeiert, von hier ist Jan Sobieski zur Mitwirkung an der Befreiung Wiens ausgezogen. Hier ruhen im Grabgeschoß der Schloßkirche die drei Nationalhelden der Polen: Jan Sobieski, Thaddaeus Kosczіusko, Josef Poniatowski. Auch eine wenig beflügelte Phantasie wird bei einiger Nachhilfe in dieser Königs- und Heldengruft von alter Herrlichkeit zu träumen und sich für die hier ruhende Vergangenheit zu begeistern vermögen. In der Schloßkirche, in der Kapelle des berühmten gräflichen Geschlechts der Potockis, hat Thorwaldsens Kunst dazu gedient, den im französischen Heere vor Moskau gebliebenen Grafen Wladimir Potocki in weißem Marmor zu verewigen. Dem Geschmacke der Zeit gemäß ist Graf Potocki als Griechenjüngling dargestellt, mit roßmähnigem Helm, Chiton und Kurzschwert. Nur die slawischen Züge wollen dazu nicht recht passen. Gleichviel, den Polen ist er die Versinnbildlichung des Opfertodes fürs Vaterland. Etwas ernüchternd mag es dann wohl auf die laudatores temporis acti wirken, wenn sie aus Königsgruft und Schloßkirche heraustreten und auf dem weiten Burgplatz des Wawel in Fenstern und Bogenhallen nichts als österreichische Uniformen erblicken. Dieser Eindruck wird jedoch rasch verwischt, wenn sie vom Wawel in die Stadt Krakau herniedersteigen. Hier ist alles stramm polnisch; an Österreichs Herrschaft erinnern eigentlich auch nur wieder die Uniformen seiner Soldaten. Sonst aber herrscht in Sprache, Gesinnung und Volkstracht, Zeitungen, Literatur und Theater, Denk-

Digitized by Google

mälern und öffentlichen Sammlungen offen und selbstbewußt das Polentum.

Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht das Nationalmuseum. Daß in der kulturhistorischen Abteilung Waffen, Kunstwerke, Kleider aus früherer polnischer Zeit gesammelt sind, könnte nur ein Kunstbarbar mißbilligen, aber die Gemäldesammlung scheint doch mehr, als ihr zuträglich ist, unter politischen, statt künstlerischen Gesichtspunkten zusammengestellt zu sein. Die historischen Gemälde nehmen im Verhältnis zu den Gemälden anderer Genres zu viel Platz ein und behandeln merkwürdigerweise fast ausschließlich Vorgänge aus Polens Geschichte. Sollte unter den polnischen Malern die Begabung für Historienmalerei so besonders entwickelt sein? Ein Sturm der Schweden auf Krakau, ein Einzug Poniatowskis in Krakau, eine Hetze der Kosaken durch die Straßen Warschaus, eine sentimentale Sterbeszene einer lichtblonden Polin in einem Blockhause Sibiriens scheinen mir, um nur einige Beispiele zu nennen, recht geringe künstlerische Qualitäten zu verraten. Vor den Bildern Siemiradzkis und Matejkos vergißt man freilich alle politischen Gedanken, ob aber die Mehrzahl der Polen vor dem Kolossalgemälde Matejkos „Der Sieg Kosciuskos bei Raclawice" die politischen Empfindungen verleugnen wird? Ich wenigstens sah manches Polenauge flammen vor diesem Bilde, welches den sieghaften Kosciusko zeigt, wie er die Konfederatka schief am Ohr über das Schlachtfeld reitet, gefolgt von pelzverbrämten Schlachtschitzen und der adligen Jugend Polens in der kleidsamen Ulanenuniform und umjubelt von seinen Weißkitteln, den Sensenmännern, wie die Fahnen Rußlands im Staube liegen und die verhaßten Kosaken hinten gefangen abgeführt werden. Daß auf den Sieg von Raclawice wenige Monde später die vernichtende Niederlage von Maciejowice folgte, jene Niederlage, die der todwunde Kosciusko mit den vielumstrittenen Worten „finis poloniae" gekennzeichnet haben soll, dessen sich zu erinnern werden die meisten Polen vor Matejkos Bilde wohl vergessen. Vier Kolossalgemälde weist das Museum im ganzen auf, außer den Fackeln des Nero und dem Siege Kosciuskos noch zwei, die beide historisch-polnischen Inhalts sind, von vieren dienen also drei der Verherrlichung der polnischen Vergangenheit, dieses Zahlenverhältnis ist wohl auch beredt. Das eine der beiden anderen Gemälde schildert den Sieg der Polen und Litauer über den Deutschorden bei Tannenberg, oder wie die Polen die Schlacht nennen, bei Grunwald. (Es soll übrigens neuerdings nach

Digitized by Google

Warschau überführt sein.) Das letzte Bild endlich zeigt Albrecht von Hohenzollern, den Hochmeister des Deutschordens, wie er dem König Sigismund von Polen den Lehnseid leistet. Der Vorgang spielt in Krakau, was der Künstler durch die im Hintergrund aufragenden Türme der Pana Maria angedeutet hat. Dem mittelalterlichen Brauche gemäß kniet der Vasall vor dem Lehnsherrn und leistet, seine gefalteten Hände in dessen geöffnete Hände legend, das Homagium. Jeder Geschichtskundige wird also an diesen Einzelheiten der Darstellung nichts finden, der Mehrzahl der das Bild beschauenden Polen wird freilich diese Kenntnis abgehen, und so wird es ihre Brust mit Hochgefühl schwellen, hier einen Hohenzollern vor einem Jagellonen knien zu sehen.

Überhaupt die Geschichtsunkenntnis und die Geschichtsentstellung, was mögen sie zusammen wirken, um den Polen ein solches Idealbild des verflossenen Reiches vorzuzaubern, daß ihnen dessen Wiedererrichtung so erstrebenswert erscheint. Man kann das Wirken dieser Mittel natürlich nur schwer und nur in vereinzelten Fällen nachweisen, diese wenigen Fälle gestatten aber recht ausgiebige Schlüsse auf den weitreichenden Einfluß der genannten Faktoren. Einige Beispiele seien angeführt: In der Marienkirche am Ringe zu Krakau sind köstliche Holzschnitzereien, am Hochaltar ist ein kunstvoll geschnitztes Kruzifix, ebenso ist in der Florianskirche in der Vorstadt Kleparz ein sehenswerter Johannisaltar, alle diese Kunstwerke stammen von unserem großen Nürnberger Meister Veit Stoß. Ein deutschgeschriebener, im polnischen Verlage erschienener Führer durch Krakau schreibt „Feyt Stcozcz" und läßt, da er „Nürnberg" doch nicht gut polonisieren kann, den Zusatz der Vaterstadt ganz weg. Der Erbauer des Chors in der Marienkirche ist Nikolaus Wirsing, aus ihm haben sie einen „Wierzynek" gemacht. Es darf also beileibe nicht zugegeben werden, daß die Kirchen in Krakau von deutschen Händen geschmückt worden sind, alle Kunst in Krakau soll für polnische Kunst gelten. Dabei ist jedem, der Augen hat zu sehen, das alte Krakau das Urbild einer mittelalterlichen deutschen Stadt. Gerade die Gebäude, die Krakau seinen historischen Reiz geben: die Tuchhalle, die Jagellonische Universität, die Pana Maria, das Rondell am Florianstor, sind Werke reinster deutscher Gotik und deutscher Renaissance; sie sind teils von deutschen Meistern, zum Teil sogar für Deutsche erbaut. Die Tuchhalle, welche sich mitten über den ganzen Ring zieht, erhält ihren besonderen Reiz durch jene Steinlauben, wie sie deutschen Rathäusern und deutschen, am Markte gelegenen

Digitized by Google

Gebäuden eigentümlich sind. Erbaut aber ist sie (1358) von Kasimir dem Großen, um den deutschen Tuchhandel aus Thorn und Breslau nach Krakau zu ziehen und den deutschen Tuchhändlern hier eine würdige Unterkunft zu gewähren. Die heutige Gestalt der Tuchhalle geht auf eine Restauration im Jahre 1537 zurück. Deren Schöpfer ist entweder Johann Maria Fabricius aus Padua oder Johann Frankenstein. Es lagen Entwürfe von beiden vor, man weiß nicht, welcher Entwurf ausgeführt worden ist. Jedenfalls werden die Polen keinen der beiden Baumeister als ihren Landsmann reklamieren können. Die Jagellonische Universität, ebenfalls eine Gründung Kasimirs des Großen, wurde mit Lehrern aus Bologna und Prag besetzt, und sie hat auch weiterhin zu keinem geringen Prozentsatze deutsche Lehrer gesehen. Auch ihr Gewand ist ein echt deutsches; der Butzenscheibenerker, in welchem der hochlehnige, eichengeschnitzte Sessel des Rektors, sein Arbeitspult und etwelche Folianten stehen, ist eine mittelalterliche Gelehrtenstube, wie man sie sich heimlicher nicht träumen kann, so mag Faustens Studierzimmer ausgeschaut haben. Der Innenhof der Universität mit seinen Erkerchen, Türmchen, Giebeln und Dachtraufen, seinen lateinischen Inschriften, seinen schweren Freitreppen ist das Musterbild deutscher Gotik, hier braucht man nur die Augen zu schließen, um die Scholaren des 16. Jahrhunderts, um den jungen Kopernikus diese Freitreppen hinabstürmen zu sehen. — Das Rondell vor dem Florianstor erinnert mit seiner wuchtigen Rundform, mit Giebeln und Pechnasen an die Befestigung auf Kaub am Rhein, und auch seiner Idee nach ist es der vor Vauban im Norden geltenden deutschen Festungsbaukunst entsprungen: den schwächsten Punkt der Verteidigungslinie, das Stadttor, durch ein vorgelegtes Bollwerk zu schützen.

Wer aber weiß von den Polen, daß die genannten Bauten Meisterwerke deutscher Baukunst sind? Mir haben zwei sonst recht gebildete Polen diese Bauten mit Stolz als einen Beweis für die kulturelle Höhe ihres verflossenen Königreiches aufgeführt. Mit denselben Augen werden es wohl die Polen ansehen, die aus unseren deutschen Ostmarken alljährlich zu Pfingsten nach Krakau reisen, fast hätte ich gesagt wallfahrten; denn einer Wallfahrt ähnelt die Reise zu den Gräbern der Nationalhelden und zu den Bauten, die von der angeblichen Herrlichkeit Polens erzählen. Was diesen Wallfahrern noch von den Herrschertugenden der Kasimir und Sigismund und Stanislaus, von dem Wohlstande und der Bildung des Reiches erzählt werden mag,

Digitized by Google

entzieht sich natürlich unserer Kontrolle, sicher aber ist, daß sie alles kritiklos hinnehmen.

Hierin aber liegt die Gefahr. Aus diesen Erzählungen, in Verbindung mit den historischen Erinnerungen, schöpfen sie jene Begeisterung für das Königreich Polen, von der unser Kaiser in seiner Gnesener Rede so treffend gesagt hat, daß „eine leicht angeregte Phantasie mit der Pflege geschichtlicher Erinnerung manches begeisterte Gemüt zu falschen Schlüssen führen kann". Wenn den preußischen Polen gegenwärtig wäre, welche Mißwirtschaft sich recht zahlreiche ihrer Polenkönige haben zu schulden kommen lassen, wie sie einem herrschsüchtigen und egoistischen Adel gegenüber sich schwach gezeigt haben, wie dieser Adel und die hohe Geistlichkeit die Bauern geknechtet, gedrückt und ausgesogen haben, wie jede Entwickelung zu einem gesunden und wohlhabenden Mittelstande im Keime erstickt worden, wie ein Kasimir der Große mit seiner Volksfürsorge ein weißer Rabe geblieben ist, so würde der eine oder der andere der polnisch redenden Ostmärker sich der Verherrlichung der polnischen Vergangenheit doch weniger zugänglich zeigen.

Hier, meine ich, muß die deutsche Ostmarkenpolitik einsetzen. Wer sich an historischer Herrlichkeit berauscht hat, den kann man nicht mit Polizeiverboten und Landbesiedelung allein bekämpfen, den gilt es, seines Rausches zu entnüchtern. Natürlich, die fanatisierten Erwachsenen sind keiner Belehrung mehr zugänglich, noch aber haben wir den Einfluß auf die Jugend. Darum geht mein Vorschlag dahin, der polnischen Geschichte muß in dem Schulunterrichte der Ostmarken ein besonderer Raum gewidmet werden. Es genügt nicht, daß Polens Vergangenheit erwähnt wird, so oft dies im Zusammenhange mit der deutschen Geschichte erforderlich wird, sondern es muß polnische Geschichte als selbständiger Abschnitt des Geschichtsunterrichts getrieben werden. Die Preußen polnischer Zunge müssen wenigstens einmal im Leben die ganze Misere polnischer Vergangenheit gehört haben.

Sie, die sich vor Deutschenhaß jetzt meist nicht zu lassen wissen, sollen lernen, daß im 13. Jahrhundert nach endlosen Fehden und blutigen Zänkereien die Deutschen in die verwüsteten polnischen Lande Kultur und Arbeitskraft und Geld gebracht haben, daß Könige und Adel wie Städte sich darum bemühten, deutsche Ansiedler zu gewinnen, weil Bildung und Handel und mit letzterem die Wohlhabenheit deren Spuren folgte. Vor allem hat der König, den die Polen mit Recht am höchsten stellen und dem sie um seiner innerpolitischen Tätigkeit willen den Beinamen des

Digitized by Google

Großen beigelegt haben, hat Kasimir der Große die Deutschen ins Land gerufen. Die heutigen Nationalpolen sollen wissen, daß auf dem Wawel, der für sie jetzt ein polnisches Heiligtum ist, von Kasimir dem Großen ein oberster deutscher Gerichtshof installiert worden ist, damit die Deutschen, die vor ihren Schöppenstühlen Magdeburgisch Recht nahmen, auch die oberste Instanz im Lande selbst fänden.

Da der Adel im Mittelalter in allen Ländern Europas gar oft gegen seine Fürsten unbotmäßig gewesen ist, wäre es an sich nichts Besonderes, daß er sich auch in Polen so verhalten hat. Aber das sollen die Preußen polnischer Zunge doch einmal lernen, daß, während die Entwickelung im übrigen Europa vom 16. Jahrhundert ab zur Erstarkung der Fürstenmacht führte, ein selbstsüchtiger und habgieriger Adel in Polen das Königtum systematisch geschwächt hat, bis es nur noch ein Schattendasein führte. Sie sollen die einzelnen Phasen dieser Entwickelung kennen lernen, wie der Adel von dem Steuerbefreiungsprivileg fortschreitet zum Anspruch auf Entschädigung und Löhnung für Kriegsdienste, zur Forderung des Provinzialindigenats für alle Ämter, zur Mitwirkung bei Steuerauflagen und Münzgerechtigkeit, zum Recht, über Krieg und Frieden maßgeblich zu bestimmen, zur Institution des Konvokations-Reichstages, in dem sich die hohen Herren ihre Wahlstimmen bei der Königswahl weidlich bezahlen ließen, und endlich zu jenem berüchtigten Liberum veto, nach welchem keine Majorität mehr galt, sondern jeder Landbote durch sein egoistisches engherziges Veto den Reichstag sprengen durfte.

Dieselben Polen, die heute nicht genug klagen können, daß sie in ihrer freien Religionsübung gefährdet seien, weil ihre Kinder den Religionsunterricht in deutscher Sprache nehmen sollen, die mögen doch einmal wenigstens davon hören, wie ihre Ahnen im Bunde mit den Jesuiten die Kosaken und Tataren zwangsweise zur „Alleinseligmachenden Kirche" bekehrt haben, bis diese Völkerstämme endlich in heller Verzweiflung aufstanden, bis Chmelnizky die Russen ins Land rief, die sengend und brennend bis Lemberg kamen, so daß das Polenreich ob dieser Bekehrungswut und Unduldsamkeit in seinen Grundfesten bebte. Diese frommen Polen sollen auch anderseits einmal hören, was ihnen gewiß sonst sorgfältig verborgen bleibt, daß einst die Reformation so großen Anklang in Polen gefunden hat, daß ihr $^5/_6$ der Bevölkerung zufielen und daß selbst König Sigismund II., August und der Primas Jacob Uchanski sich ihr stark näherten.

Digitized by Google

Recht interessant und lehrreich wird der polnische Geschichtsunterricht sich auch damit gestalten lassen, daß zur Vergleichung die zeitgemäßen Ereignisse in den anderen Ländern, besonders in Preußen, herangezogen werden. Zu derselben Zeit, da der Große Kurfürst Sparrs Fußvolk und Derfflingers Reiter aufstellte und damit Brandenburg-Preußen waffnete, entwaffnete der polnische Adel seinen König, indem der Reichstag beschloß, daß der König keine anderen Truppen als eine Ehrenwache von 1200 Mann halten dürfe. Man denke, im 17. Jahrhundert, wo die Kriege so leicht vom Zaune gebrochen wurden, wo auch für Polen das Wort galt: „Feinde ringsum", wo es kurz zuvor den Aufstand des falschen Demetrius, die Kriege mit Rußland und mit Gustav Adolf von Schweden gehabt hatte, war ein Reichstag vaterlandslos genug, seinen König auf eine Leibgarde zu setzen, bloß, damit dieser in desto zuverlässigere Abhängigkeit von dem Kriegsaufgebote des Adels käme.

Preußen hat sein Jena und Tilsit gehabt, aber als es aus dem Unglück gelernt hatte, daß Bürger und Bauern am Staate mehr interessiert werden müßten, wenn sie fähig sein sollten, in der Stunde der Not Opfer für diesen zu bringen, da zögerte es auch nicht, die Konsequenzen aus dieser Lehre zu ziehen.

Wie ganz anders Polen. Als 1791 die zweite Teilung Polens dessen Existenz fast vernichtete, da war die herrschende Klasse so engherzig, daß sie wohl das Liberum veto und die Konföderationen abschaffte, nicht aber sich entschließen konnte, die Leibeigenschaft aufzuheben. Erst als ihnen das Wasser bis dicht zum Munde stand, als 1794 Kosciusko die Polen zum letzten Freiheitskampfe aufrief, und als man wirklich die Sense keines der Bauern entbehren konnte, da wurde dem Volke die Aufhebung der Leibeigenschaft versprochen; wohlweislich nur versprochen! Kaum hatte Kosciusko bei Raclawice gesiegt und Warschau und Wilna befreit, so hatte die Adelspartei nichts Eiligeres zu tun, als die Erfüllung dieses Versprechens zu verhindern. Wenn Kosciusko dann bei Szczekociny, bei Zajonczek und bei Maciejowice unterlag, so war daran nicht bloß die von den Polen so gern ins Treffen geführte Übermacht der Verbündeten schuld, sondern wohl ebensosehr die Tatsache, daß der Eifer der polnischen Bauern für die polnische Sache erkaltet war, daß so manches Hundert der Sensenmänner sich von dem Fußvolk entfernt hatte; denn was sollten sie sich für ein Polen schlagen, das ihnen nicht einmal die persönliche Freiheit bewilligen wollte.

Digitized by Google

Hier drängt sich die Betrachtung auf, daß die Mehrzahl der Personen, die jetzt im Vordertreffen für die polnische Bewegung stehen, nichtadelige Namen tragen, daß sie also von jenen einst leibeigenen Familien stammen, und daß, wenn sie sich heute zu wirtschaftlicher Selbständigkeit, zu akademischer Würde und Stellung emporgearbeitet haben, sie dies eigentlich nur dem Umstande verdanken, daß sie preußische Untertanen sind. Im Königreich Polen jedenfalls wäre es ihnen oder ihren Voreltern erheblich schwerer geworden, sich emporzuarbeiten; wenn man gerade auch nicht annehmen darf, daß ein Königreich Polen noch anno 1905 die Leibeigenschaft konserviert hätte.

Alles dies und noch viel mehr sollten, wie gesagt, die Preußen polnischer Zunge wenigstens einmal in der Schule gehört haben. Bei sehr vielen der Hörer wird es vergebene Liebesmühe sein, bei manchen aber, und nicht bei den schlechtesten, wird damit die kritische Ader gegenüber dem national-polnischen Patriotismus geweckt werden, sie werden zum Nachdenken und zum Vergleichen angeregt werden. Alle aber werden als Erwachsene den Schönfärbereien national-polnischer Agitatoren nicht mehr so gläubig und wehrlos gegenüberstehen wie jetzt. Die polnisch-redenden Preußen werden, um zum Ausgange unseres Aufsatzes zurückzukehren, bei der Wallfahrt nach Krakau aus dessen alten Monumenten wohl Kunstgenuß und Erbauung, nicht aber mehr national-polnische Begeisterung schöpfen.

Aus dem Lager der Goethe-Gegner.

Von Bernhard Münz.

Goethe teilt seine Widersacher in fünf Kategorien ein, sofern sie aus Dummheit oder aus Neid oder aus Mangel an eigenem Erfolg oder aus Gründen oder aus abweichender Denkungsweise sich gegen ihn zur Wehr setzten. Diese Einteilung umfaßt alle Spielarten der Goethe-Gegner, wie der gelehrte Wiener Germanist und Bibliograph Michael Holzmann, der sich bereits durch sein stattliches Buch über Börne einen Namen gemacht, in

Digitized by Google

seiner Schrift: „Aus dem Lager der Goethe-Gegner“ (Berlin, B. Behr, 1904) drastisch dartut. Wenn wir an diesem Buche etwas zu bemängeln haben, so ist es die ungleichmäßige Behandlung der Goethe-Feinde, welche indes nicht dem Verfasser zur Last fällt, sondern auf eine force majeure zurückzuführen ist.

Ein großes Kontingent zur Opposition gegen Goethe stellen die Knappen der Reaktion, welche an dem konservativen Staatsmann durchaus nichts auszusetzen haben und nur den Dichter aufs ingrimmigste befehden, über den gottbegnadeten Heiden die Jauche ihres niedrigen Hasses ausgießen. Da ist zunächst der Österreicher Franz de Paula Ritter von Spaun, der bis zum Jahre 1826 sein literarisches Unwesen trieb. Wes Geistes Kind er ist, zeigt seine Abhandlung: „Über das Genie und Fatum“. Hier heißt es: „Wage es zu behaupten, daß Göthes Faust kein Meisterwerk sey, und du hast die ganze transzendentale Clique auf dem Nacken. Beweise, daß der ganze Plan ein erbärmliches Gewebe frostigen Unsinnes sey, in dem bey jeder Seite der gesunde Menschenverstand auf dem Kopfe tanzt. Packe dich, antwortet man dir, mit deinem frostigen Menschenverstande. Was hat der gesunde Menschenverstand in der Poesie zu schaffen? . . . Im Drama, wie überhaupt in der Poesie, herrscht die Phantasie. Je toller die Bocksprünge sind, die sie macht, desto erhabener ist das Gedicht. Im Faust herrscht eine riesenförmige Imagination. Der Mephistopheles ist . . . . . ein armseliger, erzdummer, frostig deraisonnirender Teufel, den ja der Faust selbst verachtet. — Das ist er eben, so muß er des Contrastes willen seyn. . . . . Er ist dumm und dennoch viel klüger und pfiffiger als der liebe Herrgott, dem er seine Wette abgewinnt. Ist das nicht ein Merkmal des Genies? Verräth es sich nicht dadurch, daß es das Unmögliche, das Unwahrscheinliche, das Widersprechende als wirklich setzt? — Ich verstehe! Das Genie kündigt sich immer dadurch an, daß es umgekehrte Welt spielt und die Gegenstände so darstellt, wie sie nicht seyn können; dieses ist der Bockfuß, an welchem man den Teufel — das Genie wollte ich sagen — erkennt. — So ist es! Das Genie macht also auch absichtlich schlechte Verse, ohne Rhythmus, die gröbsten Fehler gegen die Grammatik und Syntax? . . . . Wer machte die Gesetze? Das Genie. Wer die Gesetze macht, ist über die Gesetze erhaben. Wir schreiben Prosa, aber romantische; dann nehmen wir einen Zirkel und fahren darüber her. Was in die Öffnung fällt, gibt einen Vers, dieses nennen wir romantische Poesie. — Romantisch! Was ist das? — Wenn man

Digitized by Google

die Worte so zusammenkuppelt, daß jeder sich darüber wundert, neben seinem Nachbar zu stehen. Wie beym Pfänderspiele mal à propos?

„Wenn unsere Schlegel, Tieck, Novalis und andere Verhudler der neuesten Zeit Goethes infame Rhapsodie, den Faust als unnachahmliches Meisterwerk lobpreisen, den Verfasser dafür auf den Weimarischen Scherbenberg (norddeutschen Parnaß) setzen, soll man nach den von ihnen beliebten Gesetzen der göttlichen Grobheit mit Kot zurückwerfen?"

Das stärkste aber leistet Spaun mit der Abhandlung: „Protestation gegen die Stael'sche Apotheose des Göthi'schen Faustus." „Es hat sich", sagt er dort, „auf unserm deutschen Parnaß eine Ministerial-Coalition gebildet, welche die Absicht zu haben scheint, den gesunden Menschenverstand, den guten Geschmack und allen ächten Kunstsinn aus Deutschland zu verbannen, und dagegen die erbärmlichste Phantasterei, den unsinnigsten Aberglauben, den tollsten Mysticismus an die Tagesordnung zu bringen. Zu diesem löblichen Endzwecke bedienen sie sich der deutschen litterarischen Journale, deren Redaktion sie an sich gerissen haben. In diesen posaunen sie die jämmerlichste Stümperarbeit als Produkte des erhabensten Genies aus, wenn diese Sudeleien von einem der Nostraten gefaselt worden sind. . . . . Doch daran genügt ihnen nicht. Sie bemühen sich auch durch das expraktizirte Urteil einiger Ausländer von Reputation zu imponiren. Die Frau von Stael schrieb über unsere Litteratur eine Schlegeliade, in welcher sie gleich einem wohlabgerichteten Canarien-Vogel das Lied unserer Transzendentalen meisterhaft singt. Sie stellt, wie alle diese Herren, Göthe auf den höchsten Gipfel des deutschen Parnasses, und rühmt alles, was er sudelte, die Wahlverwandtschaften, welche in Frankreich kein Glück machten, ausgenommen, als das non plus ultra von Eleganz, blühender Einbildungskraft, Erhabenheit der Ideen ꝛc."

„In Niederdeutschland scheint es diesen Herren gelungen zu haben, den gesunden Menschen-Verstand unter den Fuß zu bringen und sein Stümpfchen Licht ganz auszutreten. . . . . Damit doch aber diese litterarischen Geschichtsforscher bei sorgfältigerem Nachforschen sich zu überzeugen Gelegenheit haben mögen, daß die Verfinsterung des Verstandes bei uns nicht allgemein war, und daß es doch rari nantes in Gurgite vasto gab, die ihre Stimme gegen die Tyrannei und Barbarei des Unsinns erhoben haben, so habe ich mich entschlossen eine Kritik des göthischen Meisterwerk,

Digitized by Google

seiner Tragödie Faustus, drucken zu lassen, in der Hoffnung, dadurch zu bewirken, daß doch wenigstens einige Leser von der Contagion des schlechten Geschmackes werden gerettet, und dahin gebracht werden mögen, nicht bloße Nachtreter der niederdeutschen Immortalitäts-Krämer zu seyn, sondern die Augen zu öffnen, Selbstdenker und Selbstrichter zu werden."

„Die Tragödie des Faustus ist, so versichern uns seine Ruhmstrompeter, was den Italienern die Comedia divina ist, nur in einer weit höheren Categorie. Der Held dieses Trauerspiels ist nicht der berüchtigte Faust, sondern der Mephistopheles, der leidige Satan, doch kein gemeiner Teufel, kein Miltonischer, kein Klopfstockischer sondern ein Teufel eigener Art, ein mehr humanisirter Teufel, ein ganz eigenes Geschöpf der sublimesten göthischen Phantasie; ein Zauberbild ganz neuer Art, von Meisterhand entworfen und colorirt. . . . . Rezensenten, denen es damit Ernst ist, begnügen sich nicht im Allgemeinen Blumen mit voller Hand auszustreuen, sie gehen ins Detail, und führen die schärfsten Stellen des Gedichtes als Belege ihres Kunstrichterurteiles an . . . Als ich den Faustus zu Handen nahm, so wußte ich schon, daß die Gesetzgeber unseres deutschen Parnasses alle Gesetze cassiret hatten, welche dem Auffluge unseres Genies Fesseln anlegten. Die drey Unitäten, die wirklich zu eng von den Franzosen angezogen worden waren, hatten sie proscribiret. . . . . Allein auch die Fesseln des Rhythmus sind unseren Novatoren zu schwer. Die romantische Poesie hat sie abgeworfen, und ihre hinkende Prosa gilt für Jamben; auch die Gesetze der Grammatik wollen unsere Reformatoren des Parnasses nicht anerkennen und die gröbsten Sprachfehler gelten für poetische Lizenzen. . . . . Ich kannte alle diese Wehen unserer gesetzlosen deutschen Litteratur. Ich war vorbereitet eine romantische Schöpfung nach dem neuesten Geschmacke zu finden. Allein was ich fand, übertraf meine Erwartung, und ich hatte nicht sobald den Prolog im Himmel gelesen, als ich dieses Meisterwerk unter den Tisch warf."

Die Litanei klingt aus wie folgt: „Es mögen wohl einige Intentionen im Faust seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleksen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illuminiren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat. . . . . Diese Diarrhö von unverdaueten Ideen rühret nicht von einem übermäßigen Andrange von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinkters des

Digitized by Google

Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es giebt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten. . . . . Wenn sich Göthes Genie von allen Fesseln frey gemacht hat, so kann ja die Fluth seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen, daß sich ein Author über conventionelle Regeln der Composition hinaussetze, so müssen ihm die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes, der Grammatik und des Rhythmus heilig seyn; auch bey Dramen, wo der Zauberstab im Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereyen müssen zu großen Resultaten führen. Bey dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen zu verleiten, und seinem Verführer sind seine Zauberkünste nicht notwendig; alles was er tut, hätte irgend ein kuppleriſcher Schuft ohne Hexerey eben so gut leisten können. Er ist filzig, wie ein Wucherer, ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebothe stehen. . . . . Kurz ein miserabler Teufel, der bey Lessings Narinelli in die Schule gehen könnte. Diesem nach cassire ich im Namen des gesunden Menschen-Verstandes das Urtheil der Frau von Stael zu Gunsten des gedachten Fausts und verurtheile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabey winterlich im Leibe ist, sondern um in die Cloacam parnassi preziptiret zu werden. Von rechtswegen."

Würdig reiht sich dem grobkörnigen Spaun der um das Jahr 1840 in Wien verstorbene Gymnasiallehrer Martin Span an, den „verläßliche" Gesinnung zu einem bevorzugten Kostgänger Metternichs machte. Der Lehrer des Kronprinzen Ferdinand fällt in einem Aufsatz: „Göthe als Lyriker" über den Altmeister folgendes Urteil: „Er metamorphosirte allererst an den jungen Leuten die altmodische Beschaffenheit der moralischen Urtheilskraft mit seinem Werther, indem er die gesetzwidrige Sinnlichkeit, mit einer gefälligen Draperie ausgeschmückt, jungen Lesern zu empfehlen suchte. Hierauf folgte Götz von Berlichingen, welcher in der ersten Auflage ohne Apostopese in völlig ausgeführtem Satze zum Fenster hinausschreyend: ‚Euer Hauptmann soll mich im —' bey den jungen Leuten durch seine geschwätzige Derbheit als geniale Schilderung echt Altdeutscher Sitten hohen Beyfall gewann. In seinen lyrischen Gedichten wurde unter freudiger Zustimmung

Digitized by Google

der jungen Welt den Dichterlingen handgreiflich gemacht, wie ohne intensiven Gehalt, mittels schaler Reime, sowohl den allgemeinen Gesetzen des rationellen Denkens und Erkennens, als den auf sie gegründeten Regeln der Schriftsprache, und nebenbey in der ärgerlichen Dichtung: Die Braut von Corinth, wie auch dem Respecte des ehrwürdigsten Gegenstandes der Wahlplatz könne abgewonnen werden. . . . . Leider war kein Lessing mehr vorhanden, dessen Riesenkraft allein hinreichend gewesen wäre, diese verderbliche Seuche von der Ehre der deutschen Urtheilskraft entfernet zu halten. . . . . Wenn einst durch die Gunst Apollo's und der neun Schwestern die deutsche Nachwelt aus Vernunftprincipien besser wird urtheilen lernen, als die Zeitgenossen des Herrn von Göthe, so wird sie ganz gewiß sagen: At nostri proavi Goethinos et numeros et laudavere sales, nimium patienter utrumque, ne dicam stulte, mirati."

Wie ganz anders als Goethe verstand sich doch der feinbesaitete Ästhetiker Span auf die Poesie! Er bewies dies an Goethe selbst, indem er einige Gedichte des „Meisters der neuen Sectirer" nach den noch älteren Gesetzen der Vernunft in den kritischen Schmelztiegel brachte und so die Schlacken aus ihnen entfernte. Um eine Probe seiner Kunst zu liefern, sei dem Gedicht: „An die Günstigen" in der Umarbeitung und Verbesserung Spans hier Raum gegeben. Es präsentiert sich uns in folgender Gestalt:

Dichter, ungeneigt zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen;
Denn nach Lobe streben sie,
Kündend vor dem Volksgewühle
Das Geheimniß der Gefühle,
Die der Musenhain verlieh.

All mein Irren und mein Streben,
Was ich fühlt' und dacht' im Leben,
Zeiget dieser Blumenstraus.
Wie mein Alter so die Jugend;
Wie mein Fehler so die Tugend,
Spricht in Liedchen hier sich aus.

Den Gipfelpunkt der Gemeinheit erreicht das im Jahre 1823 erschienene berüchtigte Pamphlet „Göthe als Mensch und Schriftsteller". Der gesinnungslose Verfasser führt sich mit dem englischen Namen Glover ein; dieser ist jedoch eine Maske für zwei biedere Deutsche, Christian Heinrich Gottlieb Köchly und Joh. Heinrich

Digitized by Google

Christoph Vogler. Am liebsten glossiert das edle Dioskurenpaar die Liebesaffären des Dichters. „Gretchen war seine erste Liebe; und wir fürchten, daß die ‚inneren Gefühle' und die ‚äußeren Eindrücke', welche durch diese ihm stets vorschwebende Katastrophe hervor gebracht wurden, es sind, denen man den größten Theil seiner Heldinnen verdankt, die im Allgemeinen den interessanten Damen sehr ähneln, welche von unsern grausamen Gesetzgebern so gern jener strengen Zucht übergeben werden." — Nachdem die Schilderung Friederikens wortgetreu zitiert wurde, bemerkt der Glossator hämisch: „Warum Göthe das letzte Wort ‚erkennen' hinzufügte, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; aber besser wäre es gewesen, er hätte dasselbe weggelassen, da man dadurch unwillkührlich an die elegante lateinische Redensart carnaliter cognoscere erinnert wird. Wirklich findet man auch .. bei den alten Schriftstellern den Ausdruck „ein Mädchen erkennen, für dasselbe beschlafen".

Im Namen der gefährdeten Moral kühlt der Duckmäuser Joh. Friedrich Wilhelm Pustkuchen in „Wilhelm Meisters Wanderjahren", welche auf die Zeitgenossen gewaltigen Einfluß ausübten, sein Mütchen an dem Altmeister. Er faßt ihn lediglich als Virtuosen, als um den Inhalt vollständig unbekümmertes Formtalent. Da ihm der Wert oder Unwert des Stoffes ganz gleichgültig war, so mußte er zum Modedichter herabsinken, der den Mantel nach dem Winde dreht: „Denn wenige Dichter haben so wenig Stätigkeit, oder, wenn Sie lieber wollen, soviel Geschmeidigkeit des Organs, um bei jeder Tonveränderung glücklich und folgsam einzustimmen. Dieses Talent aber besitzt Göthe in einem ausgezeichneten Grade. Da er bestimmt war, fast ein halbes Dutzend solcher Perioden zu erleben, so gelang es ihm nur durch dieses Talent, sich in einer jeden geltend, ja selbst bedeutend zu machen. Es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß der Verfasser des Werther gegenwärtig fast vergessen seyn würde mit sammt seinem Werke, und ebenso der Verfasser des Götz von Berlichingen; aber daß dieser Verfasser gleich einem vorsichtigen Partheigänger zur rechten Zeit sich zu einer neuaufkommenden Schule schlug, wenn sie noch um ihr Glück verlegen und ohne Parteihaupt für seinen Beitritt dankbar war, das sicherte ihn vor dem Schicksale größerer Dichter, die sich weniger gefällig finden ließen, und erhielt ihm in jeder Periode einen Anhang." Indem Goethe sich in den Dienst der Mode stellte, immer mit dem Strom und immer oben wie Kork schwamm, wurde er der Typus einer sitten-

Digitized by Google

loſen Zeit. Und nun hat Puſtkuchen vortreffliche Gelegenheit, die teutoniſche Flagge gegen ihn zu hiſſen: „Göthen eben beſchuldige ich mehr als alle Andere, daß er das eigentlich deutſche Weſen verkennt, daß er nur Repräſentant der ſchlechten, formloſen, zügelloſen neuern Zeit, nicht aber des deutſchen urſprünglichen Sinnes ſey. Was Treue ſey, das hat er nie begriffen; ſelbſt ſein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle ſeine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das ſie mit germaniſcher Treue heilig feſt hielten. Wer von ihnen geſagt hat, daß irgend einer von allen Charakter habe, der hat zuverläſſig ſelbſt keinen; denn er verwechſelt die kenntliche Abzeichnung eines haltloſen Gemüthes mit ſeinem innern, feſten Kern. Und nicht bloß den Perſonen, nein es fehlt auch allen Ständen in ſeinen Schriften an der durch das Gelübde bezeichneten Grundform. Nur das treu- und ehrloſe Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, verſteht er mit lebendigen Farben zu malen; das iſt der Reiz, der ſeine erſten Werke, den Götz und Werther, wie ſeine letzten, ſeine Schauſpiele wie ſeine Lieder, ſeine Biographie, wie ſeine Romane dem Kitzel der Entarteten ſo wunderbar macht. In dem einzigen Werke, wo er ſich davon enthält, in der Iphigenie, ſind doch ſein König, ſein Held, ſein Freund, ſeine Prieſterin, ſein Diener dem Stande wie der Zeit nach ſo rein charakterlos, daß ich nicht wüßte, was uns im Leſen ſtören ſollte, wenn wir mit den bloß außerweſentlichen Veränderungen alle Perſonen umtauften und die Scene in die neueſte Zeit, etwa nach Weimar, ſetzten. Nicht zufrieden aber, in dieſer Charakterloſigkeit die neudeutſche Untreue zu repräſentiren, iſt er es auch vornämlich, der das alte, deutſche Familienheiligthum mit ſeinen Gelübden zu profaniren ſucht. Faſt alle ſeine Werke ſind darauf angelegt, den Werth der Jungfräulichkeit und der Ehe ſeinen Leſern zweifelhaft zu machen. Wo er nur kann, ſucht er die Unmöglichkeit, den ehelichen Schwur zu halten, die Gefahren eines ewigen Gelübdes, die Unbequemlichkeiten der Gebundenheit aufs beredteſte und von immer andern Seiten darzuſtellen. Und dagegen hat er keine Perſonen fleißiger bearbeitet, keine mehr zu empfehlen geſucht, als eben die Mädchen, die das innere Gelübde der vollſten Jungfräulichkeit, und die Frauen, die das Heiligthum der Ehe nicht kennen. Gerade die Ottilien ſind es, die er kanoniſirt, gerade die Klärchen, welche die Glorie umgiebt, gerade die Bajaderen, welche der Gott zu ſich emporhebt.“ Daher kann es nicht fehlen, daß Goethe der Anwalt der freien oder, wie Puſtkuchen ſie nennt, der „römiſchen“

Digitized by Google

Liebe war: „Was ein entartetes, nie rein künstlerisch gebildetes Volk im Gegensatz gegen alle andern Völker ins Reich der Poesie einschwärzte, ... das sollte man doch billig mit Mißtrauen ansehen. Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur, so ist diese Sinnlichkeit zuweilen in spätern Zeiten wieder aufgegohren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben. Wieland war einer seiner ersten Nachfolger; doch zeigt er wenigstens noch eine ironische Mißbilligung. Göthe aber hat es übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die deutsche, der Herzensschwäche gegen die Treue als ein geschickter Anwalt zu vertheidigen. Und hier wenigstens hat er sich nicht von der Zeit fortführen lassen, sondern entschieden auf ihre neuere Kunst eingewirkt. Er leitet hier die Opposition, welche diese gegen das Urtheil des Volkes behauptet. Und darum ist es auch meine Überzeugung worden, daß Jeder, dem deutsche Kunst noch werth ist, der göthe'schen Poesie beharrlicher Feind seyn müsse."

Der Ton, der hier angeschlagen wird, weckt bei dem verlotterten Kraftgenie Grabbe, dem kleinlichen Nörgler Müllner, der allezeit im Persönlichen stecken bleibt, dem pedantischen Professor Schütz, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, und dem deutschtümelnden Spion Menzel ein lebhaftes Echo. Der letztere läßt nur zwei Werke gelten, von denen man sagen kann, daß sie nicht „Histrionenwerk, nichts Gemachtes um des Beyfalls willen," sondern Goethe aus dem Herzen und recht eigentlich für ihn selbst geschrieben sind, und worin er einzig und allein der innern Stimme folgt: „Diese Werke sind der Faust und der Wilhelm Meister. Im Faust hat er alles Schmerzes über die Unzulänglichkeit seines Genies, ein Universalgenie zu seyn, sich entledigt, um alsdann im Wilhelm Meister mit einer neuen Lebensmaxime sich zu trösten, der er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Diese Maxime . . . ist folgende: Die innere Würde der Tugend und des Talents ist ein Bettlertrost, für den Pöbel erfunden, die Krücke des Lahmen. Das höchste Gut aber ist in das äußere Loos eines Adelichen gesetzt, dessen Geburt und Reichthümer ihn ohne Mühe von selbst über den Pöbel erheben, ihn nur die schöne, heitere, glatte Seite des Lebens kennen lernen lassen, ihm den Genuß allein zu ertheilen, während andern die Arbeit allein zugetheilt bleibt." Der einzige Gesichtspunkt, aus dem Goethe eine welthistorische Bedeutung zukommt, ist der:

Digitized by Google

„Göthe war eine Macht in Deutschland, eine dem äußern Feind in die Hände arbeitende, innere erschlaffende, auflösende Kraft, unser böser Genius, der uns mit einem phantastischen Egoismus, mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlandes und der Ehre täuschte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narcissus im Quell bespiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Worte, der uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuthes am meisten bedurften."

Aus demselben Horne bläst Hengstenberg, der den „zur fixen Zeitidee gewordenen Wahn, daß die Kunst von dem Gesetz der Sittlichkeit entbunden, also von der Idee der Heiligkeit unabhängig, sich nach Regeln und Principien bewege, die sie in sich selbst habe und finde" bitter beklagt. Interessant ist es, daß er jede Gemeinschaft mit Müllner entschieden von sich weist. Er erblickt in ihm einen ohnmächtigen Scheelseher, dessen Empörung gegen den ästhetischen Usurpator an die Fabel von dem Frosche und dem Stiere erinnert. Aber auch Pustkuchen ist nicht der Mann nach seinem Sinne. Er bezeichnet ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Talent, der das Wesen der Goetheschen Muse bis auf einen gewissen Punkt recht glücklich enthüllte, fügt aber bedauernd hinzu: „Schade, daß auch er nicht ohne polemische Eitelkeit und selbstische Rivalität zu Werke gegangen ist. Auch er hatte sicher die moralische Vernichtung eines verhaßten ästhetischen Zwingherrn mehr im Auge, als die mögliche und zu wünschende Besserung desselben und die Verkündigung der Wahrheit selbst. Wäre doch der so reich begabte Verfasser mit mehr Furcht Gottes, Demuth und Gebet zu Werke gegangen. Wahrlich, dann wäre er ganz der Mann gewesen, der ein Wort ganz zu seiner Zeit hätte reden können." Und mit frommem Augenaufschlage ruft er salbungsvoll aus: „So höret denn unseren freundlichen und brüderlichen Ruf der Liebe. Wir bitten euch mit dem Apostel an Christi statt: ‚Laßt euch versöhnen mit Gott!' Gehet aus von der Stadt des Verderbens, und eilet in das Asyl der Begnadigten ... Eilt mit uns zum Gekreuzigten hin. Bei ihm werdet ihr Ruhe für eure Seelen und auch Sicherheit finden vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleichet, und vor der Seuche, die vielleicht bald auch im Mittage verderbet!"

Der evangelische Pietist findet einen wahlverwandten Geist in Görres, dem Vorkämpfer des deutschen Ultramontanismus,

Digitized by Google

der seinem Groll gegen den Olympier in verzückten, mit Bildern des alten Testaments überladenen Visionen Luft macht.

Auf denselben Grundton ist Albert Knapps Elegie „Auf Göthes Hingang am 28. März 1832" gestimmt. Die Hauptstellen dieses seltsamen Nachrufs lauten:

Und Ihn, den Schöpfer? — ach, hinabgesunken
Bist Du! — bewundernd floh mein Herz Dich einst;
O, sprach ich trauernd, daß Du, schöpfungstrunken,
Mit ihm, dem Schöpfungsquell, Dich nicht vereinst!
Vom Schöpfer strömt das Leben;
Auch Goethe floß aus seinem Liebesquell!
. . . . . .
Warum, o Sänger, bliebest Du so ferne
Von deinem Herrn, dem hellen Morgensterne?
. . . . . .
Und wenn Ihn dort der Cherubinen Lippen,
Wenn Ihn der Kirche Psalmen hier erhöh'n,
Wenn Ihn von Bergen, Inseln, See'n und Klippen,
Von Meer und Land geweihte Stimmen fleh'n,
Dann sah'n wir Dich mit frost'ger Stimme schnippen,
Bei seinem Volke mochtest Du nicht steh'n —
Doch bist mit seiner Taufe Du begossen
Und auch um Dich ist Christi Blut geflossen
. . . . . .
Du warst der Meistersänger aller Meister;
Du fehlst im Feyerliede Seiner Geister!
. . . . . .
O was Du einst besaßest, möcht' ich haben, —
Doch lasse Gott mich and're Quellen graben!
Hinweg die Sehnsucht, die von Roms Ruinen
Wollüstig auf zur Abendsonne sah!
Hinweg den Trotz, der in Prometheus' Mienen
Verlachte, was vom Richter ihm geschah!
Hinweg den Stolz, der alle Welt sich dienen
Und huld'gen ließ, und ohne Hephata
Der Thorheit Schwindel tausendfach geschildert,
Und schwelgend in der Schwelger Buch gebildert!
Hinweg die Wahl, die dort den Glutverwandten
Sich lüstern zum Verderben überließ,
Verführerisch in allen Christenlanden
In's ehebrecherische Feuer blies!
Hinweg den Tand, der jenen Lustentbrannten
Auf eitler Bühne Meister werden hieß,
Sammt jenem Werther, der sein Selbst getödtet,
Und sterbend nicht vor seiner Schmach erröthet!
Gesättigt schienst Du immer
Vom eig'nen Mahl und von der Andern Lob.
. . . . . .

Digitized by Google

Du bleiche Lippe! quellend einst von Scherzen;
Gesenktes Haupt! einst aller Musen Sitz;
Erlosch'nes Aug'! einst feuerhell, wie Kerzen
Von heit'rer Kraft und schöpferischem Witz;
Ihr sankt hinab; wir schau'n mit tiefen Schmerzen
Dieß Kunstgebild zertrümmert, wie vom Blitz . . .
. . . . . .
Was Du gefehlt — o sey es tief beklaget!
Was herrlich war — es bleib' uns ewig schön!
. . . . . .
Dann, wenn die Neugeburt der Himmel taget,
Wenn Jesus tritt, zu richten, auf die Höh'n:
Nur Eins ist Noth! durchhallt es dann die Lüfte;
Nur Eins ist Noth! antworten dann die Grüfte.
Ein Lispel weht vom Sterngefilde nieder —
Das ist der Heiligen Triumphgesang;
Davor verwehen alle Sinnenlieder,
Hier feiert nur, wer aus dem Tode drang.
Spannt reine Saiten, singet heilig, Brüder!

Von ganz anderem Schlage ist Börnes Opposition. Er beugt sich in Ehrfurcht vor dem Dichterfürsten, er wird ihm im ganzen und großen gerecht, wenn er sich auch in einem aus Stuttgart vom 25. August 1821 datierten Briefe zu der seltsamen Äußerung hinreißen läßt: „Die Wanderjahre (Pustkuchens) habe ich zu Ende gelesen. Das Buch ist besser, als Sie meinen, und ich werde mich jetzt daran machen, es zu recensiren. Auch da ist es vortrefflich, wo es, wie im ganzen zweiten Theile, nicht mehr von Göthe spricht, und man durch die geistreiche Bosheit des Verfassers nicht mehr verblendet werden kann. Ich habe über Kunst und Lebenskunst nie schönere Sachen gelesen. Der Verfasser war noch großmüthig gegen Göthe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rappier gebraucht, statt des Schwerts." Eben darum aber, weil er den dichterischen Genius Deutschlands glühend liebt, haßt er ihn als Politiker. Er kann ihm seinen Aristokratismus nicht vergeben, er kann es nicht verwinden, daß er kein totus teres atque rotundus, kein Kind seines Volkes gewesen, daß sein Herz nicht für die Freiheit desselben schlug. Er hält ihm die herrlichen Verse des „Prometheus" entgegen:

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

Digitized by Google

Charakteristisch für ihn ist der von Holzmann in dem dankenswerten Anhange: „Ungedrucktes von und an Börne“ veröffentlichte Brief aus Soden vom 20. Mai 1830, in dem es unter anderem heißt: „Göthe hätte ein Herkules seyn können, sein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger und Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den Übermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleißnerischer Priester zu bestrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte Perücke, feine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, sobald ein Verfolgter um Hülfe schrie, und holte mit seinen adeligen Händen schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz, und starb als Bettler. Milton vergaß über seine Verse die Noth seiner Mitbürger nicht und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, so ist Thomas Moore. Wie war, wie ist Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wol möchte seyn. So war er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhmes unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die ‚hohen und höchsten Re-

Digitized by Google

gierungen' des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!"

„Göthe war glücklich auf dieser Erde und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht vertheidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigener Wächter! Glücklich hast du gelebt, aber du hast gelebt."

Niemand kennzeichnet das zwischen Liebe und Haß schwebende Verhältnis Börnes zu Goethe besser als der Dichter des „grünen Heinrich", der über Goethe fast ebenso wie Börne dachte. Gottfried Keller bekannte offen: „Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den ‚Faust', ‚Tasso', ‚Iphigenie' usw. geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den ‚Faust', ‚Tasso' usw. mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war, oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter oder vielmehr Privatnichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler?"

Ich kann nicht umhin, in diesem Zusammenhange eines altösterreichischen Dichters zu gedenken, den Holzmann nicht erwähnt. Bei aller Verehrung und Bewunderung von Goethes erhabenem, titanenhaftem Genius hielt Justus Frey, dessen „Gesammelte Dichtungen" sein Sohn, der bekannte Germanist Adalbert Jeitteles, im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 1899 herausgegeben, mit dem Tadel nicht zurück. Goethe war ihm Lehrer und Führer, aber er konnte ihn nicht erwärmen, ihm das Herz nicht höher schlagen machen, weil er Verrat an seinem Volkstum begangen hatte. Der Anblick seiner Statue entlockte Frey, der

Digitized by Google

im Jahre 1848 als Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. auf der linken Seite des Hauses saß, im Mai desselben Jahres den zornigen, schmerzerfüllten Ausruf:

In diesen Tagen fühl ich's mehr als jemals: Einst hast du verbrochen:
Du ließest deines Volkes Leid vergebens an die Thüre pochen,
Du wiesest vornehm es zurück;
Die Fessel mochte dir wohl gar als Last nicht, nein, als Zier erscheinen,
Zier, welche wund uns rieb; und wo du bitter hättest sollen weinen,
Genügte dir dein eigen Glück.

Und doch — wer weiß — ein freies Wort, aus deinem Zaubermund erklungen,
Es wäre wie der Strahl des Lichts vielleicht durch Land und Meer gedrungen,
Erleuchtet hätt' es und geweckt,
Die Säumigen geweckt zur That, die Schlafenden geweckt aus Träumen,
Die bösen Geister hätt' es kühn gejagt aus ihren finstern Räumen
Und freche Willkür aufgeschreckt.

Und hätt' auch nicht dein Wort gesiegt — nicht immer siegt ein Wort zur Stunde —
So sprachst du's doch, so kam es doch hervor aus dem Prophetenmunde,
Durch alle Zeiten tönt' es fort;
Verkünden würd' es ein Geschlecht dem andern: „Seht, so dacht' und schrieb er
So kämpft' und litt er für sein Volk, ein Mann des Volkes war und blieb er,
Gepriesen sei sein großes Wort!"

Du wolltest nicht! — Und warum nicht? — Du warst so stark nicht wie der Weise,
Der aus dem himmlischen Gefild in unsre niedern Lebenskreise
Sich opferfreudig hergewandt:
Man zeigte dir das Erdenrund mit allen seinen Herrlichkeiten;
Da ließest du den schlichten Ring von deinem Finger abwärts gleiten,
Der mit dem Volke dich verband.

Dem Corsen, dünkt mich, glichst du mehr — auch du beherrschtest ja die Geister —
Dem Corsen, der ein Tapf'rer war, ein vielerfahr'ner Schlachtenmeister,
Wir sahen Seinesgleichen nie:
Die Freiheit half ihm auf den Thron; doch unter seinem Baldachine
Vergaß er sie, die ihn erhob, und mit verächtlich kalter Miene
Verstieß er sie und schmähte sie. —

Bedrängte Menschheit, wann doch wird ein Geistesheros dir erstehen,
Der einen Arm hat für dein Wohl und ein Gefühl für deine Wehen? —
O, weinen möcht' ich wie ein Kind,
Daß Männer, die du nennen mußt im Reich des Geistes hohe Fürsten,
Nach ihrer eig'nen Größe zwar, jedoch nach deiner Schande dürsten,
Daß deine Größten — groß nicht sind!

Digitized by Google

Zur Frage der Reichswehrsteuer.*)

Von Max Lohan.

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit der Deutsche Reichstag das Bismarcksche Projekt einer Reichswehrsteuer ohne vorhergegangene Kommissionsberatung in zweiter Lesung einmütig abgelehnt hat. Mit den wachsenden Reichsfinanznöten ist indes der Wehrsteuergedanke, der gar nicht so unpopulär gewesen ist, wie es nach der Haltung des Parlaments den Anschein hatte, wieder emporgekommen. Seit Jahren wird dafür lebhaft agitiert, und es heißt jetzt, daß mit der Reichsfinanzreform der Plan einer Reichswehrsteuer wieder eine greifbare Gestalt erlangt.

Heinrich von Treitschke war es vornehmlich, der in seiner temperamentvoll rhetorischen Art die grundsätzliche Opposition gegen die erste Vorlage einer Reichswehrsteuer zu schärfstem Ausdruck gebracht hat. Für eine Erörterung des nunmehr wieder aktuellen Wehrsteuerproblems empfiehlt es sich zunächst, diese Treitschkesche Kritik zu skizzieren, weil sie prägnant den Kern der gegnerischen Auffassung darbietet und somit geeignet ist, die Gründe gegen und für die Wehrsteuer zu entwickeln und abzuwägen.

Rein ideale Momente ethisch-politischer Natur haben vor einem Menschenalter Treitschke und die Mehrzahl seiner Reichstagskollegen bestimmt, den Bismarckschen Wehrsteuergesetzentwurf rundweg zu verwerfen. Die Wehrsteuer, meinte Treitschke, würde den Grundgedanken unserer Wehrverfassung, daß der Dienst im Heere ein Ehrenrecht des freien Bürgers, ebenso eine Ehre als eine Pflicht ist, durchbrechen, und am allerwenigsten dürfe der Staat diesen sittlichen Grundgedanken preisgeben, wenn solcher auch von Tausenden von Wehrpflichtigen nicht anerkannt werde. Dem Einwande, daß für einen derartigen Idealismus in der Realpolitik keine Stätte sei, begegnet Treitschke mit dem Satze, daß in gewissen großen sittlichen Fragen ohne Idealismus überhaupt nichts auszurichten sei. Die große sittliche Idee unserer allgemeinen Wehrpflicht dürfe nicht durch die Vorstellung verdunkelt werden, daß man sich auch nur mittelbar, nur scheinbar

*) Vgl. Nr. 40 dieser Zeitschrift, wo der wichtige Gegenstand schon einmal behandelt ist.

Digitized by Google

ihrer durch Geldzahlung entledigen könne. „Erklärt die Staatsgewalt erst: ‚wer nicht dient, der zahlt', so zieht das Volk über kurz oder lang den Schluß: ‚wer zahlt, der dient nicht'." Treitschke bezeichnete die Wehrsteuer als „ungesund" und „musterhaft ungerecht", weil sie den Unterschied des Lebensglückes zwischen Gesunden und Gebrechlichen und Schwachen übersieht und obendrein noch diejenigen Jünglinge nebst deren Eltern mit „Geldstrafe" belegt, die wegen des Nichtbesitzes des unschätzbaren Gutes vollkommener Gesundheit beim besten Willen ihre Bürgerpflicht nicht erfüllen können. Bismarck hatte am 4. Februar 1881 im preußischen Abgeordnetenhause für die Wehrsteuer das Prinzip der Gerechtigkeit in Anspruch genommen und gesagt: „Zu der Wehrsteuer hat nur das Gefühl Anlaß gegeben, welches sich des die Muskete tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Hause bleiben sieht." Offenbar war es diese Bismarcksche Äußerung, die Treitschke in seiner Reichstagsrede vom 29. März 1881 zu folgender Entgegnung bestimmte: „Ich stelle der Empfindung des Soldaten, der sich darüber ärgert, daß sein Nachbar nicht mitzieht, die Empfindung des wackeren, mit irgend einem körperlichen Gebrechen behafteten jungen Mannes gegenüber, der von ganzem Herzen gern seine Haut für das Vaterland zu Markte tragen würde, aber nun mit vollkommen gerechter Bitterkeit empfindet, daß er dafür, weil er dazu nicht imstande ist, auch noch sozusagen eine Geldstrafe darbringen soll. Ich frage, welche von beiden Empfindungen ist die gesundere, die mehr vom Gesetzgeber zu berücksichtigende?"

Treitschke nannte den Wehrsteuergedanken „durch und durch unpreußisch": denn der preußische Staat habe niemals, solange er bestehe, eine Abkaufung der allgemeinen Bürgerpflichten geduldet. Nach der Ansicht des großen Historikers soll ferner die Wehrsteuer auch „durch und durch undeutsch" sein, weil sie nicht den guten Gedanken deutscher Rechtsgleichheit, sondern vielmehr jener schablonenhaften äußerlichen Egalité entspräche, wie sie in den Tagen des Konvents und des Bonapartismus in Frankreich verherrlicht wurde. Frühere Fraktionsgenossen Treitschkes sprachen sich im Reichstage im ähnlichen Sinne aus. So sagte der Abgeordnete Dr. Boretius: „Die Wehrsteuer ist in der Schweiz das Produkt eines Gleichheitsfanatismus, der von zweifelhaftem Wert, aber allerdings einem demokratischen Staatswesen vollkommen entsprechend ist; la démocratie c'est l'envie, heißt es

Digitized by Google

ja .... Wir halten dafür, daß das schöne Stück Idealismus, welches in unserem Heerwesen steckt, uns nicht verloren gehen soll." Denselben Standpunkt vertrat der Abgeordnete von Benda: Die Wehrsteuer, führte er aus, entspräche nicht der allgemeinen Wehrpflicht; der Militärdienst sei der höchste Ausdruck der Staatspflicht und des Ehrendienstes, und diesen könne man weder mit Geld ablösen noch eine Geldleistung als gleichwertiges Äquivalent dafür hinstellen.

Idealismus gegen Idealismus! Gerechtigkeit gegen Gerechtigkeit! Gefühl gegen Gefühl! Aus idealen Gesichtspunkten und mit Berufung auf den Grundsatz der Gerechtigkeit läßt sich der Wehrsteuergedanke ebensogut rechtfertigen wie bekämpfen, und schließlich würde es Sache des subjektiven Ermessens bleiben, sich gegen oder für die Bejahung des Wehrsteuergedankens zu entscheiden, falls nicht noch andere realpolitische Gründe für die Bejahung den Ausschlag geben. Gewiß gebietet der ethische Idealismus, das staatserhaltende Fundament der allgemeinen Wehrpflicht vor der leisesten Erschütterung zu behüten; und eine solche Gefahr würde zweifellos gegeben sein, wenn wirklich, wie Treitschke und andere mit ihm befürchteten, durch die Einführung der Wehrsteuer die materialistische Auffassung im Volke Wurzel schlüge, die Wehrpflicht sei mit Geld zu messen und zu bewerten. Bereits in der Begründung des Wehrsteuerentwurfes vom Jahre 1881 ist der Berechtigung dieser Auffassung sehr entschieden widersprochen; es heißt dort: „Ein der Ehrenpflicht des persönlichen Militärdienstes und den darin begriffenen Opfern gegenüberzustellendes Geld-Äquivalent gibt es nicht und kann daher ein solches auch niemals an deren Stelle treten. Die Grundidee unseres ganzen Wehrsystems, die glänzende Bewährung derselben, die eine mehr als sechzigjährige Geschichte bezeugt, die unbedingte Würdigung und Anerkennung derselben, die in der ganzen Nation lebt, schützt ebensosehr vor dem Gedanken daran wie vor dem Mißverständnis, daß es versucht werden könnte, durch Normierung irgend einer noch so hohen Geldzahlung dem Vaterlande seitens des einen dasjenige leisten zu lassen, was der andere mit seiner Person und mit dem Einsatz von Gesundheit, Blut und Leben zu leisten hat."

Nach Treitschke soll es der Idealismus jener wackeren Jünglinge, die von Herzen gern dem Vaterlande mit den Waffen dienen möchten, wie eine Geldstrafe, ja als Ehrenkränkung empfinden, wenn sie eine Wehrsteuer entrichten sollen; mit diesem

Digitized by Google

Idealismus als dem „gesunden“ soll die Gesetzgebung rechnen. Aber verdient denn nicht mindestens mit demselben Rechte derjenige Idealismus das Prädikat „gesund“, der zwar die Untauglichkeit zu persönlichem Militärdienst bitter empfinden läßt, gerade deshalb jedoch das Bedürfnis erregt, dem Staate auf andere, wenn auch keineswegs gleichwertige Weise — was ja unmöglich ist — einen Dienst zu leisten, der am besten in Form gesetzlich geregelter Beiträge zu den Mitteln des Heeresbedarfes erfolgt? Ist es eine Ehrenpflicht und ein Recht, mit der Waffe dem Vaterlande zu dienen, so können die Nichtdienenden es auch für eine Ehrenpflicht und ein Recht erachten, die Wehrsteuer zu entrichten. Dies ist keine willkürliche, bloß theoretische Konstruktion, sondern nichts anderes als die Betätigung jenes Idealismus, der im Kriegsfalle, in den Tagen der höchsten Not und Gefahr, denen, die die Waffen nicht führen können, gebietet, Opfer wenigstens an Geld und Gut zu bringen, jenes Idealismus, den Treitschke im ersten Bande seiner deutschen Geschichte in der Schilderung des Opfermutes des preußischen Volkes beim Beginn des Befreiungskrieges 1813 also bezeugt: „Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, „empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: ‚Gold für Eisen‘, manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.“

Die Treitschkesche Kritik des Wehrsteuergedankens hat eine doktrinäre Färbung und weist rhetorische Übertreibungen auf. So fehlt es ihr an jedem positiven Nachweis, daß die nationale Wehrstärke durch die Wehrsteuer eine faktische Einbuße erfährt. Wäre dies auch nur denkbar, so würden viele militärische Fachmänner nicht mit Eifer für die Wehrsteuer eintreten, die das System der allgemeinen Wehrpflicht zu Voraussetzung hat. Treitschke stellt den zum Militärdienst Tauglichen als den Gesunden die Gebrechlichen und Schwachen gegenüber, die sich des Lebensglückes der Gesundheit nicht erfreuen, übersieht aber, daß diese in der Gesamtzahl der nicht zum Militärdienst Herangezogenen doch nur eine ganz geringe Minderheit bilden und, soweit Gebrechlichkeit Erwerbsunfähigkeit zur Folge hat, bei der Erörterung der Wehrsteuer außer Betracht bleiben, weil selbstverständlich Erwerbsunfähige von der Steuer befreit sind. Von

Digitized by Google

den weitaus meisten der Wehrsteuerpflichtigen läßt sich kaum behaupten, daß sie des Lebensglückes der Gesundheit entbehren; denn wie viele werden vom Militärdienst wegen körperlicher Mängel ausgeschlossen, die eigentlich nur vom militärischen Standpunkte als solche angesehen zu werden pflegen, sonst jedoch weder das körperliche Wohlbefinden noch die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit beeinträchtigen!

„Durch und durch unpreußisch" sollte nach Treitschkes Meinung die Wehrsteuer sein, weil der Gedanke, daß jemand zur Ablösung einer allgemeinen Bürgerpflicht zu zahlen habe, in Preußen ganz und gar neu sei. So völlig im Widerspruch zu den preußischen Traditionen steht indes der Wehrsteuergedanke nicht: Im Jahre 1830 wurde in Preußen den Mennoniten als Ausgleich für die Nichtleistung des Militärdienstes eine Einkommensteuer von drei Prozent auferlegt, obwohl diese Steuer damals in Preußen noch lange nicht eingeführt war. Der Treitschkeschen Behauptung des durch und durch undeutschen Charakters des Wehrsteuergedankens, der der schablonenhaften Gleichmacherei entspräche, ist die Tatsache entgegenzuhalten, daß die Wehrsteuer ja gerade die natürliche Ungleichheit der Wehrpflichtigen berücksichtigt, indem sie diejenigen, die nicht den persönlichen Waffendienst verrichten können, nach dem Maße ihrer Kräfte zu einer sachlichen Leistung verpflichten will, daß sie also nicht gleichmacht, vielmehr differenziert. Der allgemeinen germanischen Rechtsanschauung in der Vorzeit widersprach der Wehrsteuergedanke durchaus nicht: Felix Dahn führt in seinem Werke „Germanische und romanische Völker" eine Heerbannbuße von 60 Solidi an „für das einfache Zuhausebleiben, nachdem der Heerbann ergangen." Diese hohe Geldbuße wurde ursprünglich an den obersten Kriegsherrn, den König, entrichtet, im 10. Jahrhundert infolge der Feudalisierung der Gesellschaft an den jedesmaligen Lehnsherrn. Der Hinweis auf die Verwirklichung des Wehrsteuergedankens in Österreich-Ungarn und der Schweiz könnte als nicht beweiskräftig genug erachtet werden, weil diese Staaten nicht rein deutsch sind; aber in Bayern und in Württemberg hat vom Jahre 1868 bis zur Einführung der Reichsmilitärgesetze eine Wehrsteuergesetzgebung bestanden, und zwar sind dort, wie der Bericht eines Bundesratsausschusses vom 4. Oktober 1877 konstatiert hat, die Abgaben willig getragen und allgemein als eine durchaus billige und gerechte Belastung angesehen worden.

Die prinzipielle Begründung der Wehrsteuer bereitet den

Digitized by Google

Theoretikern große Schwierigkeiten, die indes der praktischen Durchführung kein Hindernis bieten können und geboten haben. Die grundsätzliche Rechtfertigung des Wehrsteuergedankens ergibt sich wohl am einfachsten, wenn die Wehrpflicht als eine Pflicht nicht bloß zu persönlicher, sondern auch zu sachlicher Leistung aufgefaßt wird. Aus dem Wesen des Staats, der zu seiner Selbsterhaltung und für seine höchsten Zwecke und Aufgaben Wehrfähigkeit und Macht besitzen muß, folgt die allgemeine Wehrpflicht, und zwar die doppelte, die Pflicht zu persönlichem Militärdienst und zu sachlichen Leistungen für die Heereskosten. In der Theorie ist die persönliche Wehrpflicht als eine allgemeine gedacht, in der Praxis aber erweist sich die Allgemeinheit als undurchführbar. Alle Wehrpflichtigen können naturgemäß nicht die Pflicht der Staatserhaltung durch persönlichen Waffendienst erfüllen, dieser Pflicht kann jedoch noch sachlich, durch Steuern, genügt werden. Das ist um so mehr begründet, als diejenigen Staatsbürger, die der persönlichen Wehrpflicht entsprechen, dem Staate Opfer zwiefacher Art bringen, nicht nur leibliche, sondern auch wirtschaftliche, wie sie mit der Ausübung des Waffendienstes verbunden sind. Die Opfer, die der im Heere Dienende mit seiner persönlichen Arbeitsleistung und, wenn es sein muß, mit Gesundheit und Leben zu bringen hat, sind unwägbar und unersetzbar. Daher kann und soll die Wehrsteuer niemals den Zweck haben, für diese inkommensurablen Opfer Ersatz zu schaffen, aber sie kann doch zum mindesten die Aufgabe — darauf hat sie sich seither allerdings, wo sie besteht, durchweg beschränkt — erfüllen, für die zweite Art Opfer wirtschaftlicher Natur, die der Militärdienst erheischt, eine Ausgleichung herbeizuführen zwischen den Wehrpflichtigen, die im Heere dienen, und denen, die nicht dienen, also auch diese Opfer außer den persönlichen nicht zu bringen haben. Hierauf, auf der Absicht solcher Ausgleichung, fußt die Begründung der tatsächlich vorhandenen Wehrsteuergesetze und auch des ersten Versuchs zu einer deutschen Reichswehrsteuer. Unter dem Gesichtspunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit ist die deutsche Wehrsteuervorlage vom 17. März 1881 motiviert worden. In der allgemeinen Begründung des Entwurfs hieß es: „Für die Einführung spricht offenbar die Erwägung, daß der Wehrpflichtige durch seine Heranziehung zum Militärdienst, abgesehen von allem anderen, was damit gegeben ist, regelmäßig einen wirtschaftlichen Nachteil gegenüber dem nicht herangezogenen Wehrpflichtigen erleidet, daß jener in seiner Erwerbstätigkeit nicht unerheblich behindert und

Digitized by Google

zurückgehalten wird, während dieser die für den Erwerb meist wichtigen Jahre der Dienstpflichtzeit für sich voll ausnutzen und so einen erheblichen Vorsprung erreichen kann. Hier zeigt sich also ein zwar weder das Ganze noch die Hauptsache des Militärdienstes umfassendes, jedoch immerhin nicht unwichtiges Gebiet, auf dem die Ungleichheit der Verteilung der militärischen Lasten zwischen den zum Dienst herangezogenen und den nicht herangezogenen Wehrpflichtigen ebenfalls besteht und auf dem sie durch eine angemessene Geldleistung ausgeglichen werden kann. Mit der Erkenntnis dieser Möglichkeit erscheint auch der Vorschlag gerechtfertigt, die zum Militärdienst nicht herangezogenen Wehrpflichtigen mit Rücksicht auf den wirtschaftlichen Vorteil ihrer Befreiung und die darin liegende größere Leistungsfähigkeit zu einer besonderen Steuer heranzuziehen." Dieselbe Tendenz liegt der österreichisch-ungarischen „Militärtaxe", dem Schweizer „Militärpflichtersatz" und der französischen taxe militaire zugrunde.

Die Gegner der Wehrsteuer suchen den Hinweis auf die wirtschaftlichen Nachteile, die den im Heere Dienenden im Vergleich mit den Nichtdienenden erwachsen, durch die zweifellos wertvollen pädagogischen Vorteile zu entkräften, die der Heeresdienst in körperlicher, sittlicher und intellektueller Hinsicht, durch die Ausbildung und Stählung des Körpers, durch die Erziehung zu Pflichtbewußtsein, Ordnung und Gehorsam, gewährt, Vorteile, die als empfehlende Mitgift für manche Lebensstellungen nicht selten im bürgerlichen Konkurrenzkampfe das Fortkommen erleichtern. Aber auch wenn man diese Vorteile, wie sie es verdienen, keineswegs unterschätzt, so bleibt doch ein großes wirtschaftliches Plus auf der Seite der Nichtdienenden. Überzeugend läßt sich dies aus dem Beispiel der Einjährig-Freiwilligen dartun. Von den Wehrpflichtigen, die die Berechtigung, als Einjährig-Freiwillige zu dienen, besitzen, wird gefordert, daß sie sich selbst ausrüsten und verpflegen. Die Kosten dieser Ausrüstung und Verpflegung, für die sich in der Regel von vornherein die Eltern verpflichten müssen, werden erspart, wenn der Fall der Dienstuntauglichkeit vorliegt. Nimmt man an, sie betragen durchschnittlich 2000 Mk., so ergibt sich, daß diese Summe, die bei Diensttauglichkeit mittelbar dem Staate entrichtet werden muß, im Falle der Dienstuntauglichkeit geschenkt wird. Daß hier die ausgleichende Gerechtigkeit in Form der Steuer einzutreten hat, ist ein Verlangen, das die grundsätzlichen Gegner der Wehrsteuer kaum zu entkräften vermögen.

Digitized by Google

Ein finanzpolitisches Bedenken gegen die Reichswehrsteuer ist schon bei dem ersten mißglückten Versuche ihrer Einführung zutage getreten, und zwar zuerst im Bundesrate. Mit der Reichswehrsteuer wäre zum ersten Male der traditionelle Grundsatz, die direkten Steuern den Einzelstaaten zu überlassen, durchbrochen worden. Der Bundesrat hat der Bismarckschen Wehrsteuervorlage erst unter der Bedingung zugestimmt, daß die gesamte Kontrolle zur Ermittelung und Heranziehung der Steuerpflichtigen und zur Aufbringung der Wehrsteuer nicht den Reichs-, sondern den Landesbehörden übertragen wird. Verfassungsrechtlich steht der Einführung einer direkten Reichssteuer jedenfalls nichts im Wege, und zweifellos hat sich im Laufe der letzten 25 Jahre die Opposition gegen einen Eingriff des Reiches auf das Gebiet der direkten Steuern erheblich abgeschwächt. Überwiegen in den Überzeugungen der verbündeten Regierungen und der Mitglieder des Reichstages die Gründe für die Wehrsteuer diejenigen gegen sie — und vermutlich ist dies heute der Fall, — so können die mannigfachen Schwierigkeiten und problematischen Einzelheiten in der konkreten Gestaltung der Reichswehrsteuer nur noch untergeordnete Bedeutung beanspruchen. Nicht zuletzt wird der fiskalische Gesichtspunkt ins Gewicht fallen. In den Motiven der Vorlage von 1881 war der Ertrag der Steuer für die erste Veranlagungsperiode auf 16 Millionen Mark veranschlagt; für die spätere Zeit wurde entsprechend der Zunahme der Steuerpflichtigen auf einen Ertrag von über 19½ Millionen Mark gerechnet. Heute würde sich mit einer Reichswehrsteuer, selbst wenn man nur ein wenig über die Steuersätze des ersten Projektes hinausgeht, ein wesentlich größerer finanzieller Effekt erzielen lassen.

Digitized by Google

Mäßigkeit oder Totalenthaltsamkeit.

Von Asmussen.

Im Kampfe gegen den Mißbrauch des Alkohols tritt eine Richtung für totale Enthaltsamkeit ein, während die andere gegen einen mäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke nichts einzuwenden hat und nur die Unmäßigkeit bekämpfenswert findet. Während nun die Mäßigkeitsfreunde unter allen Umständen in den Totalenthaltsamen Bundesgenossen sehen und gern einräumen, daß unter Umständen nur die Totalenthaltsamkeit einen Trinker zu retten vermag, stehen die Totalenthaltsamen den Mäßigkeitsfreunden nicht mit denselben freundschaftlichen Gefühlen gegenüber. Sie sehen im mäßigen Genuß von Spirituosen eine schwere Gefahr, indem sie einerseits betonen, daß, auch in geringen Mengen genossen, der Alkohol ein schlimmes Nervengift ist, und indem sie anderseits auf die Tatsache hinweisen, daß gar oft aus einem anfangs mäßigen ein unmäßiger Trinker wird. Sie sehen zudem in der Mäßigkeit einen des richtigen Alkoholgegners unwürdigen Kompromiß mit den Alkoholfreunden und bekämpfen darum den mäßigen und den unmäßigen Genuß der Spirituosen in gleichem Maße.

Es ist nun von vornherein zuzugeben, daß für manchen Menschen die Totalenthaltsamkeit leichter durchzuführen ist, als die Mäßigkeit. Im Kreise seiner Zechkumpane und nach dem Genuß der ersten Gläser vergißt mancher die Mäßigkeit nur zu leicht und schlägt alle guten Vorsätze in den Wind, während der Totalenthaltsame gar nicht erst zum Genuß der so verführerischen ersten Gläser kommt. Es ist zuzugeben, daß auch die Säufer einmal mäßige Trinker gewesen sind und daß sie voraussichtlich niemals Säufer geworden wären, wenn sie gleich anfangs zur Fahne der Totalenthaltsamkeit geschworen hätten. Anderseits muß aber doch auch zugegeben werden, daß mancher Mann für die Mäßigkeitssache zu gewinnen ist, der für die Totalenthaltsamkeit nicht zu haben wäre, und daß doch durchaus nicht jeder Mäßige mit Notwendigkeit ein Trinker werden muß, daß vielmehr doch die große Mehrzahl aller Menschen als mäßig gelten kann.

Es ist durchaus nicht leicht, die Grenzen zwischen Mäßigkeit und Unmäßigkeit genau zu ziehen und den Begriff mäßig schulgemäß zu definieren. Der Alkohol wirkt auf verschiedene Menschen

Digitized by Google

verschieden, und selbst ein und derselbe Mensch verträgt nicht immer gleichviel. Auch wird einer da noch von Mäßigkeit reden, wo der andere alle Zeichen von Unmäßigkeit glaubt erkennen zu müssen. Manche rechnen sich noch durchaus zu den Mäßigen, wenn sie auch mitunter ein kleines Räuschchen heimtragen, ja auch dann noch, wenn das Räuschchen sich gelegentlich zu einem ganz respektablen Spitz auswächst. Selbst eigentliche Trinker wollen sich manchmal im Hinblick auf solche, die es noch ärger treiben als sie, den mäßigen Trinkern zugerechnet wissen. Was Totalenthaltsamkeit ist, läßt sich mit einem Worte sagen, was Mäßigkeit ist, überhaupt nicht in einer alle befriedigenden Weise. Im allgemeinen wird man aber doch daran festhalten können, daß auch leichtere Grade von Trunkenheit, wenn sie häufiger auftreten, mit der Mäßigkeit unvereinbar sind. Daß Mäßigkeitsvereine fester gezogene Grenzen haben und haben müssen, leuchtet ein, aber von solchen Vereinen reden wir hier nicht.

Die Totalenthaltsamkeit legt ihren Anhängern Opfer auf, deren Schwere nicht immer ganz gewürdigt wird. Mancher hat sich an sein Glas Wein oder Bier gewöhnt; Exzesse im Trinken kommen bei ihm nie vor, aber er mag sich den Genuß nicht versagen. Ein anderer kann auf den täglichen Genuß sehr wohl verzichten, mag sich aber doch für besondere festliche Angelegenheiten und fröhliche Anlässe einen guten Trunk nicht versagen. Ein dritter empfindet den Zwang, der in der Totalenthaltsamkeit liegt, als eine drückende Fessel, die er sich auch dann nicht auferlegen mag, wenn er den Genuß der Spirituosen eigentlich ganz gut entbehren kann. Ein vierter würde für seine Person geneigt sein, zur Totalenthaltsamkeit überzugehen, aber es geniert ihn, daß dann auch in seinem Hause keine Alkoholika geschenkt werden dürfen, wie solches doch im Wesen der Totalenthaltsamkeit liegt und von einigen Vereinen der Totalenthaltsamen ausdrücklich gefordert wird. Ein fünfter fürchtet, sein geselliger Verkehr könne leiden, wenn er totalenthaltsam würde, da in seinem Verkehrskreise andere Totalenthaltsame nicht vorhanden sind, und vor allen Dingen möchte er nicht der erste sein, der mit einer so tief einschneidenden Sache den Anfang macht. Ein sechster fürchtet, man könnte ihn für einen heimlichen Säufer halten, der, um sich zu retten, zur Totalenthaltsamkeit geschworen hat, hat er doch manchmal über jemand, der totalenthaltsam geworden ist, die Frage laut werden hören: Hatte der das denn nötig? Vom Standpunkte der Totalenthaltsamen mögen solche und ähnliche Einwen-

Digitized by Google

dungen ja unberechtigt, selbst lächerlich erscheinen. Man wird bei ruhigem Nachdenken über die Sache aber doch finden, daß sie wenigstens so lange nicht einfach von der Hand zu weisen sind, als die Meinungen über die absolute Notwendigkeit der Totalenthaltsamkeit noch geteilt sind.

Einstweilen wird doch den Totalenthaltsamen der gute Rat gegeben werden müssen, den Bogen nicht zu straff zu spannen. Wenn jemand noch in zwölfter Stunde durch die Totalenthaltsamkeit aus den Klauen des Alkoholteufels gerettet worden ist, und nun mit dem „Haß des Renegaten" gegen den Alkoholmißbrauch nicht nur, sondern gegen allen und jeden Alkoholgenuß ankämpft, so ist das erklärlich. Wenn er aber mit pharisäischem Hochmut auf die herabblicken zu können glaubt, die einem mäßigen Alkoholgenuß nicht entsagen mögen, die das auch gar nicht nötig haben, so geht das doch etwas weit. Der Guttemplerorden, der hier und da mit großem Erfolg der Sache der Totalenthaltsamkeit gedient und manchen gerettet hat, der unrettbar verloren schien, hat sich durch dieses Gebaren doch an einigen Orten viele Feinde erworben, nicht unter den Unmäßigen, sondern unter den Mäßigen.

Die Totalenthaltsamen sollten die ihnen von den Mäßigkeitsfreunden angebotene Bruderhand nicht zurückstoßen, noch weniger das Tischtuch zwischen sich und ihnen entzweischneiden. Im Grunde stehen sie doch beide im Dienste derselben Sache, und der Vorwurf der Halbheit, den die Totalenthaltsamen den Mäßigkeitsfreunden machen, ist doch nur scheinbar berechtigt. Vielleicht versteht doch der Mäßigkeitsfreund, realen Verhältnissen besser Rechnung zu tragen als der Totalenthaltsame. Vielleicht geht der Weg zur Totalenthaltsamkeit gerade durch die Mäßigkeit. Man hat den Deutschen von jeher nachgesagt, daß sie ein trinkfestes und trinkfrohes Volk gewesen sind. Ob andere Völker in dem Stück viel besser gewesen sind, lassen wir dahingestellt. Über Unmäßigkeit im Trinken hat man auch bei andern Völkern geklagt. Aber nicht nur geklagt, sondern man hat sich auch in völlig naiver Weise seiner Leistungsfähigkeit im Trinken gerühmt und in dem hochgradigsten Maß der Betrunkenheit weiter nichts Unehrenhaftes gefunden, sondern wenn man sich solcher Räusche auch gerade nicht rühmte, so hat man sie doch in vollendeter Harmlosigkeit erzählt, und der Nachwelt sind sie durch die Werke der Literatur zur Kenntnis gekommen. Heute huldigen wir ja in dem Punkte strengeren Anschauungen, sind aber doch lange nicht soweit, die Totalenthaltsamkeit als das Ideal des Erreichbaren

Digitized by Google

hinzustellen. Bis in die höchsten Kreise hinauf entschuldigt man nicht nur einen gelegentlichen tüchtigen Rausch, sondern man glaubt ihn bei besonderen Anlässen gar nicht umgehen zu können, und selbst die gestrenge Hausehre drückt allergnädigst ein Auge zu, wenn der Herr des Hauses von einer patriotischen Feier oder nach dem Wiedersehen mit einem besonders lieben alten Freunde oder bei sonst einer besonderen Gelegenheit einmal etwas tief ins Glas schaut. Daß „so etwas auch dem Besten einmal passieren kann," ist eine landläufige Entschuldigung. So lange nun aber die Dinge so liegen, ist für die Totalenthaltsamen auf einen baldigen Sieg nicht zu rechnen. Sie sollten es darum mit Dank begrüßen, wenn durch die Arbeit und vor allen Dingen durch das Beispiel der Mäßigkeitsfreunde das Gewissen des Volkes nach dieser Richtung hin etwas geschärft wird. Mit der Zeit mögen dann ja aus dem Kreise der Mäßigen auch Totalenthaltsame hervorwachsen. Wie auf andern Gebieten, muß man auch auf diesem mit dem Erreichbaren zufrieden sein.

Allerdings, und darin stimmen die Mäßigkeitsfreunde mit den Totalenthaltsamen überein, hilft dem eigentlichen Gewohnheitstrinker die Mäßigkeit nichts, weil er nicht mäßig bleiben kann, sondern fast mit Sicherheit in sein altes Laster zurückfällt, wenn er nur ein geringes Quantum Alkohol genossen hat. Häufig hat ein solcher noch etwas Scheu vor dem Gerede der Menschen, er sucht sein Laster wenigstens so weit zu verbergen, daß er denen gegenüber, die nicht mit ihm am Zechtisch gesessen haben — diesen letzteren gegenüber geniert er sich weniger, seien sie Freunde oder Bekannte, denn am Zechtisch steht er im Banne des Alkohols — den Rausch nach Kräften ableugnet, oder daß er ihn auf allerlei unberechenbare Veranlassungen abwälzt, meistens darauf, daß heute einmal ausnahmsweise eine kleine Menge Alkohol eine große Wirkung auf ihn ausgeübt habe. Er will also als Mäßiger betrachtet werden. Soll Gewohnheitstrinkern geholfen werden, so kann es nur durch Totalenthaltsamkeit geschehen. Ist freilig die Willenskraft unter dem Einfluß des Alkohols zu sehr gelähmt, sind die Organe des Körpers schon zu sehr entartet, so wird meistens auch das Gelübde der Totalenthaltsamkeit nicht mehr gehalten. Aber auch so ist es für den Trinker schwer, enthaltsam zu bleiben, weniger weil die Versuchung zu oft von außen an ihn herantritt, als weil seine eigene Trinklust wieder rege wird. Hier wird es nicht zu umgehen sein, in einen Verein oder Orden der Totalenthaltsamen zu treten. Uns liegt es fern, für irgend

Digitized by Google

einen dieſer Vereine Propaganda machen zu wollen. Das würde einer Herabſetzung der andern gleichkommen, und ſie arbeiten alle in Segen. Das aber muß geſagt werden, daß durch ſolche Vereine Leute gerettet worden ſind, für welche es menſchlicher Berechnung nach keine Rettung mehr gab, nicht weil, wie es noch oft im Volksmunde heißt, die Vereine doch irgend ein geheimgehaltenes Mittel gegen die Trunkſucht kennen, ſondern weil das Gelübde der Totalenthaltſamkeit doch noch ſoviel Willenskraft weckt, es nun auch halten zu wollen, und weil anderſeits man ſich vor denjenigen Vereinsbrüdern ſchämt, die auch einmal ſtarke Trinker waren und die nun doch ihr Gelübde halten. Das Geheimmittel der Totalenthaltſamkeitsvereine iſt das Ehrgefühl; der eine hebt und ſtärkt das ſeine an dem des andern.

Die Frage iſt mithin gar nicht ſo zu ſtellen, ob Totalenthaltſamkeit oder Mäßigkeit die Parole ſein ſoll. Beides iſt gut, jedes an ſeinem Orte. Beide Richtungen bekämpfen einen gemeinſamen Feind, und darum ſollten ſie ſich untereinander nicht bekämpfen.

Emil Strauß, ein deutſcher Erzähler.

Von Moeller-Bruck.

[Teil II.]

Straußens zweites Buch war eine Geſchichte; eine richtige Geſchichte mit einer Handlung, in die man unmittelbar eingeführt wird und infolgedeſſen auch mit einem Konflikt, von dem man mehr hört als den Bericht, nach dem er ausgegangen, ſondern von deſſen Anwachſen man von Anbeginn Zeuge iſt. Und zwar war die Geſchichte eine Schwabengeſchichte, wie Strauß ſie im Untertitel bedeutſam genannt hat. Sonſt heißt ſie „Der Engelwirt“ und handelt, wenn man es recht erwägt, ebenfalls vom Handeln — weniger vom Nichthandeln diesmal, als vielmehr vom Richtighandeln und Falſchhandeln.

Digitized by Google

„Ein unversucht Kind, ist vor den Leuten wie ein Rind." Dieser Spruch, ein Bauernspruch jedenfalls, steht als Motto vorgeschrieben. Und wahrlich, der schlimme Schwabenstreich, den der Engelwirt auf sein Gewissen ladet und mehr noch auf seinen Hirnkasten, ist geeigneter, die Gattung Mensch zum vernunftlosen Wesen hinunter-, als zum Musterherrn der Schöpfung hinaufzurücken. Doch das sind alle Schwabenstreiche. Deshalb sind sie auch so — menschlich. Und deshalb ist der, den Strauß erzählt, auch so echt.

Also das „unversuchte Kind" im Anfang der Geschichte ist der Engelwirt. Der hat eine Frau. Aber es zeigt sich, daß sie kein Söhnlein zum Stammhalter bekommen kann. Dafür bekommt dann die Magd ein Töchterlein — vom Engelwirt. Und wenn der Engelwirt sich in dieser Mißlichkeit ebenso lebensklug benähme wie die Engelwirtin, so brauchte die Geschichte erst gar nicht anzufangen. So aber fängt sie sehr richtig damit an, daß gezeigt wird, was der Engelwirt noch für ein „Rind" ist. Er ist sonst ein guter Kerl. Und wie alle guten Kerle, glaubt er jetzt, da er zum ersten Male etwas getan, was nicht so ganz „gut" war, daß alle anderen Leute „böse" seien: seine Frau, seine Stammgäste, kurz alle, mit denen er in Berührung kommt und die um jene Mißlichkeit wissen. Er fühlt sich belacht, verfolgt. Und — nicht wegen der Magd und des Kindes, aber wegen seines im Grunde so unberechtigten, gerade so scheuen wie gereizten Benehmens wird er es schließlich auch. Sehr glaublich ist geschildert, wie sich die Verhältnisse in seinen Augen so zuspitzen, daß er am Ende keinen anderen Ausweg sieht, als in aller Heimlichkeit eines Morgens sechstausend Mark, Magd und Kind aufzupacken und aus seinem so fest und schön gegründeten Hausstande nach Amerika zu fliehen, nach Brasilien. Wie es ihm drüben im einzelnen ergeht, wie er in allem, was er tut und läßt, gründlichst über die Ohren gehauen, wie ihm sein Geld nach und nach abgeschwindelt wird, wie er sich mit dem Rest aber doch noch eine Existenz zu schaffen sucht, ihm darüber aber die Magd am gelben Fieber stirbt und er nun allein mit seinem Unglückskinde dasitzt, immer mürber wird, und schließlich, von Reue, Verzweiflung und Heimweh geschüttelt, zurückfährt; das sei nur so nebenher angedeutet. Es füllt den größeren Teil des Buches, das dann, wieder in der Heimat, damit schließt, daß der Engelwirt eines Sommerabends, nachdem er knapp sechs Wochen fort gewesen, als zerknirschter Sünder vor seiner Frau steht . . die jedoch, die lebens-

Digitized by Google

kluge, die im Innersten gewußt hat, daß ihr Tor wiederkommen würde, empfängt ihn nicht mit Vorwürfen, sondern geht mit zitternder Milde über das Wiedersehen hinweg: „Grüß Gott!“ sagt sie einfach und nimmt das Kleine der Magd an ihr gutes Herz. So wird alles sein, wie vordem. Nur daß die Beiden jetzt ihr Kind haben und er seinen Streich — hinter sich. Denn er wird nun ein anderer werden, einer, den das Leben genügend „versucht“ hat. Aber daran mußte, wie so oft, eine Unschuldige zugrunde gehen.

Strauß' zweites Buch ist vollkommen. Sein erstes hatte noch hie und da den herben Reiz der Früchte, die zu früh abgefallen, weil ein Sturmwind über Nacht jäh angebraust kam. Sein zweites nahm er gerade im rechten Augenblick ab: so ist es voll Saft und Reife. Das kann man von den wenigsten Büchern sagen, denn ein einziger Augenblick entscheidet im Schaffen, ob es zureichend wird oder nicht; daher haben die meisten Bücher irgendwo und irgendwie ein Zuwenig oder Zuviel und klaffen auseinander. Hier, bei Strauß, aber sind Gehalt und Form einmal wieder zu ganz demselben geworden, gewissermaßen, zu jener restlosen Einheit, die die vollendete Kunst mit dem Leben gemeinsam hat; denn dieses ist ja schließlich auch niemals unvollendet, läßt nur vorübergehende Reste im menschlich-einzelnen, die freilich, solange sie noch nicht „vorübergegangen“ sind und sich wieder eingefügt haben ins menschlich-allgemeine, für den Betroffenen schwer und nur mit Schmerzen zu tragen sind. Aber Kunst kann auch hier den Zusammenhang zeigen, den Einklang des Schreies in den Weltton, die Versöhnung, die Untergehendes mit neuem Geborenen in der Natur von Ewigkeit zu Ewigkeit feiert. Und diesen Hintergrund der Natur hat Strauß seinem Buche auch gegeben. Man sieht irrende Menschen tastend Wege gehen, ziehend oder gezogen, sieht sie auf einen Schauplatz treten und wieder tasten, ins Blinde tappen, sieht sie gegen sich selbst reden und handeln oder gegeneinander oder auch aneinander vorüber, leibhaftige Menschen dabei, nicht schwankende Schemen, sieht sie, wie sie sich mit Wort und Tat in Verwickelungen bringen, das Sinnvolle erstrebend und doch selber sinnlos zumeist, sieht sie neue Wege suchen, die sie von dem Schauplatz wegführen können, zu einem anderen besseren hin, wo sie wieder Boden unter sich und Halt zur Seite haben und manche finden ihn auch, sehen ein Lichtlein blinken und finden ihn, finden die Ruhe eines neuen, klaren Lebens schon im Diesseits . . andere finden sie erst auf

Digitized by Google

der Totenbahre, die man hinausträgt, die Zurückbleibenden wissen nicht, wohin. Doch das ist das Schicksal. Es offenbart sich in der Heldentat. Es offenbart sich im Schwabenstreich. Und es offenbart sich in der bloßen Zufallswendung. Für die letztere können wir nicht. Aber des Schicksals würdig und ihm gewachsen werden wir erst, wenn wir eines von den beiden anderen — hinter uns haben: die Heldentat oder den Schwabenstreich. Dann sind wir Sieger. Sonst sind wir Opfer. Dies ist die vitale Moral von Straußens zweitem Buch.

Der Held von Straußens drittem Buch ist kein „Held", wenigstens nicht im heroischen Sinne. Er hat schon etwas Heldenhaftes, aber im Dulden, im Leiden, in der Art, wie er zuläßt, daß er „Opfer" wird, statt „Sieger". Und wie gern wäre er Sieger geworden! Aber er rafft sich nicht auf, rafft sich noch nicht einmal zu einem Schwabenstreiche auf, geht noch nicht einmal nach Amerika; und das macht doch sonst einem deutschen Jungen fast gar nichts, so ein bißchen auszureißen, wenn es ihm daheim und auf der Schule nicht mehr „paßt". Aber im Ernst: Man könnte sagen, daß dieser hier zugrunde daran geht, daß es für ihn kein Amerika gibt — wobei das „Amerika" natürlich nicht wörtlich genommen werden braucht. Denn dieser Held des Buches, der keiner ist und doch wieder einer, scheint nichtsdestoweniger ein Menschenkind, für das in der alten Welt noch Platz wäre, sollte man meinen, das sich in der alten Welt noch ganz gut seine neue errichten könnte, wenn — ja „wenn" eben — —. Aber bei diesem „wenn" gerät man psychologisch mit hinein in das fatale Dilemma, in dem das Menschenkind psychisch steckt, steht selbst vor der Unmöglichkeit, eine menschliche Verbindung zu schlagen zwischen gewissen, als unabänderlich gegebenen Voraussetzungen und einem Ausgang, den man als Außenstehender höchstens wünschen und als Lösung für die eigene Beurteilung des Falles zu finden vermöchte; doch für den Fall an sich, so wie er nun einmal vorliegt, wäre diese Lösung nicht mehr maßgebend, denn sie könnte naturgemäß nur heißen: „wenn" — ja „wenn" eben jenes Menschenkind ein anderes wäre, als es leider ist, sagen wir ruhig, wenn es ein Held wäre, ein wirklicher, nicht im Dulden, sondern im Handeln, dann wäre es ihm möglich, einen Schluß zu machen mit den Verirrungen, in die er geraten, sich im Leben zurecht zu finden und durchzusetzen. So aber muß sein Schicksal sich erfüllen, wie es ihm vom grauen Verhängnis unheilvoll schon in die Wiege gelegt ist. Denn gegen sein Verhängnis an kann

Digitized by Google

nur einer, dem solche Macht von Anbeginn gegeben, ward, als gute Gabe des gesichtlos verteilenden Schicksals. Dem Helden von Straußens dritten Buch ward sie nicht gegeben, und das Ende, das er nimmt, ist so natürlich daher, so unausbleiblich und selbstverständlich, wie vordem seine Geburt.

Es ist ein Schülerbub. Und das Buch ist eine Schülergeschichte . . eine sehr traurige Geschichte, eine viel traurigere als die von des Engelwirts Magd, die fern von der Heimat ihr Grab finden mußte. Der Schülerbub — Heinrich Lindner heißt er und das Buch „Freund Hein" — findet es in den heimischen Wäldern. Und seine Geschichte ist die alte Geschichte, die sich wohl so lange wiederholen wird, wie es sehnsuchtsvolle und früh verträumte deutsche Knaben gibt: daß nämlich ein Sohn den Künstlerberuf im Leibe hat, indes die Eltern vorläufig nur den Abiturientenberuf sehen und gelten lassen. Doch muß, um Mißverständnissen vorzubeugen und auch um der Gerechtigkeit willen, gleich vermerkt werden, daß diese Eltern von Heinrich Lindner, vom Heiner, wie er genannt wird, prächtige Eltern sind. Ein Vater voll Seele. Und eine Mutter voll Seele. Kein Bureaukratismus und kein Zelotismus treibt sie, nur die Liebe zum Jungen, der hernach denn auch, wenn er sich mit der vollen Schulbildung einen Grund fürs Leben gelegt, soll wählen und werden dürfen, was er will. Und der Heiner will ein Musiker werden. Er ist schon einer, als er eben laufen kann, begreift er die Welt schon in Tönen, und hernach, mit siebzehn, achtzehn Jahren, oder wie alt er nun wird, erst recht. Er ist ein Musiker, nicht aus spielerischer Neigung, die man abtöten könnte, sondern aus angeborener Bestimmung, die erst mit seinem Leben enden wird, ist ein Musiker, ganz so, wie man als Junge oder als Mädchen, als gesund oder als krank auf die Welt kommt, ohne eigenes Zutun. Doch der Vater erkennt das nicht. Und infolgedessen kann er auch gar nicht die einzig mögliche Konsequenz ziehen: den Heiner von der Schule zu nehmen. Damit ist ein Konflikt gegeben, den, wie sich zeigt, nur die Kugel zu lösen vermag. Mit ihr endet das Buch.

Der Heiner hat das Denkbarste getan. Er hat sich abgesondert von seinen Mitschülern . . hat sogar auf des Vaters Geheiß die Geige in den Kasten geschlossen . . hat sich in seinem Stübchen abgequält und abgeplackt. Aber es half nichts: immer wieder bleibt er sitzen. Seine Altersgenossen sind längst freie Studenten, frische Leutnants. Er sieht noch zwei, drei furcht-

Digitized by Google

bare Jahre vor sich. Seine Jugendgespielin, mit der er eine Freundschaft hat, die sich zur richtigen Liebe auswachsen würde, kehrt als erwachsene junge Dame aus der Pension zurück. Er sieht noch, zwei, drei furchtbare Jahre vor sich. Denn wieder wird er sitzen bleiben: das Examen wird nicht mit einem Male gehen. Er ist dabei nicht dumm. In allem Poetischen des Unterrichts sind seine Leistungen eigenartig zwar, aber doch zu gebrauchen. In allem Regulären, in der Mathematik zumal, sind sie unmöglich. So wird er also noch zwei, drei Jahre nichts anderes sein dürfen, als ein Schulbankabdrücker. Das ist seine Aussicht, und er blickt hinein wie in eine Wüste. Hinzu kommt, daß der Vater empfindbar das Vertrauen, nicht so sehr in seinen Fleiß, den er ja sieht, als in seinen guten Willen verloren. Und da fühlt er sich denn unfähig seiner Zukunft. Der Ganzverlassene, so empfindet er sich. Und er erträgt sein Leben weiter nicht mehr und macht ihm jenes Ende. An einem Frühlingsmorgen, nachdem er wieder nicht versetzt worden und sich den Tag vorher, der der des Schulschlusses gewesen, im Walde herumgetrieben und auch die Nacht da geschlafen, spielt er sich auf der Okarina noch einmal sein Lieblingslied und drückt ab. Der Vater aber muß sich, als es schon zu spät ist, von dem Freunde Heiners das schwere Wort sagen lassen: „Wissen Sie nicht, seit er lebt, daß sein Charakter vom feinsten, klarsten, sprödesten Kristall ist? Wenn Heiner sagt: ‚ich kann nicht', so hat er schon mehr getan, als zu veranworten ist!"

Das Buch ist wieder eines, das vom Handeln handelt. Zwei Willen sind gegeneinander gestellt. Der weiche nachgiebige des Sohnes, der sich fügen muß. Und der feste, durch das Leben unnachgiebig gewordene des Vaters, der die Macht hat. Dazwischen pendelt das Ziel, das Abiturium, das beide erreichen wollen, das der Sohn aber nicht erreichen kann. Wie er es einsieht, gibt er mit diesem aufgezwungenen Ziel auch sein eingeborenes auf, den Künstlerberuf — das Leben schlechthin. Wäre des Sohnes Wille ebenfalls unnachgiebig, so würde er nicht an allem verzweifeln, sondern sich in jenes symbolische Amerika retten, das ja irgend eine Großstadt sein könnte, und sich dort auf eigenen Mut und aus eigener Kraft hochringen. So kommt er auf den Gedanken gar nicht, denn er kann sich kein anderes Dasein denken, als das in Pflicht. Daß es auch eines in Freiheit gibt, lehnt er ab, für sich wenigstens, wenn er nur davon hört. Dabei dürften die Eltern bei des Sohnes unzweifelhafter Begabung hinterher ganz zufrieden mit seiner Laufbahn geworden sein, wenn er sie

Digitized by Google

selbstherrisch genommen. Ach ja, „wenn" und „hinterher" . . wie oft mag es sich nicht schon abgespielt haben, dieses deutsche Jünglingstrauerspiel, das Eltern als Klagende zurückläßt, die nie mehr lachen dürfen. Aus der Literatur kennen wir ja einen ähnlichen Fall: das Ende jenes Darmstädter Nodnagel-Ludwig, der, nach den Aufsätzen zu urteilen, die er schon auf dem Gymnasium veröffentlichte, vielleicht berufen gewesen wäre, die ganze Ästhetik zu revolutionieren. Damit wären seine Eltern wohl „hinterher" auch ganz zufrieden gewesen. Aber vorher machten sie ihm das Leben unmöglich. Und die Kugel entschied gleichfalls.

Strauß preist Freund Hein nicht, der sich dann schließlich allerbarmend der jungen und verlassenen, einsamen und in sich zurückgescheuchten Menschenkinder annimmt — oh nein; und er preist ihn vor allem nicht an als den Tröster, den einzigen, den ihnen niemand nehmen kann und auf den sie sich zuletzt, wenn die Aussichtslosigkeit düster niedersinkt, immer noch verlassen dürfen — oh nein. Trotzdem ist sein Buch kein Buch für Schüler. Sondern, unter dem Gesichtspunkt einer Tendenz, die es zwar nicht hat, die aber Unreife leicht hinein legen könnte, ausschließlich ein Buch für Eltern und Erzieher. Denn in neunundneunzig Fällen haben die Eltern und Erzieher ja recht, wenn sie einen jungen Herrn Sohn mit dem Künstlerberuf und der Abneigung gegen den Abiturientenberuf so behandeln, wie Heiners Vater tut. Und nur in einem einzigen Falle mögen sie einmal unrecht haben, und zwar das Gute und Richtige wollen, aber nur das Unrichtige, Böse erreichen. Hierbei bleibt allerdings die Frage offen, was und wie man urteilen müsse, wenn ein Vater nicht, wie der Heiners, mit Güte und einem wenigstens verhältnismäßigen Verständnis seinen Sohn behandelt, sondern mit einer Härte, die von der anderen Seite als Feindschaft und Grausamkeit empfunden wird? Nun, Strauß wirft diese Frage nicht auf. Und die allgemeine Antwort dürfte wohl kurz die sein, daß in einem solchen Falle die Widerstandskraft eines Knaben früh geweckt, gestählt wird, daß die übertrieben rauhe Behandlungsweise ihn gerade fähig macht, sich sein „Amerika" zu suchen . . kommt er hin, so hat er dann meistens gewonnen. Und eine solche Antwort, scheint mir, wäre auch im Sinne Strauß', dessen drittes Buch im schwingenden Untertone ebenfalls wieder eine Vitalmoral hat, indem es zeigt, wohin die Moral allein, die sich in Schwäche ergebende, in Pflicht sich beugende, in Treue demütige Sinnesart, einen Menschen

Digitized by Google

führen kann, dem nicht die treibende Stoßkraft des Lebens Kopf und Nacken in die Höhe wirft.

Diese Vitalmoral wird freilich nirgends offen ausgesprochen, vor allem nicht tendenziös: das verhindert schon der Künstler in Strauß. Aber sie erscheint personifiziert in der Gestalt jenes Freundes, den ich erwähnte, eines prächtig kecken Burschen, der sich schon früh in robuster Weise auf sich selbst gestellt hat und dem niemand, was auch kommen möge, von seinem Dichterberuf wie von seiner Menschlichkeit auch nur ein Stückchen abzwacken wird. So steht er da, breit, fest und lachend, zugleich ein gefühlsschweres Wesen und ein verwegener Kerl — das vollkommene Gegenstück zum Heiner, dem treuen, aber zaghaften ewigen Kinde. Und man merkt heraus, wie Strauß, während er die Gestalt des Heiner voll rührenden Mitleids schuf, diesen da gezeichnet hat mit einer eigenen trutzigen Lust.

Ist Strauß selbst dieser Freund? Oder ist er der Heiner — nur mit dem Unterschiede, daß er sich in seinem Leben einmal und gerade im rechten Augenblicke noch aufzurecken vermochte? Daß er alle Brücken hinter sich abbrach und vorwärts schritt? Es braucht ja nicht buchstäblich auch auf der Schule gewesen zu sein!

Ich denke, man muß, zumal wenn man Strauß' erste Bücher mit heranzieht, beides annehmen. Er wird in seine Jugend, in jenen ganzen Bezirk zurückgeschaut haben, der jenseits des Augenblickes liegt, den jeder Mensch und vor allem jeder Künstler einmal erlebt, des entscheidenden Augenblickes, da man plötzlich so tief sich selbst erkennt, wie man klar seine Bestimmung auf Erden vor sich liegen sieht, das Ziel vielleicht noch nicht, aber den Weg, den man gehen muß, und außer dem es keinen anderen gibt, es sei denn — einen Abweg. Und Strauß wird dort, in jenem halbhellen und sich aus Wirrnis erst ordnenden Bezirk schon jene zwei Züge gefunden und aufgegriffen haben, aus denen sich heute seine Ganzheit als Mensch und Künstler zusammensetzt: den femininen nervösen Zug, der ihn mit Sympathie zu allem Schwachen, Irrenden, Abgleitenden, zu allem Allzumenschlichen zieht, weil er es für sich überwunden — und den maskulinen, energetischen Zug, der ihn jetzt beherrscht und lenkt, zum Leben rüstet und zur Kunst, und der denn auch ist, was ihn befähigt, solche Stoffe, wie den eines Untergehenden, nicht von der persönlichen Problematik aus und subjektiv, sondern scheinbar ganz objektiv und als menschliche Norm zu behandeln, zum sicher in sich selbst ruhenden Kunstwerk

Digitized by Google

zu läutern. Beide Züge, indem er vielleicht manchen Teilzug wegließ oder hinzusetzte, änderte oder auch auswechselte, hat er dann auf zwei Typen gebracht, in deren jedem somit etwas von seiner Seele ist und die es doch tausendfach in der Welt geben kann und auch gibt, so gut wie den Engelwirt und seine Magd.

Strauß' drittes Buch ist wieder vollkommen wie sein zweites; nur daß durch das entäußerte Leben etwas spürbarer die Vibration des Selbst- und Miterlebten geht, und man sie trotz der äußersten Ruhe der Darstellung in sich hinüberschwingen fühlt; aber das bedingt der Stoff und gibt seiner Form die zugehörige Wirkung.

Und ich glaube, alle Bücher Strauß' werden vollkommen sein . . alle, die er noch gibt. Die, welche wir bis jetzt von ihm annehmen durften, geben uns diese fröhliche Zuversicht. Denn wir wissen aus ihnen, daß er eine Seele hat, jede Wirklichkeit, die er erfährt, als ein Gedicht zu fühlen, wie es von einem reicheren, höheren Leben auch in das ärmste, niedrigste dieser Erde gesenkt wird. Dies gibt Gewähr für das Inhaltliche! Und die für das Formliche können wir auch haben. Denn zu fest ist dieses Dichters Lebensanschauung gegründet, als daß ihn die Kraft vorzeitig verlassen könnte, oder gar daß er sie verlassen könnte und er nicht mehr imstande wäre, die Arbeit des Ausgestaltens schmiedend, hämmernd, glättend so zu zwingen, daß sie funkelnd und ohne Tadel ist. Wer einmal wie Strauß eine Formel finden gekonnt, über die Arbeit überhaupt und ihren Genußzweck als Lebenszweck, wie diese, die er gelegentlich einem Manne der neuen Welt in den Mund gab: „Dies Land ist nur für Tatmenschen. Zwischen die Arbeit hinein, auf die Axt gestützt, ausschnaufend Rundschau halten, das ist schön und labt! Nein, der Mensch ist nicht durch Zufall auf der Erde! Der Naturzustand ist ein stumpfsinniges Ideal! Man muß es nur kennen!" — ich sage, wer eine solche Formel finden gekonnt, die wie aus einem Flugblatt Ulrich von Huttens klingt, so handfest und herzfroh, der wird immer *gute* Arbeit tun, die *beste*, die er nur vermag, und welche es auch sei. Denn die Axt oder die Feder — darauf kommt es nicht an. Jeder kann ein Meister seines Schaffens sein. Wenn ihn nur ein Glaube leitet! Welcher? Darauf kommt es wieder nicht an! Es muß nur einer sein! Und bloß der Zweifel schafft aus dem Nichts — das Nichts.

In der Zeit, da Strauß noch der „junge Mann" war, als den man man ihn sich nach den ersten Erzählungen denken muß,

Digitized by Google

der deutsche Jüngling, der, auf Abenteuer aus und sich im Nichtstun streckend, schon künftiges Schaffen bereitete — damals mag ihm auch wohl der Zweifel begegnet sein an seinem eigenen Schaffen und an jedem Menschenwerk überhaupt. Aber er sah ihm gar schnell ins hohle Innere, ging vorüber an ihm und schaute sich nie mehr nach ihm um; sondern wuchs langsam hinein in seiner Väter Art, das Herz im Kampfe um das Dasein nicht zu verlieren und trotz aller abgrundtiefen, abgrunddunklen Blicke ins Dasein das leichtgläubige, unbefangene Kindergemüt sich zu erhalten. Und aus dieser Väter Art holte er sich die Kraft zur Selbstbeherrschung, die bei einem Künstler dann gleichbedeutend wird mit Stoffbeherrschung: so daß er heute vor uns steht, ein junger Meister und ein ganzer Mensch, und etwas Sehniges, Reckenhaftes, Wikingermäßiges, und dabei zugleich auch wieder etwas Weiches, Treuherziges, Liebereichendes; so daß man wohl an den deutschen Heros mit dem Christusblick denken mag, wie ihn vor einem halben Jahrtausend die alten Meister seiner alemannischen Heimat, die auch ganze Menschen waren, schon gemalt haben; denn nicht nur auf einem Nordlandzuge oder einer Kreuzfahrt kann man Baldur sein, sondern auch an einem Schreibtisch, an dem man seinem Volke das Leben deutet.

Wer hat recht in der Schulfrage?

Von Johann Johannsen-Augsburg.

Aus Bayern ist uns von einem gelegentlichen Mitarbeiter vor längerer Zeit eine Auslassung zugegangen, worin auf ein Zusammentreffen hingewiesen wird, das von vielen auch heute noch nicht genügend beachtet wird. Man schreibt uns:

Von Übertreibungen wollen wir uns bei Erörterung der Frage, ob die Volksschule einseitig-konfessionell oder doppeltkonfessionell sein soll, frei halten. Mag die Entscheidung durch Regierung und Landtag fallen, wie sie mag, — in keinem Falle wollen wir behaupten, nun müsse es mit dem preußischen Stamme oder dem deutschen Volke unaufhaltsam

Digitized by Google

bergab gehen. Wenn es im größten deutschen Bundesstaate bei der Konfessionsschule in der bisherigen tatsächlichen Ausgestaltung bleibt oder gar ihr konfessioneller Charakter noch verstärkt wird, so müssen wir Anhänger der einheitlichen deutschen Volksschule mit diesem Zustande rechnen und zusehen, daß wir auch bei diesem Zustande möglichst viel in Richtung einer freiheitlichen, aufsteigenden, gemeinsamen und nationalen Volksentwickelung erreichen. Dann wird man vielleicht diejenigen Wege aufsuchen, die von national gesinnten Befürwortern der Konfessionsschule wie Delbrück, Pfleiderer, J. F. Schmid in Berlin, Lic. Schiele in Marburg u. a. als diejenigen bezeichnet worden sind, auf denen wir vorwärtskommen bezw. am wenigsten zurückkommen. Man wird das tun, weil man es dann tun muß. Aber die Frage, ob die nationale Entwickelung nach vorwärts nicht besser durch die Aufstellung des Ziels: „eine deutsche Volksschule" erreicht wird, als dadurch, daß man seine Hoffnuug auf die protestantische Konfession setzt, wird hierdurch nicht entschieden. Folgendes sind wohl die gewichtigsten Einwürfe gegen die nationalen Befürworter der Konfessionsschule: 1. warum soll man gewärtig sein, daß der Protestantismus in den nächsten Jahrzehnten ohne weitere Impulse das leisten wird, was er in den vergangenen Jahrzehnten nicht geleistet hat, nämlich: eine freiheitliche und nationale Entwickelung gewährleisten?; 2. wie kann man für die konfessionelle Volksschule sein und die Konfessionalisierung der höheren und der Hochschule bekämpfen? Der zweite Einwurf dürfte ohne logischen Zwang nicht zu entkräften sein.

Ohne dem guten Willen und der Urteilskraft der national gesinnten Befürworter der Konfessionsschule zu nahe treten zu wollen, möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob sie nicht in diesem Falle zu schlau haben sein wollen. Weit entfernt, für meine eigene Stellungnahme Unfehlbarkeit zu beanspruchen, möchte ich im Folgenden nur auf eine merkwürdige Erscheinung hinweisen, die noch nicht genügend hervorgehoben worden ist. Die konfessionelle Schule hat nämlich Befürworter von zweierlei Art, die etwas Gegenteiliges erstreben. Unmöglich können beide Teile zugleich recht haben.

Statt vieler Beispiele nur zwei. Der protestantische Konsistorialrat Schmetzer hat nach einem Zeitungsbericht beim Reformationsfeste im evangelischen Arbeiterverein zu Ansbach u. a. ausgeführt: wer bei uns in Deutschland für die Simultanschule schwärme, möge nach Österreich schauen; die Simultanschule sei nur zur

Digitized by Google

Stärkung des katholischen Einflusses da; dagegen sei die konfessionelle Schule ein wichtiges Mittel, das Evangelium zu erhalten. Dies ist also das Argument, womit ein Mitglied des protestantischen bayerischen Kirchenregiments in Bayern die Konfessionsschule befürwortet. Ist der gleiche Grund auch maßgebend für den Domkapitular Schädler und die katholischen deutschen Großwürdenträger, die Bischöfe und Erzbischöfe? Will die offizielle katholische Welt, die ja ebenfalls für die Konfessionsschule und gegen die Simultanschule ist, dadurch eine Stärkung des katholischen Einflusses verhindern und den Protestantismus erhalten? Ganz gewiß nicht. Wer hat nun recht? Der protestantische Konsistorialrat Schmetzer oder der katholische Domkapitular Schädler und das katholische Episkopat? Welcher von beiden Teilen ist, wie man zu sagen pflegt, „der Dumme" und welcher ist der Kluge?

Und nun das andere Beispiel. Die „Augsburger Postzeitung" ist wohl eines der extremsten unter den großen klerikalen Blättern Deutschlands; während in der „Kölnischen Volkszeitung" und selbst in der Berliner „Germania" selbständige Neigungen zutage gekommen sind, hat die „Augsburger Postzeitung" auf religiösem Gebiete den schroffen, intransigenten, auf politischem den antipreußischen und antinationalen Standpunkt vertreten. Dieses klerikale Blatt nun hat gegen einen Aufsatz der „Bayerischen Lehrerzeitung" über: „Die Schule der Zukunft" polemisiert. In jenem Aufsatze war das „nationale Prinzip" zugunsten der Simultanschule ins Feld geführt worden. Um dieses Argument zu entkräften, tut das klerikale Blatt nichts anderes, als daß es die Namen und Aussprüche von solchen Befürwortern der Konfessionsschule mitteilt, „deren nationale Gesinnung niemand anzweifelt." Das stockultramontane Blatt schreibt:

> Schuldirektor Personn (Göttingen) meinte: „Das Beste, was ich meinen Schülern geben konnte, ist beeinträchtigt worden, wenn ich daran dachte, daß zwei Konfessionen da vor mir saßen."
>
> Seminardirektor Balkhaus*) (Bederkesa) schrieb: „Man vergesse nicht, daß man sehr wohl ein entschieden liberaler Mann und Freund einer freien Entwickelung der Schule sein kann und darum doch kein Anhänger der Simultanschule zu sein braucht, gegen die doch pädagogische Bedenken wahrlich vielfach vorgebracht werden können."

*) Soll heißen Backhaus.

Digitized by Google

Und kurz und gut meinte Rektor Dieckerhoft*) (Lütgendortmund): „In der Praxis der Volksschule muß es bezüglich der Konfessionen bei dem Grundsatze schiedlich—friedlich sein Bewenden haben."

Es werden von dem klerikalen Blatte dann noch die Namen von Professor Rein und Dörpfeld genannt.

Haben diese fünf Männer bezweckt, daß sie von extrem ultramontaner Seite als Eideshelfer aufgestellt werden und daß man ihre Äußerungen als Waffe benutzt, um die auf der Wacht stehende national gesinnte Lehrerschaft Bayerns zu bekämpfen?

Wohl kaum. Aber jedenfalls ist es so: Die Äußerungen norddeutscher nationalliberaler Anhänger der Konfessionsschule werden von klerikaler Seite triumphierend als Argumente für die klerikalen Wünsche ausgespielt.

Norddeutsche Politiker oder Professoren sagen ausdrücklich, daß sie deshalb für die Konfessionsschule seien, weil durch sie und nicht durch die Simultanschule eine freiheitliche Entwickelung zu erhoffen sei. Aber auch die Zentrumsführer Bachem und Gröber sind für die Konfessionsschule. Sind sie das ebenfalls aus freiheitlichen Motiven und zu dem Zwecke einer freien, liberalen Entwickelung? Nein; im Gegenteil; sie halten, wenn anders ihr Vorgehen einen Sinn hat, die Konfessionsschule zur Ausübung ihrer Herrschaft für notwendig; sie befürchten, ohne sie ihre Herrschaft nicht auf die Dauer ausüben zu können.

Wer hat nun recht? Wer täuscht sich über die Zeichen der Zeit und über die Bahnen der zukünftigen Entwickelung? —

Den nichtklerikalen Befürwortern der Konfessionsschule kann, meine ich, mit Recht übel genommen werden, wenn sie, indem sie für ihre Ansicht Propaganda machen, nicht zugleich sagen: „Ganz das Gleiche wie ich, nämlich die Konfessionsschule, will auch das Zentrum" und nun nachzuweisen suchen, warum in diesem Falle das Zentrum im Irrtume sei und warum die Wünsche, die das Zentrum mit der Konfessionsschule verbindet, nicht in Erfüllung gehen werden. Das gehört doch unbedingt zu einer gewissenhaften Urteilsbildung. Und zwar darf dabei nur das als sicher angenommen werden, was wirklich eine solche Einschätzung verdient; keineswegs dürfen ohne weiteres Hoffnuugen auf Nebenereignisse, wie die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht, — Hoffnungen, die sich bisher nicht erfüllt haben — mit der Konfessionsschule verbunden werden.

*) Soll heißen Dieckerhoff.

Digitized by Google

Der Empfang europäiſcher Geſandten beim Mikado.

Deutſch von Marie Beßmertny.

Es war im Frühling 1901 in Tokio, ſchreibt ein Freund des ruſſiſchen Geſandten in Japan, und die Garden-party bei Hofe ſollte gerade ſtattfinden. Zweimal im Jahre, zur Zeit der Merry-bloſſom im Lenz und der Chryſanthemumblüte im Herbſt, öffnen ſich die Gartenpforten des Mikado zu einem feierlichen Empfang der auswärtigen Vertreter.

Jede Botſchaft ſendet erſt ein Verzeichnis ihrer Mitglieder an den Hof und erhält darauf Einladungskarten, die aus prächtigem Glanzpapier beſtehen und großartig mit goldener Schrift und künſtleriſchen Verzierungen ausgeſtattet ſind.

Der Empfang war auf $2^1/_2$ Uhr nachmittags angeſetzt, und wir verſammelten uns vorher in dem ruſſiſchen Botſchaftshotel. Das Gebäude liegt in der Straße Kaſumi-gasky, die ſonſt ſtill und menſchenleer iſt, jetzt aber von Neugierigen dicht gedrängt war, die ſich tief vor uns verneigten, als wir die bereitſtehenden Equipagen beſtiegen.

Viele Leute beobachteten uns allerdings, ohne irgend ein Zeichen des Wohlwollens von ſich zu geben. Wir waren auch damit ſchon zufrieden, da kein Zweifel bezüglich der feindlichen Gefühle der Japaner gegen uns walten konnte anläßlich des ruſſiſch-chineſiſchen Separatvertrages wegen der Mandſchurei.

An den Fenſtern der Häuſer war niemand zu ſehen. Ein altjapaniſches Geſetz verlangt nämlich, daß keiner höher ſtehe als der vorbeifahrende Mikado. Wer auf der Straße ſteht, fällt daher zur Erde, und wer ſich etwa erkühnt, dem Herrſcher ins Antlitz zu ſchauen, der iſt dem Aberglauben nach dem Tode oder einer böſen Krankheit verfallen.

Vor und hinter uns jagten die Equipagen anderer Geſandten vorbei, die alle in beſonderen Villen und in dem Weichbilde der Stadtteile Kaſchima-tſchi-ku, Akaſcha-ku und Aſaba-ky wohnen. In dem erſtgenannten Viertel befindet ſich das kaiſerliche Schloß und einer der Hofparks, umgeben von einem Graben, von Feſtungsmauern und einem weiten, unbebauten Terrain.

Vor dem Gartenportal hielt unſer Fuhrwerk an, wir ſtiegen aus und ſchritten nach dem Zelte, das dicht am Eingange aufgeſtellt war.

Dort befanden ſich Hofbeamte in europäiſchen, rot- und goldgeſtickten Uniformen, die unſere Einladungskarten einer Prüfung unterzogen. Nach Beendigung dieſer Prozedur waren wir Gäſte des Kaiſers von Japan.

Vor unſeren Augen breiteten ſich dann die Reize ſeines maleriſchen Gartens aus, wo die entzückenden Gruppen von duftenden Kamelien-, Kirſch- und Aprikoſenbäumen mit dunklen Tannen und Araukarien abwechſeln und von kleinen Teichen und Seen unterbrochen werden.

Digitized by Google

Leider blieb gar keine Zeit, alle bestrickenden Schönheiten und all die verlockenden Gänge und Grotten eingehend zu betrachten. „Sie müssen sich beeilen, einen guten Platz einzunehmen, sonst werden Sie nicht viel sehen!“ riet mir der Dragoman Herr Wilm.

Auch die anderen Gäste ließen sich anscheinend von diesem Gedanken leiten, denn selbst die phlegmatischen und bequemen Holländer beflügelten ihre Schritte.

An der Stelle, wo die Wege labyrinthisch nach allen Seiten sich verzweigen, standen unbeweglich Hoflakaien mit roten Westen und Gamaschen und deuteten den Fremden die Pfade an.

Wir erreichten eine breite Allee, die von einem Teich umsäumt war. Eine geräumige Brücke mit einem niedrigen, fein gemusterten Geländer führte über das Wasser. „Hier wollen wir bleiben, der Kaiser passiert diese Brücke, gefolgt von seiner ganzen Familie und dem Hofe“ sagte Herr Wilm und machte uns zugleich auf die in der Nähe stehenden Gesandten von Mexiko, Brasilien, China und Korea aufmerksam. Die europäischen Gesandten mit ihren Damen bildeten einen Kreis und tauschten Worte der höflichen Begrüßung aus. Den Doyen des diplomatischen Korps in Tokio stellt der belgische Gesandte, Baron d'Anéthan, dar, ein mittelgroßer, bejahrter blonder Herr, der neben seiner Gattin stand, die lebhaft gestikulierend mit dem portugiesischen Gesandten sprach. Die vornehme madame l'ambassadrice und die graziöse Gemahlin des Kriegsagenten der russischen Botschaft lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Gattin des portugiesischen Gesandten, eine schlanke, schöne Brünette, fiel durch ihr buntfarbiges Kostüm auf, das in Gelb und Blau gehalten war. In Japan hatte sich unser Auge schon an die herrlich zarten Abtönungen gewöhnt, die selbst den buntesten Geweben nicht fehlen.

Obgleich wir im Schatten standen, fühlten wir dennoch die brennende Sonnenhitze. Auf der gegenüberliegenden Seite des Teiches machte sich eine Erregung bemerkbar, die auch mich ergriff in der Erwartung, den unerreichbaren Monarchen und einen der merkwürdigsten Menschen der Weltgeschichte zu sehen. Diese Wertschätzung seiner Persönlichkeit dürfte nur darum übertrieben erscheinen, weil Mytsu-chito unser Zeitgenosse ist und uns noch zu nahe steht, um in der ganzen Größe seiner Bedeutung und seiner historischen Eindrucksfähigkeit erkannt zu werden.

Es genügt aber, sich zu besinnen, was Japan vor 40 Jahren war und was es jetzt ist und — der Umschwung von einem despotisch-feudalen Reiche in einen Kulturstaat vermag allein mit einer Oreole den Namen des Mikado zu umgeben. Erst wenn man in Japan an Ort und Stelle sieht, wie die gesamte Reform bei der Wurzel des Volks- und Staatslebens eingesetzt und nicht etwa auf die Nachahmung europäischer Äußerlichkeiten sich beschränkt hat, begreift man die Summe kultureller Arbeit, die dort vollbracht wurde. Ob die Initiative zu derselben von Mytsu-chito ausgegangen, ist schwer zu sagen, aber jedenfalls ist der Einfluß und die Mitwirkung des Mikado bei dem friedlich-historischen Reorganisationswerke unzweifelhaft.

Im Jahre 1868 trat Mytsu-chito die Herrschaft des Landes an, das er in einer höchst ungünstigen und politisch verwickelten Lage gefunden hat. Durch Verträge mit Nordamerika, England, Frankreich und Preußen hatte

Digitized by Google

Japan sich die Hände gebunden und die Ausländer der Jurisdiktion ihrer Konsulate unterstellt.

Es ging so weit, daß Ausländer sich, ohne ein Billet zu lösen, in die Eisenbahn setzten und für erstandene Waren die Bezahlung verweigerten, und auf ihr Recht pochten, in der Heimat dafür gerichtlich belangt zu werden. Der Kaiser Mytzu-chito setzte die Revision der Verträge und die Souveränität in seinem Reiche durch. Er schuf sodann Heer und Flotte, deren Macht uns heute vor Augen steht, ein geregeltes Finanzsystem, eine Hebung des geistigen Niveaus, ein ausgedehntes Eisenbahnnetz, eine vortreffliche Handelsflotte und — das alles in einem konstitutionellen Staate, wo das einfache Volk fest überzeugt ist, daß „der Mikado — ein Nachkomme des Sonnengottes ist", daß seine Macht gleich 10, die der Götter aber nur gleich 9 ist. Selbst Japaner mit akademischer und europäischer Bildung erwidern auf die Frage, zu welcher Religion — der buddhistischen oder schintoistischen — der Mikado sich bekenne, ganz naiv: „zu keiner! ... denn der Mikado — ist doch selbst eine Gottheit! ..."

„Sie kommen! ... sie kommen! ..." hörte man flüstern, und zwischen den Sträuchern und Bäumen war der kaiserliche Zug bereits zu sehen.

Dumpfe Schritte ertönten auf der Brücke, und es trat eine völlige Stille ein. Die nach vielen Hunderten zählende Menge verstummte, und die lachenden Damen und Kavaliere wurden ernst. Der Mikado schritt voran und schien aus der Allee herauszuwachsen. Die anwesenden Militärpersonen grüßten militärisch, die anderen lüfteten den Zylinder und die Damen verneigten sich tief nach höfischem Zeremoniell.

Der Kaiser erwiderte freundlich die Grüße, und es schien mir, als ruhte sein Auge besonders lange auf dem russischen Kriegsagenten.

„So viele russische Uniformen sah er noch nie bei sich!" flüsterte mir ein Mitglied der russischen Botschaft zu.

Für einen Japaner ist der Mikado groß, kräftig und von stattlichem Körperbau, sein volles Gesicht ist von dunkelgelblicher Farbe, seine Augen schwarz, mittelgroß und durchdringend. Selbst wenn er einen auch nur im Fluge ansieht, hat man das Gefühl, daß er bis ins Innerste blickt. Seine viereckige, gewölbte Stirn ist hoch und schließt mit den dichten, geschwungenen, schwarzen Augenbrauen ab. Die Nase ist groß und gerade, die Lippen voll und sinnlich. Bart und Schnurrbart sind, wie die Haare, von schwarzer Farbe. Im Gegensatz zu der Gepflogenheit der Japaner trägt der Mikado ziemlich langes Haar. Seine Haltung ist einfach, selbstbewußt und vornehm. Er hatte eine goldgestickte Uniform an, die ähnlich derjenigen unserer Seeleute ist.

Auch die Prinzen waren so gekleidet. Der Thronfolger Joschichito Garunomia, der einzige Sohn von einer Gattin des Mikado, ist etwa 23 Jahre alt und hat eine sorgfältige europäische Erziehung genossen. Er spricht mehrere Sprachen, und beherrscht besonders das Französische. Der Kaiser ist dagegen keiner europäischen Sprache mächtig. Hinter den Prinzen kam die Kaiserin Garuka — eine typische Japanerin von kleiner Statur. Sie hat in ihrem mattgelben, nicht hübschen Gesichte einen merkwürdig traurigen Ausdruck, der auf ihre Kinderlosigkeit zurückgeführt wird. Die Kaiserin, die Prinzessinnen und die Hofdamen waren europäisch gekleidet, in dekolletierten Roben, mit langen Handschuhen und modernen Hüten. In

Digitized by Google

ihrem reichen und originellen Haarschmuck sehen die Japanerinnen sehr lieblich aus. Und nun kamen seit 1885 die Chefs d'oeuvre der Londoner und Pariser Schneider, um die Japanerinnen zu verunstalten!

Die kaiserlichen Räte folgten dem Hofe, und ihnen schlossen sich die Gesandten an. Der Zug schlug den Weg nach einem kleinen Teich ein, wo ein zierliches Gebäude stand, dessen Türen offen waren, so daß man alles sehen konnte, was dort vorging. In der Mitte des Saales befand sich ein reichgedeckter Tisch mit allen denkbaren Erfrischungen, die eine ganze Gruppe von Hoflakaien herumzureichen bereit war.

Die Vorstellung begann, indem Baron d'Anéthan mit dem Zeremonienmeister dicht vor den Kaiser trat. Dann kam der russische Gesandte an die Reihe, der auch seine Gattin dem Mikado vorstellte. Beide wurden aufs freundlichste von ihm begrüßt. Während die anderen Gäste sich dem Kaiser präsentierten, hatten wir Gelegenheit, die berühmtesten Persönlichkeiten Japans in Augenschein zu nehmen. Da war Marschall Oyama, aus dem Herzogtum Satzuma gebürtig, das sich des ältesten Porzellans und der größten Patrioten rühmt. Oyama hat 1870 den französischen Feldzug mitgemacht und gilt als Autorität in allen Fragen der Strategik. Neben ihm stand der Vicomte Aoki, ein bedeutender Diplomat, dem Japan nächst dem Marquis Ito die meisten politischen Siege verdankt. Ein alter, gebrechlicher Greis mit zitternden Knieen schien der Feldmarschall Jamagata zu sein, der zu den gefährlichsten Feinden Rußlands gehört. Als der Mikado mit den Feudalen im Streit lag, kam Jamagata unter falschem Namen nach Tokio und bereitete eine Revolution vor zugunsten des Mikado. Jamagata gilt als eine geschichtliche Berühmtheit.

Im Gefolge des Kaisers waren noch einige Staatsmänner, die ihm um 1868 zur Herrschaft verholfen haben. Der japanische Nationalheld Takomori hatte sich selbst das Leben genommen, als der Mikado eine Niederlage in dem Kampfe gegen die „Shoguni" erlitten hatte.

Es ist bemerkenswert, daß die Führer des damaligen Aufruhrs gegen die Neuerungen des Mikado als hohe Beamte im Auslande angestellt wurden, weil man der Ansicht war, daß der von ihnen bewiesene Patriotismus ihr Interesse für das japanische Vaterland gewährleiste.

Drei Monate nach der „Garden-party" kamen Prinz Komatsu, der Oheim des Kaisers, und Ito, der seines Zeichens Arzt ist, nach Petersburg, um den freundschaftlichen Beziehungen mit Rußland einen besonderen Glanz zu verleihen.

Jetzt, einige Jahre später, scheint mir der angenehme Aufenthalt in Japan, die reizvolle Garden-party beim Mikado in Tokio, das gastliche Verhalten des Kaisers von Japan zur russischen Botschaft wie ein Zaubermärchen aus alter Zeit.

Digitized by Google

Emile Zola und die asketische Moral der katholischen Kirche.

Von Hiltgart Schottmüller.

Auf der Höhe des Lebens ward Emile Zola urplötzlich fortgerafft. Er hatte keine blinden Nachbeter, wie Henrik Ibsen, und wirkte nicht als christlicher Bußprediger in einem teils noch unzivilisierten, teils schon dekadenten Volke wie Tolstoj. Er hatte viele Gegner, und das Vaterland versagte ihm die höchste Ehrung, den Prunksitz in der Akademie. Auch behauptet man, daß seine Werke in Frankreich selbst viel weniger gelesen werden, als im Ausland. Dennoch ist es mir kaum verständlich, daß ihm noch nicht die gebührende Würdigung zuteil ward und daß man die letzten Vorgänge in Frankreich, den rücksichtslosen Kampf gegen Kirche und Mönchtum, nicht mit seinen Büchern in Verbindung brachte. Denn was aus einem Boden unmittelbar entsprossen ist, hat auch stets eine Rückwirkung auf diesen selben Boden ausgeübt in günstiger oder schädlicher Weise. Und wer die „Trois villes", „Lourdes, Rome und Paris" gelesen hatte, dem mußten die Augen geöffnet werden für den Zwiespalt zwischen einer traditionsgläubigen Kirche und einem Staate, der sich auf der Höhe fortschreitender Kultur zu halten strebt.

Wie kein anderer moderner Schriftsteller hat Emile Zola es verstanden, sich mit den Gläubigen der Kirche selbst zu identifizieren. Er hat die Stunden der Entrückung mit durchlebt und kennt die Qualen des in Schuld Verfallenen, die Selbstzerfleischung der geängsteten Seelen und die völlige Unterwerfung unter den Willen des absolvierenden Priesters. Er kennt auch jene Kraft der Entsagung und ihren veredelnden und verklärenden Einfluß, die das Mark der Kirche blieb, ihre Moral, als alles übrige der Verweichlichung anheimfiel. Zola hat dies alles studiert mit einem intuitiven Verständnis, das einerseits das Eingeborene gewisser Vorstellungen und Anschauungen verrät, anderseits aber auch eine kraftvolle Befreiung aus diesem Ideenkreise, die ihm möglich machte, die Erscheinungen des religiösen Lebens wissenschaftlich zu betrachten und vom pathologischen Gesichtspunkte aus zu sondieren. Was nun die Verwendung des Er-

Digitized by Google

kannten in seinen Romanen und Novellen betrifft, so kann man ihm den großen Vorwurf nicht ersparen, daß er zuweilen das künstlerische Moment zurückstellte, um einen wissenschaftlichen Beweis zu erbringen. Dennoch können seine Romane mächtig auf uns wirken; denn dem grausamen Realismus, der in seiner Ehrlichkeit keine Grenzen, auch keine künstlerischen, kennt, steht eine Symbolik gegenüber so ernst und so gewaltig, als ob ihre Wurzeln mit den Grundfesten der Erde verwachsen seien. Und schrecklicher als Schmutz und Schlamm des Großstadtlebens, als die sittliche und intellektuelle Verwahrlosung des vierten Standes erscheinen uns jene riesenhaften Gespenster, die wie Opfer und Ehrfurcht heischende Götzen in unser Dasein hineinragen, so im „Assomoir", „Bête humaine", „Germanial", und deren Obmacht wir unterliegen müssen früher oder später, je nachdem unsere Widerstandskraft von dem entnervenden Überlieferungsglauben auf religiösem, sozialem und sittlichem Gebiet gebrochen worden ist. Emile Zola ist in seiner Art ein Prediger, vielleicht auch ein Bußprediger — z. B. in „Fécondité", nur hat seine Lehre sehr wenig mit der christlichen Moral zu schaffen, und stehen seine Lebensregeln denen Tolstojs diametral gegenüber. Um so stärker muß es uns packen, wenn er uns in das Milieu christlicher, eigentlich römisch-katholischer Lebensauffassung zurückleitet und all die Geschütze ins Feld führt, die Jahrhunderte, ja fast Jahrtausende hindurch die Massen blendeten und überwanden, die alte Tradition der Rhyten, die betäubende Pracht der Prozessionen und all das sinnlich und künstlerisch Berauschende und tief Erregende, was so viel umherirrende und sehnsuchtsglühende Gemüter in den Schoß der Kirche trieb.

Neben einzelnen Ausführungen in anderen Werken, wie ‚Lourdes, Rome", kommen für Zolas Stellungnahme zum Katholizismus zwei Bücher vor allem in Betracht: „La faute de l'abbé Mouret" und „Le rêve", beide der Sammlung „Les Rougon-Macquart" zugehörig. In diesen Romanen schildert Zola, wohl mit den damalig neuesten Forschungen über Vererbung und religiöse Neurose vertraut, wie zwei Menschen, hier ein der Kirche geweihter Mann, dort ein im Schatten der Kirche heranwachsendes Mädchen, zur Verkennung und Verleugnung ihrer Instinkte geführt werden und welche Folgen sich daraus für ihr physisches und psychisches Dasein ergeben. Der „Abbé Mouret" ist in seiner Art interessanter und baut sich auf stärkeren Voraussetzungen auf. Doch wird seine Individualität nicht ausreichend

Digitized by Google

begründet. Der „rêve“ iſt als Konzeption viel einfacher, aber auch viel geſchloſſener, und in ſeiner Verquickung von imaginären und realen Momenten, von Traumdaſein und Wirklichkeitsſehnſucht eins der vollkommenſten Kunſtwerke, die Zola je geſchaffen hat. Daß der „rêve“, die notwendige Ergänzung des „Abbé Mouret“, ſpäter entſtand, iſt bezeichnend auch für die pſychologiſche Entwickelung Emile Zolas. Er hat die myſtiſchen Regionen der Kirche noch viel innerlicher durchforſcht. Er iſt vielleicht für Augenblicke zum reinen Genuß ihrer Schönheit gelangt. Denn tauſend neue Quellen rauſchen hier im „rêve“, und die zarten Fäden, die ſich von einem Menſchenherzen zu dem Wunderbaren und Übernatürlichen ſpannen, haben an Mannigfaltigkeit zugenommen. Das enge Verwachſenſein mit allem, was die Tradition geheiligt, offenbart ſich nicht in den ekſtatiſchen Verzückungen eines weltſcheuen Prieſters, ſondern in den erſten Regungen verſchleierter Inbrunſt in eines jungen Weibes Seele. Im „Abbé Mouret“ haben wir den ſchroffen Gegenſatz zwiſchen natürlicher und chriſtlicher Moral. Im „rêve“ gibt es nur eine erſtrebenswerte Reinheit im Verzicht auf alle Wünſche der eigenen ſündigen Natur. Im erſten Werke ſtehen Richter und Verächter der chriſtlichen Ethik, Docteur Pascal und Jeanbernart dem Abbé Mouret gegenüber. Im „rêve“ beugt ſich alles unter den Willen des einen Gottes, der die Sünder ſtraft, aber den Bußfertigen den Lohn in der Verzeihung nicht vorenthält, der Wunder tut und ſchon ſeit vielen hundert Jahren als eingeſeſſener Herr in der Kirche von Beaumont waltet. Ein Gefühl der Empörung gegen ihn darf gar nicht aufkommen. Und wie ein großes Wohlwollen von Gott und Menſchen flutet es durch das ganze Buch. Während im „Abbé Mouret“ Bosheit und Verſtändnisloſigkeit den inneren Kampf noch ſchmerzlicher geſtalten.

In ſeinem Buche: „La faute de l'abbé Mouret“ hat Zola zeigen wollen, wie eng das religiöſe und Geſchlechtsleben eines Menſchen miteinander verbunden iſt und wie hierin unbewußt und von dem Individuum meiſt anerkannt eine wechſelſeitige Beeinfluſſung ſtattfindet. Serge Mouret hat ſich von Jugend auf der Madonna geweiht. Sein Lieblingsaufenthalt war und iſt die Kirche. — Sein höchſtes Streben gipfelt in einer myſtiſchen Vereinigung mit der Jungfrau, deren holdſeligem Reize er huldigt, wie er glaubt, aus tiefſter religiöſer Verehrung. — Ganz in den Gedanken an die Himmelskönigin verſunken, geht er durch die Welt, ohne die Verſuchung des Fleiſches zu kennen, bis zu ſeinem

Digitized by Google

26. Jahre. Aber die kraftstrotzende Gesundheit seiner Schwester Désirie berührt ihn peinlich, ihr Hühnerhof, wo die Tiere sich paaren und die Luft schwanger scheint von keimendem Leben, läßt ihm das Blut zu Kopf steigen. Die schwellende Kraft der Bäume, Sträucher und Blumen des „Paradou" bedrückt ihn. Er flieht die Natur als die Verführerin zur Sünde. Die Natur rächt sich. In seine nächtlichen Gebete schleichen sich arge Gedanken ein. — Er muß der Rosalie denken, von deren Fehltritt er tags zuvor vernommen. Doch zwingt er den widerstrebenden Geist mit aller Macht in die gewohnten Bahnen. Und das Heilige nimmt von neuem Besitz von seiner Seele. — In gänzlicher Hingabe an die Unbefleckte möchte er sein eignes Sein vernichten, sich auflösen in der Liebe in der Einigkeit mit ihr. — Das innere Fieber bemächtigt sich nach und nach seines ganzen Organismus. — Er bricht zusammen, bewußtlos, willenlos. — Die Krisis ist vorüber, und der langsam Genesende wird von dem Docteur Pascal heimlich nach dem „Paradou" gebracht, um ganz herausgerissen aus der kirchlichen Umgebung zu neuem Leben zu erstehen. Und wahrhaftig, ein neues Leben, „das Leben" wird ihm hier. — Ganz allmählich nur öffnen seine Augen sich dem völlig Neuen, dem unerhört Herrlichen, was ihn umgibt. — Doch von Tag zu Tag wachsen seine Kräfte, wachsen seine Fähigkeiten, die Wunder des Erschaffenen zu verstehen. — Er reift der Natur, die ihn umgibt, entgegen. — Er wird zum Jüngling, wird zum Mann und lernt die Liebe kennen. — Albine, die ihn pflegte, die seine ersten Schritte in dieser neuen Welt geleitet hat, sieht und erkennt in ihm plötzlich den ihr Zubestimmten. Die letzten Stufen der Entwickelung erleben sie miteinander und durcheinander. Die Natur, die einzige Macht im „Paradou", drängt sie beide unabweisbar zur Vermählung. — Das Idyll im „Paradou" ist beendigt. — Die Schöpfungsgeschichte klingt darin nach und endet mit dem Erkennen der menschlichen Kraft und ihrer Grenzen. — Und an Serge, der nun wieder fähig ist, an anderes außerhalb seiner Liebe und ihrer Erfüllung zu denken, tritt unvermittelt die Mahnung an seinen Priesterstand heran. — Versagt hier Zolas Erzählungskunst? Allzukraß wird das plötzliche Auftauchen Frère Archanglais geschildert, der den gefallenen Sohn der Kirche in die alte Umgebung zurückleitet. Das Leben in der Natur wird ihm wieder zur Sünde. Bitterlich beweint er seinen Fall und fordert dennoch fast Unmögliches von seiner Selbstbeherrschung. — Sein Kult ist nicht mehr der Madonna, sondern

Digitized by Google

faſt ausſchließlich dem für der Menſchen Miſſetat büßenden Chriſtus am Kreuze geweiht. — Grenzenlos iſt ſeine Sehnſucht, die einſtige Reinheit wieder zu erlangen, doch größer erſcheint noch ſeine Qual, als er Albine fortgewieſen hat, die gekommen war, ſich den Geliebten wieder zu erobern. Seine Bitte um Erlöſung wird zum Preislied auf Albines Schönheit. Er ringt vor dem Altare. Die Abendſonne gleitet durch die Fenſter und legt ſich wie goldene Schleier über das alte Mauerwerk der Kirche. — In dieſem Golde verliert ſich Serge, und in dem ungeheuren Kampfe zwiſchen Liebesſehnſucht und Pflichtgefühl gegen Stand und Kirche findet ſein Geiſt plötzlich die Befreiung in einer rieſenhaften Wahnvorſtellung. Die Pfeiler der Kirche, die ihn knechtete mit ſtarren Schwüren, die Pfeiler wanken. Mächtig drängt es heran, unabſehbar, all das Getier aus dem Hühnerhofe ſeiner Schweſter Déſirie. Es wühlt und ſcharrt, es nagt und bricht, und all die Geſchöpfe voll keimenden, fruchtreichen Lebens bringen den Rieſenbau zu Falle, der ſie ſolange im Schatten leben ließ. — Serge iſt der Herr der befreiten Welt — ein unausſprechlich reicher Herr — denn alles Gold der geſtürzten Kirche wird ſein Eigentum. Mit vollen Händen verteilt er es unter alle, die ihm dienen. Albine iſt ſein. — — Tagelang weiß er nicht aus noch ein. — Schließlich ſchleicht er nach dem Paradou zurück. — Aber ſeine Lebenskraft iſt gebrochen. — Er ſchauert unter der Herbſtpracht der Bäume und wartet vergeblich, daß die Seligkeit früherer Tage ihm in dieſer Umgebung und an der Seite Albines von neuem zuteil werde. Den Fremdgewordenen vertreibt Albine aus dem Garten der Wonne. Sie ſucht den Tod, wie das Paradou ſie lehrt, deſſen Blätter und Blumen nun auch zur Ruhe gehen, und hofft mit ihnen auf eine Wiederkehr zu neuem Leben. Und der Abbé Mouret iſt in ſeiner Auffaſſung jetzt erſt zur Erkenntnis der tiefſten Myſterien des Glaubens vorgedrungen. Er dankt für ſeinen Fall, weil er die größte Demütigung für ihn geweſen iſt. Alles Menſchliche ſcheint von ihm abgefallen zu ſein. Der Prieſter braucht nun keine Verſuchung mehr zu fürchten. Wir wohnen hier einem Seelenſchauſpiel bei, das uns bis in die abgründigſten Tiefen erbeben machen kann. Wie immer ſteht hinter dem individuellen Erlebnis, das Zola ſchildert, deſſen typiſche Bedeutung. Und wir fühlen den ſchleichenden Gram und die hoffnungsloſen Qualen dieſer Kämpfe durch viele Jahrhunderte hindurch vor unſerem Geiſt von neuem auferſtehen, und angſtvoll fragen wir, wie lange

Digitized by Google

dies entartende Leiden noch die Menschheit verheeren soll? Von dem, was der „Faute de l'abbé Mouret“ als Kunstwerk bedeutet, will ich hier nichts sagen. — Es werden zu ihrer Zeit noch Freunde und Herolde seiner Schönheit erstehen.

„Le rêve“ könnte den rein Genießenden noch mehr entzücken, denn wir werden vom Anbeginn bis fast zur letzten Seite des Buches im Banne einer Vision gehalten. Die Liebe wird auch hier als ein Unrecht empfunden, doch nur als ein Unrecht gegen den Standesunterschied, und die Kirche hält die segnenden Hände bereit, sobald der Himmel seine Zustimmung zu dieser Ehe durch ein Wunder kundgibt. -- Unbekannt mit Welt und Menschen, streng umhegt von den Pflegeeltern wächst Angélique im Schatten der Kathedrale von Beaumont zur Jungfrau heran. — Nichts geschieht eigentlich, um ihren Geist zu bilden, aber ihre Seele füllt sich mit erhabenen Gefühlen von Demut und Dankbarkeit und inbrünstiger Verehrung alles Heiligen. — Die Wildheit ihrer Natur, die sich anfänglich in heftigen Szenen austobt, wird nach und nach gebrochen. Wie ein Balsam, der lindert, stärkt und zur Überwindung fähig macht, fallen die Lehren der Kirche auf ihr Herz. — Ein Zufall führt ihr die Legenda Aurea Jacob Vovagines in die Hände — und ihr Sinn verliert sich in diesen Erzählungen, in welchen das Wunderbare als das Alltägliche erscheint und nur die Reinheit und der Verzicht auf Erdenglück die ewige Seligkeit erwerben. Und während ihre Gedanken das Wunder ihres eigenen Lebens bang erwarten, lernen die Finger die Kunst des Stickens, die die Vorfahren der Pflegeeltern schon seit Jahrhunderten ausübten. Wundersame Heiligenbilder, die die fromme Einfalt ihrer eigenen Seele wiederspiegeln, entstehen unter ihren Händen. — Der Frühling naht — anders als sonst, ein Jubeln in ihrer Brust drängt ihm entgegen — ein heißes Sehnen nach dem Wunder läßt sie sein Nahen hoffen. — Das Wunder kommt — sie wird geliebt. In dem stillen Parke, der zwischen dem Palast des Erzbischofs von Beaumont und ihrer eigenen Wohnung liegt, entspinnt sich ein Idyll, traumhaft zart und doch aus echten, heißen Empfindungen geboren. Angélique kennt freilich nur die Liebe ihrer Märchen und Träume — sie weiß, daß allen Liebenden zuerst Gefahren und Hindernisse drohen — so nimmt sie willig die Zeit des Wartens hin und vertraut auf ihr Glück, auf die Hilfe der Heiligen. — Man bringt ihr die scheinbar sichere Nachricht von Florentins Verlobung — sie muß an seiner Liebe zweifeln — und das gibt ihr den Todesstoß.

Digitized by Google

Zwar halten die Lehren der Kirche die wilde Empörung ihrer Seele in Schranken. Aber ihr Organismus kann sich dieser Vergewaltigung nicht beugen. Sie siecht dahin. — Und in ihrem großen, lichten Zimmer, dessen weiße Wände und weiße Stoffe ein Sinnbild ihrer jungfräulichen Reinheit sind, vollzieht sich nun ein Wunder. — Der Geliebte hat von ihrer Krankheit gehört. — Heimlich ist er in ihr Gemach gedrungen und versucht sie zur Flucht zu überreden. Standhaft weigert sich Angélique mit der passiven Energie der Sterbenden. — Ihre Seele hat sich so dem Heiligen verbunden, daß nur noch Gottes kundgetaner Wille ihr diese Ehe als Glück erscheinen läßt. — Sie liegt im Sterben. Schon ward ihr Leib durch die letzten Sakramente von aller Schuld gereinigt, als das heilkräftige Wort des Erzbischofs: „Si Dieu veut, je veux" das Leben wieder schenkt. — Ihre Vereinigung naht, ohne daß sie für Angélique etwas anderes mehr bedeutet, als die Erfüllung ihrer Träume. Sie ahnt, daß das Scheiden bevorsteht. Und im Moment des höchsten Glückes, als sie am Arme des Geliebten aus der alten Kathedrale in das farbenbunte Leben treten will, bricht sie zusammen unter dem Kusse Florentins.

Was uns in diesem Buche am meisten packt, ist die grandiose Symbolik, wie sie die Kathedrale von Beaumont umwebt. — Alles Handeln, alles Denken, alles Empfinden ist in den Dienst dieser Symbolik gestellt und wird nur aus dieser heraus verständlich. So die Art der Liebe Angéliques, die in einer Wechselbeziehung zu der Schutzpatronin St. Agnèse zu stehen scheint und nach dem Leben und Sterben der Heiligen das eigene Leben und Wollen zu bilden und zu kommentieren sich bestrebt. Auch Schuld und Sühne der Pflegeeltern Angéliques sind in ihrer Art nur aus der beständigen, stillen Beeinflussung durch die naheliegende Kirche zu erklären. — Nur Florentin, der lange in der Ferne weilte, hat noch den Mut zu innerer Auflehnung gegen diese alles beherrschende Macht. Aber sein Willen prallt an der Autoritätsgläubigkeit der Geliebten ab.

Der „rêve" ist in seiner Weise ein unvergleichliches Kunstwerk, und es ist beinahe indiskret, auf die Moral des Buches hinzuweisen. Der Roman ist eine Jubelhymne auf all das Große, Unvergängliche, was die katholische Kirche in der Kunst, in der Kultur durch das in neue Höhen hinein gesteigerte und in neue Verzweigungen hinein differenzierte menschliche Empfinden ge-

Digitized by Google

schaffen hat. — Doch unabweislich tritt uns auch die Erkenntnis entgegen, daß all dies blendende und berauschende Außenwerk doch nur Symbol ist für einen Glauben, der in höchster Potenz die Lebensverneinung und die Weltflucht fordert.

Die Frauenfrage, eine Frage der Gesamtheit.

Von Ida Klokow.

Eine sehr lebhafte Frauenbewegung war in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu bemerken, und einer Sturmwelle gleich, die das Festland bedroht, ist sie hinübergeflutet in die neue Zeit. Man spricht bereits von einem femininen Zeitalter; einerseits mit Stolz, andererseits mit Bedauern; hier voll Mut, dort in banger Beklommenheit; einesteils mit Begeisterung, anderenteils in zornvollem Verdruß.

Im Jahre 1904 hat zu Berlin ein internationaler Frauenkongreß getagt und eindrucksvoll hat sich hierbei gezeigt, daß die Frauen aller Kulturländer angefangen haben, sich als eine Macht darzustellen, mit deren Rechtsansprüchen Staat und Gesetzgeber zu rechnen haben.

Frauen verschiedener Nationalität sind dabei zu Worte gekommen, Männer und Frauen aller Parteien haben sich zu einem Meinungsaustausch bewogen gefühlt, und sowohl in der „schönen" als in der wissenschaftlichen Literatur ist die Frauenfrage oder, sagen wir, Frauensache behandelt worden. Ich nehme nicht an, daß auch nur einer, der zur Frauenfrage gesprochen hat und ernst zu nehmen ist, nicht von Wohlwollen für die Allgemeinheit und mithin auch für den weiblichen Teil derselben erfüllt war. Ich habe manche Ansicht für töricht halten müssen und für unpassend alles erachtet, was so rechts wie links, so auf seiten der Frauen, als auf seiten widerstreitender Männer von Wut und Erbitterung erfüllt war. Der Haß macht bekanntlich blind, und

Digitized by Google

die sich in Wort und Schrift an der Frauenfrage beteiligen, wollen das Gute. Sie haben nur verschiedene Standpunkte, von denen aus sie die Sachlage beobachten, glauben mit klaren Augen zu sehen und tragen doch unbewußt die Brille des Vorurteils, das farbige Augenglas ihrer Partei. Wer aber die Frauenfrage recht beurteilen wollte, der müßte sich die Sonne auf das Herz scheinen lassen.

Die Wissenschaft reicht nicht zu; in der Frauenfrage birgt sich manches, was über den Horizont der Gelehrsamkeit hinausgeht. Der Verstand kann nicht entscheiden, weil er von Gefühlsregungen beschränkt wird. Die Frauenfrage ist äußerst kompliziert; ist eine Frage des Einzelwesens und der Gesamtheit; kann das Kleinliche berühren und soll das Große umfassen. Von der sozialen Frage ist sie ein Zweig und von dem Problem, das die Zukunft der Menschheit aufwirft, ein gar nicht zu trennender Teil.

Als ich vor Jahren mein Buch*) „Die Frau in der Geschichte" schrieb, habe ich mich über die Frage natürlich so objektiv wie möglich auszusprechen gesucht; es war der historische Standpunkt, von dem ich auszugehen hatte. Ich überblickte das in der Menschheitsentwickelung langsam Gewordene und konnte mir sagen, daß wir in der sich steigernden Kultur von Stufe zu Stufe einer größeren Freiheit entgegenschritten. Nicht unverhehlt blieb mir, daß irgendwo im Völkerleben, wie Ben Akiba sagt, schon alles einmal dagewesen; so z. B. im römischen Kaiserreich zuzeiten des Verfalls eine Frauenbewegung, von der größtenteils alles erreicht wurde, was heute von den radikalsten Frauenrechtlerinnen erstrebt wird.

Was ich damals in meinem Buche in einer Schlußbetrachtung in Erwägung von Für und Wider zur Frauenemanzipation gesagt habe, könnte ich heute wörtlich wiederholen; ungeachtet der großen Verschwisterung von Nation zu Nation, von Weltteil zu Weltteil, trotz aller Frauenkongresse, die inzwischen getagt haben. Das Bild, das sich mir darstellt, ist das gleiche; in der Massenerscheinung umfangreicher, in den einzelnen Physiognomien aber keineswegs bedeutungsvoller.

August Bebel schrieb um dieselbe Zeit sein Buch „Die Frau". Er hat darin viel vom ursprünglichen Mutterrechte berichtet, aber was er als vorbildlich ansah, galt mir nur als die unumgängliche unterste Stufe. Wie hätte der Mensch zunächst

*) Verlag Otto Spamer, Leipzig.

Digitized by Google

ein anderes Recht als das, auf das ihn die Natur hinwies, kennen sollen? — Das war etwas rein Instinktives, und wenn es irgendwie ausgebildet wurde und sich noch in irgend einem Erdenwinkel erhalten hat, so hat das für uns sehr wenig zu bedeuten. Die Mutter nährte und schützte das hilflose Kind, und wenn sie dafür Wertschätzung genoß, so zeigte sich darin die erste Entwickelung eines sittlichen Bewußtseins. So wurde Mutterſorge die Urheberin aller zarten Empfindung. Sitte im allgemeineren Sinn kann erst bei der Sippe ihren Anfang genommen haben, und damit gelangte man im höheren Aufstieg zur Erkenntnis von Vaterrechten und Vaterpflichten. Bei fast allen Kulturvölkern haben sie Geltung gewonnen.

Mit dem Erwachen des Familiensinns begann die Veredelung der Menschheit. Die Freude am Fortleben in verjüngter Gestalt führte rückläufig zum Totendienst, zur Ahnenverehrung und zum Glauben an einen Schöpfer der Menschen. In diesem Hergange gewann die Frau für den Mann einen höheren Wert und entwickelte sich bei ihm die Tugend der Ritterlichkeit. Hatte er sich die Frau zu eigen gemacht, so wurde sie ihm auch Schutzbefohlene und endlich in weiterer Folge die Schutzbürgerin des Staates; wenigstens lag dieser Begriff ihrer Unterordnung unter das Haupt der Familie im Sinne des Gesetzes.

Ich muß es für eine gehässige Unterstellung selbstischer Beweggründe halten, wenn einige Frauenrechtlerinnen meinen, daß die Männer die Gesetze nur zum eigenen Besten gemacht hätten. Nein. Was sie darin gaben, gaben sie durchdrungen von dem Pflichtgefühl für Erhaltung des Staates, dessen Bürger sie sich nannten, gaben sie im Sinne der sittlichen oder wohl auch religiösen Anschauungen ihrer Zeit, gaben sie vielleicht in einem einseitig harten Ordnungssinn, aber niemals im Bewußtsein eigenen Vorteils.

Die Frau als eine Bürgerin zweiter Klasse, wie man öfter hört, hinzustellen, hat ihnen sicherlich fern gelegen und liegt auch jenen fern, die der Frau das politische Wahlrecht verweigern. Der eine sieht ein, der andere befürchtet, daß man noch nicht dahin gelangt ist, die Stimmen der Wähler im Kampfe der Parteien wägen zu können. In Zahlen aber vollzieht sich der Sieg der Masse und damit nicht selten die Unterdrückung des Intellekts. Soll aber ein vernünftiger Mensch dazu beitragen, die Massenherrschaft zu verstärken, um den rechten Geist zu erdrücken? — Der Geist pflegt bei der Minderzahl zu sein.

Digitized by Google

Im Ausbau einer sozialpolitischen Entwickelung, wie sie sich in Deutschland vollzieht, könnte man, meines Erachtens, wohl noch dahin gelangen, daß den um das Recht der Persönlichkeit ringenden Frauen das passive Wahlrecht zuerkannt würde. Selbst Männer würden sich im besonderen Falle gern dazu verstehen, einer hervorragenden Frau, einer Frau von Geist und Herz, in der sie eine Mutter des Volkes sehen möchten, an der Wahlurne ihre Stimme zu geben.

Allerdings kann alles nur schrittweise weitergehen, müßte erst das politische Versammlungsrecht für die Frauen erreicht werden. Das aktive Frauenstimmrecht wird noch sehr lange auf sich warten lassen. Die wenigen Staaten drüben über den großen Wassern, wo die politische Gleichwertung von Mann und Frau erreicht wurde, besitzen nicht die geschichtlichen Reminiszenzen Europas, und daraus erklärt sich so manches.

Schon Plato sagte: „Viele Frauen sind zu vielen Dingen besser als viele Männer, und es gibt kein Geschäft in der Verwaltung des Staates, das ausschließlich dem Weibe als Weib, dem Manne als Mann zukäme, sondern die Gaben der Natur sind beiden Arten von Wesen auf ähnliche Weise zugeteilt; und der Natur nach nimmt Weib und Mann an allen Geschäften teil, nur daß das Weib in allem der schwächere Teil ist."

In Griechenland hat diese Anerkennung des weiblichen Geschlechts seitens des ruhmvollen Weisen keine Frauenbewegung hervorgerufen. Bei uns könnte ein solches Wort schon zur Wirkung gelangen. Für die Gemeindepolitik steht in Aussicht, daß der Frauen Wort bald beachtet wird, und an der Wahl des Geistlichen, für die schon jetzt an gewissen Orten Hauseigentümerinnen ein gewisses Stimmrecht besitzen, werden sie sich auch einstmals beteiligen dürfen. Das wird aber um deswillen geschehen, weil es an der Bedeutung der Frau für die Gesamtheit nichts ändert.

Es ist sehr bedeutungsvoll, daß gerade ein Politiker wie Bebel das Buch „Die Frau" schrieb. Er ist einer von jenen Demagogen, die damit rechnen, daß die Frauenfrage von großer politischer Tragweite werden kann, und daß die Auflösung der Familie der Anarchie oder doch seinem „Zukunftsstaat" Tür und Tor öffnet.

Gewiß ist gar nicht zu leugnen, daß das heutige Familienwesen neben Licht- auch Schattenseiten besitzt, daß manches besser sein könnte; aber wie immer es damit beschaffen ist, die Familie

Digitized by Google

bleibt dennoch das Fundament des Staates. Im Selbsterhaltungstrieb muß der Staat daran festhalten. Mit geschichtlich Feststehendem räumt man erst auf, wenn es sich überlebt hat. Die Wandlungen pflegen sich dann durch welterschütternde Ereignisse oder durch das allmähliche Eindringen fortschrittlicher Reformen, denen der Geist in neuen Ideen lange vorgearbeitet hat, zu vollziehen. Damit, daß die Frauenrechtlerinnen den Gedanken von der Gleichberechtigung der Geschlechter verkündeten, würden sie nie eine Frauenbewegung hervorgerufen haben, wären ihnen nicht die sozialen Zustände entgegengekommen. Jede Saat geht nur dann auf, wenn sie den geeigneten Boden für die Entwickelung findet, aber der grüne Keim birgt noch keineswegs die Bürgschaft für die fruchttragende Ähre. Wind und Wetter müssen erst darüber hinziehen und die Sonne muß erst das Werk der Reife vollenden.

* * *

Vor Jahren lautete das Schlagwort in den Redeturnieren für die Sache der Frauen „Bildung macht frei", heute spricht man vom Rechte auf Arbeit und betont stärker denn zuvor das Recht der Persönlichkeit. Ich muß sagen, „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", wenn ich mir vor die Seele rücke, wie die eiserne Notwendigkeit das weibliche Geschlecht herausgefordert hat auf den unruhvollen, Kraft verzehrenden öffentlichen Arbeitsmarkt. Wo an Veredelung gedacht werden sollte, vollzieht sich Verrohung; wo man den Geist heben sollte, erfolgt die Verflachung, wo Gesundheit gefördert werden müßte, tritt Verkümmerung ein. Die Blüte des Lebens wird oft schon im Keime erstickt.

„Arbeit adelt!" — Ein schönes Wort für die freiwillige Leistung, eine Unwahrheit für den, der dazu gezwungen ist im dürftigen Arbeitskittel auf entkräftetem Körper.

Ich spreche gern vom Ehrenkleide der Arbeit und schätze ihren Segen, aber ich habe gefunden, daß sie bei Behandlung der Frauenfrage oftmals überschätzt wurde. Nur um des Grundsatzes willen, daß alle zur Arbeit berufen seien, einen Beruf wählen, der der Familie entfremdet, kann nicht immer von segensvoller Wirkung sein. Der Arbeitsmarkt ist begrenzt; Angebot und Nachfrage regeln das Lohnwesen; großer Zustrom von Arbeitsuchenden drückt die Preise herab.

Digitized by Google

Wahrscheinlich darf man annehmen, daß die Frauen, denen sonst kein Erfindungsgeist nachgerühmt wird, doch die Arbeit an und für sich erfunden haben; waren doch ursprünglich nur Frauen mit der Feldbestellung beschäftigt. Molkerei, Spinnerei und Weberei lagen in ihrer Hand. Von vielen Tätigkeiten dieser Art, so der Hausweberei auf dem Lande, wissen wir das noch bis in unsere Tage. Erst als die Kultur größere Fortschritte gemacht hatte, nahm der Mann der Frau das saure Tagewerk nach Kräften ab. Und das Handwerk, das öffentliche Amt, der Beruf wurde Mannessache. Es wurde ihm Ehrenpflicht, der Ernährer einer Familie zu sein. Die Frau hielt Haus, die Töchter machten sich im Haushalte nützlich. Das mag den erwerbenden Mann öfter zur Überhebung gereizt haben, aber im allgemeinen schätzte er sein trautes Heim hoch, galt ihm die Ehre der seiner Fürsorge anheimgegebenen Frau und Kinder als die eigene, brachte er gern seinen Verdienst dar und erhielt sich damit sein häusliches Glück.

Heute gibt es in der Frauenbewegung unruhige Köpfe, die diesen Zustand für überwunden und rückständig erachten. Einen Beruf nach dem andern erobern die Frauen, und nicht nur aus Not, sondern um des Rechts der Persönlichkeit willen. Das Abhängigkeitsverhältnis vom Manne soll aufhören; sei er Vater oder Gatte; man will frei sein und will ihm nichts zu danken haben. „Selbst ist die Frau" soll es heißen.

Sicherlich ist den Frauen in der Bewegung zu danken, daß sie darauf Bedacht genommen haben, daß es der Frauen Würde nicht entspricht, eine Versorgung in der Ehe zu suchen; sicherlich sollte jedes Mädchen soviel lernen, um niemand zur Last zu fallen; sicherlich hat jedes Talent das Recht freier Entfaltung, aber man gehe in seinen Ansprüchen nicht zu weit. Für das Recht der Rücksichtslosigkeit halte sich die Frau für zu vornehm und nimmer vergesse sie, daß sie von der Natur doch zu einer höheren Aufgabe als zur Beteiligung an dem Kampfspiel auf dem öffentlichen Arbeitsmarkte berufen ist.

Die soziale Frage richtet sich an die Menschheit. In ihrer Beziehung zur Arbeiterin berührt sie sich auch mit der Ethik, der Hygiene und mancherlei Imponderabilien. Eine soziale Gesetzgebung der Zukunft dürfte imstande sein, die Frau überhaupt von jeder Arbeit außerhalb ihres Hauses zu befreien — wir wissen nicht „was in der Zeiten Hintergrunde schlummert" —, aber von der Lebensaufgabe, die ihr die Natur zugewiesen, ist sie nicht frei zu machen; oder es sei, daß die Menschheit den Fortbestand

Digitized by Google

des Lebens verneinte und sich zum freiwilligen Aussterben entschlösse.

Man hört oftmals von einer Überproduktion auf den Gebieten der Industrie. Auf den Gebieten der Kunst mangelt nicht selten die Nachfrage. Täglich werden neue Maschinen erfunden, die den Bedarf menschlicher Arbeitskraft verringern. Es wäre menschenunwürdig, wollte man dem Erfindungsgeist, der höchstachtbaren Schöpfungskraft des Verstandes Einhalt gebieten. Noch menschenunwürdiger würde es sein, sollten die Erfindungen nicht endlich zur Erleichterung eines schweren Tagewerkes durch Menschenhand, zur Befreiung von Lasten, zur Gewährung des Genusses eines freudvollen Lebens beitragen.

Gewährt nur die Arbeit Erwerb, so sind wir schon zu humanistisch, um es dulden zu können, daß der Arbeitswillige, der keine Arbeit findet, dem Hungertode preiszugeben sei. Die sozialen Umwälzungen, die eintreten werden, weil sie eintreten müssen, werden kaum dahin führen, daß die Faust die Maschine zertrümmert; viel eher werden die Männer gegen die Mitbewerberinnen um Arbeit revoltieren und den Arbeitsmarkt für sich frei machen.

Der Gang der Weltenuhr läßt sich nicht hemmen. Die kleinen Mittel der Wohltätigkeit reichen nicht dazu aus; zur Wohlfahrt der ganzen Nation steuert das Staatsschiff, und erreicht es nicht dieses Ziel, durch Stürme, Wogen und Brandung, so schlägt dereinst seine Stunde, wo es zerschellt.

Man kann in der Frauenbewegung ein Zeichen der Senilität der herrschenden Zustände sehen, aber man kann sie auch zu dem Jungbrunnen der Nation werden lassen.

Die Statistik weist nach, daß es in Deutschland eine große Überzahl von Frauen gibt, aber sie weist auch nach, daß die männlichen Geburten die weiblichen bedeutend überwiegen. Damit bestätigt sich die Ansicht eines Philosophen, daß im Schöpfungsplan der Natur stets die Hervorbringung des Stärkeren liege. Auch der Umstand, daß auf der ganzen Erdoberfläche viele Millionen Männer mehr leben als Frauen, darf nicht übersehen werden.

Nehmen wir nun an, daß uns die Bodenreform, von all den Gesichtspunkten aus, von denen sie angestrebt wird, bessere Raumverhältnisse schaffen wird; daß es den Gesundheitsmaßregeln mit der Zeit immer mehr gelingen wird, das Leben zu sichern, so kann es sehr bald geschehen, daß sich die Frauen in der Minderzahl befinden und darin bleiben.

Digitized by Google

Gegenwärtig herrscht in der Frauenbewegung in den bürgerlichen Kreisen ein aristokratischer, in den Lohnarbeiterkreisen ein sozialdemokratischer Zug. Schön ist an dem aristokratischen Zuge, daß er sich auf die Ausbildung der Intelligenz bezieht, zu beklagen aber bleibt, daß die dem Studium zustrebenden Frauen sehr dazu beitragen werden, in dem weiblichen Geschlecht Klassengeist groß zu ziehen und ferner das Überhandnehmen unseres Gelehrtenproletariats in bedenklicher Weise zu fördern.

Aus sogenannten Schicklichkeitsgründen sollte man sich dem Frauenstudium nicht entgegenstellen. Das Für oder Wider muß dem Ermessen des Individuums vorbehalten bleiben. Für einige Zweige des Wissens war es um der Mitschwestern willen gewiß willkommen zu heißen, und die Freiheit der Entschließung ist so eng mit der Würde jedes Mündigen verknüpft, daß sie gewahrt bleiben muß. Auch in alten Zeiten hat es gelehrte Frauen gegeben und daraus ist der Gesamtheit kein Schaden erwachsen. Erst in der geflissentlichen Förderung eines weiblichen Massenzustromes zu den Hochschulen liegt die Gefahr, eine physische, psychische und staatsökonomische.

In dem großen Staatshaushalt wird der Frau stets die Rolle zugewiesen bleiben, in der sie sich in dem ihr ureigenen Wesen der Mütterlichkeit betätigen kann. Auch wenn ihr Hochschulen und Fabriken verschlossen würden, so würde man sie doch nie von den Stätten verdrängen, wo der milde Sinn und die weiche Hand sich im Dienste der Menschheit betätigen können. Der Mann wird stets mehr auf die Produktion für den Weltmarkt, die Frau auf die Beteiligung an der Förderung des Wohlbehagens in diesem Erdendasein hingewiesen sein. Ist sie Mutter, so soll sie auch Erzieherin werden und den Samen des Guten in die Seele des Kindes legen. Das Wissen erwirbt sich das Kind in der Schule; Gemüt und Charakter müssen im Hause entwickelt werden. Dem haben sich die Frauen nicht zu entziehen, weder im Amt, noch in der Werkstatt, weder im höheren Beruf, noch im Rausch des Vergnügens und der Pflege des gesellschaftlichen Verkehrs. Eine Frau, die sich dieser Pflicht entzieht, ist minderwertig; eine Frau, die wähnt, daß sie dazu studiert haben müßte, einfältig. Die echte, rechte Frau jedes Standes findet im Herzen ihren Lehrmeister.

Wo des Mannes Schwert Wunden schlägt, mag die Frau den Heilbalsam auflegen. Fordert ihn das Verkehrswesen hinaus auf die wogende See, so wird, sinnbildlich gesprochen,

Digitized by Google

noch immer Penelope am Webstuhle schaffen und seiner Wiederkehr harren.

Aus der Geschichte weiß man, daß wie in Rom so in Ägypten schon einmal Sitten und Zustände herrschten, wie sie jetzt von Frauenrechtlerinnen erstrebt werden; man kann auch daraus lernen, daß diese Zustände unhaltbar wurden. Wo die Weiber herrschen, bereitet sich in der Entartung der Männer der Untergang der Nation vor. Blicken wir zurück auf das gesegnete Land am Nil, wo die liebreizende Kleopatra zur Zeit Julius Caesars regierte, wie zeigt sich dann der Wechsel der Zeiten! — Die edle Philosophin Hypatia hauchte dort in der „heiligen Stadt der Heiden" ihr Leben unter den Steinwürfen fanatischer christlicher Mönche aus. Nach den Christen wurden die Bekenner des Islam Herren des Landes, und wie es unter dem Zeichen des Halbmonds um das Los der Frauen steht, das berichtet ein schwarzes Buch über die Unterdrückung von Menschenrechten und von Sklaverei.

Nach der Geschichte vollziehen sich eigenartige Kreisläufe. Auch bei uns wird es vermutlich einmal ganz anders werden, als es jetzt ist; auch das Moderne wird in den Zustand des Vermoderns geraten. Ich befürchte nicht, daß man noch einmal eine Hypatia steinigen werde. Nein; ich hoffe, daß der Frau bei Lösung der sozialpolitischen Frage eine hohe sittliche Aufgabe zufallen wird.

* * *

Auf gesellschaftlichem Boden befand ich mich einmal an der Seite einer schlichten Frau, die in ihrem Dasein schon Sorge und Not kennen gelernt hatte. Ich beobachtete mit ihr ein junges Mädchen von außergewöhnlichem Liebreiz, und in meinem Entzücken über das liebliche Wesen rief ich aus: „Was haben Sie für eine reizende Tochter!" Meine Nachbarin sah mich darauf glückstrahlend an und umfaßte warm meine Hand. „Ja, finden Sie?" sagte sie, „es ist ein Wunder, daß ich ein so gesundes Kind haben konnte," fuhr sie fort, „denn ich war vor ihrer Geburt recht elend. Aber ich habe alles, was ich bei der Seele hatte, in sie gelegt und nun sehe ich in ihr werden, was ich gemocht und nicht konnte; sie hat wirklich alle die Gaben, die ich mir hätte ersehnen mögen."

So sprachen aus der fürsorglichen Mutter Freude und Stolz,

Digitized by Google

und ich konnte nur erwidern: „Dann ist also das Wesen der Tochter die Seelenblüte des Mutterherzens in voller Entfaltung.“

Ich erinnerte mich bei diesem Gespräch einer Ansicht Otto von Leixners über die Vorbedingungen des Lebens; dachte daran, wie es käme, daß bedeutende Männer meist die Söhne begabter sinniger Mütter gewesen sind, und daß die tapfere schwedische Schriftstellerin Ellen Key in vielem recht haben könne, was sie in ihrem Buche „Das Jahrhundert des Kindes“ geschrieben hat.

In ihrer sittlichen Forderung einer Regeneration des geistig und körperlich gesunden Menschen, eines Pflichtbewußtseins der Gegenwart für die Zukunft kann man der schwedischen Philanthropin nur zustimmen. Und wenn Ellen Key nach dem Vorbilde des spartanischen Gesetzgebers Lykurg dem Staate um seiner selbst willen die Aufgabe der Versorgung aller Mütter stellt, so zeigt sie, daß sie die Frauenfrage als eine Frage der Gesamtheit auffaßt. Das ist sie. Die Spartanerinnen können uns in ihrem Gemeinsinn noch heute als Ideale vorschweben; nur schade, daß wir viel zu anspruchsvoll geworden sind, um zu spartanischen Sitten und Gebräuchen zurückkehren zu können. Unsere gesteigerte Kultur ist das Hindernis von gar vielem, was der Menschheit ersprießlich sein könnte!

Eine Versorgung der Mütter, wie sie Ellen Key wünscht, müßte auch zu einer Art Kasernierung der Mütter führen. Wir gewönnen damit eine Art Frauenklöster im vollständig entgegengesetzten Sinne der Klöster des Mittelalters. Dagegen aber sträubt sich der Individualismus. Jeder Mensch sehnt sich nach einem eigenen Heim und nach Selbständigkeit, und in diesem Wunsche zeigt sich, daß Mann und Frau einander ergänzen, und das Kind, dessen Jahrhundert nach Ellen Key angebrochen sein soll, es gehört beiden. Da aber der Mutter die schwereren Pflichten für das Kind zufallen, so ist es auch recht und billig, daß der Mann für Frau und Kind sorgt.

Welche Entsittlichung würde es herbeiführen, wenn man dem Staate zuweisen wollte, was Ehrensache der Persönlichkeit ist?! In besonderen Notfällen mag diese Staatsfürsorge ja empfehlenswert sein, aber die Lösung der Frauenfrage wird damit so wenig erreicht wie die Lösung der ethischen oder sozialen Frage, die eine Aufgabe des Jahrhunderts sein dürfte.

Als die Menschen aufhörten, Gefallen an dem Nomadenleben und Herdenwesen zu finden, gewann für sie die Ehe den Begriff der Heiligkeit, und wenn sie diesen Begriff für diejenigen,

Digitized by Google

die sie schlossen — ob zivilrechtlich oder kirchlich oder selbst durch freies Gelöbnis, bleibt sich gleich — verliert, so liegt das nicht an der alten Institution, sondern an den beiden Menschen, die sich einander nicht verstehen und darum getrennt werden sollten, damit sie nicht in Unheiligkeit miteinander leben müssen.

Allerdings hört man jetzt öfter Ansichten, daß man glauben möchte, jede Ehe sei ein Kriegszustand und jeder Mann dem wegbelagernden Raubritter gleich. Man hört das am häufigsten da, wo auch die Schalmei vom ewigen Weltfrieden ertönt. Mag dem sein, wie ihm wolle, noch besitzt das Menschenherz ein sympathetisches Mittel für die Friedensverhandlungen unter den beiden, die einander ergeben sein sollen in Freud und Leid, in Sorge und Glück.

Die Aufgaben der Zukunft sind, wie schon gesagt, neben ethischen soziale, und will die Frau dem Manne in Wahrheit und nicht nur in irgendwelcher papiernen Verschreibung neben- und nicht untergeordnet sein, so muß sie auch Verständnis für die Aufgaben ihrer Zeit und ihres Volkes gewinnen. Dazu führen weder Fachstudien, noch Künste, dazu genügt die Erkenntnis, daß wir alle Glieder eines großen Ganzen sind und fortleben in künftigen Generationen.

Der Radikalismus und der frommste Glaube an die himmlische Seligkeit haben ein gemeinsames Losungswort, das Wort: Empor. Mit ihm zusammen fällt: Weiterentwickelung, Veredelung, Selbsterziehung, Gesundung, Ethik, tiefste Religiosität. Manchem wird der eine den anderen Begriff ersetzen, das Ziel bleibt das gleiche.

Fühlt erst jeder Mann, daß er der Welt und seiner persönlichen Würde etwas schuldig geblieben ist, wenn er nicht die Sorge für Weib und Kind auf sich genommen hat, dann wird die Frauenfrage ihrer Lösung entgegengehen. Bis dahin wird man auch die Kraft gefunden haben, die Macht des Gegenwartsgötzen Mammonismus zu brechen. In ihm wurzelt das Übel der Seelenverkäufe, der Geldheiraten, der moralischen Versumpfung. Die Lohnsklaverei dauert nicht ewig. Bricht einmal der Götze Mammon in sich selbst zusammen, dann wird sich die Regierung auf den großen Volkskörper stützen, und der hat Mark in den Knochen und Blut in den Adern.

Auffällig ist, daß die Frauenbewegung, die die Emanzipation bezweckt, schon jetzt, wo sie nur auf gewerblichem Boden Wesent-

Digitized by Google

liches erreicht hat, bereits einer Gegenströmung begegnet. Von dieser wird das Recht auf die Mutterschaft sehr stark betont, und das würde meines Erachtens kaum geschehen sein, wenn nicht seitens der Rechtlerinnen eine gewisse Verpflichtung versucht wäre, abzulehnen. Das Unnatürliche taugt nichts, und um das Natürliche sollte man nicht rechten, das Persönliche muß indessen der Persönlichkeit vorbehalten bleiben.

Auffällig ist auch, daß gerade in der Literatur weiblicherseits so oft die Sprache glühender Leidenschaft geredet wird. Es ist das ein Charakterzug des Modernen, wird also etwas Vorübergehendes sein. Flackerfeuer kann zwar ein großes Schadenfeuer anrichten, hält sich aber nicht lange. Von den Gluten des Herdes geht der Segen des Feuers aus. Darum galt es in alten Zeiten als geheiligt und sorgten Priesterinnen für seine Unterhaltung. Sinnbildlich waltet eine Frau, die die Lebensverhältnisse nicht auf rauhe Weise in die Strömung des großen Marktes getrieben haben, des geheiligten Feuers noch heute. Weder die Gretchen noch die Kätchen sind ausgestorben.

Auffällig ist ferner, daß wir auch wieder männlicherseits eine Literatur haben, die, wie zu den alten Zeiten des Mönchtums, den Frauenhaß predigt. Man erinnere sich an Tolstoj, Strindberg und Nietzsche. Ich denke mir, es liegt ein tieferer Sinn in dem, was diese Männer sagen, um den Abscheu vor dem Weibe zu nähren. Sie wollen den Mann männlicher wissen, gestählтere Charaktere und reinere Sinne. Der Gedanke der Sündenvererbung von Kind auf Kindeskind bedrückt ihre Seele, die sie in die Volksseele umsetzen, so sehnen sie einen Erneuerungsprozeß des Blutes herbei. Der Blick kann sich nur dann hoffnungsvoll auf die Zukunft richten, wenn die Schuld aus der Vergangenheit von der Gegenwart getilgt ist.

Ideale Zustände sind es nicht, die die Kraft der Frau der Großindustrie überlieferten. Wo Millionen von Frauen um das tägliche Brot kämpfen, kann es um die Wohlfahrt der Menschheit nicht so bestellt sein, wie wünschenswert wäre. Der Wettstreit der Geschlechter auf allen Gebieten des Berufs ist nicht dazu geeignet, das Wohlbefinden in diesem Erdendasein zu fördern. Kann man ihn heute noch als ein Kampfspiel erachten, in dem die Frauen ihre Geschicklichkeit entfalten, ihren Geist leuchten lassen und überzeugend dartun, daß sie dem Manne in manchem gewachsen sind, wozu er allein sich berufen wähnte, so wird doch die Zeit kommen, wo das Spiel mit den Waffen aufhört und

Digitized by Google

der Krieg beginnt. Wie Hungersnöte Aufstände herbeigeführt haben, so können auch Arbeitsnöte, die damit gleichbedeutend sind, umstürzlerisch wirken. Mann und Frau sind zu gegenseitiger Ergänzung, nicht zur Gegnerschaft bestimmt.

Darf heute beklagt werden, daß so viele Männer, die anders es sollten, sich nicht mehr zur Ehe entschließen mögen, so wird es bald dahin kommen, daß sie es nicht mehr wagen dürfen, weil sie die Aussicht verloren, eine Familie erhalten zu können. Solche Umstände aber müssen zur sittlichen Entartung führen, müssen die Wildnis erweitern, müssen den Boden untergraben, den die Zivilisation einst urbar gemacht und mit umfriedeten Heimstätten für glücklich sein wollende Menschen bebaut hat.

Aufzuhalten ist der Strom nicht in seinem Lauf, aber man kann ihn eindämmen und verhindern, daß er Verheerungen anrichtet, kann seine Wasser nutzbar machen und die Kraft seiner Strömung betriebsam werden lassen. Dann wird man an seinen Ufern Häuser bauen und Gärten anlegen, und die Lebensfreude wird dort ihr Jubellied singen.

Den Lauf von der Erde zum Himmel wird die Geschichte niemals verzeichnen können, möge sie einst sagen können, daß die Irrlichter erloschen, weil die Sümpfe zu fruchttragenden Äckern wurden, daß die Frauenfrage ihre Lösung fand im geläuterten Menschentum.

Schule und Fachbildung.

Von Ph. Münch.

Kultur deckt sich nicht mit Zivilisation. Kultur bedeutet etwas Besonderes, zu dem die Zivilisation gewissermaßen nur den Untergrund, den Sockel bildet. Kultur ohne Zivilisation ist also nicht denkbar. Es muß erst eine gewisse Freiheit von der Natur und ihren Gewalten erreicht sein, was eben Sache der Zivilisation ist und was diese auch mit Hilfe der Technik mehr und mehr erreicht, bevor die Kultur einsetzen kann, die sich einzig und allein

Digitized by Google

auf die Befreiung des Geistes, des wahren Selbstes im Menschen bezieht. Die Kultur ist also das Höhere; die Zivilisation ist nur das Mittel zu diesem Höheren. Niemals werden wir nun uns so mißverstehen können und das Mittel zum wahren und einzigen Ziel unseres Lebens machen wollen. Vielmehr wird unser ganzes Sinnen und Trachten darauf gehen, unser Leben so viel wie möglich in den Dienst der Kultur und ihres Fortschrittes zu stellen. In den Dienst der Kultur, deren Wesen nicht nur darin besteht, alle Beziehungen zum Weltgrunde, also das ästhetische wie intellektuelle Verhältnis zu Gott, aufzudecken, sondern das religiös-sittliche Leben nach dieser Erkenntnis nun auch praktisch umzugestalten.

Gibt es nun im Leben zwei Aufgaben zu lösen: einmal die Zivilisation zu fördern, das andere Mal den Kulturfortschritt zu ermöglichen, so müssen wir uns fragen, wie hat sich die Schule zu diesen beiden Lebensaufgaben zu stellen, da sie doch fürs Leben vorbereiten soll, non scholae, sed vitae discimus? Für welche von beiden Lebensaufgaben hat sie vorerst und unter allen Umständen vorzubereiten? Und hat sie genug getan, wenn sie z. B. den Kindern eine allgemeine Bildung verleiht, wodurch diese in den Stand gesetzt werden, sich später im Leben rege an der Förderung des Kulturprozesses zu beteiligen? Oder muß sie ihnen auch noch eine gewisse Fachbildung mit auf den Weg geben, damit sie möglichst bald imstande sind, sich als nützliche Glieder der Menschheit zu erweisen und durch Teilnahme an der Erweiterung der Zivilisation die Befreiung von den Schranken der Natur zu unterstützen?

Die Beantwortung der zweiten Frage wird einfach davon abhängen, ob genügend Zeit vorhanden ist, das Kind für beide Lebensaufgaben in der Schule vorzubereiten, ohne es der Überbürdung auszusetzen. Denn die Überbürdung hat zur Folge, daß das Kind später sich weder der einen noch der anderen Aufgabe unterziehen kann, da seine Kräfte frühzeitig verbraucht sind und seinem Geiste, noch bevor dieser sich hat vollkommen entwickeln können, jede Schwungkraft genommen wird.

Was aber die erste Frage anbetrifft, so ist klar, daß die Schule vor allen Dingen für eine allgemeine Bildung zu sorgen hat. Dafür spricht nicht nur, daß diese für die höhere Lebensaufgabe vorbereitet, sondern auch, daß sie etwas vermittelt, was durch Aneignen von Fachkenntnissen allein niemals erworben werden kann, ohne das aber auch die Fachkenntnisse totes Material bleiben, nämlich das logische Denken. Wie in aller Welt will

Digitized by Google

man dieses z. B. an der Hand der Naturkunde lernen? Hier, wo es sich lediglich um Beschreibung, Nomenklatur und Klassifikation handelt und jedes Verständnis des Kausalzusammenhanges fehlt? „Kunde ist eben nur ein Sammelsurium von Kenntnissen, aber keine Wissenschaft, und die sogenannte Wissenschaftlichkeit in einer solchen Kunde besteht nur in den mehr oder minder verständigen, aber immer willkürlichen Kriterien der Klassifikation“ (Ed. v. Hartmann, Zur Reform des höheren Schulwesens). Nicht nur, daß die Naturkunde die armen Kindergehirne mit einem ungeheueren Ballast an Gedächtnismaterial überladet, an dem sie sich dumm lernen, sie verleitet außerdem zur Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit in den wichtigeren Fächern, da nach dem Gesetz der individuell beschränkten Aufmerksamkeitssumme nicht viel von der Aufmerksamkeit übrig bleiben kann, wenn sie bereits ganz von der Naturkunde in Anspruch genommen wird, wo sie nicht selten in eine leidenschaftliche Sammelwut auf Steine, Pflanzen, Käfer usw. ausartet.

Was aber die „Schärfung des Beobachtungssinnes“ durch die Naturkunde anbetrifft, so hat dieser Nutzen doch nichts gemein mit dem logischen Denken. Das Beobachten erstreckt sich hier lediglich auf das Ordnen des Erfahrungsstoffes nach Ähnlichkeit und Verschiedenheit, bildet also erst die allerniedrigste Vorstufe zum wissenschaftlichen Denken, das erst mit dem Auffinden von Gesetzen beginnt, und gehört so mehr in die Kindergärten und die Elementarklassen der Vorschule. Nicht einmal die Weckung und Steigerung der Aufmerksamkeit kann zu ihren Gunsten angeführt werden. Denn entweder ist das Interesse ein unmittelbares, dann ist auch die Aufmerksamkeit ohne weiteres gegeben, und zwar, wie wir sahen, als mehr oder weniger einseitige, die von den wichtigeren Unterrichtsgegenständen ablenkt. Oder sie muß künstlich geweckt werden, indem das Interesse künstlich durch die Willenskraft der Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung als mittelbares Interesse für ferner liegende abstrakte Ziele hervorgerufen wird. Als solche gehört sie aber zu den charakterologischen Eigenschaften, und die anzuerziehen bedarf es ganz anderer Erziehungsmittel, als Spezialunterricht in der Naturkunde.

Etwas anderes wäre es, wenn an Stelle der Naturkunde die Naturgeschichte träte, und zwar Naturgeschichte in dem Sinne, daß die Natur in ihrer kosmischen, tellurischen und biologischen Entwickelung gelehrt würde, d. h. also Mineralogie und Geognosie unter Einschluß der Geologie und ebenso Zoologie und Botanik

Digitized by Google

unter Einschluß der Abstammungslehre. Denn dann wäre sofort der kausale Zusammenhang in das Material der vergleichenden Organismuskunde gebracht und obendrein würde die Stellung des Menschen in der Natur ganz anders richtig verstanden werden, als jetzt.

Am besten aber lernen wir doch denken an den Fächern, die mit Fachbildung zunächst direkt nichts zu tun haben, nämlich an Mathematik, Physik und vor allen Dingen an alten Sprachen. Am einseitigsten hiervon ist noch die Mathematik. Denn diese beschäftigt sich nur mit den formalen Beziehungen innerhalb einer einzigen Kategorie: der Quantität. Soweit jedoch das logische Denken sich nur innerhalb dieser engen Grenze bewegt, ist die Schulung desselben durch dieses Fach bedeutend, nur darf die Fertigkeit in der Lösung mathematischer Aufgaben keine gedächtnismäßig und mechanisch angeeignete sein.

Bei weitem vielseitiger schon ist die Physik. Hier haben wir es mit einer wirklichen Wissenschaft der Natur zu tun, die uns den kausalen Zusammenhang der Erscheinungen erkennen lehrt, indem sie uns das System unabänderlicher Naturgesetze aufdeckt, wonach sich der kausale Zusammenhang der Erscheinungen bestimmt, und die logische Abhängigkeit dieser Gesetze selbst wieder voneinander sowie ihre Deduzierbarkeit aus mathematisch-mechanischen Prinzipien nachweist.

Am vielseitigsten jedoch ist die Sprache, denn in den Sprachformen sind wesentlich die Denkformen mitgegeben, und die Verknüpfungsweise der Sprache ist das Gegenbild der Verknüpfungsarten der Gedanken. Indem man die Sprache mit reflektierendem Bewußtsein studiert, lernt man an ihr unbewußt denken (a. a. O.). Von den Sprachen aber ist es wiederum die griechische, welche dies am besten vermittelt, da ihr formaler Organismus, d. h. der Organismus ihres ganzen Baues und die Entwickelung ihrer Formen von allen Sprachen mit Ausnahme des Sanskrit auf der höchsten Stufe steht. Außerdem ist sie als tote Sprache nicht mehr dem Wechsel unterworfen und bietet daher ein hinlänglich festes Lehrobjekt, was bei lebenden Sprachen nicht der Fall ist, was jedoch für die sichere Erlernung einer Sprache von ungeheurem Vorteil ist. Was ihr aber in inhaltlicher Beziehung an reicherer und vielseitigerer Ausdrucksfähigkeit für den geistigen Gedankengehalt abgeht, das findet reichlichen Ersatz in Erlernung der Muttersprache und der französischen Sprache.

In diesen beiden Sprachen ist deshalb auch der Aufsatz vor

Digitized by Google

allen Dingen am Platze. Und zwar dient die Übung im französischen Stil, der „die Individualität der Ausdrucksweise ausschließt und den Gedankengang in eine konventionelle typische Form bannt", dazu, „die germanische Tendenz nach ungebändigtem Individualismus durch diese Läuterungsstufe veredelt sich selbst zurückzugeben", während die Muttersprache „neben der Übung im aktiven sprachlichen Ausdruck, in der theoretischen Bemeisterung eines Gedankenstoffes durch die Disposition und in der logisch-stilistischen Durcharbeitung desselben einzig und allein diejenige Vertrautheit mit den Ausdrucksmitteln gewährt, die zur freien Entfaltung des nach Anlage und Entwickelungsstadium des Schülers erreichbaren Maximums selbständiger Gedankenexposition nötig ist" (a. a. O.).

Auf diese Weise sorgt die allgemeine Bildung für die Steigerung der Denkfähigkeit durch formale Ausbildung des Geistes, wie sie bloße Zufuhr von Material und bloße Bildung von Spezialbegriffen nie und nimmer erreichen können, und ohne die auch das reichhaltigste angesammelte Material von Fachkenntnissen, wie gesagt, nur totes Material bleiben würde. Ein durch formale Ausbildung des Geistes im Denken Geschulter ist für alle Sättel gerecht und wird bald auf jedem Pferde reiten lernen, sobald er sich nur das nötige Material von Fachkenntnissen beschafft hat.

Nun kommt aber noch hinzu, daß die allgemeine Bildung für die höhere Lebensaufgabe vorbereitet, nämlich an der Förderung des Kulturfortschrittes teilnehmen zu können. Wenn nun auch der Kulturfortschritt nur möglich ist, soweit der Fortschritt der Zivilisation gesichert ist, so darf doch niemals die Zivilisation zur Hauptsache gemacht werden, sondern kann erst in zweiter Linie Berücksichtigung finden. Denn „das Verhältnis der Kultur zur Zivilisation ist durchaus keine direkte Proportionalität, als würde die Kultur in dem Maße gesteigert, wie die fortschreitende Zivilisation. Viel eher könnte man das Gegenteil behaupten, wie das Beispiel der griechischen Antike beweist" (L. Ziegler, Das Wesen der Kultur). Da nun hierbei selbstverständlich das zivilisatorische Minimum nicht quantitativ zu verstehen ist, so muß zum mindesten auf den höheren Schulen die allgemeine Bildung in ihrer höchsten Potenz gesichert sein. Denn aus diesen Schulen gehen in der Regel die geistigen Kulturträger hervor, von deren Durchschnittsbeschaffenheit der Fortschritt der nationalen Kultur abhängt.

Es erhebt sich nun, nachdem die hohe Wichtigkeit der all-

Digitized by Google

gemeinen Bildung und ihr Vorzug vor der Fachbildung dargetan ist, die Frage, ob nicht die Schule noch außerdem für die Aneignung von Fachbildung Sorge zu tragen hat. Das hängt, wie wir schon zu Anfang darauf hinwiesen, davon ab, ob dazu noch die nötige Zeit vorhanden ist, ohne daß eine Überbürdung der armen Kindergehirne verursacht wird, wodurch nur Geisteskrüppel großgezogen würden, die überhaupt zu nichts befähigt wären.

Nun, daß nachgerade das Maß an Anforderungen in der Schule, soweit es nicht die Frische des kindlichen Geistes sowie die Lust am Lernen unwiederbringlich zerstört und den Keim des Siechtums in die jungen Leiber legt, daß dieses Maß längst überschritten ist, drängt sich wohl auch dem blödesten Auge auf. Wo aber wirklich durch die letzten Schulreformen dem Rechnung getragen worden ist, geschah es auf Kosten der allgemeinen Bildung, so daß nichts Halbes und nichts Ganzes an Stelle des Alten getreten ist. Soll also wenigstens Eins, und das kann nach dem eben Dargelegten nur die allgemeine Bildung sein, wirklich und ganz erreicht werden, so darf unter keinen Umständen als Bestimmungsgrund für die Organisation der höheren Schulen die Rücksicht auf künftige Berufsbildung aus Utilitätsrücksichten gelten; dann muß vielmehr alle antizipierte Berufsbildung unweigerlich ausgestoßen werden und das rein humanistische Prinzip unter totaler Verwerfung des utilitaristischen als allein maßgebend bei Aufstellung der Klassenziele und Klassenpensa angesehen werden.

Nur so allein kann in den Sprachen der Hauptwert auf den verstandesmäßigen Betrieb gelegt und diesem der Vorzug vor dem gedächtnismäßigen gegeben werden, und können die Fächer, die mit dem Gedächtnis bewältigt werden, mehr in den Hintergrund treten. Vor allen Dingen kann der mittelalterliche Zopf des Lateinunterrichts mit gutem Gewissen stark beschnitten, wenn nicht ganz beseitigt werden. Denn wir sahen, die Denkkraft wird am intensivsten und trefflichsten an der griechischen Sprache geschult und gesteigert. Außerdem aber kommt noch hinzu, daß der Glanz der griechischen klassischen Literatur bei weitem den Glanz der römischen Klassizität überstrahlt, wie der Glanz der Sonne den des Mondes, und daß zur allgemeinen Bildung nicht nur die Schulung des Verstandes, sondern auch die des Geschmackes, des ästhetischen Sinnes gehört, während die Pflege des Gefühls doch mehr oder weniger dem Hause, der Familie überlassen bleiben muß. Aber wo kann der ästhetische Sinn besser

Digitized by Google

gepflegt werden, als an „dem klassischen Hellenentum, jener zauberhaften Welt der ewigen Schönheit und des harmonischen Menschenseins, jener einzigen nie wiederkehrenden Erscheinung in der Weltentwickelung, an der als an einem berauschenden Ideal die Blicke unserer Besten hingen“ (Hartmann, a. a. O.).

Mit Verwerfung des utilitaristischen Prinzips wird nicht nur mit einem Schlage der alle Frische und Freude vernichtenden Überbürdung vorgebeugt, es wird auch wirklich etwas Ganzes, nämlich eine Bildung erzielt, die man mit Recht allgemeine Bildung zu nennen befugt ist, und zwar auf die vollkommenste und einfachste Art und Weise. Damit fallen von selbst die verschiedenen Sorten von höheren Schulen dahin, da sie ja alle den einen Zweck verfolgen, einzig und allein allgemeine Bildung zu vermitteln, die keiner Ergänzung bedarf, da sie sonst notwendige Bestandteile vom Bildungsideal außer sich lassen würde, also keine allgemeine Bildung wäre.

Daß jetzt die Zwitteranstalt des Realgymnasiums und die Oberrealschule die Berechtigung zum Besuch der Universität erlangt haben, beweist doch nur, daß die Universität nicht mehr wie früher die Hauptaufgabe hat, allgemeine Bildung zu vermitteln, sondern wie das Polytechnikum und die Handelsakademie höhere Fachbildung, und daß zu dieser Fachbildung jene Anstalten ziemlich gleich gut vorbereiten. Nie und nimmer aber beweist es, daß sie Anspruch darauf erheben dürfen, gleich gut allgemeine Bildung mitzuteilen, wie sie wenigstens dem Bildungsideal des deutschen Mannes entspricht. Und auch das Gymnasium kann dies nur insoweit, als es die griechische Sprache nicht ganz außer acht läßt. Aber es hat nachgerade das Minimum in dieser Hinsicht erreicht und noch ein Schritt weiter, so verliert auch diese Anstalt den altbewährten Ruhm, humanistische Bildungsanstalt zu sein.

Selbstverständlich muß, wenn auf den höheren Schulen das Bildungsideal gesichert ist, auch für die Übermittelung einer mittleren allgemeinen Bildung Sorge getragen werden, damit der von der kulturtragenden Minderheit getane Kulturfortschritt auch in der Masse Widerhall findet. „Eine Kultur kann nur werden, wenn sich der gemeinsame Wille eines Volkes zu ihrer Verwirklichung bereit erklärt“ (Ziegler, a. a. O.). Aber wenn schon bei der höheren Schule jede Rücksicht auf fachmäßige Ausbildung beiseite geschoben werden mußte, um wie viel mehr muß dies bei der mittleren Schule geschehen, wo nur sechs Jahre zur Ver-

Digitized by Google

fügung stehen und gleichwohl ein einigermaßen harmonisch abgeschlossener Bildungsgang gewonnen werden soll noch vor Eintritt in die Fachschule. Damit auch nicht die leiseste Verquickung beider Prinzipien möglich wird, bleiben am besten auch hier Mittelschule und Fachschule getrennt, wie es z. B. noch in Sachsen und Bayern der Fall ist. Dann wird es gar bald möglich sein, in den vorhandenen Mittelschulen das vorzeitige Hereinziehen von Fachbildung gänzlich zu beseitigen und sich mit nur einer Fremdsprache zu begnügen. Non multa, sed multum darf dann auch hier wieder als Grundsatz gelten.

Daß von beiden neueren Sprachen selbstverständlich dem Französischen der Vorzug gegeben werden muß, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Die englische Sprache nimmt nachgerade die tiefste Stufe sprachlichen Verfalls ein, besitzt also gar keinen formalen Bildungswert. Was aber den Inhalt betrifft, so bedürfen wir nach dieser Seite hin infolge der nahen ethnologischen Verwandtschaft gewiß keiner Ergänzung. Ganz anders verhält es sich mit dem Französischen. Auch hier zeigen die Flexions- und Wortformen einen tiefen Verfall, aber die französische Syntax ist doch noch fein und reich genug ausgebildet, um für allgemeine Bildungszwecke einigermaßen auszureichen. Außerdem gewährt die Bekanntschaft mit dem Wesen des höchstentwickelten Volkes der romanischen Rasse eine recht glückliche Ergänzung der deutschen Einseitigkeit. Welchen Wert endlich die Pflege des französischen Stils durch den französischen Aufsatz besitzt für die formale Bildung, darauf wurde schon oben hingewiesen.

Ähnlich verhält es sich mit den Mädchenschulen. Nur ist es hier die bloß auf „Sand in die Augen" berechnete Oberflächlichkeit, die sich einer durchgreifenden Reform in den Weg stellt und verhindert, daß nur *eine* fremde Sprache, die aber auch gründlich, getrieben wird; wie überhaupt hier nicht nur vor Überschätzung der neueren Sprachen, sondern auch vor Überschätzung der Naturwissenschaften recht sehr zu warnen ist. Denn die weibliche Erziehung darf sich nicht so sehr auf Verstand gründen, als vielmehr auf Gefühl und Geschmack. Da ersteres in der Hauptsache der Pflege der Familie überlassen bleiben muß, bleibt für die Schule nur noch der Geschmack oder der ästhetische Sinn als Bildungsobjekt übrig, weshalb auch in einer zur weiteren Ausbildung angereihten 1—3jährigen Selekta der Hauptwert auf ästhetische, literargeschichtliche, kunstgeschichtliche und kulturhistorische Bildung gelegt werden müßte.

Digitized by Google

So sehen wir denn, daß mit Verzicht auf irgendwelche vorzeitige Fachbildung oder auf bloß in die Augen stechende Bildung nicht nur dem unsäglichen Elend, das die Überbürdung über die unglückliche Schuljugend bringt, vorgebeugt wird, sondern daß die Schule nun auch tatsächlich etwas Ganzes zu bieten imstande ist. Und mit diesem Ganzen, nämlich mit einer wirklichen allgemeinen Bildung, befähigt sie ihre Schüler und Schülerinnen in erster Linie, an der wichtigsten Lebensaufgabe als Erwachsene teilzunehmen, an der Förderung des Kulturprozesses; in zweiter Linie aber auch dazu, sich der nächstwichtigen Aufgabe zu unterziehen, der Vervollkommnung der Zivilisation. Ohne formale Schulung der Denkkraft bleiben die reichsten Fachkenntnisse totes Material, wie man täglich an den mit Wissen überladenen Köpfen sehen kann, die dabei doch unfähig sind, sich auf ihrem Spezialgebiete zurechtzufinden und in ihrem Fache scharf zu denken und richtig zu urteilen. Auf diesem Wege würden wir niemals die Konkurrenzfähigkeit mit anderen Industriestaaten aufrecht erhalten und wenn wir uns noch so viel Fachkenntnisse aneignen wollten. Wohl aber kann dem Mangel an Fachkenntnissen, wenn einmal durch Sorge für die allgemeine Bildung die höchste Schulung der Denkkraft gesichert ist, dadurch abgeholfen werden, daß neben den höheren Fachschulen: der Universität, des Polytechnikums, der Handelsakademie, auch noch recht viele dreiklassige mittlere Fachschulen getrennt von den mittleren Schulen gebaut und unterhalten werden, wie etwa in Bayern die Industrieschulen. Für die Nicht-Fachschulen muß jedenfalls das Feldgeschrei lauten: Konzentration des Lehrplans durch Ausscheidung jeglicher Fachbildung. Sonst nähern wir uns unrettbar orientalischen, besonders chinesischen Zuständen, und der Vorsprung, den die abendländische Bildung vor der morgenländischen voraus hatte, wird bald wieder verloren gehen. „Eine Menschheit, die beim Wissen stehen bleibt, wie der Chinese und so oft der Deutsche, beweist, daß ihr nicht um Erkenntnis, sondern um schlaue Verwertung erlisteter Tatsachen zu tun ist“ (Ziegler, a. a. O.).

Digitized by Google

Die städtische Brotfabrikation in Italien.

Von E. Gagliardi.

Seit einigen Monaten lenkt ein von dem dortigen Magistrat vorgenommenes Experiment die Blicke ganz Italiens auf Catania, die schmucke Stadt am Fuße des Ätna. Einer ihrer volkstümlichen Söhne, der Abgeordnete Giuffrida De Felice, der Jahre hindurch als unverbesserlicher sozialistischer Volksaufwiegler das harte Brot eines Galeerensträflings verzehrt hat, hat in seiner Eigenschaft als stellvertretender Bürgermeister einen beherzten Kampf mit Aussichten auf besten Erfolg aufgenommen. Mit dem Losungswort: „Kein allernotwendigstes Nahrungsmittel darf über dem Herstellungspreis verkauft werden!", hat er sich vorgenommen, seine Mitbürger und Schutzbefohlenen aus den Klauen der Brotverteuerer ein für allemal zu befreien. Wie die Sache in Gang kam, wie sie sich abgewickelt hat, ist ebenso interessant wie lehrreich. Als die Sozialisten in der Stadtverwaltung im Jahre 1901 ans Ruder gelangten, bildete die Übernahme der Brotfabrikation durch die Stadt den Hauptpunkt ihres Reformprogramms. Fast gleichzeitig hatte das Ministerium Zanardelli, um den bedürftigsten Schichten der Bevölkerung besonders in Süditalien zu Hilfe zu kommen, den Verzicht auf 3 Centesimi pro Kilogramm des staatlichen Zolles auf Brot — das vielbesprochene legge degli Sgravi — beschlossen. Aus diesem Anlaß verfügte der sozialistische Magistrat, dem daran lag, daß die Privatspekulation die menschenfreundlichen Absichten der Regierung nicht kreuzte, die Herabsetzung des Brotpreises um 5 Centesimi pro Kilo. Die Bäckereibesitzer willigten ein, benutzten aber die nächste Steigerung des Getreidepreises, um bei dem Magistrat vorstellig zu werden über die Unmöglichkeit, unter solchen Bedingungen bei dem vereinbarten Preise weiter arbeiten zu können, und baten, ihn um 2 Centesimi pro Kilo erhöhen zu dürfen. Die Stadtväter hielten jedoch den Augenblick für geeignet, die Bäckereibesitzer zu offener Auflehnung zu treiben; sie beschlossen statt der nachgesuchten Preiserhöhung eine weitere Preisermäßigung von 2 Centesimi pro Kilo. Der Aufforderung der Bäckereibesitzer gegenüber, durch ein neues „scandaglio", d. h. durch eine eingehende Untersuchung über die Herstellungskosten, den gesetzlichen Brotpreis zu revidieren, verhielten sich die Herren im Rathause ablehnend, und die Bäckerei-

Digitized by Google

besitzer beschlossen daraufhin samt und sonders, den Betrieb einzustellen. Hiermit war dem Magistrat der gewünschte Anhaltspunkt zu energischem Einschreiten geboten.

Kraft des Gesetzes zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe verfügte De Felice die sofortige Besitznahme von einer Anstalt zur Brotfabrikation, die sich glücklicherweise außer Betrieb befand, sowie von einer Anzahl Bäckereien und fing sofort an, Brot auf Rechnung der Stadt zu backen. Zwar sollen die Gebrüder Prinzi, denen die oben erwähnte Anstalt gehört, nicht in ganz uneigennütziger Weise auf die Pläne des tatkräftigen Stadtoberhauptes eingegangen sein. Die Gebrüder Prinzi zählen zu den bedeutendsten Industriellen in der Branche der Brotfabrikation und der Mehlprodukte in ganz Sizilien. Als Repressalien, weil die Bäckereieigentümer den Boykott über sie verhängt hatten, hatten diese Herren eine mit allen modernen Errungenschaften ausgestattete Muster-Dampfbäckerei eingerichtet und beabsichtigt, ihre Widersacher, indem sie den Preis des Brotes nach Kräften herunterdrückten, zum Nachgeben zu zwingen. Es kam jedoch anders. Die Kriegsaxt wurde begraben, die neue Anstalt wieder außer Betrieb gesetzt. In der Übernahme der Brotfabrikation durch die Stadt sollen nun die Eigentümer dieser Musteranstalt die Möglichkeit gesehen haben, die Lieferung aller Mehlsorten, die erforderlich sind, um die Bevölkerung mit Brot zu versehen, an sich zu reißen. Sonst hätten sie wohl schwerlich gegen eine jährliche Pacht von nur 5000 Lire auf viele Jahre hinaus eine Anstalt, die mit Dampfknetmaschinen versehen ist und 20 Backöfen in Tätigkeit halten kann, der Stadt überlassen. Damit nicht zufrieden, verpachten die Gebrüder Prinzi für nur 500 Lire jährlich auf ebenso viele Jahre wie die Brotfabrik der Stadt ein ausgedehntes Grundstück. Es fand sich ein Baumeister, ein politischer Gesinnungsgenosse von De Felice, der darauf im Handumdrehen für nur 300 Lire je weitere 28 Backöfen errichtete, die jedem anderen als der Stadt auf je 1000 Lire zu stehen gekommen wären. Ein vielbekannter italienischer Journalist, Herr Bazzini, der im Auftrag und auf Rechnung der verbreitetsten konservativen Zeitung Italiens, des „Corriere della Sera", an Ort und Stelle eine genaue Untersuchung über die Organisation und die Wohltaten der städtischen Brotfabrikation ausführte, berichtet: „Es ist Herrn De Felice gelungen, mit einer Barausgabe von nur 30000 Lire und einer jährlichen Pacht von 5500 Lire in Besitz von Anlagen zu gelangen, die bei den gewöhnlichen Preisen jeder anderen Stadtver-

Digitized by Google

waltung, wie mir allerseits versichert wird, zwischen 300000 und 400000 Lire gekostet haben würden."

Herr Bazzini beschuldigt De Felice, wie dies übrigens auch von vielen anderen seiner politischen Gegner geschieht, zu Ungesetzlichkeiten gegriffen zu haben, um die Privatkonkurrenten zu zwingen, den Kampf aufzugeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß Herr De Felice nicht gerade rücksichtsvoll vorgegangen ist, aber seine Gegner machen sich ihrerseits arger Übertreibungen schuldig. Die Bäckereibesitzer, die sich in ihrer Existenz gefährdet sahen, haben mit allen Mitteln versucht, wie es ihr gutes Recht war, das Vorhaben De Felices zu kreuzen. Zuerst versuchten sie es mit der Einschüchterung. Sie ließen dem Stadtoberhaupt nach allen Regeln der Prozedur durch einen Gerichtsvollzieher die Aufforderung zustellen, an bestimmtem Tag und Stunde von ihren Geschäftslokalen „mit allen zur Brotfabrikation erforderlichen Gerätschaften" Besitz zu nehmen, sonst würden sie sämtliche Bäckereien schließen und ihn, auch materiell, für etwaigen Schaden verantwortlich machen. Als der Magistrat, ohne sie auch nur einer Antwort zu würdigen, anfing, Brot auf eigene Rechnung zu backen, nahm eine Anzahl der hartnäckigsten Bäckereibesitzer die Konkurrenz auf. Nun teilte ihnen der Magistrat mit, daß denjenigen, die die Konkurrenz aufgeben würden, das Recht eingeräumt werden würde, gegen eine Provision das städtische Brot zu verkaufen. Viele Bäckereibesitzer gaben in dem Bewußtsein ihrer finanziellen Hilflosigkeit sofort nach, andere hartnäckigere bekräftigten das Anerbieten des Magistrats durch ihren Widerstand. In seiner Broschüre — „La Municipalizzazione del Pane a Catania" — die vor mir liegt, nimmt De Felice selbst, was die Einzelheiten seines Auftretens den Bäckereibesitzern gegenüber anbetrifft, das Wort. Das Gesetz zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe gewährt der Gemeinde in Italien, wie überall sonst in der Welt, das Recht, Betriebe von öffentlichem Nutzen unter besonderen Umständen an sich zu reißen, und von diesem Recht habe er, als die Bäckereibesitzer ihm ihren festen Entschluß, in den allgemeinen Streik zu treten, kategorisch mitteilten, Gebrauch gemacht. Die Bäckereibesitzer haben es nicht bei dem offenen, gesetzmäßigen Widerstand bewenden lassen, sondern ihre Zuflucht zu unlauteren Manövern und Umtrieben genommen. So haben sie an dem für das Inkrafttreten der städtischen Brotfabrikation festgesetzten Tage, um es zu hintertreiben, alles für die Stadt bestimmte Brennholz aufgekauft. Um den Schlag abzuwenden, habe er sich genötigt

Digitized by Google

gesehen, nur auf einen Tag an den städtischen Octroistellen alle Holzfuhren beschlagnahmen und sie der städtischen Brotfabrik zuführen zu lassen. Ferner habe er, De Felice, wahrgenommen, wie diejenigen Bäckereibesitzer, die den Wiederverkauf des städtischen Brotes übernommen hatten, ihre Ware absichtlich altbacken werden ließen und nur altes Brot verabreichten, um dem alten System die Gunst der Bevölkerung zu erhalten. Auch hier sei er sofort mit Rat und Tat beigesprungen. Im Verlauf von noch nicht vierundzwanzig Stunden habe er nicht weniger als 300 Wiederverkaufsstellen eingerichtet, und dank dem Beistand, der ihm von allen Seiten zuteil wurde, einen ganzen Troß von Fuhrwerken mobil gemacht, um das noch warme knusprige Brot in der ganzen Stadt zu verteilen. Als er erfuhr, daß einige Mühlenbesitzer, die natürlichen Verbündeten der Bäckereieigentümer, in der Ausnutzung des Publikums mit den Bäckern unter einer Decke standen und ihnen ihre Produkte billiger als der Stadt überließen, machte De Felice auch gegen diese Front. In Catania steht jede Fabrik von Mehlprodukten unter der Überwachung von einer Anzahl von Guardie municipali, die das Recht haben, die Ausfuhr der Fabrikationsprodukte, auf welche die Stadt eine Abgabe von 2 Lire pro Tonne erhebt, zu kontrollieren. Nun verschärfte De Felice diese Kontrolle dermaßen, daß die Eigentümer, um allen den Ungelegenheiten und dem Schaden, der ihnen daraus erwuchs, zu entgehen, des Krieges müde nachgaben, so daß die Gegner sich zur der Behauptung erkühnen, der Stadt kämen alle zur Brotfabrikation erforderlichen Mehlsorten etwas billiger zu stehen als ein paar Bäckereibesitzern, die zusammen mit ihren Angehörigen lieber selbst das Brot kneten und backen, als nachgeben.

Die schwierige Frage „was soll mit all den Leuten geschehen, die bis jetzt ihr Fortkommen bei den Privatbäckereien fanden," die anderswo soviel Kopfzerbrechen verursacht hätte, machte De Felice am wenigsten Mühe. De Felice erfreut sich bei den Arbeitern jeder Branche in Catania der größten Beliebtheit, jedoch bei keinen mehr als bei den Angehörigen der „arte bianca" — der Brotindustrie. Er ist seit einigen Jahren Vorstand ihrer Vereinigung und für sie durch seine Bemühungen zu ihren Gunsten zu einer Art Abgott geworden. Obschon die Übernahme der Brotfabrikation zweifellos zu einer Einschränkung des Arbeitsmarktes führen mußte, ist es nicht nur seitens der Bäckergesellen und Bäckerlehrlinge zu keiner unliebsamen Manifestation gekommen, sondern gerade sie sind die überzeugungsfesten, die schwärmerischsten

Digitized by Google

Anhänger der von De Felice so tatkräftig geforderten Reform. Sie können nur umschichtig arbeiten; selbst wenn die städtische Brotfabrikation den Höhepunkt erreicht haben wird, müssen sie sich begnügen, nur drei Tage in der Woche zu arbeiten, aber trotzdem legen sie eine Selbstverleugnung, ein so festes Vertrauen in die Zukunft an den Tag, wie kaum anderswo bei einem der berechtigtsten Streiks. Nach und nach sollen nur die kräftigsten, die gesundesten Arbeiter, die Unbestraften dauernde Arbeit finden, dann aber fast das Doppelte verdienen als früher. Die anderen werden, wenn einst alle ehemaligen Bäckereibesitzer der Konvention beigetreten sein werden, — die einerseits die Stadt als die einzige Brotlieferantin anerkennt, andererseits den früheren Bäckereibesitzern das Alleinrecht des Wiederverkaufes einräumt, — bei diesen Anstellung finden und die von der Stadt gewährte Provision von 5 % auf den Erlös mit ihnen teilen.

Anfangs hatte die Stadt außer der Prinzischen Anstalt auch eine Anzahl Privatbäckereien übernommen, vermochte aber nur zwischen 17000 und 20000 Kilo Brot täglich herzustellen; nach der indessen erfolgten Erweiterung der Fabrik kann sie jedoch mit Leichtigkeit bis auf 60000 Kilo täglich liefern. Die von De Felice zur Feststellung des Herstellungspreises aufgestellte Berechnung ist so eingehend, daß sie sich hier nur im Auszuge mitteilen läßt. Für zwei Schichten zu je 120 Arbeitern, Pacht, Feuerung, Verbrauch der Maschinen und Amortisation des vorgeschossenen Kapitals berechnet De Felice täglich . . . . 1201,85 Lire

für das Brot, das jeder Arbeiter bei der Arbeit verzehrt, resp. nach der Nachtschicht (1 Kilogramm) nach Haus bringen darf, im ganzen durchschnittlich 378 Kilo zu 22 Centesimi . . 83,16 „

5 % Provision an den Wiederverkäufer . . . 840,00 „

Angestellte:

Direktor . . .	4000 Lire		
2 Kassierer . .	3600 „		
15 Kontrolleure .	3600 „		
12 Laufburschen .	4500 „		
Summa	15700 Lire	: 365 Tage =	43,01 „

504 Tonnen Mehl und zwar $^2/_3$ allerfeinsten Taganrogmehls, $^1/_3$ erstklassiger Kleie . . . 15160,32 „

Gesamtausgabe 17328,34 Lire

Digitized by Google

Tägliche Einnahmen.

Brot extrafein, 3000 Kilo à 0,35	1 050	Lire
Gewöhnliches Brot, 41000 Kilo à 0,28	11 480	„
Brot zweiter Qualität, 6000 Kilo à 0,22 . . .	1 320	„
Feines Gebäck, 3000 Kilo à 0,45	1 350	„
Allerlei Brötchen, 700 Kilo à 0,32	2 240	„
Gesamteinnahme	17 466	Lire
Täglicher Überschuß	137,66	„

Während in Catania in dem halben Jahrzehnt 1898—1893 der Preis für ein Kilo Weißbrot zwischen 42 und 42,36 — Mai 1902 — schwebte, sank er infolge des tatkräftigen Eingreifens dieses in einen Bäckermeister umgewandelte Stadtoberhauptes auf 28 Centesimi. Andere ganz ungewöhnliche Erscheinungen, die infolge dieser Umwälzung an den Tag getreten sind, zeugen davon, wie eingreifend ihre Folgen sind. Während der Brotpreis überall denjenigen des Mehls, nach einer Berechnung von Montemartini, um einen Betrag von 3 bis 12 % übersteigt, stellt sich in Catania das Brot 1 % billiger als das Mehl. Den Beweis, daß die Gemeinde die Bevölkerung einer großen Stadt — Catania zählt 160000 Einwohner — selbst mit Brot versehen kann, hat De Felice im großen und ganzen erbracht. In noch nicht sehr weit hinter uns liegenden Zeiten hätte eine so einschneidende Umwälzung nicht ohne Blutvergießen vor sich gehen können, heute hat sie nur dazu beigetragen, im Volke gewisse Keime von Zwistigkeiten zu beseitigen, die verschiedenen Bevölkerungsschichten einander näher gebracht. Von dem ersten Augenblick an fühlte De Felice, wie die große Masse des Volkes treu ihm zur Seite stand, die Sympathiekundgebungen, die sie ihm bei jedem Anlaß brachte, entschädigten ihn reichlich für manche schweren Stunden.

Der Kommendatore Buffoli, der Leiter der großen Mailänder Cooperativa, die auch in Berlin ein Zweiggeschäft errichtet hat, begab sich sofort nach der Betriebsübernahme durch die Stadt nach Catania, um den Herrn Profindaco beim Werk zu sehen. Dem sachgemäßen Bericht, den er über die Ergebnisse seiner Untersuchung in dem „Giornale della Cooperative" veröffentlicht hat, entnehme ich folgende Stelle: „Die Menge, bei der Frauen aus dem Volke überwogen, hatte bemerkt, wie De Felice sich anschickte, eine Bäckerei zu verlassen und wartete auf sein Heraustreten. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, als alle freudig bewegt ihn umdrängten, alle Gesichter ihm dankbar entgegen-

Digitized by Google

leuchteten und Ausrufe, wie: ‚Gott segne Sie!‘ — ‚Gott schütze Sie!‘ — ‚Möge Gott Sie uns lange erhalten!‘ — durch die Luft schwirrten.“

Gewiß hat eine ganze Anzahl günstiger Umstände, wie sie schwerlich in dieser Zusammenwirkung zum zweitenmal eintreten können, die Lösung der schwierigen Aufgabe wesentlich erleichtert, den Ausschlag hat jedoch die Energie und die Ausdauer De Felices gegeben. Beherzte Versuche in derselben Richtung waren vorher in Messina, ja, selbst in Rom gemacht worden, sie waren jedoch überall unglimpflich ausgefallen; selbst in Mailand, ein Sozialistenzentrum erster Größe, hatte sich nur die Genossenschaftsbäckerei der städtischen und staatlichen Beamten zu halten vermocht. Erst seitdem De Felice praktisch nachgewiesen hat, daß das Wagnis nichts weniger als aussichtslos ist, hat der Mailänder Magistrat den Plan, die städtische Brotfabrikation in großem Maßstab einzuführen, wieder aufgenommen. In kleinen weltentrückten italienischen Städten, über welche sich noch ein Hauch echter Patriarchalität ausbreitet, schießen städtische Bäckereien wie die Pilze auf. De Felice wird bei all diesen Versuchen als der geborene Ratgeber, als der zuverlässigste Förderer angesehen.

Naturgemäß erweckten die Vorkommnisse in Catania in der Schwesterstadt Palermo das lauteste Echo. Der Magistrat hatte einem dortigen reichen Mühlenbesitzer unbegreiflicherweise so viele und bedeutsame Begünstigungen eingeräumt, daß schließlich die Stadt, was die Versorgung mit Brot anbetrifft, in eine Art Vasallenverhältnis zu ihm geraten war. Als es galt, infolge der Herabsetzung der Zölle auf Getreide, auch in der Hauptstadt der Insel den Brotpreis amtlich herabzusetzen, zog es der Allmächtige, in der Befürchtung, seines Vorrechtes verlustig zu gehen, vor, den Betrieb in den Mühlen, die die Stadt mit Mehl versahen, einzustellen. Der Oberbürgermeister, der Senator Tasca Lanza, scheute sich nicht, um Rat und Beistand den verfemten Sozialistenführer De Felice anzugehen. De Felice teilte mit der Schwesterstadt nicht nur die Vorräte an Mehl, die er auf viele Monate hinaus aufgestapelt hatte, sondern auch die reichen Erfahrungen, die er in Catania gesammelt hatte, aufs bereitwilligste. So wurde der Magistrat von Palermo in den Stand gesetzt, eine ganze Anzahl Privatbäckereien auf Rechnung der Stadt in Betrieb zu erhalten. Wer heute in Palermo landet, den muten die vielen zierlichen Kioske eigentümlich an, in welchen uniformierte Guardie di città Brot verkaufen. In einer der letzten Sitzungen teilte

Digitized by Google

der Oberbürgermeister dem Stadtrat mit, daß von Juni bis August der Stadt aus dem Betrieb einer Mühle ein Gewinn von 5000 Lire und aus dem Betrieb der übernommenen Bäckereien ein solcher von 4000 Lire erwachsen sei. Ein weit bedeutenderer Gewinn ist, daß infolge des energischen Vorgehens des Magistrates die Industriellen der Brotbranche von jeder Camorra abgelassen haben. Demnächst soll man an den Bau großer, allen Ansprüchen der modernen Zeit entsprechender Brotfabriken gehen und, wie schon in Catania geschehen, die jetzigen Bäckereibesitzer zu Wiederverkäufern dieses Hauptnahrungsmittels einzusetzen beabsichtigen. Den anderen Parteien ist es nicht ganz behaglich, daß die sizilianischen Sozialisten es sind, die in dieser epochemachenden Neuerung die Führung an sich gerissen haben; daran ist jedoch nicht mehr zu rütteln. Infolgedessen haben Persönlichkeiten aller politischen Nuancen und Stände, ohne Rücksicht auf Entfernungen, der Einladung De Felices zur offiziellen Eröffnungsfeier der städtischen Brotfabrik, die erst anfangs Juni ihre endgültige Verfassung erhielt, aufs bereitwilligste Folge geleistet. Die angesehenen auswärtigen Gäste, die sich ausnahmslos über das Gebotene höchst anerkennend äußern, konnten sich so an Ort und Stelle überzeugen, daß die ersten sieben Monate des Betriebes nicht etwa in einem Märchenkönigreich, wie vielfach behauptet wurde, sondern in unserer wirklichen Welt mit einem Gewinn von 50 000 Lire für die Stadt Catania abgeschlossen wurden.

Kulturgüter und Kulturwerte.

Von Eduard von Mayer.

Das Ergebnis der vieltausendjährigen Menschenarbeit, das große Schatzhaus des Menschenwerkes „Kultur“ ist so umfangreich, daß nur selten der Weizen von der Spreu, oder besser das Saatkorn vom Brotkorn getrennt wird; und die meisten haben genug mit dem Tage zu tun — die Zukunft läßt sie kühl. Dennoch, glaube ich, besitzt man nur, was man seinem

Digitized by Google

Werte nach nutzen kann, und Ordnung, Sichtung, Klärung ist die Vorbedingung jeder Ökonomie, gar des verwickelten Lebenshaushaltes! Ich wünschte, die zwei großen Register der Kulturgüter und der Kulturwerte würden die Grundlagen unserer kulturellen Buchführung.

Ich nenne Kulturgut alles, was die Kultur, also der Mensch erzeugt hat, indem er seine halbplanmäßige Arbeit in das Chaos der Naturkräfte dareingab: so einen gebahnten Weg, eine Wasserleitung, einen Deich; Werkzeuge, Geräte, Baulichkeiten; Rechte, Gesetze, Institutionen; Kunst, Sitte, Religionen. Aber innerhalb dieser Kulturmasse hat das einzelne Kulturerzeugnis doch sehr verschiedene Eigenheiten, Wirkungen, demnach Aufgaben. Das Brot, das mir der Bäcker bringt — sein Kulturerzeugnis aus dem Rohstoff des Getreides — soll mich ernähren; den Rock, den Schneider und Weber aus der Wolle hergestellt, trage ich, um dem nordischen Klima zu widerstehen; das Haus, in dem ich wohne, soll mich zunächst auch nur vor der Unbill der Witterung schützen, wie das Gesetz mein Leben vor der Willkür roher Menschen zu hüten hat. All das dient, mein Leben zu erhalten, den einmal erreichten Zustand zu bewahren, das Gleichgewicht zu schützen, das ich im Unbestand der Wirklichkeit gefunden habe. All das ist Kulturgut — ja! aber doch nur von Naturwert; und nicht geringer ist an sich der Naturwert, den für mich gegen Feinde ein tüchtiger Baumast oder ein Stein hat, gegen Wind und Wetter eine Felsenhöhle, gegen die Kälte ein mildes Klima, gegen Hunger und Durst — Wasser aus dem Naturquell, einige Muscheln vom Strande und Beeren aus dem Walde. Hier halten sich Kulturgüter und Naturgüter „an sich" im Gleichwert — sie dienen nur der Erhaltung des Lebens, sie haben „nur", d. h. den sehr großen Naturwert.

Es gibt aber eine Menge Kulturerzeugnisse, Kulturgüter, denen Naturgüter zunächst nicht entgegenzustellen sind. Mit einem Hammer arbeite ich besser, als mit einem Steinknollen, mit einer Kreissäge komme ich weiter, als mit Obsidianklingen, eine Glasscheibe vor dem Fenster ist bequemer, als eine Felsplatte vor dem Luftloch, die Eisenbahn vermittelt den Verkehr besser und sicherer, als ein Strom, der bald Kataraкte, bald Sandbänke zu überwinden hat oder in der Hochflut ungestüm mit den Fahrzeugen spielt. Hier ist die Natur gemeistert worden, das Naturgut ist vom Kulturgut verdrängt worden, die gebändigteren Kräfte folgen williger bestimmter Leitung, als die launische Fülle der

Digitized by Google

unbezwungenen Natur. Trotzdem haben auch diese Kulturgüter doch nur einen Naturwert, auch sie dienen nur der Erhaltung des Lebens und seiner Zustände. Diese Kulturgüter höheren Grades entsprechen eben nur einem höheren Naturzustande, den das Naturwesen „Mensch" aus roheren Vorstufen erschaffen hat — sehr ungern erschaffen hat, im ganzen, denn Hunger und Furcht sind erst die wahren Fronvögte gewesen, die den lässigen Zweihänder zur Arbeit getrieben haben. Wenn der Mensch nicht mehr einsam oder in Zufallspaaren lebt, sondern in Rudeln und Horden, in Sippen und Staaten —; wenn er statt des hohlen Baumes und des Felsennestes große Gemeindehäuser, Einzelhäuser oder wieder Mietskasernen bewohnt —; wenn er sich nicht mehr mit Federn und Fellen schmückt, sondern mit vielfachen Deck- und Hüllenkleidern vermummt —; wenn er nicht die Frucht seines Feldes ißt, sondern sein australisches Büchsenfleisch beim Delikatessenhändler bezieht —: so ist das alles nur eine verwickeltere Form des einfachen Naturzustandes: Erhaltung des Lebens und Kampf darum, dank der wachsenden Zahl der Menschen. Zunächst und grundlegend hat denn die Kultur mit allen ihren Gütern nur einen Naturwert, und was uns an unserem heutigen Weltverkehr blendet, ist, nüchtern erwogen, doch nur ein weiterer Kreisbogen um den uralten Gang zwischen Düngerhaufen, Feld und Kornscheuer: der Radius war das eine Mal sehr kurz, ist heute sehr weit — aber wesentlich ist das Bild doch kein anderes.

Nun hat aber die Kultur zwei Seiten, zwei wesentliche Richtungen, zwei „Dimensionen", beinahe! und das gerade dank ihrer tiefeinheitlichen, kosmischen Wurzel. Es kann ja zunächst scheinen, und ist äußerlich auch richtig, daß der Mensch, nur um sein Leben zu erhalten, sich an die Umgestaltung der Natur gemacht hat; aber schließlich ist sein Wunsch, sich im Leben zu erhalten, sein Kampf gegen den Untergang doch nur das Streben des „Mensch" genannten Mikrokosmos danach, eben ein kleiner Kosmos, eine kleine Welt, ein harmonisches, lustvolles Gebilde zu bleiben. Die kosmische Kraft, die im Hunger den Menschen zur Erhaltung seiner leiblichen, wirklichen Existenz treibt und ihn die Natur zu seinen Gunsten umbilden heißt, ist denn in Wahrheit auch die Kulturkraft, die weitere Wellen schlägt und weiter Ordnung schafft. Der Mensch mit seiner Hungertätigkeit wird, wie ein Kristall in eine gesättigte Salzlösung, in das Chaos der Natur geworfen und ist berufen, sie teilweise, stellenweise dem

Digitized by Google

Kosmos zuzuführen. Scheinbar um den Tag zu fristen, in Wahrheit Träger des kosmischen Werdens beginnt und erneut der Mensch seine Kulturarbeit. Und die zwei Dimensionen der Kultur, von denen ich sprach, die zwei Richtungen knüpfen nun eben an den Schein und an das Sein der menschlichen Tätigkeit an. Der Schein dieser Kulturarbeit, die bloße Erhaltung des Lebens, ist, was ich nur als Naturwert gelten lassen möchte; der Kulturwert mißt sich aber an dem tiefen Sein des Menschenlebens, an seiner kosmischen Aufgabe.

Ein Kristall in gesättigte Salzlösung geworfen vermag die gegebene Masse zu kristallisieren, zu binden, zu formen; und damit fertig! Das überkomplizierte, mannigfaltige, unruhige Gebilde „Mensch" aber wird nie fertig — weder mit sich, noch mit der Umwelt; daher strömt ein unerschöpflicher Quell kosmischer Anregung aus ihm, und jede erreichte Stufe dieser kosmischen Beeinflussung der Natur, jeder Grad der Kultur ist nur der Boden, der Rohstoff, wiederum nur Chaos für die kosmische Kraft, die im neuen Menschengeschlechte die alten zu überflügeln hat, die alten Gestaltungen durch- und auszubilden sucht, bis jede einzelne Kraft in voller Selbstentfaltung doch nur Glied des harmonischen Ganzen wird — werden wird — wann?!

* * *

Vielleicht zu seinem individuellen Glück vergißt der Mensch in der Regel seine kosmische Aufgabe und begnügt sich mit seinem kleinen Tagewerk; und genauer zugesehen wächst der Korallenstock der Menschheitsgeschichte gerade auch durch die unbewußte Lebensarbeit der namenlosen Milliarden. Schlimm wird's nur, wenn diese Milliarden ihre Unbewußtheit zu Prinzip und Zweck erheben und durch ihre äußere Massenwucht die mehr innere Macht der wenigen Einzelnen erdrückt, in denen die kosmische Kraft den Durchschnitt überragt und deshalb zu Bewußtsein und Willen gelangt — in den mannigfachen Idealen der mannigartigen Persönlichkeiten: denn ein Ideal ist ja nur ein antizipierter Kosmos, eine neue große Ordnung und Gestaltung der Welt, die erst werden will. Die Milliarden und ihr Dasein umfaßt das reiche Kulturgut der Naturwerte, die das Leben erhalten; die Wenigen und ihre Ideale begreifen in sich, was Kulturwert heißt.

Kulturwert ist, was Wert für die Kultur hat, Wert für die Umgestaltung der Natur und jeder gegebenen Kulturstufe; Wert

Digitized by Google

für die Kultur hat nur, was die Kultur fördert. Die Kultur fördert aber nur, was die kosmische Kraft im Menschen fördert, steigert, vertieft.

Da ist zunächst der Hunger, der profane, wie der heilige, der Brot- wie der Erkenntnishunger, der den Menschen zum Herrn über die Natur fort und fort erhebt; er ist ein Kulturwert.

Da ist das Selbstgefühl der Persönlichkeit, das in der roheren Form, als Egoismus, oft nur zerstört und dem Chaos dient: in dem unbeugsamen Streben nach voller Selbstentfaltung, in der trotzig-ehrlichen Selbstzucht der Eigenheit liegt aber eine solche Kraft, auch die Miasmen der Verwesung zu zerstören, daß dieses Persönlichkeitsgefühl geradezu die Vorbedingung der aufsteigenden Kulturarbeit ist. Und gewöhnlich eignet er auch wirklich nur den schöpferischen, gestaltenden, ordnenden, den kosmischen Menschen: so ist es denn ein Kulturwert.

Dann die Liebe! in humaner Allgemeinheit oder erotischer Bestimmtheit: indem sie den einen Menschen mit dem anderen vereinigt, verknüpft sie das eine Leben mit dem anderen, trägt den Überschuß des einen Daseins in das andere, erspart und erzeugt Kraft; und die Freude, die ihre Erfüllung bringt, ist unmittelbar der Stempel vollendeten Weltzweckes. In jeder Form ist die Liebe vom höchsten Kulturwert, durch und durch kosmisch.

Doch das sind alles kosmische Naturmächte, urechtes Streben der Welt nach ihrer Vollendung; prüfen wir an ihnen unsere sogenannten kulturellen Kräfte: was von all unseren herrlichen Kulturgütern hat Kulturwert?

Unbestreitbar: Kulturwert zweiter, geringerer Ordnung, Naturwert haben alle unsere Einrichtungen des materiellen Lebens, denn sie erhalten das Leben: so unsere Gewerbe, unsere Acker- und Viehzucht, unser Verkehr, im großen und ganzen die Rechtsanstalten. Aber wahren, ersten Kulturwert, Gehalt an Menschenwürde und Ewigkeit, können sie nicht beanspruchen, und kindisch-lächerlich ist es, darauf unsere europäisch-amerikanische Überlegenheit über andere Kulturen, andere Lebensformen begründen zu wollen. Geben wir es doch unbefangen zu: unsere ganze Menschheit ist in verschiedenen Graden noch herzlich weit von wahrer Kultur entfernt; müßig, sich um Vorrang zu streiten, gefährlich, sich für fortgeschritten zu halten, notwendig nur die Einsicht, was Kultur heißt, was Leben und Welt von uns verlangen. Kulturgüter hat schließlich jedes Volk soviel, als es braucht.

Digitized by Google

Nun wäre es ungerecht, zu verkennen, daß wir Weißen wirklich nicht wenig Kulturwerte besitzen; aber wie verschüttet sind sie nicht von chaotischem Unverstande und wie überwuchert von dem fetten Glanzgewächse der materiellen Kultur! Daß wir Erben und Enkel sind, erklärt vieles, entschuldigt aber nichts — denn die Hellenen, die Mauren fanden auch überaus vieles an Kulturgütern vor und erzeugten daraus dennoch neue, ewigalte Menschenwerte; die Atome einer Pflanze sind oh! wie alt und wieviel gewandert, und dennoch steht sie frisch und eigen da, wie am ersten Tage ihrer Schöpfung. Nein, nicht weil wir zuviel überkommen haben, sondern weil in uns zu wenig naturehrlicher, erdständiger Sinn ist, ersticken wir in falschem Reichtum; erst dieser Mangel macht eine Gefahr aus unserem Zuviel an Kulturerbschaft, an Menschenkraft, an Kenntnissen. Es ist alles da und wenig zu gebrauchen: Werte, Kräfte, Willen — aber das Irrlicht einer durch und durch antikosmischen, chaotischen, religionslosen Weltanschauung hetzt uns vorwärts, als läge das Ziel der Welt in der Ferne und nicht in der Tiefe, in der Masse und nicht in der Form, in der Gleichheit und nicht in lebendiger Fülle. Daher der Großstaatswahn, der mit den realen Größen nationaler Rassen willkürlich Hasard spielt; daher der Bureaukratismus, der die lebendigen sozialen Zahlen, die Gemeinden, gern austilgte; daher die „rage des nombres", die nicht nach der Güte, sondern nur der Zahl der Nachkommen fragt; daher die Wissenssucht, die nur zu protokollieren erlaubt, aber der Erkenntnis scheu ausweicht, die dem Leben dienen will; daher der Buchstabenglaube, der die lebendigen Offenbarungen Gottes im Menschenherzen brotneidisch verketzert; daher die Furcht vor kosmischer Ethik.

Und doch die Schätze liegen da: in der hellenischen und manch späterer Kunst, im Leben Christi, in abertausend ehrlichen Menschen. Da ist Kosmos, da ist Schönheit, da ist gottseliges Leben — Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — aber: wann werden wir es wissen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, daß die Kulturarbeit erst dann eine Würde des Menschen wird, wenn er in ihr eine göttliche Aufgabe erkannt hat.

Digitized by Google

Eine Hochzeitsreise vor der Hochzeit.

Von W. Föllmer.

[Teil II.]

Th . . . ., den 29. Juli 190 . .

Lieber Wilhelm!

Mein Mann und ich senden Ihnen zum Geburtstage herzliche Wünsche. Gestern kam endlich die erste Nachricht von Ihnen. Ist denn die Zeit für eine Freundin wirklich so knapp. Hier wird jede Zeile mit Dank und Jubel begrüßt.

Nun hört von uns der Reihe nach! Ich fange am Ende an. Ich sitze am Schreibtisch meines Mannes. Er steht neben mir am Pult, arbeitend am Buch Hiob. Auf- und abwandernd sammelt er dann wieder seine Gedanken zu der ernsten Arbeit. Ich werde nur selten eines Blickes gewürdigt. (Dazwischen steht mit männlichen Zügen geschrieben: Wollte ich Gretel Genüge tun, so müßte ich schielen lernen, Lippen und ein Auge immer bei ihr, Gehirn und das andere Auge bei meiner Arbeit.) So schlimm ist es sicher nicht — o diese Männer! — — — —

Vor vier Wochen schrieb ich zuletzt an Euch. Am 30. Juni dampfte ich von Bahia ab. Der „Sao Paulo" war einer der besten Dampfer. Angenehm war besonders, daß er direkt nach Ponta d'Areia ging, — unangenehm, daß alles nach Maschinenöl und Pimenta, dem scharfen Pfeffer, roch; außerdem war ich die einzige mitreisende Dame — und die einzige Deutsche. Herr Konsul Schröder hatte mich den Offizieren empfohlen, und so langte ich, von der Seekrankheit grausig geplagt, am 2. Juli mittags in Caravello an. Der Dampfer blieb hier eine Nacht liegen. Ich wohnte im Hause eines Herrn Scoffield, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte und der mich sehr nett beherbergt hat. Als wir abends gemütlich beisammen saßen und uns mit internationalen Pantomimen verständigt hatten, kam endlich ein Deutscher, Wilhelm Schirmer aus Th., und brachte Nachricht von Bernhard. Am nächsten Morgen fuhr ich mit „Sao Paulo" zurück nach Ponta d'A., das vor Caravello am Flusse liegt. Der Dampfer legte jetzt hier erst an, um Postsachen zu holen und mich abzusetzen. Ein Kanu nahm mich mit allem, was drum und dran hing auf. Um 4 Uhr kam der Zug von „oben" und mit ihm Bernhard. Das war ein Wiedersehen! Ihr hättet seine strahlenden Augen sehen müssen. Die Sonne lachte, und wir lachten vor Freuden mit, daß wir uns endlich gefunden hatten. Und wieviel hatten wir uns zu sagen! Ein wirres Durcheinander beim Erzählen — aber eitel Glück.

Am nächsten Morgen ging es auf der Bahn der neuen Heimat entgegen; aber etappenweise. Auf der nächsten Station hatte Bernhard noch fünf Tage zu tun. Ein Kind wurde konfirmiert, außerdem sieben getauft. Ähnlich war es auf den anderen Stationen. Überall wurden wir aufs herzlichste empfangen und bewirtet. Endlich gelangten wir am 11. Juli, nachmittags um 4 Uhr, in Th. an. Die Deutschen aus der Stadt waren

Digitized by Google

wohl vollzählig erschienen, auch Leute aus den Kolonien. Mir wurde ganz angst bei der Menge. Jungfrauen und Kinder — hell gekleidet — spendeten uns Blumen. In langem Zuge führte der Pastor seine Braut zu einem Tischlermeister, in dessen Familie ich bis zu unserer Hochzeit wohnte.

Am nächsten Morgen holte mich Bernhard ab, um mir das Pfarrhaus zu zeigen. Beschreiben läßt sich der Einzug schwer: zwei glückliche Menschen zogen ein, und glücklich bleiben die beiden hoffentlich für die lange Lebensreise. Das Pfarrhaus strahlte vor Sauberkeit und Behaglichkeit. Ich hatte es mir nicht so gemütlich vorgestellt. Man legt sonst hier keinen Wert auf behagliche Wohnräume. Wenn sie notdürftig gegen den Regen und die Sonnenstrahlen schützen, genügt es. Wind und Kälte brauchen sie nicht abzuhalten. So ist denn die Veranda die Hauptsache und der Hauptwohnraum. Alles andere ist Nebensache. Im Pfarrhaus fand ich's, Gott sei dank, anders vor. Die Zimmer waren bis auf eine Ausnahme gedielt und hatten meist eine Decke, so daß man nicht gleich in die Dachsparren gucken konnte und waren allesamt freundlich, wenn auch einfach eingerichtet.

Ich fing sofort an, meine Kisten auszupacken, und da uns Bernhards Wirtschafterin krank wurde, so machte ich das Mittagessen allein fertig. Der Schweinebraten war natürlich angebrannt, schmeckte aber köstlich. Abends ging ich wieder zurück zu meinen freundlichen Wirtsleuten. Meine Sachen sind bis auf Kleinigkeiten sehr gut angekommen.

Am 18. Juli sollte um 1 Uhr die standesamtliche und um 2 Uhr die kirchliche Trauung stattfinden. Da besannen sich die Brasilianer auf die Gesetzesparagraphen und verkündeten uns, daß ich erst zwölf Tage hier sein müsse, ehe die Zivilehe geschlossen werden könnte. Da das hiesige Gesetz die kirchliche Trauung vor der standesamtlichen gestattet, so entschloß sich Bernhard, uns doch, trotz des Einspruchs der brasilianischen Standesbeamten, am 18. zu trauen. An diesem Tage war man eifrig beschäftigt, dem Kirchlein und dem Pfarrhaus Festtagskleider anzuziehen. Palmiten wurden aufgestellt; die jungen Mädchen hatten Girlanden und Kränze geflochten, überhaupt eine Menge Blumen herbeigeschleppt. Um 2 Uhr kam Bernhard, vom Kirchenvorstand begleitet, um mich zu holen. Der Regen hatte nachgelassen. Die Wege waren einigermaßen passierbar. Eine junge Frau, die seit drei Jahren hier ist und schneidert, putzte die Braut. Mein Kleid sah hübsch aus. Ein Kranz von Orangenblüten (künstliche — frische darf man aus Gesundheitsrücksichten nicht tragen) schmückte mich. Schleier und Kleid waren auch mit Blüten besteckt. Unter Glockengeläut ging es zur Kirche. Der Bräutigam selbst hielt die Traurede. Feierlicher ist wohl selten eine Trauung gewesen. Nach der Kirche führte mich Bernhard für immer ins neue Heim. In unserer Schule, die durch eine Tür von dem Vorderzimmer getrennt ist, war die Tafel gedeckt worden. Der Raum und der lange Tisch waren herrlich geschmückt. Ich durfte mich um nichts kümmern. Trotzdem klappte alles vorzüglich zur größten Zufriedenheit unserer zwanzig Hochzeitsgäste. Am Abend vorher war Polterabend. Er wurde in der Familie des Tischlermeisters gefeiert, die mich in selbstloser Selbstverständlichkeit bis zur Hochzeit aufgenommen hatte und nun wie ein eigenes Glied durch eine Polterabendfeier entließ. Dabei lernten wir eine recht komische Sitte kennen. Man warf große Blechbüchsen, die Feuerwerk enthielten, ins Zimmer. Vor Rauch konnten wir kaum Atem holen.

Digitized by Google

Am ersten Sonntag erhielten wir schon Besuch und am letzten war die Stube voller Menschen. Die Leute kommen zuerst zu uns. Die europäische Höflichkeit verlangt es umgekehrt.

Am 24. Juli fand um 1 Uhr die standesamtliche Trauung statt. Ein Franzose als Standesbeamter und drei Deutsche als Zeugen (einer davon war Dolmetscher). Nachdem der Schreiber sein Geschreibsel in portugiesischer Sprache vorgelesen — zu Anfang hatte das der Friedensrichter mit den Paragraphen des Zivilgesetzes getan — ließen wir uns Portwein munden, dann kam Mokka mit Kuchen und schließlich wurden Zigarren herumgereicht.

Hochzeitsgeschenke haben wir auch schon erhalten. Eine Frau schickte drei kleine Ferkel. Wir haben heute einen Stall im Garten bauen lassen und große Jagd nach dem „Glück" gemacht. Ein Ferkel war nämlich ausgerückt und tobte im Garten umher. Zu diesen drei Viecherl haben sich drei Enten, zwei Hühner und eine Henne mit fünfzehn Küchlein gefunden. Von den letzteren hat Hans, das Pferd, bereits eins tot getreten. Eigenartige Hochzeitsgeschenke, aber praktische, den Urwaldverhältnissen angemessen.

Am 31. beginnen wir mit der Schule. Wir werden ungefähr dreißig Kinder haben. Später werden sich wohl mehr dazu gesellen.

So, nun lebt wohl und schreibt mir auch viel von Erwin. Er soll „Tante Dete" nicht vergessen.

Behaltet lieb

Eure

Grete.

Th . . . ., Sedan 19..

Liebe Emma, lieber Wilhelm und Erwin!

Dem Trio viele herzliche Grüße aus dem Urwald. Schreibt doch recht oft. Alle vier Wochen könnt Ihr mir doch mal Nachricht geben, wenn es nur eine Karte ist. Wir haben jetzt unsere tüchtige Arbeit mit der Schule, die von vierzig Kindern besucht wird. Neulich habe ich mit ihnen Kreisspiele gespielt, die hier ganz unbekannt sind. Wir haben „Vöglein fliegt im Walde" in der Schule gesungen und draußen gespielt. Den Jubel hättet Ihr sehen sollen. Wir teilen uns redlich in die Schularbeit und auch in das Schulgeld.

Die Erziehung der Jugend ist sicher das beste Mittel zur Pflege des Deutschtums. Da hier drei Jahre kein Geistlicher und also auch keine Schule war, so fingen die Deutschen an, sich mit den Brasilianern zu mischen, und war das Deutschtum in großer Gefahr, zugrunde zu gehen. Bernhard ist unermüdlich fleißig und hat auch Erfolge bei seiner Arbeit. Wie nötig ihm aber die Frau war, habe ich eingesehen, nachdem ich das Arbeitsfeld überschaut habe. Die Schularbeit hätte er nicht allein als Nebenamt bewältigen können.

Wir haben am Hause einen blühenden Holunderbaum, der uns viel an die Heimat erinnert. Heute sah ich an einer Bananenblüte im Garten zum ersten Male einen Kolibri: flink und farbenprächtig.

Viel Spaß macht uns unser Viehzeug. Morgens stehen alle bis zum

Digitized by Google

„Hans" vor der Küchentür, um Futter in Empfang zu nehmen, und wenn ich abends die Küchentür aufmache, geht ein wahres Wettrennen los.

Ich habe heute nicht mehr Zeit zum Plaudern. Was macht Klein-Erwin? Setzt er schon die Beinchen? Wie stehts mit den Zähnchen?

Euch und Euren Getreuen tausend Grüße. Vergeßt die beiden im Urwald nicht, sie gedenken täglich Euer.

Margarete und Bernhard Siegrich.

Th . . . . den 30. Oktober 19..

Meine liebe Emma!

Am 7. September kam Dein lieber, leider so kurzer Brief mit dem Bilde an. Ich hätte gern noch Strafporto bezahlt. Es waren nur zwei Zehnpfennigmarken drauf; die Post hat's nicht gesehen. Aber welche Freude hast Du mir gemacht! Du kannst solchen Prachtbengel schon im Hemd photographieren lassen. Das quibbelt und quabbelt ja überall. Und was er für ein Kußmäulchen macht! Emma, den behüte als Jüngling nur ordentlich, man ist jetzt schon bis über die Ohren in ihn verliebt. Wie soll das erst später werden! Wird er „Tante Dete" auch nicht vergessen? Das Bild steht jetzt in unserem Wohnzimmer auf dem Tisch, und oft genug schau ich's an. Emma, Du bist zu beneiden!

Nun zu uns! Wir haben viel Arbeit. Ich wünschte, ich könnte Bernhard noch mehr helfen. Er kommt oft halbe Tage nicht aus dem Sattel, um die deutschen Kolonisten nah und fern zu besuchen, hier, ein Kind zu taufen, dort, alten Leuten, die den meilenweiten Weg zur Kirche nicht mehr machen können, das heilige Abendmahl zu reichen u. s. f. Vor einigen Tagen begleitete ich Bernhard zur „Fassenda" eines hiesigen Kaufmanns. Es war ein schulfreier Tag. Früh um $7\frac{1}{2}$ Uhr, nachdem das Vieh gefüttert worden war, ritten wir fort. Wir kamen zuerst durch einen Teil von Th . . . ., den ich noch nicht kannte, und der nur von Schwarzen und Mulatten bewohnt wird. Kleine, unansehnliche Häuser, in deren Türen meist Weiber saßen, die sich um alles, nur nicht um die Arbeit zu kümmern scheinen. Sie sind mit Hemd und Rock bekleidet. Ersteres erscheint vielen nur als Luxuskleidungsstück, das sie nur an hohen Festtagen anlegen, sonst aber fehlen lassen. Die schwarzen gekräuselten Haare hängen wirr über die Schultern. Man möchte den photographischen Apparat immer in der Hand haben. Unser Weg führte uns an einem Flüßchen entlang, von dem die Sage geht, wer Wasser daraus trinkt, wird mit Kindern reich gesegnet. Da das bei fast allen Familien der Fall ist (zehn bis zwölf Kinder sind durchaus keine Seltenheit), scheinen alle Frauen von dem Wasser zu trinken. Vielleicht tue ich's auch noch. Ich möchte auch viele Kinder haben, alle so gesund wie Euer Erwin.

Nach halbstündigem Ritt kamen wir in den Urwald. Ein schmaler Fußsteig führt hindurch. Man kann nur hintereinander reiten. Die Pferde gehen an den steilen Abhängen sicher entlang, man kann ohne Furcht sein, ob es steil bergauf oder bergab geht. Zu beiden Seiten des Weges undurchdringliches Dickicht, mächtige Blattgewächse und Palmen, schlanke Bäume, die wohl dreimal so hoch, aber sicher so gerade sind, wie unsere

Digitized by Google

Tannen — hoch oben eine kleine Krone mit dichten Schlingpflanzen besetzt, oder Riesenbäume, die von Kraft strotzen, gegen die unsere stärksten Eichen Liliputaner sind. Die Schmarotzer bilden natürliche Triumphbogen über den Weg. Bunte Schmetterlinge und Vögel, auch Blüten in leuchtendem Rot oder schillerndem Blau sorgen für den Schmuck. Hin und wieder liegt ein umgestürzter Baumstamm quer über den Weg. Für unsere Pferde ist dies kein Hindernis. Mit einem Satze sind sie drüber weg. Da heißt's festsitzen. Um 9½ Uhr erreichten wir unser Ziel, die Besitzung eines Deutschen aus Augsburg. Dieser Landsmann hat auf der Kolonie St. Anna vor fünfzehn Jahren drei böse Pfeilschüsse aus nächster Nähe von den Botokuden erhalten. Er wußte noch mancherlei von den Wilden zu erzählen, wie sie die Kolonie oft unsicher gemacht, sich aber doch schließlich vor der Übermacht der Weißen haben zurückziehen müssen. Sechs Stunden von hier am Uruku gibt es noch Wilde. Der Apotheker aus Th .... besucht sie öfter, studiert ihre Sprache und macht auch interessante photographische Aufnahmen.

Ich besuchte dann noch eine alte 73jährige Frau. „Großmutter Meier" konnte es kaum noch erwarten, die junge Frau Pastorin kennen zu lernen und wußte gar nicht, was sie mir alles Liebes antun sollte. Sie erzählte mir immerfort von ihrer Jugend in Deutschland, dazwischen stimmte sie Loblieder auf Bernhard an. Er scheint doch schon viel Liebe hier gesät zu haben. Gegen Abend holte er mich ab und hielt dann noch eine Bibelstunde ab, an der wohl ausnahmslos alle Kolonisten teilnahmen. Es schloß sich daran ein Unterhaltungsabend, damit sich auch die einzelnen Personen und der Pfarrer menschlich näher kämen. Bei dem matten Schein einer Öllampe wurde Kaffee gereicht, der unter diesen biederen Leuten trefflich mundete. Und dann in der Nacht beim Mondschein ein Ritt durch den Urwald. Wahrlich, das solltet ihr einmal mitmachen, und Ihr in Eurer Kulturzentrale mit all Eurer Hochkultur würdet uns Urwaldmenschen beneiden. Sollte wirklich „die Kunst dem Volke" gebracht, d. h. in ihm ein feinsinniges ästhetisches Empfinden geweckt werden, so würden alle Menschen die Großstädte und viele zu uns in den Urwald fliehen.

Unser Hofidyll wird bevölkert von vier Hähnen, zehn Hühnern, acht Kükeln, vier Enten, einem Truthahn nebst Gemahlin, einem Pferde und — wenn die Stalltür offen steht — drei Schweinchen. Wenn Ihr irgend welchen Rat über Federvieh haben wollt, so wendet Euch vertrauensvoll an meine Adresse.

Gesundheitlich geht es uns beiden gut. Ich hätte freilich an Dich, liebste Emma, tausenderlei süße und bittere Fragen, aber es dauert zu lange, ehe Du antworten kannst, und dann wage ich es nicht recht, Dich zu fragen, weil ich befürchte, Du wirst mich auslachen. Hier gibt es für mich keine „Emma", und so werde ich mit meinen süßen Hoffnungen und schmerzhaften Unbequemlichkeiten allein bleiben.

Nun adieu, ihr Lieben, vergeßt uns nicht, und freut Euch mit uns der schönen Zukunft.

Euch und Euren Getreuen die herzlichsten Grüße

von Euren

Siegrichs.

Digitized by Google

Th. . ., den 25. November 19..

Lieber Erwin!

Du bist so dut wie neu und hast noch keine Sorge, bist von Liebe umgeben und hast es gut. Was soll man Dir, mein kleines, liebes Patenkindchen, zum Geburtstag wünschen? — daß Du zur Freude deiner braven Eltern gedeihst, daß Du bald laufen, bald sprechen, bald arbeiten lernst; denn das muß man alles im Leben können, daß Du Deine Zähnchen ohne Schmerzen bekommst, daß Du für wenig „nasse" Wäsche sorgst — und daß Du Deine Tante und den neuen Onkel, der Dich auch schon lieb hat, nicht vergessen sollst.

Ich schenke Dir zum Juni eine kleine, runde, pumplige Frau, die Dir nach 5½ Jahren eine treue Spielkameradin werden soll. Du mußt sie aber als Junge nicht prügeln, immer lieb und gut mit ihr sein. Sie ist noch danz, danz klein und nicht immer danz artig. Obwohl sie sich noch gar nicht rührt, hat deine Schwiegermutter schon drunter zu leiden. Sie ist häufig so kaput, daß sie gar nicht an die Aussteuer denken mag. Solch ein hübsches Bettchen, wie Du gehabt hast, kriegt Deine kleine Frau nicht, denn hier gibt es keine Waschkörbe. Ob man wohl statt dessen ein großes Palmen- oder Bananenblatt nehmen kann? Und wie soll sie denn heißen? Wir dachten Else. Erwin und Else klingt ganz hübsch. Schreibe mir mal Deine Ansichten. Wenn Deine Ratschläge gut sind, wollen wir sie befolgen. Sage uns auch, wie es kam, daß Du ein solcher dicker Prachtbengel wurdest. Der reine Neid zwingt uns, mit Deinen Eltern zu konkurrieren.

Behalte lieb

Deine

Patentante.

Liebe Mutter Emma!

Mir geht's herzlich schlecht. Ich habe alle Leiden nach „Ammon" in sechs Auflagen, wie Bernhard behauptet. Ich hoffe ja, daß mir nach einigen Monaten besser sein wird. Trotz all der kleinen Leiden ist doch meine Freude riesengroß. Bernhard ist so besorgt um mich und möchte mich auf Händen tragen. Nun wird doch das Leben erst schön werden, und sind wir doch dann ebenso glücklich wie Ihr.

Schreibt recht bald und behaltet lieb

Eure

Grete und Euren Bernhard.

Th. . ., den 18. Januar 19..

Meine Lieben!

In 14 Tagen, hast Du, liebe Emma, Geburtstag. Der Brief kommt natürlich zu spät. Aber der Trubel des Festes erlaubte kein Schreiben vorher, so mußt Du schon nicht böse sein. Eure und der anderen Glückwünsche kamen pünktlich am Heiligen Abend hier an. Der Postverwalter hatte die Briefe seit 14 Tagen gesammelt, und so konnten wir nach dem Gottesdienst um 7½ Uhr unsere Heimlichkeiten aufbauen und dann ungestört unterm geschmückten Kaffeebaum alle Heimatgrüße lesen. Das war eine

Digitized by Google

rechte Weihnachtsfreude! Wir hatten mit unsern Briefen bis 11 Uhr zu tun, und im Eifer des Lesens vergaßen wir, unser Bäumchen anzuzünden. Am 12. Dezember schloßen wir die Schule. Wir hatten die Eltern dazu gebeten. Die Kleinen kamen in hellen Kleidern mit vielen schönen Blumen. Die Eltern waren recht erfreut über die Leistungen. Ich mußte leider an dem Tag ins Bett, da ich vor Rückenschmerzen mich nicht mehr bewegen konnte. Ein warmes Bad mit Kräutern tat bald sein Gutes. Man muß sich hier selber helfen. Diese ausprobierten Hausmittel sind sicher besser als Medizin.

Selbst in dem ernsten Berufe eines Geistlichen fehlt es nicht an heiteren Momenten. Neulich kam ein Bräutigam und sagte bei der Anmeldung zur Trauung: „Meine Mutter heißt Rosalinde, aber den Vornamen weiß ich nicht." Einer Braut mußte Bernhard erst durchs Kirchenbuch beweisen, daß sie nicht erst 23, sondern bereits 26 Jahre alt sei.

Die Christnacht war recht feierlich. Leider konnten nur wenige Menschen zur Kirche kommen. Es hatte den ganzen Tag in Strömen gegossen und regnete am Abend noch ebenso. Alle Wege waren unpassierbar. Jeder war dankbar für den Regen, da die zweite Ernte bald vertrocknet wäre.

Ich bekam zu Weihnachten einen wunderhübschen Schreibtisch. Bernhard hatte ihn nach seinen Angaben aus Urwaldholz anfertigen lassen. Wenn wir nach 5 Jahren unser Bündel schnüren, lassen sich die Seitenwände zusammenlegen, so daß der Transport nicht viel Schwierigkeiten machen wird. Ihr seht, wir denken ans Wiederkommen.

Sonst könnt Ihr Euch unser Leben wie in einer deutschen Kleinstadt vorstellen. Die Seelsorge ist nicht mit der sonntäglichen Predigt von der Kanzel erledigt. Bernhard faßt seinen Beruf sehr ernst und ideal auf und übt täglich und stündlich praktische Seelsorge und spinnt Fäden zu den Herzen aller Menschen, die ihm nahe kommen. Dazu kommt noch seine tiefe nationale Gesinnung, die er durch Pflege und Ausbreitung des Deutschtums äußert. Von der Schule habe ich schon geschrieben. Wir haben auch Unterhaltungsabende, Vorlesungen usw. eingerichtet. Es werden Vorträge gehalten, Werke von Frenssen, Freytag u. a. vorgelesen, deutsches Gefühlsleben gepflegt, deutsche Kultur und deutsche Kunst vermittelt.

Ich weiß nicht, ob Euch dies alles interessiert, was ich schreibe. Ihr seht aber aus allem, daß es uns gut geht. Vergeßt uns nicht!

Viele herzliche Grüße sendet

Eure

Grete.

Th . . ., den 5. März 19..

Ihr Lieben!

Wenn meine Briefe jetzt nicht mehr so lang ausfallen wie ehedem, so wäre es ein Trugschluß, wolltet Ihr daraus eine Änderung meiner Stellung zu Euch herleiten. Ich denke täglich an Euch und erzähle Bernhard ebenso oft von den herrlichen Stunden, die ich bei Euch verlebt habe. Er kennt Euch schon ganz genau. Schade, daß s. Zt. eine persönliche Bekanntschaft unterlieben ist.

Digitized by Google

Wir haben jetzt viel Arbeit, gute Arbeit und lohnende Arbeit. Dabei werden wir aus der Heimat trefflich unterstützt. Bernhard hat gute Freunde, die ihn nicht vergessen, und viele Beziehungen, die für unser Streben von großem Nutzen sind.

Es würde zu weit führen, wenn ich Euch das alles ausführlich darlegen wollte; Ihr müßt Euch mit Andeutungen begnügen. Neulich kam wohlbehalten ein Harmonium an, das die Weihe des Gottesdienstes erhöhen und ihn verschönern soll. Ferner trafen eine ganze Anzahl Kisten vollgepackt mit Büchern hier ein. Wir haben jetzt eine für hiesige Verhältnisse sehr gute und umfangreiche Bibliothek, die ausgiebigst benutzt wird. Es ist uns gelungen, das Bildungsbedürfnis zu wecken und das Deutschtum zu stärken. Brasilianer, weiße und farbige, besuchen unsere Schule; mehrere Negerfrauen nehmen an meinem Handarbeitskursus teil. Selbst in deutschen Familien konnten nur noch die älteren Frauen stricken. Das ist jetzt schon anders geworden.

Ihr seht, überall fröhliche Arbeit. Hier ist auch im bildlichen Sinne jungfräulicher Boden, in den man nur die Samenkörner auszustreuen braucht, um hundertfältiger Frucht sicher zu sein.

Mir geht's jetzt körperlich besser. Die Ausstattung für das Kleine liegt fertig da, alles mit purpurroten Bändern und Schleifen geschmückt. O, wie ich mich freue! Wenn nur alles erst vorüber wäre.

Schreibt recht bald und empfangt viele Grüße

von Euren

Siegrichs.

* * *

Einige Wochen später kam statt der erwarteten freudigen eine tieftraurige Nachricht. Wir sollten sie nicht mehr wiedersehen unsere liebe Freundin. Dicht am Kirchlein neben hohen Palmen liegt sie und ihr Kindlein in der kühlen Erde. Ihr lieber Bernhard sucht Vergessenheit in treuester Pflichterfüllung, die er in einem Maße übt, daß befürchtet wird, sein Körper wird diesen Riesenanforderungen nicht mehr lange standhalten können und zusammenbrechen. Vielleicht wäre ihm ein baldiger Tod sehr erwünscht, würde er ihn doch mit seinem geliebten Weibe, seiner treuen Gehilfin wieder vereinigen.

Ehrenvolle Stellenangebote in der Heimat hat Herr Siegrich rundweg abgeschlagen. Er bleibt beim Grabe seiner Frau.

Digitized by Google

Rußlands Erbschaft vom Deutschen Orden.

Von Dr. Otto Helmut Hopfen.

[Teil I.]

I.

Ein an Ereignissen, Begegnungen und Besuchen reicher Aufenthalt in den baltischen Provinzen, Kurland, Livland, Esthland liegt hinter mir. Fast ein halbes Jahr war mir's vergönnt, durch Städte und Ortschaften daselbst zu wandern, am schönen Strande und auf Edelsitzen zu verweilen. Kein Zufall gebot, die Kette solcher Tage hier zu beschließen, auf der Burg des Deutschen Ordens an der Nogat, Mariens Burg. Dieser mächtige Pfeiler des protestantischen Königreiches Preußen trägt an der Außenmauer der heiligen Jungfrau Bildnis; und die Gottesmutter mit dem Jesusknaben, aus bunten Steinen in ungeheurer Größe gefertigt, blickt gen Osten, weithin über flaches Land gen Osten.

Das Vertrauen deutscher Bischöfe in deutsche Männer und mehr noch das eigene Vertrauen dieser Ritter und ihrer Vasallen in sich selbst und in ihre Sache hat dem Deutschen Orden und dem in ihm aufgegangenen Orden der Schwertbrüder vor 700 Jahren Idee und Ausdauer verliehen, erobernd gen Osten vorzudringen und Preußen zuerst, dann die baltischen Provinzen bis nach Narva hinauf ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die erprobte Gewißheit, durch die eigene Art und den eigenen Geist das ersichtlich Vollkommenste anzustreben und anderen zu vermitteln, hat die Ordensritter von Mariens Burg so stark gemacht, daß trotz des Wandels der Zeiten und Formen, die Erben heute noch von ihnen Maß empfangen oder gegen ihren Geist kämpfen müssen. Die Erben sind Rußland und Deutschland.

Esthland und Livland wurden 1721, Kurland 1795 dem russischen Staatenverbande eingefügt, das Königreich Preußen und damit ganz Deutschland übernahm mit dem preußischen Besitze des Ordens die Pflege der Marienburg. Aber wir haben nicht

Digitized by Google

nur die Burg, dieses Symbol, lange und schwer vernachlässigt, sondern auch in Gedanken ihre Atmosphäre gemieden. So haben wir wieder und wieder unsere Schritte wanderfroh nicht nach Osten, sondern über die Alpen und den Rhein gelenkt, haben teils aus Not, teils aus Vorliebe unsere Blicke nach Westen, nach Süden und weiter in jener Richtung übers Meer gesandt. Wenige auch heute nur empfinden es als nationale Pflicht, zu diesen redenden Steinen unserer Vergangenheit zu pilgern, und diese wenigen verstehen selten die gewaltige Mahnung der dort einst versammelten kühnen Kolonisatoren, die das Zeichen, das sie einte, nicht zufällig nach Osten richteten, das Marienbild sicheren, weiten Blickes nach Osten. Ja, ich entsinne mich seit meiner frühesten Jugend mancherorten im Deutschen Reiche den Spruch gehört zu haben: Im Osten liegen für uns gar keine Aufgaben; unsere östliche Grenze ist abgeschlossen; eher zu weit schon und mit zu verlockender Angriffsfront für die Begehrlichkeit des moskowitischen dräuenden Kolosses dehnt sich der schmale Flügel Preußens nach Memel hinauf; selbst wenn wir in einem etwaigen Kriege mit dem schlafenden russischen Riesen siegten, hätten wir nichts, gar nichts von ihm zu fordern. — Und doch entsinne ich mich gleichfalls aus meiner frühesten Kindheit und mehr noch aus den Studentenjahren, daß mit innigster Anteilnahme von dem an Rußland gefallenen Erbe des Deutschen Ordens gesprochen wurde, daß wir die Hilflosigkeit der russischen Deutschen in den baltischen Provinzen gegenüber dem chauvinistischen Vorgehen moskowitischer Beamten wie eine geheime Schuld empfanden und uns im innersten Herzen schämten, den Nachfahren der Vasallen jener mit dem Glanze des Heldentumes umgebenen Ordensgestalten nichts als Mitleid entgegenbringen zu dürfen. Aber selbst wir also Bewegten machten uns keinen rechten Begriff davon, was wir wünschen, wie wir helfen wollten.

Heute allerdings, nachdem mir vielerlei Gedanken aus der baltischen Erde ans Herz gewachsen sind, heute, wo ich durch die ernsten, weiten Räume der Marienburg gehe und mir wiederum die Trümmerhaufen der Ordensburg zu Wenden vor die Seele stelle, weicht jede Unklarheit, und ich erkenne, daß die Ordensritter, die gleich uns anfänglich in südlicher Sehnsucht befangen waren, auf das Ertrotzen des dort Unerfüllbaren verzichteten, das im Osten Mögliche aber mit verbissener Ausdauer zu erringen suchten. Alle Besitzungen im sonnigen Spanien, im blüten-

Digitized by Google

duftenden Italien gingen dem Orden verloren; die letzte Feste im lockenden Kleinasien — Acca — fiel; der Sitz des Ordens in der Lagunen-Poesie Venedigs zeitigte den deutschen Herren kein Glück und keinen Erfolg, — — — nur in der Ostmark, in Österreich, am nordischen Meere von Amsterdam gen Osten, immer weiter gen Osten, da nur faßten sie wirklich Fuß und konnten sich ihrer Art getreu erfolgreich ausleben, verstanden es dort, wie unterm Druck höherer Notwendigkeit als Verkünder ihrer Ideale und ihres Herrenrechtes überall aufzutreten, wohin sie Ordnung brachten und Handel und Bildung. Dort war Neuland für sie und ist es in gleichem Sinne heute für uns.

Um aber zugleich mit deutscher Ordnung, deutschem Handel, deutschem Fleiß und deutscher Bildung deutsche Frömmigkeit, deutsches Christentum und deutsches Denken bis nach Narva hinauf tragen zu können, hieß die Devise für den Deutschen Orden Kampf gegen alle sich widersetzenden Völker, insonderheit gegen Polen, Litauer und Moskowiter. Für die Erben des Ordens, für Deutschland-Preußen einerseits, für die russischen Herrscher anderseits gilt es heute noch, dieselbe Aufgabe zu lösen, nur ist die Grenze weiter hinausgerückt worden bis an den Pazifischen Ozean, und der Kampf gilt ebenfalls noch allen Völkern, die sich dieser Arbeit hindernd widersetzen, noch immer in erster Linie den Polen, Litauern und Moskowitern, denn erst ein Teil von ihnen ist gewonnen, er gilt den Völkern weiter im Osten und Südosten, dem ganzen Völkergemenge des russischen Reiches. Alles, was in der Richtung zum Zweck kolonisierender Eroberung geschieht, muß denen als geschichtlich begründet und unterstützenswert erscheinen, die die Ausbreitung ihrer Art und vor allem ihres eigenen Geistes zum Wohl der Menschheit und zur zukünftigen Sicherung ihres Daseins wünschen; alles Gegenteilige aber muß von ihnen, solange sie zur Logik den Mut haben, als geschichtwidrig und bedauerlich verhütet, vereitelt oder vernichtet werden.

Sobald also durch irgendwelche äußere Verkettung oder durch die Unlogik der Leitenden einmal dies erobernde Vordringen aufhört, sodann aber und vor allem sobald die durch die Jahrhunderte zur Mission gewordene Idee verblaßt, daß die Erben des Deutschen Ordens denjenigen Geist in allen östlich eroberten Ländern zu säen, zu pflegen und zur Herrschaft zu bringen haben, der anfänglich den unterworfenen Völkern fremd, schließlich ihr Vorteil und ihr stolzes Eigentum wird, dann bleibt

Digitized by Google

nur die Möglichkeit: daß die Erben des Deutschen Ordens von den nicht vollständig unterworfenen oder innerlich nicht in ihrem Geiste zur Reife wiedergeborenen Völkern des Ostens im wilden Ansturme wie einstens unter Dschingiskan zu Boden getreten werden.

Bei dem langsamen Gange geschichtlicher und ethnologischer Entwickelungen, bei der Ferne des Zieles und den geringen, wenn auch unbestreitbaren bisherigen Erfolgen wird diese Aufgabe den Erben des Deutschen Ordens noch für lange, lange Jahrhunderte vorgeschrieben bleiben, und wird jeweils am Bestande und an der Anerkennung deutschen Geistes, an der kolonialen Ausbreitung deutschen Blutes bis hin zum Pazifischen Ozeane zu messen sein.

Nach Osten, es sei noch einmal wiederholt, nach Osten blickt das Marienbild auf der Hochburg des Deutschen Ordens.

Das rege Gewissen vieler deutscher Männer hat denn auch die in den baltischen Provinzen geübte Vergewaltigung deutscher Art, wie sie seit 1850 schüchtern, seit 1868 aber und 1876 systematisch offiziell betrieben wird, als ein bejammerswertes Unrecht empfunden. Nur ist man sich bei der großen, vielfach absichtlich erzeugten Unklarheit, die in den gärenden Zeiten unserer Tage über viele Dinge ausgebrodelt wird, über Ursache und Folgen solches Treibens unschlüssig gewesen. Man glaubte die mahnende Stimme des Inneren, die zum Schutz des Deutschtums in den russischen Ostseeprovinzen aufforderte, um so gerechtfertigter wie eine politische Sentimentalität betrachten oder wie eine kindliche Unreife überhören zu dürfen, als man einsah, daß ein ungerufenes politisches oder militärisches Eingreifen Deutschlands in die Verhältnisse Rußlands zu diesem Zweck unsagbaren Schaden verursachen, den baltischen Provinzen aber und dem Deutschen Reiche selbst im wahrscheinlichen Falle eines Sieges nur problematischen Vorteil brächte. Und in der Tat bliebe — so ersprießlich für das Deutsche Reich wie für die Ostseeprovinzen die Vereinigung auf friedlichem Wege wäre — jede feindliche Okkupation eine unzuträgliche Halbheit, es sei denn, daß zu gleicher Zeit ein den jetzigen Politikern ganz fern liegendes, weit gen Osten vordringendes Erobern deutscherseits erfolgreich vollführt würde.

Bis in die jüngste Vergangenheit war keine historische Notwendigkeit gegeben, solch für das russische Reich feindseliges Eingreifen von den Zinnen der Marienburg hinab zu überlegen, denn alle russischen Herrscher, die das Erbe des Deutschen Ordens

Digitized by Google

in den baltischen Provinzen erstrebt und erreicht haben, waren — soweit sie förderſam und staatbildend für das russische Reich wirkten — teils aus wundervoller Einsicht, teils durch die Umstände und eigene Art veranlaßt, auch Erben der kolonisierenden Aufgabe in der Richtung des Ordens gewesen.

Ehe wir die drei bedeutendsten Herrscher und ihr Verhalten gegenüber den baltischen Provinzen erwähnen, wollen wir zum besseren Verständnis folgendes kurz voraufschicken: Die Geschichte des russischen Reiches als Staat ist mehr als irgendwo sonst bis zur Stunde die Geschichte der Herrscherfamilie, die Geschichte des Willens einzelner Herrscher oder deren geringer herrschenden Umgebung. Daß diese Familie gerade in den Grenzen des heutigen Rußland so erfolgreich zur eigenen Größe arbeiten konnte, liegt nicht etwa an einer eigenartig geschickten Grausamkeit dieser Familie, sondern daran, daß sie gerade dort Mittel zubereitet fand, die anderswo ermangelten. Diese Mittel sind: die asiatisch-byzantinische Duldsamkeit und Gutmütigkeit der Volksmasse gegenüber den Verhängnissen, die Virtuosität des Ertragens aus eingeborenem Pessimismus, verbunden mit der Leichtigkeit, wieder aufzuleben, sobald man das Unheil hat über sich ergehen lassen, mit einem Worte: die russische Bequemlichkeit, die geführt sein will, zur heilsamen Führung aber selbst der eigensten Geschicke annoch unfähig ist. Zu diesen Mitteln gehört aber auch das Vorbild asiatisch-skrupelloser Grausamkeit orientalischer Herrscher, das, bis in die kleinsten häuslichen Verhältnisse hinab sichtbar, über Leben und Blut von Menschen, über Bestand und Untergang ganzer Familien, Städte und Provinzen als sklavisches Eigentum bis vor 40 Jahren verfügte und trotz der Revolution — sonderlich in der Idee ungezählter Bauern — heute noch zum Begriff des Herrn und des Herrschens gehört.*)

*) Seit Abfassung dieses Artikels ist ein Jahr verflossen. Die sogenannte russische Revolution hat vom Zarismus im Oktober große Versprechungen erhalten, die wohl auch teilweise erfüllt werden dürften. So könnte es manchem notwendig erscheinen, obige Ausführungen einzuschränken. Mir dagegen sind sie durch die Erfahrungen des letzten Jahres nur erhärtet. Immer umfangreicher nämlich erscheint die Anteilnahme der deutschen Sozialdemokratie, immer häufiger werden unter den allmählich zur Kenntnis gelangenden Führern und Drängern der Revolution unrussische, oft deutsche Namen (ich erinnere z. B. nur an den Leutnant Schmidt der Schwarzen Meer-Flotte und auf der anderen Seite an den gewiß nicht russischen Namen des Grafen Witte). Mehr als alles aber bestätigen die

Digitized by Google

Als zweite Tatsache müssen wir betonend voraufschicken, daß die Herrscherfamile keine russische oder auch nur russisch-verwandte war oder heute ist, sondern daß sie als ausgesprochene Eroberer-familie aus der Fremde erschien und in diesem Wesen und Sinne Reichsbildung und Reichsvergrößerung vornahm, verquickt allerdings nach und nach mit russischer Phantasterei, Größenwahn und Hochmut, ausgeführt jedoch — zumeist im offenen Gegensatz und erbittertstem Kampf gegen die russischen Eigentümlichkeiten — ausgeführt mit Hilfe von Nichtrussen, vornehmlich von Deutschen und Balten.

Die Ruriks waren Normänner, und normännischen Nachschubes bedurften sie, um in den wilden Kämpfen unter sich und mit den von Osten einfallenden Eroberern, den Chans, die einzelnen Throne der russischen Klein-Fürstentümer zu behaupten und schließlich unter dem von Moskau zu vereinigen. Das Blut der Ruriks floß in den Adern der Romanows; und gerade derjenige Romanow, dem das russische Weltreich seine Grundlage verdankt, Peter der Große, empfand in jungen Jahren schon — bestärkt in dieser genialen Hellsichtigkeit durch die Erziehung des Waadtländers La Harpe — die Notwendigkeit, zur eigenen Befreiung von moskowitischem Einfluß an die Quellen seiner westeuropäischen Herkunft zurückzukehren. Sein Aufenthalt in Holland und Deutschland ist bekannt. Deutsche und nochmals Deutsche

---

russisch-moskowitische Indolenz und Unfähigkeit irgend welcher Führung die Ideen der Revolution. Soweit nämlich in der Revolution klare und förderſame Ideen zum Vorschein kamen, nicht bloß wildes Zerstören, Morden und Bombenwerfen, handelt es sich nirgends um russische, sondern um westeuropäische Ideen. Und diese richteten sich in der anfänglich geordneten und klaren Freiheitsbestrebung gegen die spezifisch russischen Tendenzen der nationalen Chauvinisten und Tschinovniks sowie gegen den Zarismus insoweit, als er — wider deutsche Art und westeuropäisches Gefühl — sich zum Werkzeug dieses spezifisch russischen Wesens machen ließ. Es ist daher historisch falsch — wenn auch bequem — von einer russischen Revolution zu reden. Man kann nur von einer durch fremde Ideen und fremde Führer hervorgerufenen anfänglichen antirussischen Revolution sprechen, an der sich das Gros des russischen Volkes, die Bauern, durchaus nicht beteiligte. Damit verbunden, oder dadurch gedeckt, gab es alsdann überall, wo die Russen oder die Nichtdeutschen sich der Führung der Bewegung bemächtigen wollten, nur ein in wildeste und unklare Empörung oder Anarchie ausartendes echt russisches Tohuwabohu. Dadurch und durch die immer auffallender werdenden landfremden Sonderinteressen ging der Erfolg der antirussischen Revolution teilweise wieder verloren.

Florenz, Ende Februar 1906. Der Verfasser.

Digitized by Google

suchte er danach in seinen Grenzen anzusiedeln; deutsch mußte sich der Adel seines Landes kleiden, ein Schweizer mußte sein Heer organisieren, Fremden gab er darin die Vertrauensstellungen; Holländer und Franzosen waren seine Künstler, alles setzte er daran, um die Ostseeprovinzen und damit einen ganzen Stamm deutscher Familien seinem Reiche einzugliedern. Als es ihm nach vielem Kriegführen schließlich gelang, für 2 Millionen Silberrubel Esthland und Livland im Jahre 1721 zu kaufen und alsbald seine Nichte auf den Herzogthron nach Kurland zu verheiraten, bestätigte er den ehemaligen Besitzungen des Deutschen Ordens ohne jeden Rückhalt deutsches Recht, deutsche Privilegien, deutsche Bildung, deutschen Glauben und deutsche Sprache.

Er, der größte Vertreter der zarischen Familienpolitik und einer der unerbittlichsten Logiker, den die gesamte Weltgeschichte aufzuweisen vermag, hat aber auch sonst noch dieses Herrschen fremden Geistes und fremder Initiative so zweifellos als notwendig in allen großen Entscheidungen für seine Schöpfung betont, daß wir ohne die Gefahr des geringsten Irrtums seine Meinung dahin aussprechen können: Das russische Reich als Weltmacht ist vorläufig nur Eroberern möglich, die als Gegner der moskowitischen Indolenz und räuberischen Bequemlichkeit dies spezifische Russentum und seine Forderungen zu Boden drücken, um sie durch fremde, vornehmlich deutsche Männer und fremde Ideen zu ersetzen und umzumodeln. Wer dies Reich besitzen und zu solch innerer Wiedergeburt führen will, darf nicht einen Finger breit von der Eroberungspolitik des Halbgottes zur Sentimentalität friedreicher Mittelmäßigkeit hinabsteigen, die die eigene Art der Art von anderen gleichstellt, es sei denn aus Schlauheit, um Zeit zu gewinnen für weitere kühne Pläne, es sei denn, daß sich endlich nach langer zielbewußter Arbeit zeigt, daß die Saat des eigenen Geistes bei dem anderen aufgeht und die harte Bevormundung unnötig macht. Mit eigener Hand schlug Peter der Große den Strelitzen die Köpfe ab, weil sie sich wider seine Bevorzugung der Fremden empörten, ohne Zaudern stieß er dem Metropoliten, der — in der Art des heutigen Popjedonoszew — moskowitischen Einfluß ans Ruder bringen wollte, die Krone des hohen Priesters vom Kopf und setzte sie sich selber auf, 17 der höchsten Würdenträger ließ er an einem Tage enthaupten, viele andere öffentlich auspeitschen, weil sie das russisch-asiatische System räuberischen Beamtentumes — genau wie das

Digitized by Google

heutige Tschinovniktum — wider alle seine unrussischen Besserungbestrebungen festhielten; endlich verurteilte er den eigenen Sohn zum Tode, weil er schwächlich und verderblich gegenüber dem Herrenrecht des fremden Eroberers und seiner fremden kolonisierenden Helfer die Partei und Wünsche des nationalen Moskowitertums vertrat. Der Sohn mußte sterben, weil er töricht nicht erkannt hatte, daß seines gewaltigen Vaters Werk dem Untergange geweiht war, daß das neugegründete Reich den Fuß vom Meere zurückziehen und in viele Bestandteile wiederum zerfallen mußte, preisgegeben jedem östlichen Eroberer, wie dereinst dem Dschingiskan und dessen Söhnen, sobald russisch-nationales Unvermögen den Staat in räuberische Hände bekam.

Der Sohn Peters des Großen fiel und machte so denjenigen Platz, die im Geiste Peters dessen Werk fortführten, wenngleich auch sie, genau wie Peter selbst, von dem Boden, auf dem sie lebten und von den Menschen, über die sie herrschten, vielerlei Züge — nur die duldsame Schwäche nicht — annahmen. So wurden phantastisch die Eroberungen weiter ausgedehnt, als geboten und ratsam war, so wurde gerade durch kriegerischen Ruhm und Beute die russische — orientalisch auf Glanz und Pracht gerichtete — Seele an die fremden Herrscher gefesselt und begann sich an dem Traum der Großmacht und dereinstiger Weltherrschaft zu berauschen. Kein Wunder, daß die Moskowiter die Fremdartigkeit des herrschenden Eroberers vergaßen oder gar nicht erkannten und sich in Bequemlichkeit daran gewöhnten, daß er allein für sie dachte und sorgte, in allem, in allem, denn er führte sie wenigstens auf Augenblicke aus Pest und ewiger Hungersnot zu Siegesrausch und ergiebigem Morden und Rauben, er, der Kaiser, der Papst, der Vater.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Der 24. Januar 1906 wird für das Berliner Kunstleben und vielleicht auch für die deutsche Kunstgeschichte künftig als ein Tag von historischer Bedeutung gelten. Denn er brachte die Eröffnung der „Deutschen Jahrhundert-Ausstellung" in der Nationalgalerie, in der sich die jahrelangen Bemühungen um eine tiefere Erkenntnis der jüngsten Kunstentwickelung in imposanter Weise konzentriert haben. Als man sich um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts angeregt fühlte, auf den abgelaufenen Zeitabschnitt Rückschau zu halten, erkannte man die ungenügenden Grundlagen für eine historische Darstellung, die den Reichtum des vorhandenen Stoffes gesichtet, durchschaut und überblickt hätte. Überall, wo man der Entwickelung der Malerei insbesondere nachging, gab es Überraschungen. Vergessene Persönlichkeiten tauchten auf; Künstler, deren geschichtliche Stellung festzustehen schien, stellten sich plötzlich in anderem Lichte dar; manches bescheidene Talent, das in der Stille gewirkt hatte, rückte zu ganz neuer Bedeutung auf; wichtige Einzelwerke wurden aus versteckten Sammlungen hervorgezogen. Und die Zusammenstellung aller dieser Elemente ergab eine eigentümliche Verschiebung des Bildes, das man sich von der deutschen Malerei eines Jahrhunderts gemacht hatte; Beziehungen und Zusammenhänge, die vordem unbekannt waren, erhellten sich. In Hamburg hatte Alfred Lichtwark, die treibende Kraft und der Führer dieser ganzen Bewegung, den verborgenen Fäden der Entwickelung nachgespürt. In Berlin war ihm Hugo von Tschudi gefolgt, zahlreiche andere Städte schlossen sich an. Bis der Wunsch entstand, die vereinzelten lokalen Bemühungen mit großem Griff zusammenzufassen und der ferneren Arbeit, deren Ziel es sein muß, sie systematisch zu erweitern, Antrieb und Halt zu geben.

So war schon vor Jahren der Plan zu der riesigen und bedeutungsvollen Ausstellung gefaßt, die bis in den Mai hinein die deutsche Kunstwelt in Atem halten wird. Sie ist das Ergebnis einer nun schon gut zwanzig Jahre alten Reaktion gegen die ältere Geschichtsauffassung, die sich in der Hauptsache auf die akademische Kunst und ihre Erfolge stützte. Nach ihr spielte die große Reihe der anerkannten Meister die Hauptrolle; die wichtigsten Gruppen waren dabei die Kartonkunst, die Historienmalerei, die Genremalerei und ihre Nebenschößlinge, also die Gruppen, die sich an die Muster der Antike, der italienischen Hochrenaissance und des älteren französisch-belgischen Realismus hielten. Aber nach dieser Epoche, in der Komposition, Linie, Aufbau, Inhalt, stoffliche Erfindung in hoher Geltung standen, ist nun eine andere gefolgt, der malerischer Ausdruck, farbiger Vortrag, Intimität der Auffassung, Schlichtheit des Empfindens, Innigkeit der Beziehungen des Künstlers zu seinem Gegenstande alles sind. Diese Anschauung beherrschte die Auswahl der Werke für die Jahrhundert-

Digitized by Google

Ausstellung. In ihr triumphiert die unakademische, nichtanerkannte Kunst der vergangenen Periode, die aus Eigenem zu schöpfen suchte oder sich an die jüngeren, vorgeschrittenen, gleichfalls noch nicht anerkannten Vorbilder des Auslandes anlehnte. Es handelte sich darum, einmal die Kehrseite der Medaille zu zeigen und den ganzen Weg der Entwickelung von 1775—1885 vom modernen Standpunkt aus zu beleuchten. Denn es war natürlich, daß man die noch im Flusse befindliche letzte Etappe unserer Malerei, also seit der Ausbreitung des Impressionismus, ausschaltete und andererseits aus dem Ende des 18. Jahrhunderts Proben der ehrlichen und gesunden Kunst heranzog, welche damals der erstarrten Unnatur des Rokoko siegreich entgegentrat, durch den Klassizismus sodann fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurde, ihre Traditionen jedoch auch während seiner Herrschaftsperiode pflegte und so dafür Sorge trug, daß das alte Handwerk wenigstens nicht ganz zugrunde ging.

Diese Vorkämpfer einer modernen, auf rein malerischen Ausdruck gestellten Wirklichkeitskunst, die Graff, Tischbein, Chodowiecki und ihre Leute, sieht man jetzt mit ganz anderen Augen an als während der letzten Menschenalter. Ihnen schließt sich eine große Schar von Künstlern an, die teils in primitiver Form und ohne sonderliche Routine vom Arrangement zur Einfachheit drängten und in ihren oft harten, spröden, ungelenken Arbeiten mehr künstlerisches Gefühl verrieten als die Vertreter der herrschenden „großen" Malerei, teils schon vor hundert Jahren sich mit den modernen Problemen der Licht- und Luftmalerei auseinanderzusetzen begannen. Zu den ersteren gehören die alten Berliner, wie Franz Krüger, die Architekturmaler Gärtner, Hinze, Brücke, die primitiven Hamburger, wie Friedrich Wasmann, Erwin Spekter, Oldach, und zahlreiche biedere Meister aus allen deutschen Kunststädten. Zu den letzteren vor allem Philipp Otto Runge in Hamburg, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts die spezifisch modernen Aufgaben der Malerei klar erkannte, wenn ihm auch die künstlerische Kultur fehlte, um alle seine theoretischen Pläne restlos in praktische Taten umzusetzen; dann der Wiener Waldmüller, der über seine Landschaften und liebenswürdigen Genreszenen eine wunderbar helle Sonne leuchten ließ und im Porträt erstaunliches leistete; weiter Caspar David Friedrich, dessen weite Ausblicke über ebene und gebirgige deutsche Landschaften in den feinen Akkorden zarter Nuancen von Violett, Gelb und Grün erstrahlen; der Münchener Spitzweg, der in delikaten kleinen Bildchen den subtilsten malerischen Geschmack verriet; der Berliner Blechen, der sich mit verblüffendem Erfolge um pleinairistische Lösungen bemühte, neben ihm und hoch über alle Genannten hinausragend der junge Menzel, der in genialem Anlauf mit unverbildetem Auge die Wirklichkeit ringsum scharf aufs Korn nahm. Doch gerade bei Menzel zeigt es sich, daß alle diese modernen Vorarbeiten zunächst nicht auf fruchtbaren Boden fielen, ja, daß eine seltsame „Rückwärtsentwickelung" im ganzen wie bei den einzelnen stattfand. Wie mancher talentvolle junge Mann zog mit der ehrlichen Sehnsucht im Herzen, die farbige Welt da draußen und seine Träume da drinnen abzuspiegeln, auf die Akademie, um sie als ein geeichter „Historienmaler" zu verlassen. Auch Menzel geriet im Lauf der Jahrzehnte bei aller Kraft seiner Hand vielfach von freier Anordnung und malerischem Sehen zu einer überraschenden Hochachtung von kleinen stofflichen Einzel-

Digitized by Google

heiten, und was diesem Größten begegnete, ward für die Schwächeren erst recht eine Falle.

Immer wieder sehen wir auf der Ausstellung Jugendwerke bekannter Meister, die ihre späteren, meist berühmteren Arbeiten weit überstrahlen. So geht es bei Lenbach, bei Defregger, bei Knaus, oder bei einem Talent mittleren Grades wie Valentin Ruths, der in seiner Frühzeit Landschaften von Menzelscher Feinheit schuf, um später in ganz konventionelle Bahnen einzuschwenken. Oft mag die geringe Reife der schauenden und kaufenden Menge, deren Geschmack auch den staatlichen Lehranstalten der Akademien seinen Stempel aufdrückte, an dieser Rückwärtsentwickelung schuld gewesen sein, in der Hauptsache aber war es die geringe Sicherheit in allen malerischen Angelegenheiten, welche in Deutschland so viele tüchtige Kräfte im höheren Alter, wenn der Elan der Jugend vorüber war, vor der Zeit erlahmen ließ.

So ward in den sechziger und siebziger Jahren doch wieder eine Anlehnung an das weiter vorwärts gelangte Ausland unvermeidlich. Auf den Schultern der Franzosen, erst der Meister von Barbizon, dann Courbets und Ribots, erhoben sich die Künstler, die nun den Wagen wieder flott machten. München tritt jetzt bedeutungsvoll hervor, durch Schleich und Adolf Lier, die zuerst in Deutschland vom „Paysage intime“ Kunde gaben, dann der Kreis der Ramberg-Schüler, die neben der Piloty-Klasse sich tapfer und anfänglich ohne ermunternde Anerkennung auf ungeebnete Bahnen wagten. Wilhelm Leibl war der Führer dieses Kreises; ihm und seinem Genossen Wilhelm Trübner ward darum, als den wichtigsten Vorkämpfern einer „Bonne peinture“ im handwerklich-technischen Sinne, ein besonders großer Raum in der Ausstellung zur Verfügung gestellt. Hans Thoma, der aus dem Leibl-Kreise stammt, verbindet diese Schar der robusten und um alle seelischen Probleme unbekümmerten „Augentiere“ mit den Vertretern des allmählich von Westen her bei uns eindringenden Impressionismus Manetscher Prägung, die von Max Liebermann angeführt werden, und mit den Vorkämpfern einer neuen Stil- und Phantasiekunst, an deren Spitze Böcklin steht, von Feuerbach und Marées begleitet. Die sogenannten Meister mit ihren Nebenmännern beherrschen ganz allein das Erdgeschoß der Nationalgalerie, die zum Zwecke der Jahrhundert-Ausstellung von oben bis unten ausgeräumt ist; sie sollen offenbar nach der Auffassung der Veranstalter die Kunst repräsentieren, die der Zukunft am ehesten ein Wegweiser an die Hand geben kann. Dabei hat die Ausstellungsleitung darauf Bedacht genommen, auch bei Böcklin und Thoma sorgsam auszuwählen, d. h. in der Hauptsache solche Werke ihrer Hand einzureihen, die vom Standpunkt der „malerisch“ Sehenden aus als die besten erscheinen. Darin liegt gewiß, wie in vielen Punkten, eine gewisse Einseitigkeit. Denn malerisches Sehen und farbiger Ausdruck sind in Deutschland nicht wie in Frankreich das Wichtigste oder das allein Wichtige; andere Elemente, das Verhältnis von Mensch und Natur, von Mensch und Kunst, von Mensch zum Menschen, von sinnlichen und seelischen Wünschen, sind bei uns stets von größerer und selbständigerer Zeugungskraft gewesen. Aber jene Einseitigkeit bringt doch in die Ausstellung zugleich auch eine gewisse Einheitlichkeit, und überdies wäre es töricht, von ihr zu reden und nicht vielmehr den Vätern

Digitized by Google

dieses großen Planes den Zoll der Dankbarkeit und Bewunderung darzubringen, der ihnen gebührt.

Es kann in dem knappen Rahmen dieses Berichts nicht die Rede davon sein, daß die Bedeutung und der Reichtum des außerordentlichen Unternehmens auch nur in Andeutungen umschrieben würden. Diese Ausstellung läßt sich überhaupt erst durch ein eindringliches Studium in ihres Wesens Grund erkennen und wird noch auf lange Zeit hinaus ihre Kreise ziehen. Sie ist das Resultat der umfassenden Revision, welche die Gegenwart mit der historischen Auffassung der früheren Epoche vorgenommen hat, ist zum Teil eine große Revanche der deutschen Kunst für jahrzehntelange schlechte und falsche Behandlung. Wenn sie dabei die längst anerkannten, nach Gebühr und über Gebühr gepriesenen Meister, wie etwa Cornelius, Makart, Piloty und ihre Leute, nicht abermals feierte, so hat das durchaus seine Berechtigung; denn für diese hat die frühere Zeit so viel getan, daß sie nun ruhig einmal etwas zurückstehen dürfen. Auf die Kehrseite der Medaille kam es an, auf ein Walten der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und das herbeizuführen ist im hohen Maße gelungen.

Von größtem Interesse ist es nun, zu beobachten, wie eine ähnliche Wandlung auch in der Stellung der Gegenwart zu den alten Meistern konstatiert werden kann. Auch hier die Abwendung von der Kunst der großen Komposition und der linearen Form und die Hinneigung zum Malerischen und Intimen. Wohin sind die Zeiten, da der Name Raffaels eine Gattungsbezeichnung für alle Maler der Welt war? Und wohin die Zeiten da Rembrandts Gemälde in dunklen Kellern und staubigen Speichern schmachteten? Es ist kein Zufall, daß in der schönen Ausstellung von Werken alter Kunst aus Berliner Privatbesitz, die der Kaiser Friedrich-Museums-Verein zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares veranstaltet hat, drei große niederländische Säle an der Spitze marschieren, während die italienische Renaissance in einem einzigen kleineren Raum wesentlich unbedeutender vertreten ist. Und wo die Italiener erscheinen, spielen die auf koloristische Wirkungen bedachten Venezianer die erste Rolle, von Tizian bis Guardi; wo andere Nationen in Frage kommen, sind es Meister der malerischen Feinheit, denen die Liebe der Berliner Mäcene galt: von Spaniern Goya, von Engländern Reynolds und die anderen klassischen Porträtisten, von Frankreich einige zarte und delikate Rokokomaler.

Diese Veranstaltung der Berliner Kunstfreunde mußte aus verschiedenen Gründen besonders interessieren. Zunächst schon durch das Ausstellungslokal: das Redernsche Palais am Pariser Platz, das nunmehr schon dem Abbruch verfallen ist und das sich so dem Publikum unmittelbar vor seinem Hingang noch einmal zeigen konnte. Dann durch die Tatsache, daß wir in Berlin solche Schätze im Privatbesitz verstreut haben. Die Sammlungen, die hier beteiligt sind, können sich in der ganzen Welt mit großen Ehren sehen lassen. Was aber dem Unternehmen schließlich seinen Wert gibt, ist die außerordentliche Qualität der hier vereinigten Werke. Rembrandt und Frans Hals vor allem sind je mit einer ganzen Reihe kostbarer Schöpfungen vertreten, der erste namentlich durch ein grandioses Selbstporträt aus den fünfziger Jahren und ein Bildnis der Hendrikje Stoffels. Aber auch Ruisdael und die Meister des Stillebens van Goyen und Jan Steen,

Digitized by Google

ter Borch und de Koning, Pieter de Hooch und Hobbema und zahlreiche andere sind mit vorzüglichen Sachen anzutreffen. Daneben steht eine schöne Sammlung altdeutscher Holzskulpturen und eine Kollektion von Werken der Kleinkunst, in denen seltenste und großartigste Stücke zu finden sind. Es ist das von Wilhelm Bode erzogene und angeregte, dann aber zu respektablem Verständnis emporgestiegene Berliner Sammlertum, das sich hier präsentiert. Und es ist bezeichnend für die Verhältnisse in unserer rapide sich entwickelnden Stadt, daß manche dieser Schatzkammern erst in den allerjüngsten Jahren entstanden sind. Doch wir wollen hoffen, daß das, was so rasch aus dem Boden wuchs, nun nie mehr verschwinden wird; denn das kunstfreundliche Laientum ist das notwendige Bindeglied zwischen den Künstlern, den Museen und dem weiteren Publikum. Daß wir dies Bindeglied jetzt besitzen, erfüllt uns mit einem gewissen Vertrauen zu der Zukunft der Kunststadt Berlin.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die „Komische Oper" hat sich durch die Aufführung der Hugo Wolfschen vieraktigen Oper „Der Corregidor" ein Verdienst um das musikalische Berlin erworben. Das Verdienst ist um so größer, als die bühnenerfahrene Direktion sich wohl kaum darüber im Zweifel befunden haben dürfte, daß ein „Kassenerfolg" mit diesem Werk nicht zu erzielen ist. Und in der Tat ist dem Corregidor auch hier nur die Art von Erfolg zuteil geworden, die er bisher allenthalben gefunden hat und für die man die Bezeichnung „Achtungserfolg" zu gebrauchen pflegt, um das häßliche Wort „Mißerfolg" vermeiden zu können. Bei einem so bedeutenden Künstler wie Hugo Wolf will man über seine größte, d. h. umfangreichste, Schöpfung nicht auf Nachrichten angewiesen sein; man will selbst sehen und hören, um auch selbst urteilen zu können; darum mag sich die Leitung der „Komischen Oper" mit dem aufrichtigen Dank Vieler getrösten, wenn sie sich demnächst genötigt sehen sollte, die Oper wegen ungenügenden Besuches vom Spielplan abzusetzen.

Am 18. Januar 1895 schrieb Hugo Wolf an seinen Freund Oskar Grohe: „Ein Wunder, ein Wunder, ein unerhörtes Wunder ist geschehen, der langersehnte Operntext hat sich endlich gefunden; fix und fertig liegt er vor mir, und ich brenne nur so vor Begierde, mich an die musikalische Ausführung zu machen. Sie kennen doch die Novelle „Der Dreispitz" von Pedro de Alarcon (—). Frau Rosa Mayreder, eine mir seit Jahren bekannte geniale Frau, hat das Kunststück fertig gebracht, die Novelle in ein äußerst wirkungsvolles Opernbuch umzuwandeln und sich künstlerisch auf der Höhe des Dichters zu halten." Dieser Entwurf ging demnächst unter den musikalisch und literarisch hochgebildeten Freunden Wolfs von Hand zu Hand und fand auch die Begutachtung verschiedener Bühnenpraktiker.

Digitized by Google

Selten wohl ist ein Operntext so vielseitig geprüft und seine Wahl unter so mannigfaltigen Kautelen der Brauchbarkeit zustande gekommen.

Ist nun „Der Dreispitz" geeignet, die Unterlage für einen guten Operntext zu bilden? Für einen leidlichen wohl, für einen guten nicht. Die ruhige und behagliche Breite, mit der Alarcon die Erzählung von dem Corregidor und der schönen Müllerin vorträgt, insbesondere auch der dem Stoffe entzückend angepaßte Ton schlichter Biederkeit, gemischt mit gutmütiger Schadenfreude, kann leicht über die Künstlichkeit des Stoffes hinwegtäuschen. Man wird in der Regel eine längere Erzählung vereinfachen können, wenn man sie zum Operntext gestalten will; hier war das nicht oder nur in geringem Maße angänglich. Es war nötig, uns erst einmal einen Annäherungsversuch des Corregidors sehen zu lassen; es war nötig, in diesem Annäherungsversuch die blanke Tugendhaftigkeit der bezaubernden Frasquita, ihr prächtiges Verhältnis zu ihrem Gatten, dem liebenswürdigen Tio Lukas und vieles andere bekannt zu geben, ehe die eigentliche Fabel beginnen konnte. So wird schon ein ganzer Akt für die notwendigste Vorbereitung des Spiels verbraucht. Es war ferner nötig, daß der Corregidor den Tio Lukas für Abend und Nacht aus der Mühle herausbringt, und es war auch absolut nötig, zu sehen, wie es dem Müller gelingt, des Corregidors Absicht in diesem Punkte zu kreuzen; das sind wieder zwei Aufzüge, die eigentlich immer noch vorbereitender Natur sind. Der Vereinfachung wegen hat die Textverfasserin an die Szene, die uns die Entfernung des Tio Lukas aus der Mühle zeigt, das mißglückte Liebesabenteuer des Corregidors angeschlossen. Diese Abweichung von der Reihenfolge der Erzählung hat sich dadurch gerächt, als es in dem darauf folgenden Akt gar nicht mehr interessiert, zu erfahren, auf welche Art Tio Lukas von Hause fern gehalten wird. Was während seiner Abwesenheit in der Mühle passiert ist, haben wir ja eben gesehen, wir fühlen auch keine Unruhe und Besorgnis mit ihm, weil wir ja über den harmlosen Verlauf der Angelegenheit bereits orientiert sind. Ferner war nötig, alles das sehen zu lassen, was die Tatsache erklärt, daß der nach Hause zurückgekehrte Tio Lukas am Herde die Kleider seines Feindes und in dem Bett seiner Frau den braven Corregidor selbst sieht. Es war ferner nötig, zu motivieren, daß Frasquita nicht zu Hause ist, als all der Jammer über den Müller hereinbricht usw. usw. Der ganze Text wird verbraucht für Motivierungen, und doch fängt das Lebenselement der Oper erst da an, wo die Motivierung zu Ende ist und die Stimmung sich aus der mehr oder weniger vollständig motivierten Situation herauszulösen beginnt. Nicht die Verknüpfung der Handlung, mag sie noch so kunstgerecht, noch so zierlich verschlungen sein, macht das Wesen des guten Operntextes aus; was in gesprochenen Dramas Selbstzweck sein darf, muß bei musikalischer Behandlung nur als Mittel zum Zweck angesehen werden.

Vielleicht war dieses oder jenes ein wenig besser zu gestalten, als es in dem vorliegenden Textbuch geschehen. So mußte z. B. der Anfang des dritten Aktes, der uns zeigen will, wie es kam, daß der nach Hause eilende Tio Lukas und die ihn aufsuchende Frasquita einander auf der Landstraße verfehlen (!), durchaus wegfallen. Wenn damit zugleich die dem Diener des Corregidors von Frasquita gespendete Ohrfeige fortfiel, so war das doppelter Gewinn; denn wie sich nunmehr dem Hörer diese Szene darstellt,

Digitized by Google

erscheint der ganze Aufwand von Felsen, „bewölktem Himmel und manchmal durchbrechendem Mondschein" ausschließlich zu Ehren der erwähnten schmerzhaften Handarbeit. Vielleicht war auch der Schluß des Ganzen, der im Original so liebevoll behandelt ist, ein wenig breiter und wirkungsvoller auszugestalten, vielleicht war noch diese oder jene Änderung möglich, um mehr Ruhe und Stimmungsbreite in das Bühnenbild zu bringen — etwas sehr wesentlich Besseres, als es Frau Mayreder geschaffen, war der spanischen Erzählung nicht zu entnehmen.

Wolf hat bewußt oder unbewußt für die musikalische Gestaltung des Textes den Stil seiner entzückenden Lieder gewählt. Auch hier in der Oper folgt er sorgfältig den Worten und findet aus der feinfühligsten Deklamation heraus die ihm eigentümliche zart-melodische Linie, die über der unendlich geschickt charakterisierenden und äußerst kunstvoll gestalteten Begleitung schwebt. Das war für das vorliegende Opernbuch die gefährlichste Kompositionsmanier. Diesem kleinfältigen, flächenlosen Text, der in jedem Satz eine neue Beziehung anknüpft, Wort für Wort zu folgen, hieß einmal die Verständlichkeit erschweren, denn diese Kompositionstechnik bietet lange nicht die Möglichkeit für deutliche Aussprache als die mannigfaltigen Schattierungen rezitativischer Behandlung des Textes und hieß anderseits, auf breitere musikalische Wirkungen zu sehr verzichten. „Wer gewinnen will, muß nicht alle Stiche machen wollen", das gilt nirgends so sehr, als bei der Oper. Stellen, wie z. B. die folgende: Frasquita: „Fehlgeschossen! Denn bei dir, als einz'ger Makel, eine Brücke zu uns andern unvollkommnen Wesen bildet dieser Rücken sanft gewölbt, doch bei ihm als letzter Tropfen, macht er überfließen schon schlechter Eigenschaften Maß." Solch eine Stelle, wie es deren im Corregidor allzu viele sind, läßt man ändern (trotzdem oder vielleicht gerade, weil der Ausdruck zu wörtlich dem erzählenden Original nachgebildet ist), oder man verzichtet dabei auf eine musikalische Wirkung und begnügt sich mit der Verständlichkeit der Worte oder endlich man läßt die Worte in der Musik untergehen und ist zufrieden, wenn die begleitende Gebärde ungefähr wenigstens die Gesinnung der Worte erkennen läßt. Diese künstliche Sprache und zugleich die Musik wirken lassen wollen, heißt sich zwischen zwei Stühle setzen. Die gleichzeitigen Wirkungen in der Oper sind Ideale, die nur ausnahmsweise zu erreichen sind.

Unter dem 9. Juli 1895, als Wolf seine Oper soeben vollendet hatte, schrieb er an Emil Kauffmann: „Ja, wenn nur alle Kauffmanns wären, dann wäre man wohl auch des Erfolges sicher." Liegt darin nicht eine gewisse Bangigkeit, daß das Werk nur unter Voraussetzungen wirken möchte? Unter den Voraussetzungen nämlich, daß den Hörern die Wolfsche künstlerische Art ebenso bekannt, als sympathisch sei, und daß eine gewisse Schulung vorausgesetzt werden dürfe, die gerade hier die zarten, im zierlichsten Maßstab gehaltenen Schönheiten zu sehen und zu würdigen verhilft. So erklärt sich auch die große Wirkung, die der Corregidor am Klavier und im Freundeskreise ausgeübt hat. So versteht man es auch, wenn Michael Haberlandt in seiner geradezu bezaubernden Monographie „Hugo Wolf, Erinnerungen und Gedanken" bei Bericht einer solchen intimen, von allem zerstreuenden Nebeneinander losgelösten Vorführung von der Musik

Digitized by Google

den köstlichen Vergleich gebraucht, sie fülle die Handlung bis zum Rande an, wie eine Schale mit Schaumwein angefüllt sei.

Ich bin überzeugt, daß der Corregidor in noch geringerem Maße als Cornelius' „Barbier von Bagdad" auf eine bereite Verehrerschaft rechnen darf. Der Barbier ist als Gesamtkunstwerk doch eine glücklichere Schöpfung, und dann hat man ja bei Wolf den Umweg über die Oper gar nicht nötig, um zu dem großen Musiker in vertraute Beziehung zu treten: seine Lieder geben den ganzen Künstler.

Die Königliche Hofoper hat letzthin auch eine Neuheit herausgebracht. Diesmal war es sogar die Uraufführung, die das vornehme Institut in bekannter Vorzüglichkeit der zweiaktigen Oper von Viktor von Woikowsky-Biedau „der lange Kerl" hat zu teil werden lassen. Es ist eine sehr bescheidene, kleine und gar naive Handlung, die sich der Komponist, der zugleich der Textdichter ist, für sein „lustiges Spiel" ausgewählt hat. Aber der überaus harmlose Stoff ist mit soviel Geschick und Geschmack gestaltet, daß man von dem Werk — was den Text anlangt — einen sehr liebenswürdigen Eindruck empfängt. Kleine Kürzungen im ersten Akt und ein energischer Strich zu Beginn des zweiten würden Inhalt und Zeitdauer in ein überzeugenderes Verhältnis setzen, der Musik fehlt es leider gar oft an der nötigen Leichtigkeit, Grazie und Erfindung. Es ist wirklich schade, daß der musikalische Part nicht etwas mehr Charme aufzuweisen hat, „Der lange Kerl" hätte sonst leicht das werden können, wonach die Theaterdirektoren nun schon so lange und so sehnsüchtig ausschauen.

Endlich hat auch das „Theater des Westens" sich wieder einmal daran erinnert, daß es doch eigentlich eine Stätte für die Oper bilden will, und den „Herr der Hann" beschert. „Oper in drei Akten aus dem siebenbürgisch-sächsischen Volksleben" nennt der Dichterkomponist sein Werk. Ja, ja, das siebenbürgisch-sächsische, da war es! Überzeugend, handgreiflich, anschaulich und belehrend! Also nun wissen wir endlich, woher die Fabel der Smetanaschen „verkauften Braut" stammt. Nun haben wir auch erfahren, daß die Textdichter der „Carmen" mitsamt dem Dichter des Originals recht lange Finger gemacht haben, als sie zeigten, wie Carmen, die Zigeunerin, den kleinen Sergeanten um seine sämtlichen Grundsätze singt und tanzt. Und schaudernd haben wir erkennen müssen, daß sogar der große Meistersingerkomponist mit seinem vielbewunderten Nachtwächterhorn auf einem dissonierenden Fis ein kleines, niedliches Plagiätchen begangen hat. Dieses alles nämlich und vieles andere ist siebenbürgisch-sächsisch. Zudem bekommen wir zu wissen, daß „Hanklich" der siebenbürgisch-sächsische Festkuchen ist. Zwar gab es nur den rohen Teig zu sehen, dafür griff aber auch ein siebenbürgisch-sächsischer Bauer in echt siebenbürgisch-sächsischer Nationaltracht in die siebenbürgisch-sächsische Festgebäcksmasse und strich sie mit einer siebenbürgisch-sächsischen Kelle von der Hand. Kurz, es war wonnig! Ja, ja, das Nationale ist für die Kunst noch immer eine schier unerschöpfliche Fundgrube des Schönen und Erhabenen.

Digitized by Google

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Das Schillertheater.

Die neueste Premiere der beiden Berliner Schillertheater war Tolstois erschütterndes Bauernschauspiel: Die Macht der Finsternis. Ein überfülltes Theater, eine gespannt aufmerksame Menge. Auf der Bühne keine überragende Kraft, die im höchsten Sinne unter die Künstler zu reihen wäre, aber durchaus tüchtige mittlere Kräfte, die sich zu einem eindrucksvollen Ensemble zusammenschlossen und den Sinn des Trauerspiels dem Besucher machtvoll einprägten. Man weiß ja, welch großes Verdienst sich der Direktor Dr. Rafael Löwenfeld um die Kenntnis des russischen Dichters und Sozialethikers Tolstoi, des christlichen Anarchisten und greisen Einsiedlers von Jaßnaja Poljana in Deutschland erworben hat durch die Übersetzung und Herausgabe seiner sämtlichen Schriften. So wachte sein scharfes Auge mit besonderer Sachkenntnis über der Aufführung seines Lieblingsdichters. Und die Mühe ward wohlbelohnt. Man war vom ersten bis zum letzten Augenblick im künstlerischen Banne eines Dichters, der die Wahrheit sagt, um zu bessern, und dessen Kunst allemal mit der Ethik im innigsten Einklang sich befindet. Es war ein hübscher Einfall, Nikitas Vater, den greisen, gütigen, armen Akim, der Tolstois eigenste Gedanken ausspricht und der den Sohn aus den Banden der Macht der Finsternis endlich herauslöst zur Selbstbefreiung durch das unumwundene Schuldbekenntnis, in der Maske Tolstois darzustellen. Ich will nicht die Namen einzelner Schauspieler nennen, denn sie waren fast alle gleich gut. Wenn aber die gediegene Aufführung eines solchen Stückes für wirklich geringes Geld, nämlich für den vierten Teil des Entrees der anderen guten Berliner Theater, der großstädtischen Bevölkerung zugänglich gemacht wird, so erwirbt sich die Leitung ein unbestreitbares Verdienst um die Hebung des Kunstverständnisses und der Bildung im Volke. Es ist zwar richtig, und kann einem von uns den Genuß einmal empfindlich stören: das Publikum lacht an ernsten Stellen, sobald irgend ein Ausdruck durch scharfe Pointierung oder sonst ein paradoxes Attribut es fremd anmutet. Das ist ein Rest von jenem Lachreiz, den wir als Kinder hatten, wenn ein Mohr oder ein Chinese mit dem Zopf über die Straße ging. Bittere Ironie und alle Symbolik, die der durchschnittlichen Klarheit ausweicht, verfällt diesem vergnügten Lachen. Es wirkt dabei auch sicherlich die alte Vorstellung mit, daß das Theater eine Stätte des Vergnügens, also das Theaterspiel eine lustige Komödie sei, ein gebundenes Seitenstück zum Zirkus und ein würdiger Bruder des Tingeltangels. Man hat sein Geld bezahlt und damit das Recht erworben, sich „zu amüsieren". Man sieht an solcher unmotivierten Heiterkeit, daß die Volksbildung in der Praxis ein etwas mühseligeres Geschäft ist, als manche Enthusiasten glauben. Dadurch aber, daß die meisten Besucher des Schillertheaters als Abonnenten des östlichen oder nördlichen Theaters jeden Monat zweimal in regel-

Digitized by Google

mäßiger Wiederkehr ins Spielhaus kommen und innerhalb dreier Jahre rund hundert neue Stücke kennen lernen in immer würdigen Darstellungen, wird doch in langsamem Aufbau der Reichtum unserer klassischen und modernen dramatischen Literatur ihrem Verständnis irgendwie angeeignet. Das ist Volksunterhaltung und Volksbildung in einem.

Am 30. August 1894 wurde das erste Berliner Schillertheater im Hause des berühmten alten Wallnertheaters eröffnet; jetzt, nach zwölf Jahren, ist das dritte Schillertheater in Charlottenburg im Bau begriffen. Die vereinigten Schillertheater, die als Aktiengesellschaft verfaßt sind, zahlen allen ihren Angestellten zwölf Monate im Jahr das Gehalt aus, während die meisten Privattheater Deutschlands ihre Mitglieder nur sieben bis neun, sehr wenige zehn Monate hindurch beschäftigen. Sie gewähren dabei jedem Mitgliede mindestens einen Monat Ferien und — sehr wichtig! — liefern auch den Damen sämtliche Kostüme. Sie besolden keinen „Star" mit den ungeheuren Summen, die diese künstlerischen Wandervögel beanspruchen und auch oft bekommen; aber sie drücken die Gagen der untergeordneten Kräfte auch nicht zu so jämmerlichen Hungerlöhnen herab, wie sie gerade die ersten Bühnen mit Stars sich nicht selten erlauben. Das Schillertheater hält in allem mit Glück die mittlere Linie ein. Alle Gewinne, die über 5% hinausgehen, fallen nach der Bestimmung des Statuts dem Institut und nicht den Aktionären zu! Diese gesunde geschäftliche Grundlage schließt die hohe Verzinsung großer Kapitalien durch die Geldgeber aus. Sehr treffend führt Dr. Löwenfeld einmal aus: „Ich weiß wohl, es kann ein Spekulationstheater ein ausgezeichnetes Kunstinstitut, und es kann ein der Spekulation entrücktes Institut ein schlechtes Theater sein; das Wahrscheinliche aber ist, daß ein Institut, dessen Direktor ohne die Gefahr von Verlusten und ohne die ausschweifenden Hoffnungen auf außerordentliche Gewinne arbeitet, den idealen Zielen eher nahe kommen wird als das Geschäftstheater." Der Direktor des Instituts hat die Stellung eines Beamten und ist Männern verantwortlich, die die Aktionäre durch ihre Wahl als Aufsichtsrat konstituieren. Daraus erwächst ohne Zweifel eine größere Stetigkeit in der Leitung, und mit der größeren Sicherheit des geschäftlichen Betriebes auch eine Hebung der Kunstleistungen und des Schauspielerstandes.

Blicken wir in den Spielplan des Schillertheaters! Es ist ein buntes Bild, das sich darbietet. Schillers Räuber gaben dem Hause, das seinen Namen trägt, die Weihe. Wildenbruchs Mennonit, Anzengrubers Meineidbauer und Björnsons Fallissement folgten, dazwischen aber Mosers Veilchenfresser und die Fastnachtsschwänke von Hans Sachs. Es gibt Stimmen, welche jenes loben und dies tadeln; der Tadel aber ist unverständig: warum soll ein Volkstheater nur Schiller und die anderen Klassiker spielen und nicht daneben auch das gemütvolle Lustspiel und die heitere Posse pflegen? Auf gesunde Abwechslung muß auch im Speisezettel der Kunst von dem Haushalt des Theaters Bedacht genommen werden, sonst ruinieren sich die Tischgäste den Magen. Der alte Gustav Freytag hatte ganz recht, wenn er wenige Wochen vor der Eröffnung des Schillertheaters dem Direktor in seinem Landhaus zu Wiesbaden zurief: „Unterschätzen Sie mir den Moser nicht. Er ist gewiß kein großer Dichter. Aber er hat nicht geringe Verdienste um unser Theater. Gerade in einer Zeit, wo unsere

Digitized by Google

Bühne von zweideutiger französischer Ware überflutet wurde, hat er unsere eigenen Verhältnisse in reizender, lustiger Weise geschildert. Er hat Tausenden und Abertausenden ein anständiges Vergnügen bereitet. Und das ist etwas." Man würde heute neben Moser, der doch schon etwas verstaubt ist, als gleichwertige Lustspieldichter Poeten wie Blumenthal und seinen ehemaligen Sozius Kadelburg zu nennen haben, wenn man das Recht der Theaterbesucher auf dramatische Unterhaltungsstoffe, bei denen mit Anstand gelacht werden kann, betonen will. Bietet man sie nicht, so setzen sich die Leute in die Bierkellertheater mit ihren öden Couplets und den ausgeleierten Soubretten. Ich gebe aus Löwenfelds Gesamtrepertoire einige Stichproben. Zweites Spieljahr: Lessings Minna, Goethes Götz, Wilbrandts Maler, Schillers Tell, Grillparzers Traum ein Leben, Sophokles' Antigone, Ibsens Stützen der Gesellschaft; von Shakespeare: Der Widerspenstigen Zähmung, Romeo und Julia, Viel Lärm um Nichts. Mehreres von Schönthan, Reuters Onkel Bräsig, der Adelsnarr von Molière, das Glas Wasser von Scribe. Im fünften Spieljahr: Hamlet, Die Frau vom Meere, Othello, Hanneles Himmelfahrt, Grabbes Don Juan und Faust, Wildenbruchs Haubenlerche, Anzengrubers viertes Gebot, Wolzogens Lumpengesindel; daneben Fulda und Blumenthal, Dreyer und Georg Engel, Lope de Vega und Holberg. Endlich das zehnte Spieljahr: Der Lear und die Wildente, Uriel Acosta und College Crampton, der Talisman und Schnitzlers Liebelei, Der Fleck auf der Ehr' und Die Kinder der Exzellenz, Vasantasena, Lumpacivagabundus und Was Ihr wollt. Man sieht aus diesen zufälligen Proben, daß die Klassiker wie die Modernen des Dramas von der Tragödie bis zur Posse mit gleicher Liebe berücksichtigt werden. Wer will den Praktiker widerlegen, wenn er erklärt: ich kann meinen Leuten an einem heißen Sommerabend nicht Macbeth oder Lear zumuten; und ich muß auch auf die christlichen Festzeiten Rücksicht nehmen —?

Nicht im ersten Jahre seines Bestehens, aber im siebenten konnte das Schillertheater das Experiment wagen, Goethes ganzen Faust an vier aufeinanderfolgenden Abenden vorzuführen. Das Wagnis ist vollauf gelungen. Allen, die diese Vorstellungen erlebten, eine festliche und dankbare Erinnerung! Zwei tüchtige Künstler trugen die Hauptrollen: Ferdinand Gregori als Faust und Friedrich Holthaus als Mephisto. Die in sich geschlossenen Leistungen der beiden ausgezeichneten Schauspieler bilden ein Ehrenblatt in der Geschichte ihres Theaters. Mit der gleichen innigen Freude gedenke ich der Aufführung des Meisters von Palmyra, der reifsten Dichtergabe, die uns von Adolf Wilbrandt geworden ist. Die weibliche Rolle der fünf Verwandlungen spielte Alwine Wiecke, die begabte Schülerin von Holthaus, mit unübertrefflicher Meisterschaft; ihr zur Seite stand der Pausanias von Max Pategg. Schmerzlich fragt man sich heute: wo sind diese und viele andere Künstler des Schillerthaters, die die Leitung immer neu mit klugem Blick für sich gewonnen hat? Ich habe auf diese Seite der Entwickelung des Schillertheaters vor etlichen Monaten bereits kurz hingewiesen, als ich an dieser Stelle über Gertrud Eysoldt sprach. Frau Eysoldt gehört den Reinhardtbühnen, nachdem man im Schillertheater auf sie aufmerksam geworden war; Gregori wurde nach Wien berufen, der langjährige Komiker des Hauses, Alfred Schmasow erlitt den Unfall, von Ferdinand Bonn an „sein" Berliner Theater engagiert zu werden; der

Digitized by Google

talentvolle Steinrück und selbst Agnes Werner, die beliebte komische Alte des Hauses, konnten zu Reinhardt und seinem Nachfolger am Kleinen Theater übersiedeln; Frau Wiecke ist nicht mehr im Verbande, und Friedrich Holthaus scheidet gleichfalls mit dieser Spielzeit aus dem Ensemble. Noch ein Künstler von überragender Bedeutung bleibt zurück: der feinnervige Stimmungskünstler Erich Ziegel, dessen Narr im König Lear ebenso originell sich gab, wie Steinrücks ausgeglichener Professor Crampton — doch auch Ziegel ist vom nächsten Jahre ab bereits dem königlichen Schauspielhause verpflichtet und wird zugleich in Breslau Direktor des Sommertheaters. Auch Gusti Becker, die eindrucksvolle halbblinde Hedwig in Ibsens Wildente, ist nicht mehr im Hause. Diese schweren Verluste hängen mit der Organisation des Schillertheaters naturhaft zusammen und werden auch für die Zukunft schwerlich zu vermeiden sein. Da im Schillertheater jedes Stück durch das ausgebreitete System der Abonnements nur zwölfmal gegeben werden kann und dann vom Spielplan verschwinden muß, hat der Schauspieler reichlich Gelegenheit, in immer neuen Rollen vor Publikum und Presse zu erscheinen. Sie kommen zumeist aus der Provinz in die große Stadt, als Werdende; hier wachsen ihnen die Schwingen, und wenn dann andere Direktoren der alten Bühnen mit höheren Gagen winken, manchmal auch mit der Aussicht auf ein weniger anstrengendes Arbeitspensum durch die Zugstücke, die Monate hindurch die Kassen füllen, so halten sie das Bessere für den Feind des Guten und schnüren ihr Bündel. Es scheint aber, als ob auch jetzt wieder in die entstandenen Lücken neue Kräfte nachrücken wollten; ich denke an Else Wasa, die sich schon mehrere Jahre bewährt hat, an Betty Ullerich, an Gertrud Gräbner, an Gustav Trautschold und Conrad Wiene, an Franz Nolan, Martha Hartmann und Marie Gundra. Weniger Zuversicht habe ich zu der Entwickelung von Frieda Brock, der alle feineren Nuancen vorbeigelingen — nicht zuletzt durch eine starke Neigung zu spielerischer Flüchtigkeit, die bis zur ärgerlichen Nachlässigkeit sich steigern kann; sie ist nur genießbar, wenn eine naive Dummlichkeit und Fahrigkeit von ihr erwartet wird. Nicht vergessen aber sei endlich das Schauspielerpaar Pategg und Max Kirschner, der Heldenvater und der Humorist, die beide von Anfang an Last und Hitze der Entwickelung des Schillertheaters mitgetragen haben und die die festesten Säulen des Hauses bilden.

Soll ich noch einzelne Abende nennen, die sich der Erinnerung einstellen als freundliche Bilder, so sei der John Gabriel Borkmann von Holthaus erwähnt, dessen kräftige Durcharbeitung seines Eindrucks auf die Hörer nicht verfehlte, sowie der Harpagon und Tartuffe desselben gediegenen Könners auf der Bühne aus den Stücken von Molière. Ich nenne den Korbflechter Habakuk von Kirschner und die Frau des Pfarrers Sang in Björnsons Über unsere Kraft, die bei Anna Feldhammer in guten Händen war. Man kann im ganzen sagen, daß die Problemstücke, wie die Dramen von Ibsen, den Kräften des Schillertheaters weniger entsprechen als die geradlinigen Bühnenstücke klassischer und nicht klassischer Autoren.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Direktor Löwenfeld die Getreuen seiner beiden Theater seit einer Reihe von Jahren an den Sonntagen auch zu Dichter- und Tonkünstlerabenden im Bürgersaal des Rathauses

Digitized by Google

versammelt, wo in äußerst geschickter Gliederung nach einem einleitenden Vortrag über den Helden des Abends durch die Kräfte des Schillertheaters und andere musikalische Damen und Herren das Lebenswerk eines Poeten oder Komponisten älterer und neuerer Zeit an Probestücken zur Darstellung gebracht wird. Diese ganz billigen Vortragsabende erfreuen sich in der Bevölkerung derselben ungeteilten Beliebtheit wie die Theaterabende in der Wallner- und Chausseestraße. Nur das Bild der Pausen ist in den Erfrischungsräumen der beiden Theater amüsanter als in dem feierlichen Rathause: männiglich „entwickelt" dort die von Hause mitgebrachten belegten Butterbrote und kauft sich für einen Groschen ein Glas Bier dazu, um zu Wallensteins Tod oder zu Hedda Gablers Selbstmord das körperliche Gleichgewicht für die seelische Erschütterung zu erwerben. Der Glanz und die hohen Preise der Foyers unserer „feinen" Theater fehlen hier durchaus; die schicke, aber einfache Bluse und das gediegene, solide Sonntagskleid der braven Hausfrau herrschen vor, von Reform und sezessionistischen Farbenräuschen und — Ausgekleidetheiten spürest du hier kaum einen Hauch. Aber eine fröhliche Stimmung lebt in diesen unübersehbar vielen, sich dicht aneinander vorbeischiebenden Menschen: sie wissen sich beteiligt an der Schönheit und Freude des Lebens!

In seinem eigenen Organ: Die Volksunterhaltung, kämpft Löwenfeld unermüdlich für die Propaganda seiner Idee der Volkstheater und für ihre Organisierung durch die Stadtverwaltungen. Seinen Gästen aber weiß er durch freundliche Annehmlichkeiten den Aufenthalt in seinen Häusern gemütlich zu gestalten: er löst den Zwang des Garderobegeldes durch einen Aufschlag von zehn Pfennigen ab, über die als Coupon an jedem Billett quittiert wird, und er duldet nicht, daß die Theaterzettel von den Dienern verkauft werden. Jeder Besucher erhält von selbst ein schmuckes Druckheft auf sein Billett hin eingehändigt, das neben dem Personenverzeichnis einen begleitenden Text zu dem neuen Stück bietet. Bald eine Biographie des Dichters, bald erläuternde Worte über das Stück, auch allgemeineres: Die Mitteilung einer Erzählung, die dem Dramatiker den Stoff geboten oder die Abhandlung eines Berufenen über das Drama des Abends, zumeist auch Bildnisse der Autoren, nebst anderem lehrreichen Bildschmuck. Diese kleinen, sorgfältig redigierten Hefte sind alles Lobes wert; sie schlagen im Gemüt des Theaterbesuchers die richtige Saite an, sie helfen ihm auf die Spur zum Verständnis, sie retten oft den ganzen Abend. Eifrig sieht man Mann und Weib in diesen Programmheften studieren, bis der Vorhang aufgeht; ja, wer sich diese zwanglosen Büchelchen das Jahr über bestellt, bekommt sie nach Hause und kann gewappnet bis an die Zähne dem Theaterabend seines Abonnements mit Seelenruhe entgegensehen.

Digitized by Google

Streiflichter.

Mit der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes vereinigen wir uns in ehrfurchtsvollen und aufrichtigen Wünschen für die silberne Hochzeitsfeier unseres Kaiserpaares und für das eben erblühende häusliche Glück des zweiten Kaisersohnes und seiner Gemahlin. Beide Feste fallen in ernste Zeiten; ernst ist die Zeit nach außen, ernst ist sie zumal nach innen. Aber auch die Feiernden selbst, unser Kaiser- und unser Prinzenpaar sind sich des Ernstes der Zeiten bewußt. Die leichtfertigen Worte: le roi s' amuse und après nous le déluge kennt man am Hohenzollernhofe nicht. So liegt auch in diesen höfischen Festen und in der Teilnahme, die sie bei der Bevölkerung finden, nicht das Ephemere vorüberrauschenden leeren Prunkes, sondern die Gewähr dauernden Glückes für Herrscherhaus und Volk.

Auf zwei Kundgebungen des Reichskanzlers muß ich zurückkommen: seine Herrenhausrede über die Sozialdemokratie und seine Erklärung über Offiziersduelle.

In der ersten Kammer sitzen eine Reihe rechter und echter Scharfmacher, die vom sozialen Kern der sozialdemokratischen Bewegung nicht die geringste Ahnung haben, die in ihr nur Gewalttat, nur Umsturz sehen, die das wüste Geschrei und Geschimpfe sozialdemokratischer Hetzer und Schreier für das Wesen der Sozialdemokratie halten, die so gut wie jede soziale Weiterentwickelung der arbeitenden Klassen als „Angriff auf die bestehende Gesellschaftsordnung" betrachten, deren ganzes „soziales" Programm in dem Worte enthalten ist: „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen" (so Freiherr von Manteuffel und Herr von Burgsdorf!) Diese „Herren" nun wollten durch eine Interpellation die Regierung auf den Weg der Ausnahmegesetzgebung drängen, um geistige Bewegungen mit dem Knüppel totzuschlagen. Ihnen antwortete der Reichskanzler: die bestehende Gesetzgebung reiche, bei strenger Anwendung, aus; glaube die Regierung ein gesetzgeberisches Mehr sei nötig, so würde sie selbst mit entsprechenden Vorschlägen an die Volksvertretung herantreten. Eine gute, weil im Bewußtsein der eigenen Kraft abgegebene Antwort; Bangemachen gilt nicht! Leider knüpfte Fürst Bülow an diese Worte eine bewegliche Mahnung zum „Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie!" Ein echt Bülowscher Mischmasch-Vorschlag! Wie soll denn dieser „Zusammenschluß" zustande kommen bei Parteien, die so grundverschieden denken über die Sozialdemokratie und ihre Behandlung? Wo ist bei Männern wie Manteuffel, Irmer, Heyl, Bruhn, Müller-Meiningen, Barth usw. auch nur die Möglichkeit einer antisozialdemokratischen Einigung? Denn daß alle darin „einig" sind, daß sie keine „Revolution" wollen, kann doch dem Reichskanzler bei seiner Äußerung nicht vorgeschwebt haben; es wäre gar zu kindlich. Bedauerlich ist, wenn leitende Staatsmänner bei ernsten Fragen sich in leeren Redensarten ergehen. Setze der Reichskanzler seinen und seiner Presse Einfluß dafür

Digitized by Google

ein, daß die Sozialdemokratie bei Regierung und Parteien als das beurteilt und behandelt werde, was sie ist: eine in ihrem eigentlichen Wesen auf sozialkulturelle Hebung der unteren Stände gerichtete Bewegung, schwer belastet allerdings durch wüste Verhetzung und durch international-revolutionäre Velleitäten. Handhabe man die bestehenden Gesetze gegen das Eine unnachsichtlich, streng; fördere man durch sozialpolitische Gesetzgebung das Andere weitblickend, energisch. Hier ist der Zusammenschluß-Punkt für alle vaterländisch Gesinnten; solcher Zusammenschluß trägt, bei der Gesundheit unseres Volkes, die Gewähr des Sieges über die revolutionäre Sozialdemokratie in sich. Klarheit der Begriffe, Herr Reichskanzler! Werden Sie um des Himmels willen kein Miquel redivivus, dessen Wirken in parteipolitischer Hinsicht, weil auf unklarem Wollen und auf phrasenhaft-schillerndem Ausdruck beruhend, unselig war.

Was nun die Bülowsche Erklärung über Offiziersduelle angeht, so hat es ihr, im Gegensatze zu der Herrenhauserklärung, nicht an Klarheit, aber in so bedauerlichem Maße an Klugheit gefehlt, daß man aus dem Staunen über sie nicht hinauskommt. Obwohl ich selbst Gegner des Duells bin, weil es m. E. weder mit christlichen, noch mit rein menschlichen Grundsätzen in Einklang zu bringen ist, verstehe ich doch, daß bei gewissen Ehrverletzungen christliche und menschliche Grundsätze im Augenblick der Leidenschaft über Bord gehen, und ich selbst würde vielleicht mit der Waffe in der Hand der Rächer meiner Ehre werden. Das sind aber Überrumpelungen augenblicklicher Leidenschaft über das bessere Selbst, wie jede andere Verfehlung gegen irgend eines der 10 Gebote auch eine solche Überrumpelung ist. Was der Reichskanzler im Reichstag erklärte, war jedoch die bei ruhigem Blute wohlabgewogene, amtlich ausgesprochene, grundsätzliche Gegensätzlichkeit zu einer Fundamentallehre des Christentums.

Vor wenigen Jahren sagte der Kaiser bei einer Rekrutenvereidigung das freilich sehr übertreibende Wort, nur ein christlicher Soldat könne voll seine Pflicht tun. Und heute hören wir durch den ersten Diener desselben Kaisers, daß diejenigen, die des Kaisers Rock tragen wollen, grundsätzlich bereit sein müssen, ein strenges Gebot des Christentums zu übertreten! Hätte Bülow seinen kaiserlichen Herrn auf diesen geradezu schreienden Widerspruch nicht aufmerksam machen müssen?

Und die im Duell liegende Übertretung der Staatsgesetze? Diese Übertretung ist wohl das von Bülow im Herrenhaus erwähnte „Einigungsmoment" gegen die Sozialdemokratie, deren schlimmste Verfehlung ja doch auch Übertretung der Staatsgesetze ist? Oder gibt es bei uns Staatsangehörige, die für Gesetzesübertretungen amtlich privilegiert sind?? Und endlich, wie stimmt die Bülowsche Duellerklärung zur „Parität", zum „konfessionellen Frieden", deren so überaus liebevoller Beschützer der Reichskanzler doch sonst ist? Mit seiner Erklärung hat er sämtlichen katholischen Offizieren den Stuhl vor die Armeetür gesetzt, denn strengstes Kirchengebot verbietet unter Todsünde jedem Katholiken das Duell. Warum fragt Bülow bei solchen Gelegenheiten nicht seinen Intimus, den Prinzen Arenberg, dessen Rat er doch sonst häufig einholt? Hier wäre Arenbergscher Rat besser, als in kolonialpolitischen Dingen.

Digitized by Google

Ja, die kolonialpolitischen Dinge! Immer stärker sucht sich der Zentrumseinfluß bei ihnen geltend zu machen, und zwar auf dem Wege über die Missionen. Viel klarer, als es geschieht, muß von Regierung und Parteien ausgesprochen werden, daß unsere Kolonien nicht der Missionen wegen da sind, sondern daß sie lediglich und ausschließlich nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen geleitet werden. Das religiöse Moment, und zwar das evangelische so wenig wie das katholische, darf dabei eine grundsätzliche Rolle nicht spielen. Erweisen sich die verschiedenen Missionare als kulturell und volkswirtschaftlich nützlich, um so besser für sie; aber sie sind in der gleichen Weise zu behandeln, wie jeder andere Ansiedler auch. Schon wiederholt habe ich betont, und es kann nicht genug betont werden, die immer mehr Platz greifende Verquickung von Religion und Kolonialpolitik ist vom Übel, es ist ultramontaner, kein evangelischer Geist, der diese Verquickung sucht und fördert. Die Ausbreitung des Christentums ist eine rein religiöse Angelegenheit, nicht eine staatliche und unmittelbar nicht einmal eine kulturelle. Denn Förderung der Kultur ist höchstens eine Begleit- und Folgeerscheinung der Ausbreitung des Christentums. Doch die modernen „Apostel" haben eine andere Auffassung: für sie ist der Staat. sind seine Beamten Pioniere für die Religion. Ich sollte meinen, Bischof Anzer, Kiautschou und später Peking und der chinesische Sühnefeldzug mit seinen schweren Opfern seien Warnung genug gegen das Bündnis von Staat und Missionen. Sonderbar! In den Kolonien so „christlich", und zu Hause so duellfreudig unchristlich! Vor 35 Jahren (am 6. Juli 1871) schrieb die „Norddeutsche Allgem. Zeitung": „Aus der klaren aktenmäßigen Darstellung (des chinesischen Staatsrates) ergibt sich die betrübende Tatsache, daß die chinesische Regierung eine allgemeine Volksbewegung gegen die christliche Bevölkerung fürchten zu müssen glaubt, eine Bewegung, die durch das Treiben der katholischen Missionare hervorgerufen wird, welche die bestehende Staatsgewalt unterminieren." Daß sich seit 1871 der Ultramontanismus geändert hat, wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen. Wir haben uns geändert, und zwar gründlich.

Das Zentrum hat seinen Toleranzantrag wieder eingebracht und Herr Bachem hat dazu eine Rede gehalten, die von Geschichtsfälschungen strotzt. Dr. Müller-Meiningen, der aber leider auf diese Fälschungen nicht einging, hat scharf und schneidig erwidert und den „toleranten" Antragstellern manche bittere Pille zu schlucken gegeben. Einige Pillen will ich hier auch noch drehen. Unter dem katholischen Volke Österreichs werden zurzeit Massen-Flugblätter verbreitet, um es vor den Evangelischen zu warnen. Ein Flugblatt (Nr. 13) betitelt sich: Gott oder Luther? Da heißt es: „Luther hat, um seine Lehre zu beschönigen, die h. Schrift, nach Aussage des Protestanten Bunsen, an mehr als 3000 Stellen fälschen müssen." „Luther erlaubt ausdrücklich den Meuchelmord." „Luther erlaubt, empfiehlt und verherrlicht die Unzucht und Schamlosigkeit." „Luther erlaubt und empfiehlt das schreckliche Laster des Ehebruches." „Luther befiehlt die Sünde." „Luther nennt Gott und Jesum närrisch." „Luther behauptet, die Religion der Türken sei besser als der christliche Glaube." „Nun, lieber Leser, wer hat Recht, Gott oder Luther?" — Aus Frankreich wurde mir dieser Tage ein „Catéchisme antiprotestant" zugeschickt. Einige

Digitized by Google

Proben: „Ist der Protestantismus eine Religion? Nein, eine protestantische Religion gibt es nicht; sie hat weder Glaubenswahrheiten, noch Sittenpflichten.“ „Nehmen die Protestanten ihre Religion ernst? Die meisten nicht. „Welches ist Ihr Beruf, fragte man den Sohn eines protestantischen Pastors?“ „Sohn eines Pastors und selbst auch Schauspieler, war die Antwort.“ „Wer sind die Verbündeten der Protestanten? Die Juden in der Finanzwelt und in der Presse; die Freimaurer im Beamten- und Gelehrtenstand; die Sozialisten und Anarchisten auf der Straße.“ „Welche Art von Toleranz besaßen die Gründer des Protestantismus? „Die der Sitten. Luther starb nach einer Orgie an Verdauungsstörung, usw. usw.

Diesem „Katechismus“ reiht sich der von Pius X selbst soeben (14. Juni 1905) herausgegebene würdig an, dessen „toleranten“ Inhalt der eine Satz kennzeichnet: „Der Protestantismus oder die reformierte Religion, wie sie ihre Gründer mit Selbstüberhebung nennen, ist die Summe aller Ketzereien, die vor ihr gewesen, nach ihr gekommen sind und in Zukunft noch kommen werden, um die Seelen zu morden: a fare strage delle anime.“ (S. 398).

Einen kleinen Sprung müssen wir machen ins verflossene Jahr; aber er lohnt sich. Am 18. Oktober v. J. fand eine große Zentrumsversammlung in Köln statt. Herr Spahn, Zentrumsführer und Oberlandesgerichtspräsident von Kiel, hielt, „mit stürmischem Beifall begrüßt“, die Hauptrede über „Das Zentrum und die politische Lage.“ Einige Sätze seien nach dem Bericht der „Köln. Volkszeitung“ (19. X. 05) hervorgehoben: „Das Jahr 1871 hat uns Katholiken die einheitliche Gestaltung einer Partei gebracht, die von so einflußreicher Einwirkung auf die Entwickelung des Reiches zu werden verspricht, daß vielleicht sich sagen läßt, in ihr erfülle sich die vieljährige Ahnung ernsterer Geister: novus nascitus saeculorum ordo .... Das vatikanische Konzil nahm vor der bevorstehenden Umwälzung der europäischen Verhältnisse den Katholiken nochmals den Fahneneid ab..... Deckt sich im Urteile der Gegner Ultramontanismus mit Katholizismus, so darf die Fraktion die Bezeichnung mit Dank gegen die Kirche entgegennehmen..... Die Partei mußte geschaffen werden, die.... gegenüber dem Zustande des religiösen Zweifelns und Verneinens die Versöhnung von Welt und Christentum auf der vom Apostel Johannes gewiesenen Grundlage erstrebte: haec est victoria, quae vincit mundum, fides nostra.“ Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ist hier der religiös-konfessionelle Charakter des Zentrums ausgesprochen, und wenn Herr Spahn im Verlauf seiner Rede die Tore des Zentrums auch für Evangelische auftut, so ändert das nichts an der streng religiösen Struktur der in unserer Politik ausschlaggebenden Partei. Ja, der Zentrumsführer sagt in einem der nächsten Sätze ganz offen: „die katholische Weltanschauung gibt die Richtlinien auch für unsere politischen Entschließungen.“ „Christlich“ ist aber im Munde eines Katholiken gleichbedeutend mit katholisch. Was aber „katholische Weltanschauung“ im Sinne des Herrn Spahn bedeutet, ersehen wir aus dem „Staatslexikon der Görres-Gesellschaft“, dessen Hauptmitarbeiter, qualitiv und quantitativ (von Herrn Spahn stammen 14. Artikel), Herr Spahn ist. In diesem Lieblingswerk des Herrn Spahn heißt es z. B.:

Digitized by Google

„Der Staat ist als die natürliche, für die Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche als der übernatürlichen, die geistigen Interessen wahrnehmenden, auf das ewige Ziel gerichteten religiösen Gesellschaft untergeordnet. Der christliche Herrscher ist in seinen gesetzgebenden, richterlichen und politischen Funktionen, ebenso wie in seinem Privatleben dem Lehramt der Kirche unterworfen. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität, sofern es dieser zukommt, sie in ihrem Verhältnis zu den Interessen der sittlich-religiösen Ordnung zu prüfen und zu regeln. Es soll hier nicht erwogen werden, unter welchem Gesichtspunkt dem Papste eine direkte Gewalt über die vom Staate und der Familie zunächst geordneten zeitlichen Verhältnisse zusteht. Es genügt, die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche hier festzustellen." (II, 851). Und ein Mann mit solchen „staatsrechtlichen" Grundsätzen ist vom preußischen Staate zum Oberlandespräsidenten gemacht worden! Und zwar wohl gemerkt, nicht wegen seiner juristischen Befähigung — sie ist nach dem Urteile der Kollegen Spahns kaum Dutzendware —, sondern weil er Führer des Zentrums ist, dessen Stimmen die Regierung braucht! Schon am 3. Dezember 1905 habe ich auf dies horrendum und pudendum im „Hannoverschen Kurier" hingewiesen, aber ohne ein Echo in der übrigen Presse zu finden! Oft überkriecht es mich wie Hoffnungslosigkeit, wenn ich sehe, wie die Presse gleichgültig dem großen Kulturgegner, dem Ultramontanismus, gegenübersteht, wie sie ihre Spalten vielfach mit Nichtigkeiten füllt, anstatt in ihnen die nationalen und kulturellen Gefahren, die uns vom Zentrum drohen, sachgemäß zu schildern. Sie bellt zuweilen den internationalen Unhold an, indem sie anekdotenhaft ultramontane Übergriffe bei Wahlen, Mischehen usw. berichtet, aber wo ist die Tageszeitung, die den Stier bei den Hörnern packt, d. h. welche die antinationalen und antikulturellen Grundsätze des Ultramontanismus systematisch bloßlegt? Hier muß das zeitunglesende Publikum den notwendigen Wandel schaffen: es muß den Redaktionen ein kategorisches Entweder — Oder stellen: entweder ihr führt den grundsätzlichen, systematischen Kampf gegen den immer weiter vordringenden Ultramontanismus — oder wir bestellen eure Zeitung ab.

Eine recht merkwürdige Rede hat der gerade in sozialpolitischer Hinsicht sonst so verdiente Graf Posadowsky am 7. Februar im Reichstag gehalten. Er hat das von ihm selbst als schlecht anerkannte preußische Wahlgesetz verteidigt mit Rücksicht auf die — preußische Dynastie! Diese Dynastie könne den von ihr geschaffenen preußischen Staat nicht „Republikanern ausliefern". Zwei große Irrtümer in einem kleinen Satz. Erstens, Wahlrechte sind nicht zuzuschneiden weder auf herrschende Klassen, noch auch auf Dynastien, sondern einzig und allein auf das Volkswohl, und zweitens durch ein volkstümliches Wahlrecht wird der preußische Staat gewiß nicht „den Republikanern ausgeliefert." Graf Posadowsky muß eine sonderbare Ansicht vom preußischen Volke haben. Oder fürchtet er, der sonst, als rühmliche Ausnahme seiner Ministerkollegen, die Sozialdemokratie richtig beurteilt, sie werde mit dem Stimmzettel den preußischen Staat „republikanisieren"? Wohl kaum. Der Satz ist eine Entgleisung von richtiger,

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35.

Anfang Dezember erscheint:

Hans Paul Freiherr von Wolzogen

(Bayreuth):

Aus Deutscher Welt.

Gesammelte Aufsätze über Deutsche Art und Kultur.

Preis: 3.— Mark, geb. 4.— Mark.

Deutschtum und Christentum sind die beiden Grundelemente, auf denen sich nach der Ansicht des Verfassers eine rechte deutsche Kultur aufbauen muß; und seine hier zusammengefaßten Aufsätze behandeln insbesondere die Rassenfrage und andere unsere Zeit bewegende Probleme unter diesem Gesichtspunkte, wobei die Gedanken eines Gobineau und H. S. Chamberlain in mehrseitige Beleuchtung gerückt werden.

Ein Weihnachtsbuch für die Gebildeten.

Digitized by Google

359125

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Nr. 37
4. Jahrgang: Heft 1
Oktober 1905

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Marie Martin:

Aus der Welt der deutschen Frau.

Preis: Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Inhalt:

Einleitung — Schwärmen — Die deutsche Frau und die häusliche Erziehung der Mädchen — Gemeinsame Erziehung der Geschlechter — Die doppelte Moral und die Mädchenerziehung — Schulaufsätze — Mädchenlektüre — Weihnachten, Kinderspielzeug, Bilderbücher.

Das vorliegende Buch ist aus einzelnen Aufsätzen entstanden, die im Publikum starken Widerhall fanden. Die Verfasserin will die Sorgen und Wünsche besprechen, die durch ernste und erfahrene Frauenaugen betrachtet, der heutigen Jugenderziehung, speziell der Mädchenerziehung, anhaften. Möchten sie in das Bewußtsein der modernen Gesellschaft des deutschen Hauses energisch eindringen und auf vielen Gebieten Wandel, auf anderen Vertiefung, auf anderen sorgfältige Pflege zu neuem Leben schaffen.

Digitized by Google

Verlag:
William Heinemann, 20 & 21 Bedford Street, London W.C.

The World's Work

Edited by HENRY NORMAN, M.P. Pro Jahrgang Mark 15.—.

Principal Contents of January Number 1906:

Frontispiece: Special Portrait of the new english Prime Minister. — A Gallery of special Portraits of the new Ministers (splendid original fullpage Portraits). — The liberal Government by Henry Norman, M. P. — Protection, Trade and Wages by George H. Sankey. — The coming Country: South America by Mrs. Trench-Gascoigne (illustrated). — How dangers are met at Sea by John C. Beaumont (illustrated). — The Work of the Book World. — The German Glass Industry. — Cost of Living in France and England. — British Firm asked to Visit Turkey.

34 Articles. — 84 Illustrations.

Pro No.: 1 Sh. net. = Francs 1.50 = Mark 1.25

(Exemplare sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Scribner's Magazine

Pro Jahrgang Mark 15.—

Principal Contents of January Number 1906:

Philippa's nervous Prostration by Kate Douglas Wiggin: A Study in Nobleness (illustrated). — Letters and Diaries of George Bancroft: **Minister to Germany** by M. A. de Wolfe-Howe (illustrated). — Bon Voyage: Poem by Edwin Arlington Robinson. — In the Spring of the year by L. Frank Tooker (illustrated). — An Impression of Henry Irwing by E. S. Nadal. The Field of Art.

14 Articles. — 73 Illustrations.

Pro No.: 1 Sh. net. = Francs 1.50 = Mark 1.25

(Exemplare sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Annoncen:
C. Rivington Shill, 20 Bedford Street, London W.C.

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35

Ende März d. J. erscheint:

Deutsch-Ostafrika

von Geh. Regierungsrat Professor Dr.

Hermann Paasche

Vize-Präs. des Deutschen Reichstages

:: :: Preis ca. 5 Mark :: ::

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google